Abbé Rohrbacher's

Universalgeschichte

der

katholischen Kirche.

'Αρχὴ πάντων ἐστὶν ἡ καθολικὴ καὶ
ἁγία 'Εκκλησία.
S. Epiph. adv. haer. l. 1, c. 5.
Ubi Petrus, ibi Ecclesia.
S. Ambros. in psalm. 40, n. 30.

Sechszehnter Band.

In deutscher Bearbeitung

von

Dr. B. Neteler.

Münster, 1879.

Druck und Verlag der Theissing'schen Buchhandlung.

Den Herren Subscribenten auf Rohrbacher's Universalgeschichte der katholischen Kirche freuen wir uns mittheilen zu können, daß die weitere Herausgabe dieses Werkes jetzt rascher voranschreiten wird, da fast sämmtliche Bände seit längerer Zeit in Bearbeitung sind. Weitere zwei Bände sind bereits im Drucke und werden im Laufe des nächsten Jahres zur Ausgabe kommen.

Den bisherigen billigen Subscriptionspreis von 4 M. 50 Pfg. pr. Band lassen wir vorläufig noch bestehen und bitten alle Freunde des Unternehmens, **durch Empfehlung desselben in ihren Kreisen zu weiterer Verbreitung desselben beitragen zu wollen.**

Münster, im December 1878.

Theissing'sche Buchhandlung.

Abbé Rohrbacher's

Universalgeschichte

der

katholischen Kirche.

'Αρχὴ πάντων ἐστὶν ἡ καθολικὴ καὶ ἁγία 'Εκκλησία.
S. Epiph. adv. haer. l. 1, c. 5.
Ubi Petrus, ibi Ecclesia.
S. Ambros. in psalm. 40, n. 30.

Sechszehnter Band.

In deutscher Bearbeitung

von

Dr. B. Neteler.

Münster, 1879.

Druck und Verlag der Theissing'schen Buchhandlung.

Sechszehnter Band.

Vom Anfange der Regierung des Kaisers Heinrich V. bis zum Tode des hl. Bernard.

(Von 1106 bis 1153 n. Christus.)

Inhalt.

NB. Die laufende Nummer verweist auf den Paragraphen, die zweite Zahl auf die Seite. Die mit Kreuzchen bezeichneten Paragraphen sind vom Bearbeiter neu hinzugefügt oder ganz umgearbeitet, die mit einem Sternchen sind ergänzt oder verändert; eine Paragraphenzahl zwischen zwei Sternchen bezeichnet eine Umstellung des Paragraphen; eckige Klammern schließen Zusätze des Bearbeiters ein.

Siebenundsechszigstes Buch.

(1106—1125 nach Christus.)

Abschluß des Investiturstreites.

Achtundsechszigstes Buch.

(1125—1153 nach Christus.)

Zeitalter des hl. Bernard.

I. Pontificat des Papstes Honorius II.

II. Pontificat des Papstes Innocenz II.

III. Die kurzen Pontificate der Päpste Cölestin II. und Lucius II.

IV. Pontificat des Papstes Eugenius III.

Siebenundsechzigstes Buch.

(1106—1125 n. Christus.)

Abschluß des Investiturstreites.

1. † Die mittelalterlichen Verhältnisse und Zustände der katholischen Kirche waren von denen des christlichen Alterthums sehr verschieden, aber die Grundeinrichtung der Kirche war in beiden Zeitaltern dieselbe, indem der Primat und der mit ihm verbundene Episkopat als die Träger der von Christus angeordneten Vollmachten galten. Durch diese Einrichtung der Kirche waren im zwölften Jahrhunderte die Staaten der romanischen und germanischen Völker zu einer großen Genossenschaft verbunden, welche an der Spitze der damaligen weltgeschichtlichen Entwicklung stand. Das oströmische Reich der Griechen hatte sich von dieser Verbindung abgetrennt und verfiel einem unheilbaren Siechthume. Von den slavischen Völkern hatten sich die Russen und ein Theil der Südslaven an Konstantinopel angeschlossen; die Slaven in Ungarn nebst den Slovenen so wie auch die nordwestliche Slavengruppe der Tschechen, Polen und Wenden kamen in Verbindung mit der romanisch-germanischen Genossenschaft, jedoch ohne an der Culturentwicklung derselben mitzuwirken; eine weltgeschichtliche Bedeutung der Slaven beginnt erst nach dem Mittelalter in dem dritten Zeitalter der Kirche, dem unsere Gegenwart angehört, und selbst in dieser Zeit hängt der Erfolg ihrer geistigen Wirksamkeit von ihrem Anschlusse an die Germanen und Romanen ab.

Wie es in der Gegenwart eine welterregende orientalische Frage gibt, so gab es im Mittelalter einen Riesenkampf zwischen dem christlichen Abendlande und dem muhammedanischen Morgenlande; die Hauptplätze dieses Kampfes waren in Spanien und Syrien.

2. Nach dem ersten Kreuzzuge, an welchem sich nur das Volk und die Fürsten zweiten Ranges ohne irgend einen König betheiligten, waren die Christen Herren von Tarsus in Cilicien, von Edessa in Mesopotamien, von Antiochia in Syrien, von Jerusalem, Joppe, Cäsarea und Ptolemais in Palästina; der Kaiser von Konstantinopel, der sich vorher von den an den Ufern des Bosporus lagernden Türken in seiner Hauptstadt bedroht sah, konnte sie nun in weiterer Ferne bekämpfen, sie mehrmals schlagen und ihnen mehr als eine Stadt, mehr als eine Provinz entreißen. Nach seinem 1118 erfolgten Tode konnte sein Sohn Johannes Komnenus diese Vortheile verfolgen und nacheinander die Türken, die Petschenegen, die Bulgaren und die Serben besiegen. Um niemals den Angriffen der Ungläubigen zu unterliegen, brauchte das griechische Kaiserreich nur aufrichtiger mit dem Mittelpunkte der christlichen Einheit verbunden zu sein.

3. Die christlichen Colonien, welche in Syrien, Mesopotamien und Palästina von den Kreuzfahrern mit dem Schwerte gegründet waren, behaupteten und erweiterten sich unter einem Wechsel von Erfolgen und Unfällen. Im Frühjahre 1104 vereinigten sich Bohemund, Fürst von Antiochia, Tancred, damals Herr von Laodicea und Apamea, Balduin von Burg, Graf von Edessa, und sein Vetter Joscelin von Courtenay, Herr von Turbessel, um über den Euphrat zu ziehen und die von den Ungläubigen besetzte Stadt Harran oder Karrä zu belagern, welche der Wohnort des Thare, des Vaters des Abraham, gewesen war. Schon nach einer Belagerung von vierzehn Tagen hatte diese Stadt capitulirt, und die Christen zögerten mit ihrem Einzuge nur noch deßhalb, weil sie wissen wollten, ob Bohemund oder Balduin Herr derselben sein würde. Die beiden Fürsten stritten noch um ihre Eroberung, als ein moslemisches Heer von Mosul sie überfiel. Zur Strafe für ihren thörichten Stolz geriethen die Christen in Verwirrung und flohen beim ersten Angriffe. Balduin und Joscelin wurden gefangen genommen, Bohemund und Tancred entkamen fast allein.

4. Nach diesem Unglücke blieb Bohemund, von den Griechen und den Türken zugleich bedroht, in Antiochia eingeschlossen. Da er keine Schätze mehr hatte, noch ein Heer, so setzte er seine letzten Hoffnungen auf das Abendland und beschloß die christlichen Fürsten für seine Sache zu gewinnen. Nachdem er ein Gerücht über seinen Tod hatte verbreiten lassen, schiffte er sich im Hafen von St. Simeon ein und fuhr, in einem Sarge verborgen, mitten durch die Flotte der Griechen, die sich über seinen Tod freuten und sein Andenken verwünschten. Als Bohemund in Italien angekommen war, warf er sich dem Papste zu Füßen, beklagte sich über das Unglück, das er bei der Vertheidigung der Religion erfahren hatte, und rief die Rache des Himmels besonders auf Alexius herab, den er als die größte Geißel der Christen darstellte. Der Papst nahm ihn wie einen Helden und wie einen Martyrer auf, lobte seine Thaten, hörte seine Klagen an, gab ihm die Fahne des hl. Petrus und erlaubte ihm im Namen der Kirche ein Heer in Europa auszuheben, um seinem Mißgeschicke abzuhelfen und die Sache Gottes zu rächen.

Bohemund begab sich nach Frankreich; seine Abenteuer und seine Heldenthaten hatten seinen Namen allenthalben verbreitet. Er begab sich nach dem Hofe Philipps I., der ihn mit den größten Ehren empfing und ihm seine Tochter Constantia zur Ehe gab. Bei den Hoffesten ließ er, abwechselnd der glänzendste Ritter und der glühendste Prediger des Kreuzes, seine Geschicklichkeit in den Turnieren bewundern und predigte den Krieg gegen die Feinde der Christen. In Limoges opferte er auf dem Altare des hl. Leonard, dessen Hülfe er in seiner Gefangenschaft angerufen hatte, silberne Ketten; von hier begab er sich nach Poitiers, wo er in einer großen Versammlung alle Herzen zum heiligen Kriege entflammte. Die Ritter von Limousin, Auvergne und Poitou stritten sich um die Ehre, ihn nach dem Morgenlande zu begleiten. Ermuthigt von diesen ersten Erfolgen überschritt er die Pyrenäen und gewann in Spanien Soldaten; er kam nach Italien zurück und fand allenthalben denselben Eifer ihm zu folgen. Nach Beendigung der Vorbereitungen schiffte er sich zu Bari ein und wollte im Gebiete des griechischen Reiches landen, um, wie er drohte, sich an seinen grausamsten Feinden zu rächen, im Grunde aber war er mehr von Ehrgeiz als von Haß angetrieben. Der Fürst von Antiochia hörte nicht auf, durch seine Reden den Eifer seiner zahlreichen Gefährten anzuregen; den einen schilderte er die Griechen als Verbündete der Muselmänner und Feinde der Christen, den andern erzählte er von den Reichthümern des Alexius und versprach ihnen die Beute des Reiches. Schon war er auf dem Punkte seine glänzenden Hoffnungen erfüllt zu sehen, als das Glück, das bis

dahin nur Wunder für ihn zu thun schien, ihn plötzlich verließ. Die Stadt Durazzo, welche er belagerte, widerstand lange seinen Anstrengungen, Krankheiten rafften sein Heer hinweg, und die meisten Krieger, die ihm gefolgt waren, verließen seine Fahne; er wurde genöthigt mit dem Kaiser, den er hatte entthronen wollen, einen schimpflichen Frieden zu schließen. Dies geschah im Jahre 1108; drei Jahre später, d. i. 1111, starb Boemund im Fürstenthume Tarent und hinterließ einen vierjährigen Sohn, als er, wie es heißt, im Begriffe stand, noch einmal den Schrecken seines Namens ins griechische Reich zu tragen.

5. Tancred, der fortwährend Antiochia regierte, wurde mehrmals von den Barbaren, die von den Ufern des Euphrat und des Tigris heranzogen, angegriffen und konnte ihnen nur mit Hülfe des Königs von Jerusalem widerstehen. Joscelin und Balduin von Burg, die man nach Bagdad geführt hatte, kehrten erst nach fünf Jahren harter Gefangenschaft in ihre Staaten zurück. Zwischen Tancred und Balduin von Burg entstanden lebhafte Streitigkeiten; ersterer behauptete, der Graf von Edessa müsse ihm unterworfen sein und Abgaben zahlen. Der König von Jerusalem, dessen Urtheil man angerufen hatte, verurtheilte ihn und sprach: „Was du verlangst, ist nicht recht; du mußt dich aus Furcht vor Gott mit dem Grafen von Edessa versöhnen. Beharrst du aber in deiner Verbindung mit den Heiden, so kannst du unser Bruder nicht mehr sein". Diese Worte rührten das Herz Tancreds und stellten den Frieden zwischen den christlichen Fürsten wieder her.

6. Im Jahre 1108 landete Bertram, der Sohn des Grafen Raimund von St. Gilles, mit siebenzig genuesischen Galeeren im Morgenlande; diese sollten ihm bei der Eroberung mehrer Städte in Phönicien helfen. Man begann mit Byblus, welches nach einigen Angriffen den Christen seine Thore öffnete; darauf unternahm man die Belagerung der Stadt Tripolis. Der König Balduin kam mit fünfhundert Rittern zu dieser Belagerung. Da die Stadt keine Hülfe erhielt, so ergab sie sich den Christen unter der Bedingung, daß es Jedem gestattet sei, mit dem, was er tragen könne, aus der Stadt zu gehen, oder darin zu bleiben und Tribut zu zahlen. Tripolis bildete mit Tortosa, Archas und Gibel einen vierten Staat im fränkischen Bunde jenseit des Meeres. Bertram, der Sohn Raimunds v. St. Gilles, nahm sofort nach der Eroberung Besitz davon und leistete dem Könige von Jerusalem, dessen Vasall er wurde, den Eid der Treue.

7. Einige Monate nach der Eroberung von Tripolis vereinigte Balduin seine Streitkräfte vor Bairut, dem alten Berytus; zwei Monate widerstand es den Angriffen der Christen, mußte sich aber endlich ergeben. Die Muselmänner besaßen an der syrischen Küste nur noch drei Städte, Askalon, Tyrus und Sidon. Bisher hatte die Stadt Sidon nur durch Unterwürfigkeit und Geschenke Frieden gehabt; in jedem Jahre schob es die Stunde seines Unterganges auf, indem es seine Schätze opferte; aber die Zeit nahte, in der sein Geld es nicht mehr zu retten vermochte.

Als der König von Jerusalem von einem Zuge nach den Ufern des Euphrat zurückkehrte, erfuhr er, daß Sigurd, der Sohn des Königs Magnus von Norwegen, in Joppe gelandet war. Sigurd war von 10000 Norwegern begleitet, welche vor drei Jahren den Norden Europas verlassen hatten, um das heilige Land zu besuchen. Balduin begab sich nach Joppe zum Prinzen von Norwegen und drängte ihn, mit ihm für die Vergrößerung des Reiches Jesu Christi zu kämpfen. Sigurd bewilligte die Bitte des Königs von Jerusalem und verlangte zum Lohne seines Eifers nur ein Stück von dem Holze

des wahren Kreuzes. Als er von seinen Kriegern umgeben in die heilige Stadt einzog, betrachteten die Christen mit freudigem Staunen die ungeheuren Streitäxte und die hohe Gestalt der nordischen Pilger. Man beschloß im Rathe des Königs, Sidon zu belagern. Die Flotte Sigurds erschien bald vor dem Hafen dieser Stadt, während Balduin und der Graf von Tripolis ihre Zelte unter deren Wällen aufschlugen. Nach einer sechswöchentlichen Belagerung erboten sich der Emir und die vornehmsten Bewohner, dem Könige von Jerusalem die Schlüssel der Stadt zu übergeben, und sie erbaten sich nur die Freiheit, mit dem, was sie auf dem Kopfe und den Schultern tragen konnten, aus der Stadt zu ziehen. Fünftausend Sidonier benutzten diesen Vertrag, die übrigen blieben und wurden Unterthanen des Königs. Sigurd verließ Palästina unter den Segenswünschen des Volkes; er schiffte sich ein, um nach Norwegen zurückzukehren, und nahm das Stück des wahren Kreuzes mit, das man ihm für seine Dienste versprochen hatte, und hinterlegte es nach seiner Rückkehr in einer Stadt seines Königreiches.

Die Norweger waren nicht das einzige Volk des Nordens, das sich an der Belagerung Sidons betheiligte; es waren auch Pilger aus Friesland und England in Palästina angekommen, welche zusammen mit den Kriegern Balduins kämpften. In einer Bremer Chronik lesen wir, daß damals im ganzen deutschen Reiche ein großes Heer für den heiligen Krieg jenseit des Meeres gesammelt wurde. Mehrere Einwohner von Bremen begaben sich unter Aufforderung ihres Erzbischofs und unter der Führung zweier Rathsmänner, die in der Chronik genannt werden, nach dem Morgenlande, wo sie sich bei der Eroberung von Bairut und Sidon auszeichneten. Nach der Rückkehr von ihrer Pilgerfahrt hatten sie nur zwei Gefährten verloren; sie wurden im Triumphe von ihren Mitbürgern empfangen, und das der Stadt Bremen vom deutschen Kaiser verliehene Wappen bezeugten die Dienste, welche sie der Sache Christi im heiligen Lande geleistet hatten.

8. Im Jahre 1112 hatte Antiochia den Tod Tancreds zu beweinen. „Die ganze Kirche der Heiligen", sagt Wilhelm von Tyrus, „wird die Werke der Liebe und Freigebigkeit des christlichen Helden anerkennen. So lange er Antiochia regierte, nahm er mit Herz und Seele an allen Leiden seines Volkes Antheil". Raoul von Caen erzählt uns, daß er während einer sein Fürstenthum verheerenden Hungersnoth schwur, keinen Wein zu trinken und in Betreff des Tisches und der Kleidung wie ein Armer zu leben, so lange das öffentliche Elend dauern würde. Im Kriege zeigte sich Tancred stets als Vater derer, die unter seiner Fahne kämpften; er pflegte zu sagen: „Mein Glück und mein Ruhm sind meine Soldaten; möge der Reichthum ihr Antheil sein; für mich seien die Sorgen, die Gefahren und Anstrengungen, Hagel und Regen". Obgleich sehr tapfer, war er doch sehr demüthig. Während eines Feldzuges ließ er seinen Knappen eidlich versprechen von seinen Thaten nichts zu erzählen, denn seine Heldenthaten grenzten ans Wunderbare. Als Tancreds letzte Stunde herannahte, waren bei ihm seine Gemahlin Cäcilia, die Tochter Philipps I. von Francien, und der junge Pontius, der Sohn des Grafen Bertram von Tripolis; er ließ sich von ihnen versprechen, sich nach seinem Tode durch das Band der Ehe zu verbinden, was in der Folge auch geschah. Zu seinem Nachfolger ernannte er seinen Vetter Roger, den Sohn Richards, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dieser das Fürstenthum Antiochia ungeschmälert und ohne Zögern seinem rechtmäßigen Fürsten, dem Sohne Bohemunds, übergebe, der damals bei seiner Mutter in Italien war. Der berühmte Tancred wurde zu Antiochia in der Halle der Kirche des Apostelfürsten im Jahre 1112 begraben.

9. Im folgenden Jahre kamen große Türkenhorden vom kaspischen Meere, von Chorasan und Mosul nach Galiläa. Balduin zog gegen sie aus und ließ sich, von einer List dieser Barbaren getäuscht, unvorsichtig in einen Kampf ein. Das christliche Heer, das Reich, der König, alles zusammen wäre an diesem Tage beinahe zu Grunde gegangen. [Balduin verlor 30 Ritter und 1200 Mann Fußvolk; er mußte das Lager preisgeben und konnte erst weiterhin seine zersprengten Scharen wieder sammeln. Es kamen jedoch bald Hülfstruppen von Antiochia, Edessa und Tripolis an, die durch damals angekommene Pilger vermehrt wurden, so daß Balduin wieder ein Heer von 16000 Mann dem Feinde entgegenstellen konnte. Gegen Ende des Sommers zogen die feindlichen Scharen zurück,] der zuerst so furchtbar drohende Krieg hörte ohne Kampf auf, und die Feinde zerstreuten sich wie ein vom Winde fortgetriebenes Unwetter.

10. Nun wurden die christlichen Colonien und alle syrischen Provinzen andern Unglücksfällen preisgegeben. Wolken von Heuschrecken kamen aus Arabien und verwüsteten die Felder Palästinas vollständig. Eine schreckliche Hungersnoth wüthete in der Grafschaft Edessa und dem Fürstenthume Antiochia; ein Erdbeben wurde vom Taurusgebirge bis zu den Wüsten Idumäas wahrgenommen, mehrere Städte Ciliciens waren nichts als Trümmerhaufen. Die Christen schrieben diese Züchtigungen ihren Sünden zu und thaten öffentliche Buße. Alle Einwohner Antiochias beteten Tag und Nacht, trugen Bußkleider und schliefen auf Asche. Die Männer und Frauen gingen gesondert von Ort zu Ort, von Kirche zu Kirche, mit bloßen Füßen und geschorenem Kopfe, schlugen an ihre Brust und beteten laut: Herr, verschone uns! Erst nach fünf Monaten ließ sich der Himmel durch ihre Buße versöhnen, und das Erdbeben hörte auf, die Städte zu schrecken.

11. Da Balduin die Türken Bagdads und Syriens nicht mehr zu bekämpfen hatte, so richtete er seine Blicke auf die Gegenden jenseit des Jordans und des todten Meeres. Er durchzog das peträische Arabien und drang nach dem Arabien vor, welches von den Chronisten Syrien von Sobal genannt wird. Er fand dort einen Hügel, der eine fruchtbare Gegend beherrschte, und dieser Ort schien ihm ganz geeignet zum Baue einer Festung. Die neue Stadt wurde der Hut treuer Krieger anvertraut und erhielt den Namen Montroyal.

Im folgenden Jahre (1116) durchzog Balduin mit Männern, welche die Gegenden genau kannten, die Wüsten Arabiens nach dem rothen Meere hin und drang bis Hellis vor, einer sehr alten Stadt, wo die im zweiten Buche Moyses angegebenen zwölf Brunnen und siebenzig Palmbäume gewesen sein sollen. Als der König und seine Begleiter die Stadt Hellis und die Ufer des Meeres genugsam untersucht hatten, begaben sie sich wieder nach Montroyal und von da nach Jerusalem. Bei ihrer Rückkehr nach der Stadt wurde man nicht müde, die Berichte über ihre Reise nach dem rothen Meere und der Wüste Sinai anzuhören; besonders bewunderte man Seemuscheln und gewisse kostbare Steine, die sie mitgebracht hatten. Fulcher von Chartres sagt, er habe viele Fragen an die Begleiter Balduins gestellt und unter anderem gefragt, ob das rothe Meer süßes oder salziges Wasser habe, ob es ein Teich oder ein See sei, ob es einen Zufluß und einen Abfluß wie das galiläische Meer habe, oder ohne Abstuß sei wie das todte Meer; man sieht hieraus, wie mangelhaft die geographischen Kenntnisse dieser Zeit waren.

Während das rothe Meer und seine Wunder also das christliche Volk beschäftigten, hatte Balduin andere Gedanken und suchte einen Weg nach Aegypten zu finden. Gegen Februar 1118 sammelte er eine Auswahl seiner

Krieger, durchzog die Wüste, überfiel und plünderte Pharamia, das einige Meilen von den Ruinen von Tanis und Pelusium gelegen war. Albert von Aix berichtet, daß die fränkischen Krieger sich im Nilwasser badeten und eine Menge Fische fingen, indem sie dieselben mit ihren Lanzen schlugen. Alles, was sie in diesem fruchtbaren Lande Aegypten, das ihren Waffen verheißen zu sein schien, wahrnahmen, erfüllte sie mit Staunen und Freude, aber dieser Siegesrausch sollte sich bald in Trauer verwandeln. Der König Balduin erkrankte plötzlich, er empfand heftige Schmerzen in den Eingeweiden und eine früher erhaltene Wunde brach wieder auf. Jetzt dachte man nur noch daran, nach Jerusalem zurückzukehren. Die Christen hatten die Wüste zu durchziehen, welche Aegypten von Syrien trennt. Balduin wurde in einer von Zeltstangen gemachten Sänfte getragen und gelangte mit Mühe nach El-Arisch, einer kleinen am Ufer des Meeres gelegenen Stadt, dem Hauptorte dieser weiten Einöden. Dort fühlte er, daß er seinem Ende nahe war; die Gefährten seiner Siege zeigten ihre tiefe Trauer, er aber tröstere sie durch seine Reden. „Warum weinet ihr so?" sprach er zu ihnen, „bedenket, daß ich ein Mann bin, den viele andere ersetzen können. Lasset euch nicht wie Weiber vom Schmerze überwältigen; vergesset nicht, daß man nach Jerusalem zurückkehren und, wie wir geschworen haben, für das Erbe Jesu Christi sterben muß."

Er selbst schrieb seinen Dienern vor, wie sie seinen Körper nach Herausnahme der Eingeweide einbalsamiren sollten, damit er nach Jerusalem gebracht und neben seinem Bruder Gottfried begraben werden könnte. Dann beschäftigte er sich mit der Thronfolge Jerusalems; er empfahl seinen Gefährten, seinen Bruder Eustachius von Boulogne oder Balduin von Burg, den Grafen von Edessa, zu wählen. Endlich starb er gestärkt durch die hl. Sterbesakramente. Seine Eingeweide wurden in der Nähe von El-Arisch begraben, sein Leichnam aber nach Jerusalem gebracht, wo seine Gefährten am Palmsonntage ankamen. Nach altem Gebrauche ging an diesem Tage der Patriarch an der Spitze des christlichen Volkes in Prozession vom Oelberge herab Palmzweige in den Händen tragend und kirchliche Lieder singend, um den Einzug Jesu in Jerusalem zu feiern. Als die Prozession durch das Thal Josaphat zog, erschien plötzlich der Sarg Balduins, der von seinen Gefährten getragen wurde, mitten unter dem Volke, welches Hymnen sang. Es folgten sogleich Todtenstille und düstere Klagen auf die kirchlichen Gesänge; die sterblichen Ueberreste Balduins wurden durch das goldene Thor getragen, und die Prozession folgte ihnen nach. Lateiner, Syrer, Griechen, alle zusammen weinten, sogar die Sarazenen, sagt Fulcher von Chartres. In derselben Zeit trat Balduin von Burg durch das Thor von Damascus in die hl. Stadt ein; er hatte Edessa verlassen, um in Jerusalem das Osterfest zu feiern. Von dem Tode Balduins, seines Herrn und Verwandten, in Kenntniß gesetzt trauerte er mit dem Volke und begleitete den Leichenzug bis zum Kalvarienberge. Dort wurden die Ueberreste des verstorbenen Königs mit großer Feierlichkeit in einem Grabe von weißem Marmor neben dem Denkmale Gottfrieds beigesetzt.

Balduin lebte und starb mitten im Feldlager immer bereit, die Feinde der Christen zu bekämpfen. Während seiner achtzehnjährigen Regierung hörten die Bewohner Jerusalems alljährig die große Glocke ertönen, welche das Anrücken der Ungläubigen verkündete, sie sahen das Holz des wahren Kreuzes, das man gewöhnlich mit in den Krieg nahm, fast nie in dem heiligen Aufbewahrungsorte; der Bruder und Nachfolger Gottfrieds sah mehrmals sein Königreich in Gefahr und rettete es nur durch Wunder der Tapferkeit, er verlor mehrere Schlachten durch seinen unbesonnenen Heldenmuth; aber seine außerordentliche Thätigkeit und sein an Hülfsmitteln immer fruchtbarer Geist retteten ihn immer aus den Gefahren.

Die christliche Macht im Oriente wuchs während der Regierung Balduins; Arsur, Cäsarea, Ptolemais, Tripolis, Byblos, Bairut und Sidon gehörten zu dem von den Kreuzfahrern gegründeten Reiche. Zur Vertheidigung desselben wurden mehrere Plätze befestigt nicht nur in Arabien, sondern auch in den Bergen des Libanon, in Galiläa, in Philistäa und an allen nach Jerusalem führenden Wegen. Balduin fügte dem Gesetzbuche seines Vorgängers mehrere Verordnungen hinzu. Was seiner Regierung am meisten zur Ehre gereicht, ist die Sorge um die Wiederbevölkerung Jerusalems. Er bot den zerstreuten Christen in Arabien, Syrien und Aegypten ein angemessenes Asyl. Die Gläubigen, welche durch Steuern von den Muselmännern verfolgt und bedrückt wurden, eilten in Menge mit ihren Frauen, Kindern, Reichthümern und Heerden herbei; Balduin vertheilte ihnen die verlassenen Felder und Häuser, und Jerusalem wurde wieder blühend. Fügen wir noch hinzu, daß er die Kirche reichlich dotirte, besonders die von Bethlehem, die er zu einem Bisthume erheben ließ, und daß mehrere religiöse Anstalten ihm ihre Gründung verdankten.

Um seiner Hauptstadt größern Glanz zu verleihen, erlangte er vom Papste, daß alle durch seine Waffen den Ungläubigen entrissenen Städte der Patriarchalkirche von Jerusalem gehören sollten. „Wir gewähren", antwortete der Papst Paschal, „der Kirche von Jerusalem alle Städte und Provinzen, welche durch die Gnade Gottes und das Blut des glorreichen Königs Balduin und seiner Kampfgenossen erobert werden". Wir sehen aus diesen Worten, daß die Päpste die großmüthigen Opfer der Fürsten zu schätzen wußten, deren Autorität ein mit dem Schwerte bewaffnetes Apostolat war.

Bernard, lateinischer Patriarch von Antiochia, der im Jahre 1100 dem griechischen Patriarchen Johannes IV. gefolgt war, beklagte sich beim Papste über das der Kirche von Jerusalem gewährte Privilegium, daß es die der seinigen beeinträchtige. Paschal II. schrieb ihm zur Beruhigung einen Brief, worin er die Würde der Kirche von Antiochia, welche wie die römische durch die Anwesenheit des hl. Petrus geehrt worden, erhebt und hinzufügt: „Wenn wir hinsichtlich der Diöcesangrenzen an die Kirche von Antiochia oder Jerusalem zufällig etwas geschrieben haben, was nicht sein sollte, so ist dies weder aus Leichtsinn noch aus Bosheit geschehen, und man muß daran nicht Anstoß nehmen, denn die Entfernung und die Veränderung der alten Namen der Städte und Provinzen hat uns große Unsicherheit und Unkunde bereitet; aber wir haben gewünscht und wünschen noch immer, unsern Brüdern nicht Anlaß zum Aergernisse, sondern zum Frieden zu geben und allen Kirchen ihre Würden und Ehren zu bewahren". [Vollends wurde diese Streitigkeit beigelegt, als Paschal Anfang 1113 zu Benevent verweilte; am 18. März schrieb er sowohl dem Patriarchen Bernard als dem Könige Balduin, was er gewährt hatte, dahin erläuternd, daß er nur solche Ortschaften der Kirche von Jerusalem zusprechen wollte, auf die Antiochia keinen rechtlichen Anspruch habe][1].

Daimbert, Patriarch von Jerusalem, hatte Zwistigkeiten mit dem Könige Balduin, die hauptsächlich den Ränken des Arnulf von Rohes zugeschrieben werden, der früher provisorischer Patriarch gewesen war und immer darnach strebte, es in Wirklichkeit zu sein. [Daimbert begab sich nach Antiochia, und da er nach Jerusalem nicht zurückkehren wollte, so ließ Balduin unter Zustimmung des päpstlichen Legaten den Priester Evremar zum Patriarchen wählen.] Daimbert kam mit Bohemund im Jahre 1104 nach dem Abendlande, um sich beim Papste darüber zu beklagen, daß der König Balduin ihn vertrieben und an seine Stelle den Priester Evremar gesetzt habe. Paschal II.

---

1) Damberger, VII. 731.

behielt Daimbert über zwei Jahre bei sich, um zu sehen, ob diejenigen, welche ihn vertrieben hatten, vernünftige Gründe für ihr Betragen vorbringen würden; da aber Niemand erschien und nichts gegen ihn vorlag, da er nur durch Gewaltthätigkeit des Königs vertrieben war; so sandte der Papst ihn mit Begleitschreiben zurück, welche dessen Wiedereinsetzung forderten. Er begab sich nach Sicilien und mußte in Messina eine Gelegenheit zur Einschiffung abwarten; hier aber erkrankte er und starb am 27. Juni 1107, nachdem er den Patriarchenstuhl von Jerusalem sieben Jahre inne gehabt hatte.

Als der an seine Stelle gesetzte Evremar erfuhr, daß er mit päpstlicher Bestätigung zurückkehre, entschloß er sich, da man von dem Tode desselben noch keine Kunde hatte, nach Rom zu reisen, um sich zu rechtfertigen und hervorzuheben, daß er gegen seinen Willen auf den Patriarchenstuhl erhoben worden sei. In Rom richtete er jedoch nichts anderes aus, als daß ihm ein Legat mitgegeben wurde, der sich an Ort und Stelle genauere Kenntniß von der Sache verschaffen sollte. Es war der Erzbischof Gibelin, ein hochbejahrter Mann. Als er in Jerusalem angekommen war, berief er ein Concil der Bischöfe des Königreiches und untersuchte die Sache Evremars genau. Er erkannte aus unverwerflichen Zeugnissen, daß Daimbert ohne rechtmäßigen Grund durch die Partei Arnulfs und die Gewaltthätigkeit des Königs vertrieben war, und daß Evremar sich den Sitz eines lebenden Bischofs angemaßt hatte. Deßhalb entsetzte er kraft päpstlicher Autorität ihn des Patriarchates, verlieh ihm aber in Anbetracht seiner Frömmigkeit und Einfalt das erledigte Bisthum von Cäsarea. Da der Klerus und das Volk über die Wahl eines Patriarchen von Jerusalem stritten, bestimmte man einen Tag, um diese Sache in gewohnter Weise zu verhandeln, und nach langer Ueberlegung vereinigten sich Alle, den Legaten Gibelin zu wählen, und sie erhoben ihn auf den Patriarchensitz. Man behauptet, auch dies sei ein Kunstgriff Arnulfs gewesen, einen so bejahrten Greis, der voraussichtlich nicht lange leben würde, für diese Stelle zu wählen. Gleichwohl hatte Gibelin den Stuhl von Jerusalem fünf Jahre inne; während seiner Amtsverwaltung erlangte der König Balduin vom Papste, daß alle eroberten Städte zum Patriarchate von Jerusalem gehören sollten [1]).

Als Gibelin im Jahre 1112 gestorben war, wurde dessen Nachfolger der Archidiakon Arnulf, welcher der Schlechtgekrönte genannt wurde und schon lange nach diesem Sitze gestrebt hatte. Der neue Patriarch vermählte seine Nichte mit Eustachius Grenier, Herrn von Sidon und Cäsarea, und gab ihm die beste Besitzung seiner Kirche, nämlich Jericho mit dem dazu gehörenden Gebiete. Sein Leben war während seiner bischöflichen Regierung nicht weniger anstößig als vorher; zur Verminderung des Tadels gegen dasselbe führte er in Jerusalem regulirte Chorherren ein. Dort war damals Conon, Bischof von Präneste, als Legat des hl. Stuhles.

Im Jahre 1115 sandte der Papst Paschal, da er wohl unterrichtet war von dem anstößigen Leben des neuen Patriarchen, den Bischof von Orange als Legaten nach Syrien. Dieser versammelte die Bischöfe des ganzen Königreiches, nöthigte Arnulf vor ihnen zu erscheinen, und entsetzte ihn seines Amtes, wie er es verdiente; aber Arnulf fuhr im Vertrauen auf seine Kunstgriffe, denen fast Niemand widerstehen konnte, übers Meer, kam nach Rom und gewann durch Schmeicheleien und reichliche Geschenke den Papst und dessen ganzes Concil so sehr, daß er wieder in sein Amt eingesetzt wurde und nach Jerusalem zurückkehrte. Nach Wilhelm von Tyrus lebte er hier eben so ausgelassen wie vorher. Im Jahre 1118 endlich starb er und sein

1) Wilh. v. Tyr. B. 11.

Nachfolger war ein einfacher und gottesfürchtiger Mann Namens Gormund, aus Picquigny in der Diöcese Amiens gebürtig.

Die Streitigkeiten des Königs Balduin und des Patriarchen hatten übrigens ihren Grund weniger in ehrgeiziger Eifersucht als in der sehr großen Geldnoth, in welcher der Nachfolger Gottfrieds sich oft befand. Diese Geldnoth und die bösen Rathschläge des Patriarchen Arnulf brachten ihn auf den verkehrten Gedanken, eine zweite Frau zu heirathen, während die erste, welche in Edessa geblieben war, noch lebte. „Der König", sagt Wilhelm von Tyrus, „hatte gehört, daß die Gräfin Adelheid von Sicilien, die Wittwe des Roger, sehr reich sei und alles im Ueberfluße besitze; er dagegen war sehr arm und dermaßen aller Hülfsquellen entblößt, daß er kaum für seine täglichen Bedürfnisse und den Sold seiner Waffenbrüder sorgen konnte. Da die neue Königin mit ungeheuren Reichthümern und einer mit Getreide, Oel, Wein und Waffen beladenen Flotte erschien, so glaubten Alle, durch diese Ehe sehr bereichert zu sein, und verschlossen ihre Augen vor dem Aergernisse; aber im Jahre 1117, als Balduin erkrankte und erwartete, er werde Gott Rechenschaft ablegen müssen, schickte er die sicilianische Prinzessin zurück, was ihm und seinem Reiche von Seiten Rogers, des Sohnes der Adelheid, des spätern Königs von Sicilien, einen unversöhnlichen Haß zuzog".

12. Nach der Beerdigung Balduins dachten der Klerus und das Volk von Jerusalem, welche sich nach dem Ausdrucke der Chroniken für verwaiset hielten, daran, sich eine Stütze zu verschaffen, und beriethen über die Wahl eines Königs. Es wurden verschiedene Ansichten aufgestellt; Einige behaupteten, daß die Krone Eustachius, dem Bruder Balduins, gebühre, Andere meinten, mitten unter den Gefahren könne man nicht auf einen so entfernten Fürsten warten und schlugen den Grafen von Edessa vor, einen Verwandten des Königs, der sich damals in der hl. Stadt aufhielt. In Folge einer eindringlichen Rede des Joscelin von Courtenay, des Fürsten von Tiberias, vereinigten sich alle Stimmen auf Balduin von Burg, den Grafen von Edessa. Am Ostertage wurde der neue König in der Auferstehungskirche in Gegenwart aller Gläubigen proklamirt. Er versammelte darauf die Großen im Palaste Salomons, ordnete mit ihnen die Verwaltung des Königreichs und richtete sein Volk nach den von Gottfried aufgestellten Assisen. Die Grafschaft Edessa wurde dem Joscelin von Courtenay verliehen.

Man hatte jedoch zu Eustachius, dem Grafen von Boulogne, geschickt, um ihn einzuladen, daß er käme und nach seinen Brüdern die Krone empfinge. Mit Mühe beredete man ihn zur Abreise und brachte ihn bis Apulien. Hier vernahm er die Krönung des Grafen von Edessa; sogleich rief er aus: „Gott bewahre mich, daß ich nicht Unfrieden in einem Königreiche stifte, wo meine Familie den Frieden Jesu Christi wiederhergestellt hat, und für dessen Ruhe meine Brüder ihr Blut vergossen und unsterblichen Ruhm erworben haben". Und ohne Zögern kehrte er um, was man auch sagen mochte, und begab sich wieder in seine Heimath.

13. Während das Reich Jerusalem in Frieden die Thronbesteigung Balduins II. feierte, war das Fürstenthum Antiochia von neuem allen Kriegsgeißeln ausgesetzt. Die Muselmänner Persiens, Mesopotamiens und Syriens hatten geschworen, das Geschlecht der Christen zu vertilgen, und zogen unter der Anführung Ilgazis, des wildesten Kriegers des Islam, nach dem Orontes. Der neue Fürst von Antiochia, Roger, der Sohn Richards, hatte den König von Jerusalem und die Grafen von Edessa und Tripolis zu Hülfe gerufen, aber ohne ihre Ankunft abzuwarten, beging er die Unvorsichtigkeit eine Schlacht zu liefern, in welcher er getödtet und sein Heer zersprengt wurde. Die Mu-

selmänner machten eine große Anzahl zu Gefangenen. Der Kanzler Walter, der selbst mit Ketten beladen wurde, schildert uns die Qualen und Peinigungen, welche man den Gefangenen zufügte, aber er wagte nicht, alles zu sagen, „aus Furcht“, fügte er hinzu, „daß die Christen, wenn sie dieses Uebermaß von Grausamkeit erführen, einst selbst versucht würden, ihnen nachzuahmen.“

Im Jahre 1120 verbreitete sich das siegreiche Heer Ilgazi's in alle christlichen Provinzen. Mitten in dieser allgemeinen Trostlosigkeit langte der König von Jerusalem in Antiochia an. Diese Stadt hatte ihre tapfersten Vertheidiger verloren; Geistliche und Mönche hielten die Thürme besetzt und wachten unter dem Oberbefehle des Patriarchen über die Sicherheit des Ortes, denn man mißtraute der griechischen und der armenischen Bevölkerung, die das Joch der Lateiner ungern ertrugen. Die Gegenwart des Königs von Jerusalem, dem man die höchste Gewalt übertrug, stellte die Ordnung wieder her und beseitigte die Bestürzung. Nachdem er die nothwendige Vorsorge zum Schutze der Stadt getroffen hatte, besuchte er im Trauergewande die Kirchen von Antiochia. Sein Heer empfing knieend den Segen des Patriarchen und zog aus der Stadt, um die Muselmänner zu verfolgen. Der König, seine Ritter und seine Vasallen gingen barfuß inmitten einer ungeheuren Volksmenge, welche Gottes Beistand für ihn und sein Heer erflehte.

Die Christen lagerten auf dem Danitzgebirge, wo die Muselmänner sie angriffen. Diese setzten ihr Vertrauen auf ihre große Zahl, die Christen aber vertrauten auf die göttliche Macht und besonders auf die Anwesenheit des wahren Kreuzes, welches Balduin aus Jerusalem mitgebracht hatte. Nach einem blutigen Kampfe wurden die Ungläubigen besiegt und zerstreut; Ilgazi und Dobais, der Häuptling der Araber, waren während der Schlacht geflohen. Dieser Sieg verbreitete Schrecken in Haleb und sogar in den Mauern von Mosul, während das feierlich in die h. Stadt zurückgetragene Kreuz den Christen die Wunder verkündete, welche es unter den Soldaten Christi gewirkt hatte. Als Balduin Antiochia den Frieden wiedergegeben hatte, kehrte er in seine Hauptstadt zurück. [Die siegreiche Schlacht war im Jahre 1120; nach derselben zog Balduin zuerst nach Antiochia und darauf nach Jerusalem; im Jahre 1121 war er wieder in Antiochia und schloß mit Ilgazi einen Waffenstillstand ab, dem auch Joscelin beitrat. Noch im März 1122 erneuerte Ilgazi den Vertrag, um gegen andere Feinde kämpfen zu können. Darauf trat Balak, ein Neffe des Ilgazi, als Führer gegen die Christen auf. Ilgazi trat zu ihm über, und sie belagerten die von den Christen besetzte Burg Sardanah. Balduin zog mit seiner Mannschaft von Antiochia der Burg zu Hülfe, worauf das feindliche Heer abzog. Als er nach Antiochia zurückgekehrt war, entließ er seine Ritter mit dem wahren Kreuze Christi nach Jerusalem.]

14. Um diese Zeit überfiel Balak den Joscelin von Courternay und dessen Vetter Galeran und ließ sie mit Ketten beladen an die Grenzen von Mesopotamien führen. Durch den gegen Ende dieses Jahres erfolgten Tod des Ilgazi wurde es dem Könige Balduin ermöglicht, einen Waffenstillstand mit Haleb abzuschließen. Darauf eilte Balduin nach Edessa, sowohl um die Einwohner zu trösten als auch um Gelegenheit und Mittel zur Befreiung der gefangenen Fürsten zu suchen. Aber seiner Tapferkeit zu sehr vertrauend fiel auch er als Opfer seines Edelmuthes in die Hände des Balak; in die Festung Chortbert abgeführt, wurde er der Leidensgefährte derer, die er hatte befreien wollen. Fünfzig tapfere Armenier unternahmen die Befreiung der christlichen Fürsten; unter verschiedenen Verkleidungen schlichen sie sich in die Festung, tödteten die Besatzung und setzten die Gefangenen in Freiheit, aber die Festung wurde von dem Heere der Muselmänner eingeschlossen. Joscelin entkam, um Hülfe zu suchen; unter tausend Gefahren langte er in Jerusalem an, legte

seine Fesseln, die er bei den Türken getragen hatte, am h. Grabe nieder und zog an der Spitze der tapfern Krieger von Jerusalem und Edessa hin, um den gefangenen Monarchen zu befreien. Als er sich dem Euphrate näherte, vernahm er, daß die Muselmänner in die Festung eingedrungen waren, daß die braven Armenier den Martertod für ihre heldenmüthige Hingebung erduldet hatten, und daß der König von Jerusalem nach der Festung Haran in Mesopotamien abgeführt war.

Die Sarazenen Aegyptens suchten aus der Gefangenschaft des Königs von Jerusalem Nutzen zu ziehen; in der Absicht, die Franken aus Palästina zu vertreiben, versammelten sie sich in der Ebene von Ascalon. Andererseits rüsteten sich im Vertrauen auf ihren Muth und den göttlichen Schutz die Christen von Jerusalem und den andern Städten des Königreichs, um ihr Land zu vertheidigen, und sie bereiteten sich als Christen dazu vor. Das Volk und der Klerus des h. Landes befolgten das Beispiel der Bewohner von Ninive und suchten zuvor durch strenge Buße den Zorn des Himmels zu beschwichtigen. Es wurde ein allgemeines Fasten angeordnet, während dessen die Frauen ihren Säuglingen die Brust nicht reichten; sogar die Heerden wurden von ihren Weideplätzen entfernt und ihrer gewohnten Nahrung beraubt.

Darauf wurde der Krieg unter dem Geläute der großen Glocke von Jerusalem verkündet. Das christliche Heer, welches kaum 3000 Streiter zählte, wurde geführt von Eustachius von Agrain, dem Grafen von Sidon, der zum Regenten des Reiches während der Abwesenheit Balduins ernannt war. Der Patriarch von Jerusalem trug an der Spitze des Heeres das wahre Kreuz. Hinter ihm, sagt Robert von Mont, ging der Abt Pontius von Clugny und trug die Lanze, mit welcher die Seite des Heilandes durchbohrt worden.

Als die christlichen Krieger Jerusalem verließen, belagerten die Aegypter Joppe zu Lande und zu Wasser. Beim Herannahen der Franken entfernte sich die Flotte der Muselmänner voll Schrecken vom Ufer; das Landheer erwartete mit Unruhe das Heer der Christen. Endlich treffen sich die beiden Heere. Mitten im Kampfe erglänzt am Himmel ein Licht ähnlich dem des Blitzes und fährt plötzlich unter die Reihen der Ungläubigen. Diese sind starr vor Schrecken; der Muth der durch ihren Glauben gestärkten Christen verdoppelt sich; die Feinde werden besiegt, und die Trümmer ihres Heeres, welches doppelt so groß wie das der Christen war, flüchten sich mühsam in die Mauern Askalons. Siegreich und mit Beute beladen kamen die Franken nach Jerusalem zurück und sangen das Lob Gottes.

Obgleich das Heer der Franken so über die Sarazenen gesiegt hatte, konnte es doch nicht zu neuen Eroberungen ausziehen, weil es fortwährend die unaufhörlich bedrohten Städte und Grenzen zu vertheidigen hatte. Die nach einem so großen Siege in den Städten der Christen zurückgehaltenen Krieger trauerten über ihre Unthätigkeit und schienen ihre Hoffnung nur auf die Hülfe des Abendlandes zu setzen. Damals erschien an der Küste Syriens eine venetianische vom Dogen von Venedig geführte Flotte. Mit dieser rechtzeitig gekommenen Flotte belagerte man zu Wasser und zu Lande die alte Stadt Tyrus. Damascenische Muselmänner drangen, um den Belagerten beizustehen, bis in die Nähe der Stadt vor. Ein ägyptisches Heer, das in derselben Zeit von Askalon auszog, verheerte die Gegend von Nablus und bedrohte Jerusalem. Doch alle diese Versuche vermochten nicht den Eifer der Christen zu schwächen, noch den Fortgang der Belagerung aufzuhalten. Bald erfuhr man, daß Balak, der furchtbarste unter den türkischen Häuptlingen, vor den Mauern von Mambedsch (Hierapolis) gefallen war.

Im Jahre 1125 sahen sich die Sarazenen endlich genöthigt, sich nach einer Belagerung von fünf und einem halben Monate zu ergeben. Die Fahnen des Königs von Jerusalem flatterten mit denen des Dogen von Venedig auf

den Mauern von Tyrus; die Christen zogen triumphirend in die Stadt ein, während die Einwohner dieselbe nach der Capitulation mit ihren Frauen und Kindern verließen. Der Tag, an welchem man zu Jerusalem die Nachricht von der Eroberung von Tyrus erhielt, war ein Festtag für das Volk der hl. Stadt.

Die Siege der Christen verbreiteten Bestürzung und Uneinigkeit unter den syrischen Muselmännern. Balduin, der gefangene König von Jerusalem, benutzte dieses, um über sein Lösegeld zur Wiedergewinnung seiner Freiheit zu verhandeln. Kaum war er aus dem Gefängnisse gekommen, so sammelte er einige Krieger um sich und zog gegen die Stadt Haleb. Der Häuptling der Araber Dobais und einige Emire jener Gegend vereinigten sich mit dem christlichen Heere. Die Einwohner fanden sich bald in die größte Noth versetzt, und die Stadt war nahe daran sich zu ergeben, als der Sultan von Mosul an der Spitze eines Heeres herbeieilte. Balduin II. mußte die Belagerung aufgeben und kehrte endlich in seine Hauptstadt zurück, wo alle christlichen Ritter dem Himmel für seine Befreiung dankten und sich um seine Fahne sammelten. Sie fanden bald Gelegenheit, ihre Tapferkeit zu zeigen. Die Türken, welche über den Euphrat gekommen waren, um der Stadt Haleb zu Hülfe zu kommen, verwüsteten das Fürstenthum Antiochia. Ungeduldig, sein Versprechen zu erfüllen, stellte sich Balduin an die Spitze seiner unerschrockenen Krieger, fiel die Ungläubigen heftig an und zwang sie, die Gebiete der Christen zu verlassen. Kaum war er triumphirend in Jerusalem eingezogen, so gab er von neuem das Zeichen zum Kriege und schlug das Damascenische Heer nahe bei dem Orte, wo Saulus die Worte vernahm: „Saulus, warum verfolgst du mich?“ Die christlichen Krieger machten in diesen raschen Feldzügen eine ungeheure Beute, und die Schätze des Feindes dienten zum Loskaufe der Geiseln, welche der König von Jerusalem den Händen der Türken hatte übergeben müssen. In dieser Weise verbesserten die Franken ihr Mißgeschick durch ihre Tapferkeit und entledigten sich ihrer Versprechungen durch ihre Siege.

15. † Daß die riesigen Anstrengungen der Abendländer nicht bessere Erfolge im Oriente hatten, rührte zum großen Theile von den unglücklichen Verhältnissen des oströmischen Reiches her. Beim Beginne der Kreuzzüge war fast ganz Kleinasien im Besitze der Seldschucken, und der größte Theil der europäischen Provinzen war von Slaven und andern nichtgriechischen Stämmen bewohnt. Die griechische Bevölkerung war durch ihre alte Cultur den andern Völkerschaften überlegen und galt als die herrschende, aber sie war zu schwach und zu unkriegerisch, um der Staatsgewalt die nothwendige Unterlage zur Behauptung eines großen Reiches zu bieten. Als Alexius sich der Herrschaft im Jahre 1081 bemächtigt hatte, herrschte er anfänglich nur über Konstantinopel und die nächsten Umgebungen und sein Heer bestand aus angeworbenen Söldnern aus den verschiedenartigsten Völkern. Durch zähe Ausdauer und durch Schlauheit und List blieb er Sieger in den Kämpfen mit den Normannen und den Petschenegen und stellte darauf im griechischen Reiche eine ziemliche Ordnung wieder her. Mit dem Papste fing er Verhandlungen über eine Wiedervereinigung der Kirche an und erlangte dabei für sich die Absolution von den Censuren; er machte den Klöstern Monte Cassino und Clugny Geschenke, aber für die Abschaffung des Schismas that er nichts und machte dazu noch die griechische Kirche von der Staatsgewalt in einem Grade abhängig, wie es in keinem abendländischen Reiche vorkam. Im Jahre 1095 bat er den Papst Urban II. um Hülfe gegen die Türken, und dies ist von bedeutendem Einflusse für die Entstehung der Kreuzzüge geworden. Er hat nachher die Kreuzfahrer durch List ausgebeutet, um durch sie

wieder in den Besitz der von den Türken eroberten Länder zu gelangen. Wie wenig man im Abendlande die List des Griechen durchschaute, zeigte sich, als Heinrich V. im Jahre 1111 den Papst Paschalis II. in höchst frevelhafter Weise gefangen genommen hatte.

16. Als der griechische Kaiser Alexius erfahren hatte, was zwischen dem Papste und dem Kaiser Heinrich vorgefallen war, schickte er eine aus angesehenen Personen bestehende Gesandtschaft nach Rom, um seine tiefe Betrübniß über die Gefangennehmung des Papstes und die üble Behandlung, die er erlitten hatte, zu bezeigen. Er lobte die Römer und dankte ihnen, daß sie Heinrich Widerstand geleistet hatten, und fügte hinzu, daß, wenn er sie so bereitwillig fände, wie man ihm gemeldet habe, er selbst oder sein Sohn Johannes nach Rom kommen würde, um, wie die frühern Kaiser, aus der Hand des Papstes die Krone zu empfangen. Die Römer ließen ihm durch seine Gesandten sagen, sie wären bereit ihn aufzunehmen, und im Mai desselben Jahres (1112) wählten sie ungefähr 600 Personen aus, welche den Kaiser nach Rom geleiten sollten. Mit ihnen schickte auch der Abt von Monte Cassino, wo sie sich sammelten, seine Abgeordneten, um dem Kaiser seine Dienste und die Gemeinschaft des Gebetes anzubieten. Von dieser Zeit an zählte ihn der griechische Kaiser unter seine Freunde und ersuchte ihn, ihm bis Durazzo entgegenzureisen und ihn nach Rom zu begleiten, wenn er sich zum Empfange der Kaiserkrone dahin begeben würde.

Es ist nicht bekannt, daß diese Unterhandlung irgend welche Folge gehabt habe, außer daß der Kaiser Alexius mit den Mönchen von Monte Cassino in Gebetsgemeinschaft blieb und zu Ehren des hl. Benedictus oft Geschenke dorthin sandte. Seine Freigebigkeit erstreckte sich auch auf viele andere Kirchen des Abendlandes, sogar auf gallische. Zu ihnen gehörte das Kloster Clugny, welchem er das Kloster Civitot in Bithynien unterwarf. Auch sein Sohn und Nachfolger war in Gebetsgemeinschaft mit Clugny, denn es ist noch ein Brief vorhanden, worin der Abt von Clugny ihn in die Gemeinschaft des Gebetes und aller guter Werke aufnahm, wie die Könige von Francien, England, Spanien, Deutschland, Ungarn und die römischen Kaiser.

17. Bei mehreren Gelegenheiten bewies der Kaiser Alexius einen großen Eifer gegen [Häretiker]. Seit längerer Zeit verbreitete eine neue manichäische Sekte das Gift ihrer Irrlehre im griechischen Reiche. Ihr Haupt war Basilius, ein Bulgare. Die Sekte führte den Namen **Bogomilen**, was in der slavischen Sprache, die in Bulgarien gesprochen wurde, soviel bedeutet, als Solche, die Gottes Barmherzigkeit anrufen, denn sie murmelten beständig irgend ein Gebet. Sie verwarfen die Bücher Moyses und den Gott, von dem darin die Rede ist, doch hatten sie eine große Achtung für den Psalter. Um die Einfältigen zu täuschen, gaben sie vor, an den Vater, den Sohn und den h. Geist zu glauben, aber sie bekannten die Dreieinigkeit nur in Worten, legten dem Vater allein alle drei Namen bei und behaupteten, daß der Sohn und der hl. Geist erst seit dem Jahre der Welt 5500 daseien. Nach ihrer Meinung hatte der Vater den Sohn, der Sohn den h. Geist, und der h. Geist Judas den Verräther und die elf Apostel gezeugt. Außer diesem Sohne habe Gott vorher einen andern Namens Satanael gehabt, welcher sich mit den Engeln gegen Gott empörte und aus dem Himmel vertrieben wurde; er machte sich einen zweiten Himmel zu seiner Wohnung, schuf das Firmament und die übrigen sichtbaren Geschöpfe, betrog Moyses und das jüdische Volk und gab ihm das Gesetz. Um die Macht dieses Satanael zu zerstören erschien Jesus Christus und schloß ihn wirklich in die Hölle ein, und nachdem er von seinem Namen eine Silbe weggenommen hatte, welche

engelartig war, wollte er, daß er Satanas genannt werde. Die Bogomilen behaupteten auch, daß die Menschwerdung des Wortes, sein Leben auf Erden, sein Tod und seine Auferstehung nur Schein und Trug gewesen, um Satanael zu täuschen; deßhalb verabscheuten sie das Kreuzzeichen. Sie verwarfen auch die Eucharistie und nannten sie ein Teufelsopfer und wollten keine andere Kommunion anerkennen, als im Vaterunser um das tägliche Brod zu bitten. Sie wollten kein anderes Gebet und nannten alle übrigen einen Wortschwall, welcher nur den Heiden gezieme. Sie verwarfen alle materiellen Tempel, indem sie dieselben, selbst den zu Jerusalem, für Wohnungen der Dämonen erklärten; auch beteten sie nie in den Kirchen; sie verwarfen auch die hl. Bilder und nannten sie Götzenbilder; sie zählten die Bischöfe und Kirchenväter wegen der Verehrung dieser Götzenbilder zu den Verdammten; den h. Basilius, den h. Gregor von Nazianz und Andere nannten sie falsche Propheten. Von den Kaisern hielten sie nur die Bilderstürmer und vorzüglich den Kopronymus für rechtgläubig.

Sie erklärten alle Katholiken für Pharisäer und Sadducäer, und die Gelehrten für Schriftgelehrte, denen sie ihre Lehre nicht mittheilen dürften. Die beiden im Evangelium erwähnten Besessenen, welche in Gräbern wohnten, sollten den Klerus und die Mönche bezeichnen, welche in den Kirchen wohnen, wo man Todtengebeine, d. h. Reliquien, aufbewahrt. Die Mönche sollten ferner die Füchse sein, welche ihre Höhlen haben, und die Styliten, die sich auf Säulen in der Luft aufhielten, sollten die Vögel sein, die ihre Nester haben und von Gott ernährt werden; denn auf solche Weise bewiesen die Bogomilen ihre Lehre durch Stellen der hl. Schrift, die zu willkürlichen Allegorien gemacht wurden. Sie stützten sich auf die Worte: „Rettet euer Leben durch alle möglichen Mittel“, welche sie dem Evangelium beigefügt hatten, und hielten alles für erlaubt zur Rettung des Lebens und somit auch die Verstellung in Betreff ihrer schlechten Lehre, wodurch die Aufdeckung derselben sehr erschwert wurde. Ihre Kleidung war ähnlich wie die der Mönche und diente ebenfalls dazu, sie zu verbergen, und erleichterte es ihnen, sich zur Verbreitung ihrer Irrthümer einzuschleichen. Sie verwarfen die Ehe. Den Genuß von Fleisch und Eiern verboten sie, und sie schrieben vor, an allen Mittwochen und Freitagen zu fasten, aber wenn Jemand sie an diesen Tagen zum Essen einlud, so aßen und tranken sie wie Elephanten, woraus man schloß, daß sie sonst nicht enthaltsamer seien. Die Prinzessin Anna Komnena sagt, sie habe deren Häresie offen darlegen wollen, aber sie sei daran durch die Schamhaftigkeit und Sittsamkeit ihres Geschlechtes verhindert worden, um ihre Zunge nicht zu besudeln [1]).

Ihr Vater, der Kaiser Alexius, wollte selbst diese Irrlehre kennen lernen und ihren Fortschritt verhindern, und er ließ sich mehrere Bogomilen vorführen. Alle sagten aus, daß ihr Haupt Basilius, von zwölf Jüngern, die er seine Apostel nannte, und von einigen Weibern begleitet, überall umherziehe und seine Lehre verbreite. Nach einer Angabe von Zonaras hat er fünfzehn Jahre gebraucht, um sie auszuarbeiten, und sie darauf zweiundfünfzig Jahre hindurch gelehrt. Der Kaiser ließ ihn so genau aufsuchen, daß er endlich gefunden und ihm vorgeführt wurde. Es war ein hochgewachsener Greis mit abgezehrtem Antlitze und dünnem Barte und gleich den Andern gekleidet wie ein Mönch. Der Kaiser erhob sich von seinem Sitze, um ihn zu empfangen, er ließ ihn sich setzen und sogar an der kaiserlichen Tafel speisen und er gab vor, daß er und sein Bruder Isaak Komnenus als seine Schüler alle seine Lehren als Orakel aufnehmen wollten, wenn er sich das

---

1) Anna Comn. Alexias.

Heil ihrer Seelen angelegen sein ließe. Basilius, der in der Verstellung sehr geübt war, widerstand anfänglich, ließ sich aber doch durch die Schmeicheleien der beiden Fürsten hintergehen, welche zusammen dieses Spiel trieben. Er begann also seine Lehre zu erklären und ihre Fragen zu beantworten. Dies geschah in einem entlegenen Gemache des Palastes, und hinter einem Vorhange schrieb ein vom Kaiser hingestellter Schreiber alle Worte des Greises auf. Er verheimlichte nichts und erklärte gründlich alle seine Irrthümer.

Während nun der Häresiarch triumphirend so viele Gottlosigkeiten darlegte, ließ der Kaiser die Maske fallen und die Rolle eines Katechumenen aufgebend öffnete er die Thüre dem Patriarchen Nikolaus und den Vornehmsten des Klerus und des Senates, welche sich leise in einen anliegenden Saal begeben hatten. Sie traten mit der kaiserlichen Leibwache ein. Der Kaiser ließ alle Abscheulichkeiten, welche Basilius so eben vorgebracht hatte, laut vorlesen. Da der Häresiarch sich ertappt sah, suchte er sich durch Frechheit zu helfen; er versuchte seine Lehren zu vertheidigen und betheuerte, für ihre Aufrechthaltung zum grausamsten Tode bereit zu sein. Es gehörte zu den Glaubensartikeln der Bogomilen, daß sie von den heftigsten Qualen nichts zu zu fürchten hätten, und befänden sie sich auch mitten in den Flammen, so würden die Engel sie schleunigst befreien wie die drei Jünglinge im Feuerofen zu Babylon. Basilius blieb deßhalb unerschütterlich trotz der Ermahnungen der Katholiken, seiner eigenen Schüler und des Kaisers, welcher ihn häufig aus dem Gefängnisse kommen ließ, um mit ihm zu sprechen. Der Kaiser ließ allenthalben die Schüler des Häresiarchen aufsuchen, namentlich die zwölf Apostel desselben, und bemühte sich, sie zur Bekehrung zu bewegen, jedoch vergeblich; man erfuhr bloß, daß das Uebel sich schon weit verbreitet und vornehme Häuser und einen Theil des Volkes angesteckt hatte. Der Kaiser verurtheilte endlich Alle zum Feuertode.

Unter denen aber, welche als Bogomilen verhaftet waren, leugnete eine große Anzahl, Bogomilen zu sein, und verwünschte diese Häresie; deßhalb wandte der Kaiser, der ihre Verstellung kannte, eine List an, um die wirklichen Katholiken zu entdecken. Auf einem der größten Plätze in Konstantinopel setzte er sich, begleitet vom Senate, vom Klerus und von den angesehensten Mönchen, auf seinen Thron. Hierauf ließ er alle, welche als Bogomilen angeklagt waren, vorführen und sprach: „Es müssen heute zwei Scheiterhaufen angezündet werden; vor dem einen wird ein Kreuz aufgerichtet, und dieser ist für diejenigen bestimmt, welche sich für Katholiken ausgeben, denn es ist besser, daß sie unschuldig sterben, als daß sie in dem Rufe, Ketzer zu sein, leben und Aergerniß geben; der andere Scheiterhaufen ist für jene, welche sich als Bogomilen bekennen. Der Kaiser sprach also, weil er wußte, wie sehr die Bogomilen das Kreuz verabscheuten. Die beiden Scheiterhaufen wurden angezündet, und es lief eine große Volksmnege zu diesem Schauspiele zusammen. Als die Angeklagten sahen, daß kein Ausweg vorhanden war, faßte jeder seinen Entschluß, und das Volk murrte wider den Kaiser, dessen Absicht es nicht kannte; aber auf seinen Befehl wurden alle, welche sich zu dem Scheiterhaufen mit dem Kreuze begaben, angehalten und mit vielen Lobsprüchen entlassen. Die andern ließ er einkerkern, und zwar die Apostel des Basilius getrennt von den übrigen. Täglich ließ er einige von ihnen kommen, um entweder selbst sie zu unterrichten, oder sie durch ausgewählte Geistliche unterrichten zu lassen. Einige bekehrten sich und wurden in Freiheit gesetzt; andere aber waren hartnäckig in ihrer Ketzerei und starben im Gefängnisse.

Basilius wurde als verstockter Ketzer vom Klerus, von ausgewählten Mönchen und selbst vom Patriarchen zum Feuertode verurtheilt. Der Kaiser gab seine Einwilligung und ließ nach mehreren vergeblichen Versuchen, ihn zur Umkehr zu bewegen, mitten auf der Rennbahn einen großen Scheiterhau-

sen anzünden. Auf der andern Seite wurde ein Kreuz errichtet, und man ließ dem Basilius die Wahl, nach welcher Seite er sich wenden wollte. Beim Anblicke des fernen Scheiterhaufens spottete er über denselben und sagte, die Engel würden ihn daraus befreien; er führte die Psalmenstelle an: „Er wird sich dir nicht nahen, du wirst ihn nur mit den Augen sehen". Als er aber in der Nähe die schreckliche Flamme bis zur Höhe des Obeliskes der Rennbahn emporlodern sah und ihre Hitze empfand, begann er an allen Gliedern zu zittern, indem er sich krümmte und wieder aufrichtete, die Hände an einander und auf die Schenkel schlug; er schaute zurück, aber sobald er das Kreuz erblickte, wandte er sich wieder zum Scheiterhaufen, denn er entsetzte sich mehr vor dem Kreuze als vor der Marter. Der Kaiser wollte seinen Schrecken benutzen, um sein hartes Herz zu erweichen, und ließ ihm Gnade versprechen, wenn er in diesem furchtbaren Augenblicke seine Irrthümer abschwören würde. Basilius aber war wie von Sinnen taub gegen alle heilsamen Bitten und erhob mehrmals sein Angesicht zum Himmel, als ob er Engel zu seiner Hülfe erwartete. Man riß ihm den Mantel ab und warf denselben ins Feuer, und obgleich er sofort verbrannte, war die Einbildung des unglücklichen Basilius doch so groß, daß er ausrief: „Sehet ihr ihn nicht, wie er zum Himmel auffliegt, ohne die geringste Beschädigung erlitten zu haben? Darauf ließ ihn der Kaiser in die Flammen werfen, welche ihn augenblicklich verzehrten. Da seine Anhänger aus dem Gefängnisse geholt waren, um Zeugen seiner Strafe zu sein, so verlangte das Volk mit großem Geschrei, daß man sie wie ihren Meister behandle; einige Umstehende legten sogar schon Hand an sie und schleppten sie zum Scheiterhaufen. Der Kaiser that dieser Gewaltthätigkeit Einhalt und ließ sie in ihre Gefängnisse zurückführen, wo er ihnen fortwährend alles zum Leben Nothwendige freigebig gewährte. Um diese Ketzerei zu ersticken, ließ er von einem sehr gelehrten Mönche Namens Euthymius Zigabenus ein Werk verfassen, in welchem nach einer Widerlegung aller seit dem Anfange der Kirche entstandenen Ketzereien die der Bogomilen bekämpft wird. Dieses Buch führt den Titel Panoplia dogmatica und hat sich bis jetzt erhalten [1]).

Der Patriarch Nikolaus überlebte den Ketzer Basilius nicht lange; im folgenden Jahre, 1111, starb er in hohem Alter, nachdem er den Patriarchenstuhl siebenundzwanzig Jahre innegehabt hatte. Der Kaiser ehrte ihn durch ein prachtvolles Begräbniß und ernannte zu seinem Nachfolger den Johannes von Chalcedon, der so genannt wurde, weil er sich lange in dieser Stadt, deren Bischof sein Oheim gewesen war, aufgehalten hatte. Er ist dreiundzwanzig Jahre Patriarch von Constantinopel gewesen und war sehr bewandert in den heiligen und den weltlichen Wissenschaften. Der Kaiser selbst ernannte und inthronisirte ihn in der Sophienkirche.

* 18. * Außer den Bogomilen ließ der Kaiser gegen das Ende seiner Regierung noch andere ähnliche Häretiker aufsuchen und bemühte sich sie zu bekehren. Unter diesen waren die Paulicianer, welche der Kaiser Johannes Zimisces ehemals von Asien nach Thracien in die Gegend von Philippopolis versetzt hatte, um diese Grenze gegen die Einfälle der Scythen zu vertheidigen; aber diese an Unabhängigkeit gewöhnten Manichäer kehrten bald zu ihrem frühern Zustande zurück. Sie verführten die Katholiken der Gegend, beraubten und tyrannisirten dieselben, und noch andere Ketzer, nämlich Armenier und Jakobiten, mischten sich darein. Als der Kaiser Alexius die Paulicianer theils

1) Euthym. Zigab. Panopl. tit. 23. Anna Commen. l. 15. Zonar. l. 16.

durch Gewalt und theils ohne Kampf unterworfen hatte, suchte er sie zu bekehren. Vom Morgen bis zum Abende und zuweilen bis tief in die Nacht hinein verhandelte er mit ihnen, unterstützt vom Bischofe Eustratius von Nicäa und dem von Philippopolis; auch der Cäsar Nicephorus Bryennius, der Schwiegersohn des Kaisers, wohnte diesen Disputationen bei. Mehrere von von diesen Manichäern bekehrten sich und ließen sich taufen; aber ihre drei Häupter ergaben sich nicht und nahmen den Streit wieder auf. Da der Kaiser an ihrer Bekehrung verzweifelte, so schickte er sie nach Konstantinopel, wo er sie einsperren ließ. Er blieb noch zurück und bekehrte zuweilen wohl hundert an einem Tage, zuweilen noch mehr und endlich ganze Städte und Dörfer. Den angesehensten Einwohnern verlieh er Stellen in seinem Heere, das übrige Volk brachte er in eine neu gegründete Stadt zusammen, wo er ihm Aecker zur Bebauung schenkte. Als er nach Konstantinopel zurückgekehrt war, begann er wieder mit den drei Häuptern der Paulinianer zu disputiren; einer von ihnen bekehrte sich; die beiden andern blieben hartnäckig und wurden zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt [1]).

* 19. * Es gibt mehrere Verordnungen von Alexius Komnenus über Kirchensachen; die erste, vom September des Jahres 1086, bestätigt eine schon von dessen Oheim Isaak Komnenus gegebene, welche das kanonische Recht der Bischöfe und die Ordinationsrechte regelte. Kanonische Rechte nannte man die Schätzung der Erstlinge, welche bei den Griechen die Laien den Bischöfen jährlich schuldig sind und die in folgender Weise abgeschätzt sind. Für ein Dorf von dreißig Feuerstätten waren angesetzt ein Goldstück, zwei Silbermünzen, ein Hammel, sechs Scheffel Gerste, ebenso viel Mehl, sechs Maß Wein und dreißig Hühner; und für die kleinern Dörfer verhältnißmäßig weniger. Für die Weihen nahm der Bischof sieben Goldstücke, und zwar eins für die Weihe zum niedern Kleriker oder Lektor, drei für die Diakonatsweihe und drei für die Priesterweihe. Das Recht des Bischofs in Betreff der Trauungen wird ebenfalls taxirt.

Eine andere Verordnung wurde im Mai des Jahres 1087 auf einem Concile gegeben, die sehr eigenthümlich ist, denn sie erklärt, es sei dem Kaiser erlaubt, Bisthümer und Erzbisthümer zu Metropolen zu erheben und nach seinem Willen alles, was die Wahl und Einrichtung dieser Kirchen betrifft, unbeschadet der alten Rechte des Metropoliten zu regeln [2]). Durch diese sonderbare Verordnung verlor die griechische Kirche ihre Freiheit und Unabhängigkeit und machte sich zur ewigen Sklavin aller Despoten.

20. † Nach dem gesammten historischen Quellenmaterial des ersten christlichen Jahrtausends sind der Episkopat und der Primat Amtsnachfolger der Apostel und als solche Träger der von Christus angeordneten Kirchengewalt, die in ihrer amtlichen Wirksamkeit der Staatsgewalt nicht unterworfen ist; aber die ganze Kirchengeschichte zeigt auch, daß dieser Grundsatz gegen die Bestrebungen politischer Gewalten nur dann in voller Geltung bleibt, wenn Episkopat und Primat sich fest an einander schließen und sich gegenseitig stützen. Da die griechischen Bischöfe durch das Schisma vom Primate abgetrennt waren, so konnten sie dem Schicksale, das noch alle vom kirchlichen Mittelpunkte losgerissene Sekten getroffen hat, nicht entgehen und verfielen einer Abhängigkeit, vor der die Kirche im Abendlande durch den Investiturstreit bewahrt blieb.

---

1) Zonaras, l. 14. Anna Comn. l. 14. † Letztere scheint die Bekehrungsgeschichte etwas stark zu übertreiben. — 2) Jus Graecor., l. 2, p. 121—130.

21. † Im Anfange der Regierung Heinrichs V. trat in Deutschland ein bedeutender Umschwung ein, man dürstete nach der kirchlichen Einheit und suchte die aus dem langen Kirchenstreite entstandenen Uebel zu beseitigen, aber die Quelle, aus welcher alle diese Uebel entstanden waren, die Investitur, ließ man fortbestehen, obgleich bei der im Jahre 1106 erfolgten Wahl eine Abänderung der Investitur zu den wichtigsten Bedingungen gehören mußte, die der erwählte König zu beschwören hatte. Schon Gregor VII. hatte, obgleich das von ihm auf der römischen Synode des Jahres 1075 aufgestellte Verbot der Investitur nur eine Erneuerung des 22. Kanons des achten allgemeinen Concils war, Milderungen des Verbotes in Aussicht gestellt, die durch Vereinbarung mit königlichen Bevollmächtigten festgestellt werden sollten. Wäre es zu diesen Verhandlungen gekommen, so würde sich für die Wahrung der Interessen des Reiches an den mit den Bisthümern verbundenen Reichslehen wohl ein Ausweg gefunden haben. Da die Bisthümer nicht an die Reichslehen gekommen waren, sondern letztere an die Bisthümer, und da für die Wahl der Bischöfe die Kirchengesetze maßgebend sein mußten, so trat im Falle der Erledigung eines Bisthums für die Reichsregierung dasselbe Rechtsverhältniß ein, wie bei der Verleihung eines erblichen Reichslehens an den Sohn des verstorbenen Besitzers. Von den Besitzungen der Bisthümer war übrigens nur ein kleiner Theil ursprünglich Reichsgut gewesen; der bei weitem größte Theil war aus dem kirchlichen Zehnten, den Vermächtnissen der Gläubigen und aus freiwilliger Hingabe in den Schutz einer Kirche erwachsen, und eine in dieser Weise entstandene allodiale Grundherrschaft einer Kirche stand nicht in einem Lehnsverhältnisse zum Reiche. Auch die Lehen der Ministerialen und Vasallen, welche eine bischöfliche Kirche damals gewöhnlich hatte, waren nicht aus dem Vermögen des Reiches, sondern aus kirchlichem Allodialvermögen gebildet worden. Es war somit ein gewaltiger Uebergriff, daß die deutsche Regierung die Bisthümer bei Erledigung derselben wie heimgefallene weltliche Reichslehen behandeln wollte, und auf kirchlicher Seite war es ein sehr nachtheiliges Versehen, daß die von Gregor VII. angebotene Milderung des Verbotes der Investitur nicht schon gleich anfänglich genauer dahin bestimmt wurde, daß die Bischöfe und Aebte nach geschehener kanonischer Wahl und Weihe die Investitur der Reichslehen empfangen dürften.

22. Papst Paschalis II. entschloß sich zur Reise nach Deutschland, als Gebhard, Bischof von Konstanz, ihm die Botschaft und Einladung der Mainzer Versammlung überbracht hatte. Unterwegs soll er zu Florenz ein Concil gehalten haben. Von Florenz kam er nach Guastalla in der Lombardei und hielt dort im October 1106 ein anderes Concil. Eine große Anzahl von Bischöfen sowohl von diesseits als jenseits der Alpen, eine Menge von Geistlichen und Laien, selbst die Gesandten Heinrichs des Königs von Deutschland, und die Fürstin Mathilde waren zugegen. Hier wurde bestimmt, daß die Provinz Aemilia mit ihren Städten Piacenza, Parma, Reggio, Modena und Bologna nicht mehr der Metropole Ravenna unterworfen sein solle. Es geschah dieses zur Demüthigung dieser Kirche, welche sich seit ungefähr hundert Jahren gegen die römische Kirche aufgelehnt und durch den Gegenpapst Wibert nicht nur ihre Besitzungen sondern auch ihren Sitz an sich gerissen hatte. Auf diesem Concile ließ König Heinrich den Papst auch um Bestätigung seiner Würde bitten und versprach ihm Treue und kindlichen Gehorsam.

Gegen das Ende des Concils las man die Stellen aus den Kirchenvätern, welche sich auf die Wiedervereinigung der außer der katholischen Kirche Geweihten beziehen, nämlich den Brief des h. Augustinus an Bonifacius, den des h. Leo an die Bischöfe Mauritaniens und den dritten Kanon des Concils von Karthago. Darauf wurde folgendes Decret abgefaßt: „Seit mehreren Jahren ist das deutsche Reich von der Einheit mit dem apostolischen

Stuhle getrennt gewesen, weßhalb sich dort wenig katholische Bischöfe und Priester befinden. Da es aber nothwendig ist, nach dem Beispiele unserer Väter Nachsicht zu üben, so nehmen wir die im Schisma geweihten Bischöfe dieses Reiches in der bischöflichen Würde auf, wenn sie nicht Eindringlinge oder Simonisten oder sonst eines Verbrechens schuldig sind". In einem zweiten Decrete wurde bestimmt, daß die katholische Kirche, da die Urheber des Schismas todt seien, ihre alte Freiheit wiedererlangen sollte. Um jeden Anlaß zu Spaltungen abzuschneiden, erneuerte man die für die Laien aufgestellten Verbote der Investitur, und zwar unter Strafe der Excommunication für die Laien und der Absetzung für die Kleriker. Auf diesem Concile wurde der Bischof Hermann von Augsburg von seiner Geistlichkeit der Simonie angeklagt. Da er sich nicht genügend vertheidigte, sollte er abgesetzt werden, doch der Bischof Gebhard von Konstanz stellte vor, daß die Absetzung besser zu Augsburg geschehen könnte, wenn der Papst dort sein würde. Daher wurde der Bischof nur suspendirt. Später[1]) richtete der Papst einen Brief an Gebhard, Bischof von Konstanz, an Udalrich von Passau und an die ganze deutsche Nation, worin er den übertriebenen Eifer derjenigen tadelt, welche das Land verlassen wollten, um den Verkehr mit den Excommunicirten zu meiden, und er gestattet, diejenigen in die Kirchengemeinschaft wieder aufzunehmen, welche gegen ihren Willen durch Dienstverhältnisse oder gemeinschaftliche Wohnung zum Verkehre mit Excommunicirten genöthigt waren. Er verweiset in in dieser Beziehung auf eine Verordnung von Gregor VII.[2]).

Erfreut über die Bereitwilligkeit des Papstes in Betreff der Wiederherstellung des Friedens in ihrem Lande, hielten die Deutschen es für sicher, daß er mit dem neuen Könige und allen Großen des Reiches das Weihnachtsfest in Mainz feiern werde, und das Volk freute sich schon darauf. Der König, der ihn schon einige Zeit in Augsburg und andern Städten Oberdeutschlands erwartet hatte, feierte das Fest in Regensburg mit den Legaten. Der Papst hatte auf den Rath der Seinigen seinen Plan geändert. Er fürchtete die Wildheit der Deutschen, wovon er in Verona[3]) während eines Aufstandes eine Probe gesehen hatte. Man hatte ihm gesagt, daß diese Nation durchaus nicht geneigt sei, ein so unbedingtes Verbot der Investitur anzunehmen, und das der stolze Geist des jungen Königs noch nicht lenksam genug sei, d. h. daß dieser durch den Tod seines Vaters in seiner Macht befestigte Fürst des Papstes nicht ferner zu bedürfen glaubte.

[Wäre Paschalis II. etwas kühner und umsichtiger gewesen, so hätte er schon damals den Investiturstreit siegreich beenden können. Die Erneuerung des Verbotes der Investitur zu Guastalla war unnöthig, weil die frühern Anordnungen ausreichten, und erschwerte nur das Auftreten des Papstes in Deutschland. Hätte er statt dieses Verbotes zuerst in Salzburg, Regensburg, Bamberg und etwa auch in Magdeburg Provinzialconcile abgehalten, auf denen unter Beseitigung der ärgsten Uebelstände der deutsche Episkopat durch Nachsicht und möglichste Schonung gewonnen wäre, so konnte zu Mainz ein Nationalconcil zur Unterstützung des Morgenlandes gehalten werden, wodurch der junge König vom Kampfe gegen die Kirche abgehalten worden wäre. Wollte der Papst dann noch die Kaiserkrönung damit verbinden, dann war

1) † Da der Bischof Gebhard von Konstanz auf dem Concile zu Guastalla anwesend war, so muß der Brief des Papstes an ihn erst nach dem Concile verfaßt sein. — 2) Labbe, t. 10, p. 645, epist. 12. — 3) † Diese Notiz ist aus Eckehard, der wie Giesebrecht, deutsch. Kaiserz. III, 1185 bemerkt, diesen Namen für Bonn gebraucht. Vielleicht ist Paschalis in früherer Zeit dort einmal gewesen.

die Aufrechthaltung der bestehenden Kirchengebote vom Kaiser zu beschwören, und über die Formalitäten zur Sicherung der an den Bisthümern haftenden Lehnspflichten konnte man nachher verhandeln und alle zur Aufrechthaltung der Reichseinheit nothwendigen Garantien vereinbaren. Der Papst scheint jedoch keine klare Einsicht in die deutschen Verhältnisse gehabt zu haben, und da er glaubte, daß ihm die Thore Deutschlands verschlossen seien, faßte er den Entschluß, durch Burgund nach Frankreich zu reisen.]

23. Von vielen Bischöfen, Aebten und römischen Edlen begleitet kam der Papst in Clugny an, wo er das Weihnachtsfest feierte (1106). Ueberall wurde er höchst ehrenvoll als wahrer Jünger Christi, Stellvertreter der Apostel und rechtmäßiger Gesandter des Himmels empfangen; so lauten die Worte eines gleichzeitigen deutschen Geschichtschreibers. Von Clugny begab er sich nach La Charité und weihte dort in Gegenwart einer großen Versammlung von Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Mönchen die Kirche feierlich ein. Dort fanden sich die bedeutendsten Herren des Königreichs ein, unter andern der Graf Gui von Rochefort, Seneschall des Königs von Frankreich, den dieser für sich abgesandt hatte, um den Papst als seinen geistlichen Vater während der Reise durch das ganze Reich zu bedienen[1]).

Paschalis II. feierte den vierten Fastensonntag zu St. Martin in Tours; hier trug er nach römischem Gebrauche die päpstliche Tiara. Darauf kam er nach St. Denis, wo er vom Abte Adam mit den gebührenden Ehren empfangen wurde. „Was aber merkwürdig war", fügt Suger, welcher gegenwärtig gewesen ist, hinzu, „ist dies, daß er weder das Gold noch das Silber noch die Edelsteine dieses Klosters verlangte, wie man befürchtete; er sah dies alles nicht einmal an, sondern warf sich demüthig vor den Reliquien nieder, bat um einen kleinen Theil von den bischöflichen Gewändern, die der hl. Dionysius mit seinem Blute gefärbt hatte, und sprach: „Verweigert uns nicht ein Stückchen von den Kleidern desjenigen, den wir euch umsonst als Apostel gesandt haben."

In St. Denis erschienen König Philipp und sein Sohn Ludwig vor dem Papste und warfen sich ihm zu Füßen, wie die Könige gewöhnlich vor dem Grabe des h. Petrus zu thun pflegten. Der Papst hob sie als ergebene Söhne der Apostel mit eigener Hand auf und unterhielt sich vertraulich mit ihnen über die Angelegenheiten der Kirche; er bat sie innig, die Kirche nach dem Beispiele Karls des Großen und ihrer andern königlichen Vorgänger zu beschützen und den Tyrannen, den Feinden der Kirche und insbesondere dem Kaiser Heinrich kühnen Widerstand zu leisten. Die beiden Könige, denn der Prinz führte schon diesen Titel, versprachen ihm Freundschaft, Hülfe und Rath und boten ihm ihr Königreich an. Da er nach Chalons an der Marne reisen mußte, um mit den Gesandten des deutschen Königs zu verhandeln, gaben sie ihm Erzbischöfe, Bischöfe und den Abt von St. Denis, bei welchem Suger war, zur Begleitung mit.

Der Papst wartete in Chalons einige Zeit auf die Gesandten des deutschen Königs. Diese waren der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Halberstadt und Münster, mehrere Grafen und der Herzog Welf, der sich immer ein Schwert vortragen ließ, und durch seine Größe und Beleibtheit so wie durch die Stärke seiner Stimme fürchterlich war. Alle diese Gesandten schienen eher gekommen zu sein, um einzuschüchtern, als um zu verhandeln.

---

1) Suger, Vita Ludov., Ann. Ursp. a. 1106.

Sie ließen den Kanzler Albert, der das vollste Vertrauen des Königs, seines Herrn, besaß, in der Abtei St. Menge zurück und kamen mit großem Gefolge und glänzender Pracht zum päpstlichen Hofe. Der Erzbischof von Trier, welcher der gewandteste und ein guter Redner war, führte das Wort, begrüßte den Papst und den römischen Hof und sicherte ihm von Seiten des Kaisers Dienstwilligkeit vorbehaltlich des Rechtes der Krone zu. Dann fügte er hinzu: „Die Sache des Königs, unsers Herrn, um derentwillen wir gesandt sind, ist folgende. Seit den Zeiten deiner Vorgänger, heiliger apostolischer Männer, des h. Gregorius des Großen und anderer Päpste war es das Recht des Kaisers, daß vor der öffentlichen Wahlverhandlung an den Kaiser berichtet wird, und daß, wenn die Wahl für eine Person schicklich ist, vor der Wahl die Zustimmung des Kaisers eingeholt wird; darauf wird die Wahl nach Vorschrift der Kanones von Klerus und Volk vollzogen. Der frei und ohne Simonie Geweihte begibt sich dann wegen der Regalien zum Kaiser, wird von ihm mit Ring und Stab investirt und leistet ihm Huldigung und Lehnseid. Und das muß so sein, denn anders kann er die Städte, Schlösser, Zölle und andere der kaiserlichen Gewalt gehörende Rechte nicht bekommen. Wenn der Papst dies gestattet, werden das Reich und die Kirche glücklich und zu Gottes Ehre geeinigt bleiben“.

[Eckehard erwähnt, daß Heinrich V. bei seinen Ansprüchen sich auf ein gefälschtes Privilegium, das Karl der Große von Hadrian I. erhalten haben sollte, berufen habe. Nichts besser, als ein gefälschtes Privileg, war die auf großer historischer Unwissenheit beruhende Ansicht, welche die Besitzungen der Bisthümer einfach für Reichslehen erklärte. Daß man ungeachtet der geforderten königlichen Ernennung der Bischöfe noch von einer kanonischen Wahl derselben redete, war eine unverschämte Heuchelei.]

Nach den Worten des Erzbischofs von Trier erwiderte der Bischof von Piacenza im Namen des Papstes: „Die durch das Blut Jesu Christi erkaufte und erlösete Kirche darf nicht wieder in Knechtschaft gebracht werden; sie wäre eine Sklavin des Fürsten, wenn sie ohne dessen Befragung keinen Prälaten wählen dürfte. Es ist ein Eingriff in die Rechte Gottes, wenn der Fürst mit Ring und Stab, welche doch dem Altare angehören, belehnt, und die Kleriker verunehren ihre Salbung, wenn sie beim Lehnseide ihre für den Leib und das Blut unsers Herrn geweihten Hände in die blutbefleckten eines Laien legen müssen“. Bei dieser Rede murrten die deutschen Gesandten und sprachen: „Nicht hier, sondern in Rom wird diese Frage entschieden werden, und zwar durch das Schwert“. Der Papst schickte jedoch noch einige verständige Vertrauensmänner an den Kanzler Adalbert, um sich mit ihm friedlich zu verständigen und ihn inständig zu bitten, am Frieden des Reiches arbeiten zu wollen. [Diese Unterredung hat wahrscheinlich zur Folge gehabt, daß Heinrich V., welcher über diese Sache in einem fremden Reiche nichts entscheiden lassen wollte, einen Aufschub von einem Jahre erhielt, um nach Rom zu reisen und die Sache auf einem allgemeinen Concile entscheiden zu lassen. So berichtet Eckehard, der aber diese letzte Verhandlung auf die Synode zu Troyes verlegt.]

24. † Von Chalons begab sich der Papst nach Troyes, wo er um Himmelfahrt 1107 ein großes Concil hielt, auf welchem auch die deutschen Bischöfe erscheinen sollten. Von den Verordnungen dieses Concils stellt Hefele[1]) folgende zusammen: 1. Wer von dieser Stunde an die bischöfliche Investitur oder ein geistliches Amt aus der Hand eines Laien erhalten hat, muß

1) Hefele, Conciliengesch. V, 259 f.

abgesetzt werden; ebenso derjenige, der ihn weihte. 2. Die Dekane oder Erzpriester müssen wirklich Priester sein. Diejenigen, die es noch nicht sind, werden so lange des Beneficiums und der Würde beraubt, bis sie den Ordo empfangen haben; dann aber mögen sie, wenn sonst würdig, restituirt werden. 3. Ebenso müssen die Archidiakonen wirkliche Diakonen sein, und es gilt von ihnen das Gleiche, wie von den Erzpriestern. 4. Die beweibten oder concubinarischen Priester werden, wenn sie sich nicht bessern, vom Altar und Chor entfernt. Beharren sie auch dann noch in der Sünde, so werden sie völlig aus der Kirche ausgeschlossen, und dürfen nicht einmal mehr zur Laiencommunion zugelassen werden. Das Gleiche gilt von den Diakonen. 5. Kein Bischof, Abt, u. s. w. darf Excommunicirte oder Interdicirte in seine Pfarrei aufnehmen. 6. Wer für Oblationen, Canonikate oder irgend welche Kirchenstellen etwas verlangt, muß ausgeschlossen und der Communion beraubt werden.

Gegen mehrere deutsche Bischöfe wurden Kirchenstrafen verhängt; der Erzbischof von Köln wurde mit allen seinen Suffraganen suspendirt, weil er nicht auf dem Concile erschienen war. Aus demselben Grunde wurde auch der Erzbischof von Mainz mit allen seinen Suffraganen, ausgenommen die Bischöfe von Bamberg und Chur, suspendirt; bei der Suspension des Ruthard von Mainz kam noch der weitere Grund hinzu, daß er den Bischof von Hildesheim gegen ein päpstliches Verbot restituirt und den vom Könige investirten Bischof von Halberstadt geweiht hatte; auf Bitten mehrerer Bischöfe wurde diese Suspension bald nachher wieder aufgehoben. Auch der Bischof von Konstanz sollte suspendirt werden, es unterblieb jedoch auf Fürbitte anderer Bischöfe. Der Erzbischof von Magdeburg, der sich vom Könige hatte investiren lassen, wurde aufgefordert, persönlich beim apostolischen Stuhle zu erscheinen.

Mochten die deutschen Bischöfe im höchsten Grade schuldig sein, so war es doch ein großer Mißgriff, daß der Papst die Franzosen in ihrem Lande in rücksichtsloser Weise über deutsche Bisthümer abstimmen ließ. Er kehrte nach dem Concile, ohne durch dasselbe einen erheblichen Erfolg erreicht zu haben, nach Italien zurück.

25. Um diese Zeit schrieb Anselm von Canterbury an den Papst, daß König Heinrich von England auf die Investitur mit Ring und Stab verzichtet habe und nicht mehr bloß nach seinem Willen, sondern nach dem Rathe weiser und frommer Personen über die Kirchen verfüge. Der Papst hatte seinerseits dem Erzbischofe in einem Schreiben gestattet, die Söhne von Priestern, die durch Wissenschaft und Tugend empfehlenswerth wären, zu den hl. Weihen zuzulassen, weil die Zahl der Männer von solcher Abstammung in England sehr bedeutend war. Der Papst gestattete dies jedoch nur aus Nothwendigkeit und zum Nutzen der Kirche und unbeschadet ihrer künftigen Disciplin. Aus demselben Grunde wird dem h. Anselm im Allgemeinen gestattet, alle Dispensen, die er in Anbetracht der Rohheit der Nation für nothwendig halten würde, zu ertheilen [1]).

In England herrschte nämlich noch immer der Concubinat der Geistlichen, so daß mehrere Priester ihre Weiber behielten oder sich aufs neue verheiratheten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, versammelte der König am Pfingstfeste des Jahres 1108 die Fürsten und Bischöfe unter dem Vorsitze des h. Anselmus. Dieses Concil befahl den Priestern, Diakonen und Subdiakonen, keusch zu leben und nach dem Decrete des zweiten Concils von Nicäa keine andere Frauen als ihre nächsten Verwandten bei sich zu haben.

---

1) Epist. 102.

Diejenigen, welche das Verbot des ersten Concils von London (1102) nicht beobachteten, sollten, falls sie ferner die h. Messe celebriren wollten, ihre Frauen entlassen und mit ihnen nicht anders als außerhalb ihrer Häuser und in Gegenwart zuverlässiger Zeugen sprechen. Würden sie aber lieber dem Dienste des Altares als ihren Weibern entsagen, so sollten sie aller ihrer Amtsverrichtungen enthoben, jedes geistlichen Beneficiums beraubt und für ehrlos erklärt werden. Die Archidiakonen und Dechanten sollten schwören, keine im Concubinate lebenden Priester in ihren Aemtern zu dulden[1]). Man sieht fortwährend, wie sehr die Kirche Gottes der Festigkeit und der Geduld inmitten der politischen Revolutionen und der menschlichen Leidenschaften bedarf, um den Völkern und Königen und nicht selten auch ihren eigenen Dienern ihre heiligsten Pflichten einzuprägen und sie daran zu erinnern.

Turgot, ein Mönch von Dunelm, wurde zum Bischofe von St. Andrews in Schottland erwählt, konnte aber nicht geweiht werden, weil sein Metropolit, der Erzbischof Thomas von York, selber noch nicht geweiht war. Der Bischof von Dunelm schlug deßhalb vor, den Turgot in Gegenwart des Thomas und der Bischöfe von Schottland und den Orkaden in York zu weihen. Der h. Anselmus aber widersetzte sich und behauptete, unter den vorhandenen Verhältnissen stehe ihm allein das Recht zu, den Bischof von St. Andrews zu weihen. Er drängte auch Thomas, sich weihen zu lassen, und da er wußte, daß dieser nach Rom gesandt hatte, um sich das Pallium im Voraus zu erbitten, so bat er den Papst, es ihm vor der Weihe nicht zu gewähren; „denn er würde glauben", sagte Anselm, „mir als seinem Primas den schuldigen Gehorsam verweigern zu dürfen, was ein englisches Schisma sein würde". Er fügte hinzu: „Unser König beklagt sich, daß der König von Deutschland, ohne vom Banne getroffen zu werden, Investituren ertheilt; deßhalb droht er, es auch wieder so zu machen. Sieh also zu, was du zu thun hast, wenn das, was du schon so gut festgestellt hast, nicht unwiederbringlich verloren gehen soll; denn unser König erkundigt sich sorgfältig, wie du mit diesem Fürsten verfährst". Paschalis II. versicherte in seiner Antwort dem h. Anselm, daß er in keiner Weise die Kirche von Canterbury beeinträchtigen werde. „In Betreff dessen", fügt er hinzu, „was du mir von dem Aergernisse sagst, das Einige an dem Könige von Deutschland nehmen, so wisse, daß wir sein Verfahren nie gebilligt haben und auch nie billigen werden. Wir warten zwar, auf daß die Wildheit dieser Nation besänftigt werde, aber wenn der König fortfährt, auf den bösen Wegen seines Vaters zu wandeln, so wird ihn unzweifelhaft das Schwert des h. Petrus treffen, welches zu ziehen wir im Begriffe sind[2]).

26. Der erwählte Erzbischof Thomas von York ließ sich von den verkehrten Rathschlägen seiner Kanoniker verführen, seine Weihe fortwährend aufzuschieben. Da diese glaubten, daß Anselm wegen seines hohen Alters und wegen seiner schlechten Gesundheit nicht lange mehr leben könnte; so schrieben sie ihm, die Kirche von York sei der von Canterbury gleich, und verboten dem Thomas von Seiten des Papstes, dem Anselm Gehorsam zu versprechen. Endlich als die Sache sich in die Länge zog, schrieb der h. Anselmus, der von Tag zu Tag eine Zunahme seiner Kränklichkeit fühlte, folgendermaßen an Thomas: „Ich erkläre dir in Gegenwart des allmächtigen Gottes und in seinem Namen daß ich dir jede priesterliche Amtsverrichtung und jede Betheiligung am Hirtenamte verbiete, bis du aufgehört hast, dich gegen die Kirche von Canterbury aufzulehnen, und Gehorsam gelobt hast, wie deine Vorgänger

---

1) Eadmer bei Migne t. 159, p. 470 sq. — 2) Epist. 44.

Thomas und Gerard gethan haben. Wenn du in deiner Empörung verharrest, so untersage ich unter Strafe eines ewigen Bannes allen Bischöfen Englands, dir die Hände aufzulegen, oder dich als Bischof anzuerkennen und in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, falls du dich von Fremden weihen lässest". Diesen Brief schickte er an alle Bischöfe Englands und befahl ihnen die Befolgung kraft des h. Gehorsams.

Die Krankheit des h. Anselm bestand in einem Widerwillen gegen jede Art von Speise, der ungefähr sechs Monate andauerte, und obgleich er sich zum Essen zwang, nahmen seine Kräfte doch sichtlich ab. Da er nicht mehr gehen konnte, ließ er sich täglich zur h. Messe hintragen, für die er eine besondere Verehrung hegte. Seine Diener, welche bemerkten, daß diese Bewegung ihn außerordentlich ermüdete, wollten ihn davon abbringen, aber nur mit Mühe konnten sie dies fünf Tage vor seinem Tode durchsetzen. Am Dienstage in der Charwoche verlor er gegen Abend die Sprache. In der Nacht, als in der Kirche die Metten gesungen wurden, las man ihm die Passion vor, und während dieser Lesung hob man ihn von seinem Bette und legte ihn auf ein Bußgewand und auf Asche. So gab er beim Anbruche des Tages am 21. April 1109 im 16. Jahre seines bischöflichen Amtes und im 76. seines Lebens seinen Geist auf. Er starb zu Canterbury und wurde in seiner Kathedrale neben dem seligen Lanfrank, seinem Vorgänger, begraben. An seinem Grabe geschahen mehrere Wunder; die Kirche feiert sein Fest an seinem Todestage. Sein Leben wurde bald nachher von dem ihm befreundeten Mönche Eadmer beschrieben [1]).

Wenige Tage nachher langte ein vom Papste Paschalis mit dem Pallium für den Erzbischof von York abgesandter Cardinal in England an, der jedoch beauftragt war, dasselbe dem h. Anselmus zu übergeben, damit dieser nach seinem Gutdünken darüber verfüge. Am nächsten Pfingstfeste, am 13. Juni 1109, ließ der König auf einem großen Hoftage zu London die Angelegenheit des Erzbischofs von York untersuchen. Man verlas den ihm vom h. Anselm zuletzt geschriebenen Brief, und elf Bischöfe, welche anwesend waren, beschlossen demselben zu gehorchen, wenn sie auch ihres Amtes entsetzt werden sollten. Sie ließen Samson von Worcester kommen, dessen legitimer Sohn der Erzbischof Thomas war. Samson erklärte, er sei derselben Ansicht und wolle dem Gebote des Anselmus gehorchen. Der König war derselben Ansicht und erklärte dem Thomas, er solle entweder der Kirche von Canterbury denselben Gehorsam wie seine Vorgänger geloben, oder auf das Erzbisthum verzichten. Thomas unterwarf sich, und wurde nach Ablegung des geforderten Eides von dem Bischofe Richard von London, dem ersten Suffraganen von Canterbury, geweiht. Hierauf gab ihm der Cardinal das Pallium; Thomas aber bedauerte sein ganzes Leben hindurch, nicht von der Hand des h. Anselmus geweiht worden zu sein [2]).

27. Aus einem Briefe des Abtes Hugo von Clugny ergibt sich, daß Philipp, König von Frankreich, sich nicht nur bestrebte, für seine frühern Vergehen Buße zu thun, sondern auch in ein Kloster eintreten wollte. Nachdem der hl. Abt Hugo in diesem Briefe dem Könige seine Freude darüber ausgedrückt hat, daß er sich ernstlich zu einem guten Leben entschlossen habe, spricht er also zu ihm: „Du hast nicht vergessen mich zu fragen, ob wohl schon vor dir ein König Mönch geworden sei. Wenn wir dieses auch von keinem andern als dem h. Guntram gewiß wüßten, so müßte dir das Beispiel dieses fränkischen Königs genügen, welcher allen Eitelkeiten der Welt entsagte, um das

1) Acta SS. April. 21. — 2) Eadmer, l. 4, n. 38.

klösterliche Leben zu ergreifen. Ahme ihm nach; dadurch wirst du wahrhaft König sein. Möge der schreckliche Tod deiner beiden Nachbarfürsten, des Königs Wilhelm von England und des Kaisers Heinrich IV. dir eine heilsame Furcht einflößen. Ach, wer kann wissen, was sie jetzt leiden? Fasse deßhalb, geliebter Fürst, einen guten Entschluß, ändere dein Leben, bessere deine Sitten und thue aufrichtige Buße. Wo aber könntest du dies besser thun, als im Ordensleben? St. Peter und St. Paul, die Richter der Kaiser und Könige, sind bereit, dich in ihr Haus (d. i. Clugny) aufzunehmen; wir werden dich als König behandeln; wir wollen den Herrn bitten, daß er dich, wenn du aus Liebe zu ihm Mönch wirst, aus einem Mönche zum Könige mache, um mit ihm nicht in einem Winkel der Erde, sondern in dem weiten Raume des Himmels zu herrschen" [1]). Man sieht aus diesem Briefe die glückliche Aenderung, welche die Gnade im Herzen Philipps hervorgebracht hatte. Der h. Hugo ist übrigens im Irrthume, wenn er behauptet, daß der König Guntram gegen das Ende seines Lebens Mönch geworden sei. Ein englischer Historiker, der dasselbe von dem Könige Philipp behauptet, ist ebenso im Irrthume, der übrigens durch die Gesinnungen der Frömmigkeit und Buße, welche Philipp in seinen letzten Lebensjahren zeigte, veranlaßt sein kann.

König Philipp I. starb zu Melun am 28. Juli 1118 im 57. Jahre seines Lebens und im 48. Jahre seiner Regierung. Er besaß hinreichende Anlagen, ein großer König zu werden; aber seine Leidenschaften für die Frauen machten sie unnütz und verdunkelten seinen Ruhm. Der Abt Suger bemerkt, daß er nichts Ausgezeichnetes und der königlichen Würde Angemessenes mehr vollbracht hat, seitdem er sich der Liebe zu Bertrade hingegeben hatte, die er allen Gesetzen zuwider geheirathet hat. Der Abt Guibert von Nogent fügt hinzu, daß seine Sünden ihn der Gabe beraubten, Kröpfe zu heilen, die seinen Vorgängern verliehen war [2]). Die Todtenfeier des Königs Philipp, der sein Sohn und Nachfolger Ludwig VI. beiwohnte, fanden zuerst in der Kirche U. L. F. zu Melun statt; dann aber wurde seine Leiche mit großer Pracht von französischen Großen nach dem Kloster St. Benedict an der Loire getragen; König Ludwig folgte dem Zuge bald zu Fuße bald zu Pferde und half zuweilen den Trägern beim Tragen des Sarges. Philipp hatte dieses Kloster zu seiner Begräbnißstätte erwählt, weil er, wie er selbst sagt, weder gut genug gelebt, noch auch der Kirche genügend gedient hatte, um bei seinen Vorgängern in St. Denis begraben zu werden.

König Ludwig der Dicke wollte den Unruhen, welche von einigen aufrührischen Geistern zu befürchten waren, zuvorkommen und faßte deßhalb den Entschluß, sich sofort nach dem Tode seines Vaters krönen zu lassen. Der Erzbischof Manasses von Rheims war gestorben und Radulf le Vert, sein Nachfolger, hatte sich ohne Einwilligung des Hofes weihen lassen; auch die Rechtmäßigkeit seiner Wahl wurde angefochten. Da nun der junge König es nicht für passend hielt, die königliche Salbung von der Hand eines Bischofs zu empfangen, den er nicht anerkennen wollte, so beschloß er auf den Rath des Bischofs Ivo von Chartres, sich in Orleans salben zu lassen, weil diese Stadt dem Kloster St. Benedict an der Loire zunächst lag, wo er seinem Vater die letzte Ehre erwiesen hatte. Daimbert, Erzbischof von Sens, begleitet von seinen Suffraganbischöfen von Paris, Orleans, Chartres, Meaux, Auxerre und Nevers, ertheilte Ludwig am Feste der Auffindung des h. Stephanus die königliche Salbung, umgürtete ihm das Schwert, setzte ihm die Krone auf und überreichte ihm das Scepter und den Krönungsstab [3]).

---

1) D'Acheri Spicileg. t. 2, p. 401. — 2) De pignoribus Sanctorum l. 1, c. 1. — 3) Suger, Vita Lud.

Kaum hatte der Erzbischof nach der Ceremonie die bischöflichen Gewänder abgelegt, als Abgeordnete des Erzbischofs von Rheims ankamen, welche kraft apostolischer Autorität dem Erzbischof von Sens untersagten, die Krönung des Königs vorzunehmen. Sie behaupteten, daß die Kirche von Rheims dieses Recht stets besessen habe, seitdem der h. Remigius den Chlodwig getauft hatte, und daß jeder Angriff auf dieses Recht die Excommunication nach sich zöge. Die Abgeordneten hatten sich vorgenommen, die Krönung des Königs zu verhindern, falls sie rechtzeitig ankommen würden, oder wenigstens die Gnade des Königs für ihren Erzbischof Radulf, der sie verloren hatte, wiederzugewinnen.

Ivo von Chartres, welcher die Vorrechte der Kirche von Rheims in einem Briefe anerkannt hatte, in welchem er dem Erzbischofe von Rheims das Recht, den König Philipp zu trauen, zuspricht, änderte jetzt seine Meinung; er schrieb an die römische Kirche und an andere, weniger um die Ansprüche des Erzbischofs von Rheims in Betreff der Krönung der französischen Könige zu bestreiten, als vielmehr um die ausnahmsweise zu Sens vollzogene Krönung zu rechtfertigen. „Möge die h. römische Kirche und alle andern Kirchen, zu denen das Murren des Klerus von Rheims dringen kann, wissen, daß wir in der Krönung Ludwigs, des Königs der Franken, durchaus nicht unsern Nutzen gesucht, sondern mit Ueberlegung über das Wohl des Reiches und des Klerus gewacht haben; denn es gab gewisse Unruhstifter, welche durch alle Mittel das Reich entweder einem Andern übertragen, oder es sehr schmälern wollten. Um dieses zu verhüten, haben wir mit Gottes Hülfe für die Unversehrtheit des Reiches und die Ruhe der Kirchen alle mögliche Vorsicht angewendet. Dem Neide oder dem Hochmuthe ist es also zuzuschreiben, wenn Jemand eine nützliche und ehrenvolle That herabsetzt, die er weder mit Grund tadeln, noch durch die Gewohnheit entkräften, und auch nicht durch das Gesetz verurtheilen kann; denn wenn wir vernünftig urtheilen, so ist derjenige mit Recht zum Könige gesalbt worden, dem das Reich nach dem Erbrechte zukam, und den die gemeinschaftliche Zustimmung der Bischöfe und der Großen schon längst erwählt hatte“ [1]). Man sieht aus diesen Worten, daß nach der Ansicht sowohl des Ivo von Chartres als auch des Adalbero und des Hinkmar von Rheims das Erbrecht allein nicht ausreichte, sondern auch noch die Stimme der Wähler des Reiches nothwendig war. Der Bischof von Chartres weiset aus der fränzösischen Geschichte in Betreff der Krönung des Königs nach, daß diese sehr oft anderswo als zu Rheims stattgefunden hat. Eigentlich handelte es sich weniger um ein förmliches Recht, als um einen alten Brauch.

[Ludwig VI. hatte dennoch einen Kampf mit einem Bunde von französischen Großen zu bestehen, an dessen Spitze der Graf Eudes von Corbeil stand. Nachdem dieser in einer Schlacht gefallen war, gelang es dem Bischofe Ivo von Chartres eine Aussöhnung zwischen dem Könige und dem Erzbischofe Radulf von Rheims zu Stande zu bringen; letzterer mußte dem König den Lehnseid schwören, was Ivo von Chartres beim Papste zu entschuldigen übernahm. Die Prälaten und Städte hielten treu zum Könige und retteten dadurch das französische Reich.]

28. Die Kirche von Frankreich hatte damals fast in allen ihren Provinzen heilige und gelehrte Bischöfe; zu diesen gehören besonders der heilige Bertrand von Comminges und der selige Ivo von Chartres. Letzterer vollendete seine glorreiche und mühevolle Laufbahn wahrscheinlich am 23. December 1115, nachdem er 23 Jahre Bischof gewesen war. Im Jahre 1570

1) Epist. 189.

gestattete der h. Papst Pius V. allen regulirten Chorherren, ihm zu Ehren am 20. Mai das Officium zu beten, an welchem Tage er auch in dem von Benedict XIV. approbirten Martyrologium dieses Ordens genannt wird. Die Diöcese Chartres feiert sein Fest, und in der Kathedrale daselbst wird ein großer Schrein aufbewahrt, welcher seine Reliquien enthält und den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt wird [1]).

29. Der heilige Abt Hugo von Clugny war seit langer Zeit der Ruhm und das Vorbild des klösterlichen Lebens gewesen, als Gott ihn zur Belohnung abrief. Der h. Gottfried, Bischof von Amiens, befand sich gerade in Angelegenheiten seiner Diöcese in Italien; dort hatte er eine Erscheinung, in welcher es ihm vorkam, als sei er in Clugny und werde eingeladen, dem h. Abte die letzte Oelung zu ertheilen. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich erfuhr er, daß der h. Hugo wirklich an dem Tage verschieden war, an welchem die Vision gewesen war.

Der h. Hugo hatte ein außerordentlich hohes Alter erreicht, ohne von seiner Abtödtung abzulassen oder von seinem Ansehen zu verlieren, das ihm die Hochachtung nicht nur seiner Mönche sondern auch der Bischöfe und fast aller Fürsten Europas verschaffte. Der h. Petrus, der Patron von Clugny, erschien einem Landmanne der Nachbarschaft und beauftragte ihn, den heiligen Abt von seinem baldigen Tode zu benachrichtigen. Hugo nahm diese Nachricht dankbar auf, obgleich seine Kränklichkeit und sein hohes Alter schon vorher daran erinnert hatten, daß er nicht mehr lange zu leben hatte. Wie gewöhnlich fastete er noch in der Fastenzeit des Jahres 1109; jedoch am Palmsonntage fühlte er sich so schwach, daß er nicht mit der Prozession gehen konnte.

Als er sich am Gründonnerstage in das Capitel begeben hatte, baten ihn alle Mönche um die Lossprechung. Er antwortete: „Ach wie kann ich euch lossprechen, der ich durch so viele Sünden gebunden bin?“ Er ertheilte ihnen dennoch die Absolution und wusch ihnen die Füße. Er hatte noch die Kraft, am Ostertage den Gottesdienst abzuhalten; am Abende jedoch wurde er krank und am Osterdienstage so schwach, daß er den Gebrauch der Sinne verloren zu haben schien. Man beeilte sich, ihm die h. Wegzehrung zu bringen, und indem man ihm die h. Hostie vorhielt, fragte man ihn, ob er das belebende Fleisch des Herrn erkenne. Er antwortete: „Ich erkenne es und bete es an“. Nach Empfang der h. Wegzehrung gab man ihm ein Crucifix, welches er andächtig verehrte. Er lebte noch einige Tage; als man merkte, daß der Tod nahte, trug man ihn in die Kirche der h. Jungfrau und legte ihn auf Asche und das Bußgewand. Er starb gegen Abend am 29. April 1109 im 85. Jahre seines Lebens, im 70. seines Eintrittes ins Kloster und im 60. Jahre, nachdem er zum Abte erwählt war. Die Kirche feiert sein Fest an seinem Todestage [2]).

30. Als der Ordensstand eines seiner glänzenden Lichter verlor, sah man bald ein anderes leuchten; es war der h. Bernard von Tiro, aus Ponthieu im Gebiete von Abbeville gebürtig. Er studirte mit Erfolg die Grammatik und Dialektik; aber das Verlangen, ein vollkommneres Leben zu führen, drängte ihn, seine Heimath und seine Familie zu verlassen und sich in das Kloster St. Cyprian in Poitou unter die Leitung des Abtes Rainald zu begeben. Bald zeichnete er sich durch alle Tugenden aus, welche den Frieden

---

1) † Notizen über die Schriften des h. Ivo kommen vor im 15. Bd. von Rohrb. S. 346 f. — 2) Acta SS. 29. April.

und die Ordnung einer Genossenschaft aufrecht erhalten. Bernard betrachtete alle seine Brüder als seine Vorgesetzten; er liebte sie alle, richtete keinen und redete nie schlecht von Jemanden. Nie entschlüpfte ihm ein Wort des Murrens oder des Zornes; die Heiterkeit seines Antlitzes zeigte immer den Frieden seines Herzens. Ein Mönch von St. Cyprian, Namens Gervasius, welcher zum Abte von St. Savin erwählt war, wollte sein Amt nur dann antreten, wenn man ihm Bernard als Prior und als Theilnehmer an den Sorgen der Leitung mitgäbe; aber sie geriethen bald in Uneinigkeit wegen einer Kirche, welche Gervasius für sein Kloster erwerben wollte, womit Bernard aber nicht einverstanden war, weil er dabei Simonie befürchtete. Der Abt Gervasius verließ sein Kloster und begab sich nach St. Cyprian zurück, von hieraus pilgerte er nach Jerusalem und wurde in Palästina von einem Löwen zerrissen.

Als die Mönche von St. Savin den Tod des Gervasius erfuhren, wählten sie Bernard zum Abte. Dieser entfloh und verbarg sich in der Zelle eines heiligen Eremiten Namens Peter des Etoiles, welcher in der Folge das Kloster Font-Gombauld gründete. Peter des Etoiles führte ihn in den Wald von Craon an der Grenze von Maine und der Bretagne, wo Robert von Arbrissel, Vital von Mortain und Raoul von Futaye ein Einsiedlerleben führten. Um nicht so leicht entdeckt zu werden, änderte Bernard seinen Namen und nannte sich Wilhelm. Durch seine Sanftmuth und Demuth erbaute er die heiligen Eremiten sehr. Um die Langeweile und die Gefahren des einsamen Lebens zu vermeiden, lernte er drechseln. Da er aber erfuhr, daß die Mönche von St. Savin nach langem Suchen seinen Aufenthaltsort entdeckt hatten, so beschloß er, über das Meer zu fahren, und verbarg sich auf einer Insel in der Nähe von Coutances. Hier verweilte er einige Zeit ganz allein und aller zum Leben nothwendigen Dinge beraubt. Peter des Etoiles aber suchte ihn hier auf und nöthigte ihn, sich wieder zu den Einsiedlern des Waldes zu Craon zu begeben; auch versicherte er ihm, daß die Mönche von St. Savin sich einen andern Abt gewählt hätten. Er kehrte also in seine frühere Einsiedelei zurück, und in kurzer Zeit verbreitete sich weithin der Glanz seiner Heiligkeit.

Rainald, der Abt von St. Cyprian, welcher ihn in den Orden aufgenommen hatte, besuchte ihn und führte ihn durch eine unschuldige List in sein Kloster zurück, wo die Mönche ihn freudig aufnahmen, ihm seine Lumpen auszogen und ihm den langen Bart abschnitten, den er wie die Einsiedler trug. Der Abt, welcher den Bernard zu seinem Nachfolger haben wollte, bat den Bischof Petrus von Poitiers, ihm zu verbieten, das Kloster wieder zu verlassen, was der heilige Bischof auch that. Vier Monate darauf, als Rainald auf dem Sterbebette lag, sprach er zu seinen Mönchen: „Obgleich es mir nicht zukommt, meinen Nachfolger zu ernennen, so rathe ich euch doch, Bernard zu wählen, den der Herr euch kürzlich wiedergegeben hat“.

Bernard wurde wirklich gewählt und mußte trotz seines Widerstrebens das Amt antreten, aber bald fand er einen Vorwand, dasselbe niederzulegen. Die Mönche von Clugny behaupteten, das Kloster St. Cyprian sei ihnen unterthan, und sie erwirkten Briefe vom Papste Paschalis II., durch welche er dem Abte von St. Cyprian die Ausübung seines Amtes untersagte, wenn er sich dem Abte von Clugny nicht unterwürfe. Bernard wollte lieber abdanken, als die Rechte einer Kirche verrathen, welche bei seinem Amtsantritte frei war; er gesellte sich also wieder zu Robert von Arbrissel und Vital von Mortain, welche ihre Einsamkeit verlassen hatten und in verschiedenen gallischen Provinzen apostolische Wanderungen unternahmen. Diese drei heiligen Apostel hatten überall große Erfolge; damit ihre Ernte noch reichlicher würde, trennten sie sich. Bernard predigte in der Normandie und bekämpfte hauptsächlich den Concubinat der Priester, von denen die meisten öffentlich verheirathet

waren. „Denn", sagt der gleichzeitige Verfasser des Lebens des h. Bernard von Tiro, „in jener Zeit war es in der Normandie allgemeiner Gebrauch, daß die Priester öffentlich heiratheten und ihren Kindern ihre Kirchen als Erbe hinterließen. Wenn sie ihre Töchter verheiratheten, gaben sie ihnen in Ermangelung anderer Güter ihre Beneficien als Mitgift, und wenn sie eine Frau nahmen, legten sie in Gegenwart aller ihrer Verwandten einen Eid ab, sie nie zu verlassen.

Bernard entfaltete seine ganze Beredtsamkeit und den glühendsten Eifer, um diesen so schreienden Mißbrauch abzustellen, doch der größte Theil dieser Priester blieb hartnäckig. Die Frauen derselben, welche von ihren Männern verlassen zu werden fürchteten, waren am erbittertsten; sie suchten Mittel ihn zu tödten und reizten ihre Männer auf, den Prediger zu beleidigen. Eines Tages, als Bernard in Coutances predigte, kam ein Archidiakon, der Frau und Kinder hatte, mit einer großen Zahl von Priestern und fragte ihn, mit welchem Rechte er, ein der Welt abgestorbener Mönch, sich in ihre Angelegenheiten mische und ihnen predige. Bernard erwiederte ihm vor allem Volke: „Lieber Bruder, hast du nie in der Schrift gelesen, wie Samson mit dem Kinnbacken eines todten Esels seine Feinde erschlug? Ist es zu verwundern, wenn Gott sich meines Dienstes bedient, um seine Feinde zu beschämen? Auch der h. Martinus und der h. Gregorius waren Mönche; der Ordensstand ist somit kein Grund, der mich am Predigen hindern könnte."

Bernard reisete zweimal nach Rom, um die Freiheit seines Klosters gegen die Anmaßung der Mönche von Clugny zu schützen. Jedesmal befahl ihm der Papst, sein Kloster in der frühern Weise zu regieren; doch der heilige Abt sehnte sich zu sehr nach der Einsamkeit und erhielt mit vieler Mühe die Erlaubniß, sein Amt niederzulegen. Zugleich aber trug ihm der Papst auf, Buße zu predigen, Beichte zu hören und die übrigen Verrichtungen des apostolischen Lebens auszuüben.

Nach Erlangung seiner Wünsche zog Bernard sich zuerst auf seine frühere Insel bei Coutances zurück, wo er aber nicht lange bleiben konnte. Er ließ sich im Walde von Fougeres mit einigen Jüngern nieder, welche gleich ihm von ihrer Hände Arbeit lebten; aber Radulf, der Herr von Fougeres, der diesen Wald mit Mauern umgeben hatte, um das Wild in demselben zu schützen, bat die Einsiedler, sich in den Wald von Savigni zu begeben, der ihm ebenfalls gehörte. Hier fanden sie Vital von Mortain, welcher hier das später nach diesem Namen benannte Kloster baute. Bernard schickte deßhalb zwei von seinen Schülern mit der Bitte an Rotrou, den Grafen von Perche, ihnen zur Niederlassung einige Ländereien zu überlassen. Der Graf nahm sie gütig auf und wies ihnen einen Ort an, der Tiro hieß.

Als Bernard sich mit seinen Schülern zur Erbauung des Klosters dahin begeben hatte, staunten die Einwohner über die seltsam gekleideten Männer, und es verbreitete sich das Gerücht, nicht Mönche, sondern Sarazenen hätten sich auf unterirdischen Gängen nach Perche begeben, um sich der Provinz zu bemächtigen. Von allen Seiten eilte man herbei, um die Sache zu untersuchen. Als man sah, daß die neuen Gäste weder Thürme noch Schlösser, sondern nur kleine hölzerne Zellen bauten und Psalmen sangen, erkannte man den Irrthum, und das Mißtrauen verwandelte sich in Achtung und Verehrung. Ivo, der damalige Bischof von Chartres, las die erste Messe im Kloster von Tiro; es war am Ostertage des Jahres 1109. Da aber die Mönche von Nogent behaupteten, dieses Kloster stehe auf Ländereien, wo sie den Zehnten einzufordern und die Todten zu begraben hätten, so verlegte Bernard das Kloster nach einem Orte in der Nähe, den er von den Kanonikern von Chartres erhielt, und er weihte es zu Ehren der hl. Jungfrau ein.

In dieser neuen Wohnung führte der heilige Abt ein englisches Leben, welches der ganzen Provinz zur Erbauung gereichte. Er trank nur Wasser und übte fortwährend Abtödtung. Wenn er krank war, wandte er kein Heilmittel, nicht einmal einen Aderlaß an. Ludwig der Dicke, König von Frankreich, Heinrich I., König von England, und David, König von Schottland, machten dem Kloster bedeutende Geschenke. Heinrich lud den Abt zu sich nach der Normandie ein und ersuchte ihn um einige Mönche, denen er ein Kloster bauen ließ. David, der König von Schottland, der Sohn des h. Malkolm und der h. Margaretha, that dasselbe und reisete nach Tiro, um den Trost zu haben, diesen h. Abt zu sehen, aber er fand ihn todt. In kurzer Zeit hatte das Kloster Tiro gegen hundert Priorate oder Zellen, die von ihm abhingen und von Mönchen bewohnt wurden, die aus seinem Schoße hervorgegangen waren. Um sich von den Mönchen von Clugny zu unterscheiden, waren die Mönche von Tiro grau gekleidet, weßhalb sie graue Mönche genannt wurden. Der h. Bernard starb zu Tiro um das Jahr 1117 [1]).

31. Der schon erwähnte Vital von Mortain war zuerst Kaplan des Grafen Robert von Mortain und Kanonikus von St. Evroul in derselben Stadt. Nachdem er eine Zeit lang ein Einsiedlerleben geführt und mit Robert von Arbrissel und Bernard von Tiro apostolische Arbeiten verrichtet hatte, zog er sich in den Wald von Savigni zurück, und durch die Freigebigkeit des Radulf von Fougeres unterstützt baute er hier zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit ein Kloster, wo er eine große Anzahl frommer Mönche sammelte. Er führte in seiner Genossenschaft nicht die Gewohnheiten von Clugny ein, sondern besondere sehr strenge Gebräuche, wodurch das Kloster von Savigni einen weit verbreiteten Ruf erhielt, so daß eine Anzahl von Prioraten und Abteien diese Reform annahm. Als Vital krank wurde, beichtete er und empfing die h. Wegzehrung; darauf wollte er, mehr seinen Muth als seine Kräfte zu Rathe ziehend, dem Gottesdienste beiwohnen, aber er starb in der Kirche, als er eben der Gewohnheit gemäß dem Lector den Segen ertheilt hatte. Als sein Todesjahr wird 1122, als das der Gründung von Savigni ungefähr 1112 angegeben [2]).

32. † Auf der spanischen Halbinsel hatte der Islam gegen Ende des elften Jahrhunderts durch die Almoraviden oder Marobethen eine Kräftigung erfahren [3]), die für die kleinen christlichen Reiche so gefährlich wurde, daß der Papst Paschalis II. im Jahre 1100 den Spaniern die Theilnahme am Kreuzzuge im Oriente verbot und ihnen dagegen den Kampf gegen die Morabethen empfahl. Der morabethische Statthalter Syr ben Bekr eroberte im Jahre 1095 die Balearen und bedrängte um 1102 die Castilier so sehr, daß Alfons VI. Valencia wieder aufgeben mußte. Der Morabethenherrscher Jusuf ben Tasfin ließ 1103 seinen jüngsten Sohn Abu'l Hassan Aly von einer Versammlung der Sarazenen als seinen Nachfolger anerkennen. In Navarra und Aragonien folgte um 1104 auf Pedro I. dessen Bruder Alonso oder Alfons I. Die Christen erlitten 1105 und 1106 zwei bedeutende Niederlagen von den Marobethen, die darauf über den Tajo setzten und Coimbra belagerten, das jedoch von dem Grafen Heinrich von Portugal gerettet wurde. Im Jahre 1108 schickte Alfons von Castilien zur Vertheidigung von Ucles, einer Grenzstadt von Valencia, die von den Christen wieder eingenommen war, ein bedeutendes Heer ab, dem er seinen einzigen noch im Knabenalter stehenden Sohn Sancho mitgab. Dieses Heer erlitt eine furchtbare

---

1) Acta SS., 25. Apr. — 2) Order. Vit. l. 8. — 3) Rohrb. XV. S. 300.

Niederlage, gegen 20,000 sollen getödtet sein und auch der Sohn des Königs kam um. Mehrere Städte wurden darauf von den Sarazenen eingenommen, selbst Toledo war in Gefahr und wurde nur mit großer Anstrengung gerettet. Im folgenden Jahre, 1109, starb Alfons VI.

33. Unter seiner Regierung geschah es, daß der Erzbischof Bernard von Toledo auf seiner Rückreise von Rom den seligen Girald aus Aquitanien mitbrachte und ihn zum Cantor an seiner Kathedrale machte. Als der Bischofssitz von Braga erledigt war, wurde Girald für denselben einstimmig gewählt und von Bernard geweiht. Auf einer Reise nach Rom erlangte Girald für seine Kirche vom Papste Paschalis II. die Wiederherstellung der erzbischöflichen Würde. Als er 1110 starb, folgte ihm Mauritius Burdinus. Auch ihn hatte der Erzbischof Bernard wegen der ausgezeichneten Begabung desselben nach Spanien mitgenommen, als er noch Mönch von Uzerche in Limousin war. Er machte ihn zuerst zu seinem Archidiakon und nachher zum Bischofe von Coimbra. Im Jahre 1108 pilgerte Mauritius nach Jerusalem und kam nach Konstantinopel, wo Kaiser Alexius und die Großen ihn liebgewannen. Nachdem er drei Jahre auf dieser Reise zugebracht hatte, kam er wieder nach Portugal und wurde 1110 zum Nachfolger des h. Girald gewählt. Er begab sich nach Rom, um die Bestätigung seiner Versetzung zu erlangen und das Pallium zu bekommen. Beides wurde ihm vom Papste Paschalis II. bewilligt. Mauritius hielt die Würde seiner Kirche gegen den Erzbischof von Toledo kräftig aufrecht, welcher ihn seinem Primate unterwerfen und seine Autorität als Legat in Spanien gegen ihn geltend machen wollte. Burdinus begab sich 1115 nach Rom und bat Paschalis II. um Hülfe; nachdem dieser den Erzbischof Bernard mehrere Male ermahnt hatte, seine Belästigungen einzustellen, erklärte er ihm endlich, daß die Provinz Braga der Legation nicht unterworfen sein sollte, damit Burdinus seine Amtsgewalt freier ausüben könnte. Wir werden später sehen, welche Dankbarkeit Burdinus dem Papste und der römischen Kirche bewies[1]).

Nach dem Tode des Königs Alfons VI. von Castilien kamen wieder afrikanische Sarazenen nach Spanien und eroberten alles, was sie früher verloren hatten; die Christen hätten ihnen sogar Toledo überlassen, wenn der Erzbischof Bernard durch seinen Muth diese Stadt nicht vertheidigt hätte. Es ist zu verwundern, daß die Sarazenen die Uneinigkeit der Christen nach dem Tode des Königs Alfons VI. nicht besser benutzten. Seine Tochter Urraca hatte in erster Ehe den Grafen Raimund von Galicien geheirathet, von dem sie einen Sohn Namens Alfons hatte; in zweiter Ehe heirathete sie den König von Aragonien und Navarra, Alfons I., den Streiter, wodurch die Reiche Aragonien, Navarra, Castilien und Leon vereinigt wurden. Die Vereinigung dieser Reiche hätte die Kräfte und Erfolge der Christen bedeutend vermehren können, aber es fehlte die Einigkeit. Die Königin Urraca gerieth in arge Streitigkeiten mit ihrem Gemahle, dem Könige von Aragonien, der auch über Castilien herrschen wollte, und nachher entzweite sie sich auch mit ihrem Sohne aus erster Ehe Alfons. Diese Zerwürfnisse veranlaßten Spaltung unter den Christen. In Castilien und Leon hielten die Einen zur Königin, Andere zum Könige, und wieder Andere zum Infanten Alfons, dem nachherigen Alfons VII. von Castilien. Diese Zwietracht führte sogar zu einer Schlacht, in welcher die Anhänger des Königs die der Königin besiegten[2]).

---

1) Pagi. Baluze. — 2) Pagi, ann. 1109.

34. Unterdessen fielen (1108) die Sarazenen in die Grafschaft Barcelona ein, verbrannten die Kirchen und verheerten alles mit Feuer und Schwert. Nur noch fünf Tagereisen weit waren sie von der französischen Grenze entfernt. Der Graf und der Bischof von Barcelona sammt den angesehensten Einwohnern beschlossen, den König von Frankreich, Ludwig den Dicken, um Hülfe zu bitten. Der Bischof wurde mit der Gesandtschaft beauftragt. Der Graf Raimund von Barcelona trug mit Hülfe der Franzosen in den Jahren 1111 und 1112 mehrere Siege über die Ungläubigen davon. Im Jahre 1114 bemächtigte er sich der Insel Iviça, wobei er von den Pisanern unterstützt wurde, welche von dem Papste Paschalis II. dazu aufgefordert waren, damit das Mittelländische Meer von den muselmännischen Seeräubern gesäubert würde. An der Spitze der Pisaner standen ihr Erzbischof Petrus und der Cardinallegat Boso. Im folgenden Jahre, 1115, eroberten die Pisaner die Insel Majorca und befreiten dort eine große Anzahl gefangener Christen. Da diese Gefangenen erzählten, daß man sie menschlich behandelt habe, so verfuhr man in derselben Weise gegen die Muselmänner. Ihre Königin begab sich mit einem Theile ihrer Familie nach Pisa, wo sie freiwillig das Christenthum annahm [1]).

35. Mit den Pisanern hatte der Graf von Barcelona seit dem Jahre 1114 die Insel Majorca angegriffen, aber er wurde genöthigt diesen Kampf aufzugeben, weil die Sarazenen Barcelona selbst bedrängten. Der Bischof dieser Stadt war im Kriege gegen Majorca gefallen. Sein Nachfolger war der h. Oldegar aus Barcelona. Seine Eltern hatten ihn in frühester Jugend im Jahre 1076 der Kirche der h. Eulalia geweiht, wo er Canonicus und später Propst wurde. Er trat in das Kloster der regulirten Chorherren von St. Rufus bei Avignon über, zu dessen Abt er erwählt wurde. Dieses Kloster stand damals im Rufe einer genauen Befolgung der Ordensregel. Oldegar sorgte dafür, daß die Besitzungen und Privilegien desselben durch eine Bulle des Papstes Paschalis II. bestätigt wurden. Als er seine Erwählung zum Erzbischofe von Barcelona erfuhr, floh er in die Provence. Auf Bitten der Geistlichkeit und des Volkes schickte der Graf von Barcelona Gesandte nach Rom zum Papste Paschal, der dem Oldegar befahl, die Wahl anzunehmen. Als in demselben Jahre der erzbischöfliche Stuhl von Tarragona durch den Tod Berengars erledigt war, wurde Oldegar zum Erzbischofe gemacht, ohne jedoch das Bisthum Barcelona aufzugeben, da Tarragona zerstört und verödet war. Der Graf Raimund schenkte ihm und seinen Nachfolgern die Stadt und ihr Gebiet mit der Vollmacht, sie zu bevölkern und nach den Gesetzen zu regieren. Aldegar reiste nach Rom, um sich diese Schenkung (vom 13. Januar 1117) bestätigen zu lassen. Gelasius II. bestätigte sie in einer Bulle vom 21. März 1118, verlieh Oldegar das Pallium mit allen Rechten eines Metropoliten und das Bisthum Tortosa, wenn die Christen dasselbe von den Mauren zurückerobern würden, und zwar bis zu dem Zeitpunkte, in welchem diese Stadt ihren besondern Bischof haben könnte. Kaum nach Barcelona zurückgekehrt, mußte er abermals nach Italien reisen, um dem im Jahre 1123 versammelten Concile im Lateran beizuwohnen, welches den christlichen Fürsten im h. Lande Hülfe gegen die Einfälle der Sarazenen verschaffen sollte. Auf die Bitten des Grafen von Barcelona benutzte Oldegar diese Gelegenheit, ihm Hülfe zur Vertreibung der spanischen Sarazenen zu verschaffen. Das Concil bewilligte Subsidien, und zur Erleichterung der Aus=

1) Pagi, ann. 1115.

führung ernannte der Papst Calixtus II. Oldegar zu seinem Legaten in Spanien [1]).

Der Graf Raimund von Barcelona hatte den Papst Paschalis II. gebeten, ihn, seine Frau und seine Kinder in den besondern Schutz des heiligen Stuhles aufzunehmen, was ihm der Papst sehr gern in einer Bulle vom 23. Mai 1116 gewährte [2]).

36. In einem Augenblicke der Eintracht zwischen den Arragoniern und den Castilianern bedrängte der König Alfons die Sarazenen und zog gegen Saragossa, wobei ihm viele Franzosen zu Hülfe kamen. Rotrou, Graf von Perche, entriß 1114 den Sarazenen die Stadt Tudela, und Alfons schenkte sie ihm unter Vorbehalt der Oberhoheitsrechte. Im Jahre 1118 lieferten die Christen eine große Schlacht bei Saragossa; im gewaltigen Heere der Sarazenen waren mehrere Könige, unter andern auch der von Marokko. Mit Ausnahme eines einzigen wurden alle gefangen und getödtet. Saragossa ergab sich am 11. December und nachher noch einige andere Städte. Alfons machte Saragossa zu seiner Hauptstadt und gab sie unter Vorbehalt gewisser Rechte dem Vicomte Gaston von Bearn, der sehr viel zu dieser Eroberung beigetragen hatte. Der Papst Gelasius hatte allen Denen, die sich an diesem Feldzuge betheiligen würden, Abläße gewährt, und zwar einen vollkommenen Ablaß Jenen, welche nach Empfang des Bußsakramentes in diesem Kriege sterben würden; dann allen Jenen, welche an der Wiederherstellung dieser Kirche arbeiten und zur Unterstützung der Geistlichen beitragen würden, einen Ablaß nach dem Gutdünken des Bischofs und im Verhältnisse zu ihren guten Werken. Schon vor der Eroberung von Saragossa hatte man Petrus Librano zu dessen Erzbischof gewählt, und Papst Gelasius selbst hatte ihn geweiht. Als nun die Stadt erobert war und Petrus seinen Sitz eingenommen hatte, sandte er seinen Archidiakon mit Briefen, welche von ihm, drei andern Bischöfen und dem Cardinallegaten Boso unterzeichnet waren, an alle Gläubigen, um ihnen Abläße zu gewähren und Almosen zur Wiederherstellung seiner Kirche zu sammeln. Beinahe 400 Jahre war Saragossa in der Gewalt der Ungläubigen gewesen [3]).

37. Um diese Zeit war die christliche Religion in Afrika noch nicht erloschen. Im Jahre 1114 wurden einige Mönche von Monte Cassino bei ihrer Rückkehr aus Sardinien von sarazenischen Seeräubern gefangen genommen und nach Afrika geführt. Der Abt von Monte Cassino sandte sogleich hin, um sie loszukaufen, aber seine Gesandtschaft wurde durch widrige Winde gezwungen, in Sicilien zu landen. Als der Graf Roger von Sicilien den Grund ihrer Reise vernommen hatte, forderte er aus Liebe zum h. Benedictus den sarazenischen König von Kala-Amad sofort auf, die Gefangenen frei zu geben, wenn er Frieden und seine Freundschaft behalten wolle. Der König von Kala-Amad willigte sogleich in die Bitte und übergab die gefangenen Mönche dem Gesandten des Grafen; unterdessen war aber ihr Vorgesetzter Azzo gestorben und in der Kirche der h. Jungfrau vor dem Altare zu Kala-Amad begraben worden. Es ereigneten sich dort wunderbare Dinge. Eine über seinem Grabe hangende Lampe, welche jeden Abend ausgelöscht wurde, zündete sich in der Nacht von selbst wieder an. Der König von Kala-Amad glaubte, als er dies erfuhr, es sei dies eine List der Christen; er schickte Sa-

---

1) Acta SS. 6. März. — 2) Pagi, ann. 1116, n. 8. — 3) Baron. Pagi, ann. 1118.

razenen hin, um die Lampe auszulöschen und das Oel wegzunehmen; aber am nächsten Morgen fand man die Lampe angezündet und das Wasser darin brannte wie Oel. Der König ließ die Lampe zum zweiten Male auslöschen und befahl den Sarazenen, die Kirche Tag und Nacht zu bewachen und keinen Christen hineinzulassen. Mitten in der Nacht bemerkten die wachthabenden Sarazenen einen Stern, der seine Strahlen auf die Lampe herabsenkte; sogleich öffneten sie die Kirche und sahen die Lampe angezündet. Selbst dem Zeugnisse der Seinigen glaubte der König nicht; er ließ die Lampe abermals auslöschen und begab sich selbst in das Haus des Chalifen, welches an die Kirche grenzte. In der Nacht erhob er die Augen zum Himmel und sah wie ein glänzender Stern über der Lampe dieselbe mit seinen Strahlen anzündete. Sogleich schickte er Sarazenen in die Kirche, welche die Lampe brennend fanden. Darauf gestattete er den Christen den freien Eintritt in die Kirche. So berichtet in seiner Geschichte von Monte Cassino Petrus, ein Diakon und Mönch dieses Klosters, welcher zu derselben Zeit schrieb, als die gefangenen Ordensmänner aus Afrika zurückkehrten [1]).

Pagi vermuthet, der Name Chalif, welcher bei den Muhammedanern Religionshaupt bedeutet, sei hier dem christlichen Bischofe beigelegt, dessen Haus an die Kirche stieß. Wie dem auch sei, gewiß ist, daß die christliche Religion im Beginne des 12. Jahrhunderts in Afrika noch bestand [2]).

38. † Paschalis II. kehrte nach dem Concile von Troyes ohne durch dasselbe Hülfe für die Freiheit der Kirche gefunden zu haben nach Italien zurück und war nach einer von ihm ausgestellten Urkunde am 24. September 1107 in Florenz. Während seiner Abwesenheit hatte Stefano Corso sich eines Theiles der Besitzungen der römischen Kirche bemächtigt und zwei Burgen in Besitz genommen [3]). Eine von diesen Burgen, Mantalto, eroberte der Papst Paschalis II. mit Hülfe der Gräfin Mathilde [4]); die andere aber konnte wegen der rauhen Herbstwitterung nicht eingenommmen werden. Der Papst begab sich darauf nach Rom, wo er, wie Eckehard berichtet, mit großem Jubel aufgenommen wurde. Da er sich nach Apulien begeben wollte, übertrug er dem Petrus Leonis und dem Leo Frangipani die Regierung der Stadt, dem Ptolemäus die Verwaltung der übrigen Besitzungen der römischen Kirche und seinen Neffen Galfred machte er zum Anführer der Truppen. Im October 1108 hielt er ein Concil zu Benevent, auf welchem das Verbot der Laieninvestitur aufs neue bestätigt und den Geistlichen der Gebrauch weltlicher und kostbarer Kleider untersagt wurde. Während dieser Abwesenheit waren im römischen Gebiete wieder allerlei Unordnungen vorgekommen, wodurch sogar seiner Rückkehr der Weg versperrt wurde. Mit Hülfe normannischer Truppen des Herzogs von Gaeta Richard bewältigte er den Aufstand in der Campagna und kehrte wieder nach Rom zurück. Nach verschiedenen Gefechten brachte er die Besitzungen der römischen Kirche wieder zusammen und stellte einen Frieden her, der bis zur Ankunft Heinrichs V. dauerte. Dieser schickte im Jahre 1109 eine ansehnliche Gesandtschaft nach Rom, um mit dem Papste über die Kaiserkrönung zu verhandeln. Die Hauptpersonen dieser Gesandtschaft waren die Erzbischöfe von Köln und Trier und der Kanzler Adelbert. Obgleich über den Gegenstand der Verhandlung keine Berichte vorliegen, ergibt sich doch aus dem Gange der folgenden Ereignisse, daß es sich um die Laieninvestitur handelte, die der Papst nicht zugestehen konnte, und die Heinrich V. für unent-

---

1) Chron. Cass., l. 4, c. 50 et 51. — 2) Pagi, ann. 1114. — 3) Petr. Pis. in Watterich, Vitae Pontif. II. 6. — 4) Vgl. Damberger, 7, 562; Kritikheft, S. 101.

behrlich für die Reichsverfassung hielt. In dem Zeitraume vom achten bis zum zwölften Jahrhunderte war die Gauverfassung des Reiches durch das fortwährende Anwachsen der weltlichen und geistlichen Immunitätsherrschaften vollständig durchbrochen. Die Besitzungen der Bisthümer und Klöster hatten durch Schenkungen und Ankäufe sowie durch Schutzhörigkeits- und Lehnsverhältnisse einen sehr großen Umfang gewonnen. Eine solche kirchliche Grundherrschaft gestaltete sich immer mehr zu einem abgeschlossenen Territorium, in welchem der Bischof oder der Abt an die Stelle der frühern Grafen trat. Seit den Ottonen erhielten alle Bisthümer und sehr viele Abteien die Grafengewalt übertragen und wurden dadurch zu einem von der öffentlichen Gewalt befreiten Gebiete [1]). Wenn diese kirchlichen Territorien nicht allmählig vom Reichsverbande abgetrennt werden sollten, war ein Aufgeben der Investitur gar nicht möglich, und daraus ergibt sich, daß es nicht einfach böser Wille war, wenn man in Deutschland die Investitur beibehielt. Die den Bischöfen und Aebten in ihren Gebieten übertragene öffentliche Gewalt war aber nicht ihre Hauptaufgabe, sondern nur ein Nebenamt, das in Folge der geschichtlichen Entwicklung mit dem kirchlichen Amte verbunden worden war. Wollte der Papst die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche nicht preisgeben, so konnte er nicht gestatten, daß der Kaiser durch die Investitur die Ernennung der Bischöfe nach seinem Belieben ausübte. Daß die Verhandlung der deutschen Gesandtschaft mit dem Papste keine Lösung der Streitfrage herbeiführte, ergibt sich aus der sehr allgemein gehaltenen Antwort des Papstes an Heinrich V., er werde ihn freundlich aufnehmen, wenn er sich als Vertheidiger der Kirche und als Freund der Gerechtigkeit erweise.

Auf der Lateransynode am 7. März 1110 wurde das Verbot der Laieninvestitur erneuert und das Decret hinzugefügt, daß die Angelegenheiten der Kirche nur von den Kirchenvorstehern, aber nicht von Laien besorgt werden dürften; jeder Laie, der über kirchliche Dinge und Güter verfüge, müsse als Sacrilegus angesehen werden, und jeder Mönch und Kleriker, der solches aus der Hand eines Laien annehme, müsse mit dem Banne belegt werden.

Im Sommer des Jahres 1110 reisete Paschalis II. nach Unteritalien und ließ sich von den normannischen Fürsten für den Fall der Noth Hülfe versprechen; das gleiche Versprechen erhielt er nach seiner Rückkehr auch von den Römern.

39. König Heinrich hielt im Jahre 1110 mit den deutschen Fürsten eine Versammlung zu Regensburg, wo er ihnen seine Absicht mittheilte, daß er über die Alpen ziehen wolle, um aus der Hand des Papstes in Rom, der Hauptstadt der Welt, die Kaiserkrone zu empfangen, Italien gemäß dem alten Rechte mit dem deutschen Reiche zu vereinigen und sich bereit zu zeigen, die Kirche nach Anweisung des h. Vaters zu vertheidigen [2]). Der Vorschlag ward sehr gut aufgenommen, die Fürsten versprachen, dem Könige zu folgen, und rüsteten sich zur Reise ungeachtet des Schreckens, welchen das Erscheinen eines Kometen den Gemüthern einflößte. Gegen den Monat August begann der König seinen Zug mit einem großen Heere und in Begleitung von gelehrten Männern, die im Stande waren, seine Rechte zu vertheidigen. Unter ihnen befand sich ein Schotte Namens David, welcher Vorsteher einer Schule in Würzburg gewesen war und wegen seiner Vortrefflichkeit königlicher Kaplan

1) v. Maurer, Geschichte der Frohnhöfe I, 302. — 2) Eccehard. ann. 1110.

geworden war; er hat diesen Zug beschrieben, ist aber weniger ein Geschichtschreiber als ein Lobredner[1]).

[Unbehindert zog der König vom Paß des großen Bernhard gegen Ivrea, unbehindert stiegen die Fürsten vom Brenner in das Etschthal hinab. Novara wollte dem Könige bei weiterem Vorrücken nicht die Thore öffnen, büßte aber seine Unbotmäßigkeit schwer; die Mauern und Häuser der Stadt wurden Andern zum warnenden Beispiele bis auf den Grund zerstört. Auch die Fürsten brachen auf ihrem Marsche einige Burgen, von denen sie aufgehalten wurden; aber sie so wenig, wie der König, begegneten bis zum Po irgendwo einem Feinde im offenen Felde. Unter Jubelruf vereinigten sich beide Heere auf den Roncalischen Feldern, wo es bereits Sitte war die große Heeresschau bei der Romfahrt zu halten. An einem Pfahle wurde der königliche Schild sichtbar erhöht, und der Reichsherold rief die Vasallen des Reichs zur nächsten Nachtwacht am Königszelt auf; derselbe Ruf erging dann weiter an die Vasallen der einzelnen Fürsten von ihren Herolden. Wer bei der Nachtwacht von den zur Fahrt Entbotenen nicht erschien, wurde am folgenden Tage noch einmal vorgefordert; zeigte er sich auch dann nicht, so wurden ihm seine Lehen genommen. Es ergab sich, daß 30,000 Ritter von den Alpen herabgestiegen waren; wohlgerüstete, glänzende Scharen, denen sich zahlreiches Fußvolk und ein endloser Troß anschloß.

Nach wenigen Tagen ging man über den Po und lagerte bei Piacenza. Diese Stadt scheint zuerst einigen Widerstand versucht zu haben, gab ihn aber bald auf; auch die andern lombardischen Städte mit Ausnahme von Mailand und Pavia hielten Unterwerfung für räthlich und schickten dem Könige Geschenke. Zugleich eilte fast der ganze lombardische Adel in das Lager des Königs. Mehr und mehr erweiterten sich die Räume desselben, so daß sie kaum noch zu übersehen waren. Drei Wochen lag der König bei Piacenza, dann brach er nach Parma auf, wo ihn Boten trafen, welche er an die große Gräfin gesandt hatte. Sie brachten erwünschte Antwort zurück; denn Mathilde, welcher sie zu Bianello begegnet waren, hatte ihre Verpflichtung gegen das Reich anerkannt, wenn sie auch um Entbindung von der Heeresfolge gebeten hatte[2])].

Bei dem Uebergange über die Alpenninen verlor Heinrich durch das Regenwetter viele Menschen und Pferde. [Die Burg Pontremoli, welche auf steiler Höhe belegen den Paß schließt, hemmte den Fortschritt des Heeres; sie mußte erst bezwungen werden, ein Werk langer und saurer Arbeit[3]).

Als der König in Florenz angekommen war, feierte er dort mit außerordentlicher Pracht das Weihnachtsfest (1110). Alle Städte Tusciens beeilten sich, ihm Gesandte und Tribut zu schicken. [Gleich nach Weihnachten verließ der König Florenz und zog nach Arezzo. Man ließ ihn in die Stadt ein, in welcher gerade ein erbitterter Streit zwischen dem Klerus und der Bürgerschaft ausgebrochen war; jener hatte den Bischofssitz nach der Kirche des heiligen Donatus außerhalb der Stadt verlegen wollen, diese hatte sich widersetzt und die Kirche zerstört. Der König nahm sich des Klerus gegen die Bürgerschaft an, aber die Bürger wollten deßhalb nicht nachgeben; sie schlossen dem Könige die Burg der Stadt, gewillt ihr Recht gegen ihn sogar mit den Waffen zu schützen. In der That mußte der König erst mit Gewalt ihre Hartnäckigkeit bewältigen; die Burg wurde darauf bis auf den Grund zerstört[4])].

---

1) Chron. Ursperg. Guil. Malmesb. l. 5. — 2) Giesebr. Gesch. der deutschen Kaiserzeit III. 804. — 3) Ebendaselbst III. 805. — 4) Ebendaselbst III. 805

40. † Von Arezzo aus schickte Heinrich Gesandte nach Rom mit einem Schreiben an die Consuln und den Senat, an das römische Volk, die Großen und Geringern, worin er erklärte, seit seinem Regierungsantritte habe er die Hauptstadt und den Sitz des Reiches zu besuchen gewünscht, sei aber bisher durch Geschäfte und Wirren daran verhindert worden. Nachdem nun diese Sachen geordnet seien, und nach seiner Ankunft in Italien auch in diesem uneinigsten und zerrissensten Lande Friede und Eintracht wiederhergestellt seien; nahe er sich jetzt, wie seine Gesandten versprochen hätten und wie er selbst eingeladen worden sei, in friedfertiger Weise der Stadt, damit gegenseitig für die Kirche und von ihr, für die Römer und von ihnen Gerechtigkeit gehandhabt werde; er ersuche sie, Abgeordnete zu schicken, mit denen eine angemessene Art des Einzugs berathen werden solle.

Als der König von Arezzo nach Aquapendente vorgerückt war, trafen ihn seine Gesandten, welche in Begleitung von römischen Abgeordneten zurückkehrten und gute Botschaft vom Papste überbrachten. Der König schickte darauf eine zweite Gesandtschaft ab, die aus dem Kanzler Adelbert, den Grafen Hermann von Winzenburg, Friedrich von Arnsberg, Gottfried von Calw und dem Truchseß Folkmar bestand. Während diese sich mit den römischen Abgeordneten nach Rom begaben, rückte Heinrich mit dem Heere bis Sutri vor und schlug dort ein Lager auf.

Die königlichen Gesandten traten mit einer vom Papste ernannten Commission, an deren Spitze Petrus Leonis stand, in der Kirche St. Maria in Turri zur Berathung über einen Ausgleich des Streites zwischen der Kirche und dem Reiche zusammen. Wenn der Kaiser wegen der Regalien die Investitur durchaus nicht aufgeben wollte und der Papst durchaus keine Investitur zulassen wollte; so blieb nichts anders übrig, als die Regalien von den Bisthümern abzutrennen. Paschalis scheint eine solche Abtrennung für ausführbar gehalten zu haben, und er zeigte durch seine Einwilligung in das Opfer, das die deutsche Reichsregierung für die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche forderte, daß er bei dem Verbote der Investitur keine weltlichen Nebenabsichten bezweckte. Heinrich V. hat dagegen später erklärt, seine Gesandten hätten wohl gewußt, daß eine solche Zurückgabe der Regalien an das Reich unausführbar sei [1]). Ungeachtet dieser ihrer Ansicht schlossen sie mit der päpstlichen Commission am 4. Februar 1111 folgenden Vertrag ab: „Der König wird am Tage seiner Krönung in Gegenwart des Klerus und des Volkes dem Herrn Papste auf die Investitur bei allen Kirchen schriftlich Verzicht leisten. Und nachdem der Herr Papst in Betreff der Regalien gethan haben wird, wie auf dem andern Dokumente angegeben ist, wird er (der König) schwören, die Investitur niemals wieder an sich zu ziehen und die Kirchen mit ihren Oblationen und Besitzungen, welche nicht unzweifelhaft zum Reiche gehörten, frei zu lassen und die Völker von den Eiden zu entbinden, die gegen die Bischöfe geschworen sind. Die Patrimonien und Besitzungen des h. Petrus wird er zurückgeben und überweisen, wie es Karl, Ludwig, Heinrich und andere Kaiser gethan haben, und er wird nach seinem Vermögen den Besitz dieser Besitzungen bewahren helfen. Er wird sich weder an einer That, noch an einem Anschlage betheiligen, daß durch ihn oder durch eine beauftragte Person der Papst das römische Papstthum oder das Leben oder die Glieder verliere oder in ungerechter Weise gefangen genommen werde, sowohl er selbst, als seine Getreuen, die für ihn Bürgschaft leisten, nämlich Petrus Leonis mit seinen Söhnen, deren Vermögen nicht absichtlich beschädigt werden soll, oder Andere, die er dem Könige bezeichnen würde;

1) Watterich, vitae Pontif. II. 62.

und wenn Jemand ihm oder ihnen etwas zufügt, wird der König ihnen getreulich helfen. Als Vertreter für die Aufrechthaltung dieser Bürgschaft bestellt der König dem Papste diejenigen Personen, die dieser wünschen wird, und zwar seinen Neffen Friedrich (von Hohenstaufen), den Markgrafen Engelbert, den Markgrafen Thiebald, den Grafen Hermann, den Pfalzgrafen von Sachsen Friedrich, Berlingar von Baiern, den Grafen Gottfried, Friedrich von Sachsen, den Kanzler Albert, Kono, den Bruder Beringars, Sigebot von Baiern, den Herzog von Kärnthen Heinrich und Berthold, den Sohn des Herzogs Berthold. Diese werden dem Papste Sicherheit in Betreff des Lebens, der Glieder, des Papstthums und der Freiheit schwören. Und wenn der König nicht alles Obengenannte befolgt, werden sie sich mit ihrer Macht dem Papste und der römischen Kirche zur Verfügung stellen. Geiseln für die Sicherheit des Papstes wird der König am nächsten Donnerstage stellen und sie nach einem Orte schicken, der in der Gewalt des Papstes ist, und zwar seinen Neffen Herzog Friedrich, Bruno, den Bischof von Speier, und Konrad, den Enkel des Grafen Friedrich. Die Geiseln, die er (vom Papste) empfängt, wird er am Tage seiner Krönung nach Ueberschreitung der Brücke zurückgeben; und wenn er vielleicht nicht gekrönt wird, oder nicht hinübergeht, wird er sie ebenfalls bei der Engelsburg zurückgeben. Die Gesandten aber, welche der Papst zu ihm schickt, wird er sowohl bei ihrer Hinreise als bei ihrer Rückkehr sicher stellen sowohl hinsichtlich seiner selbst als der Seinigen, und wenn ihnen ohne sein Wissen Unrecht geschieht, wird er getreulich für Genugthuung sorgen."

Die königlichen Gesandten schwuren folgenden Eid: „Ich Kanzler Albert, ich Graf Hermann, ich Graf Friedrich, ich Graf Gottfried, ich Folkmar, ich schwöre euch, daß der König am nächsten Donnerstage so schwören wird und die Fürsten schwören lassen wird und Geiseln stellt, wie in der Urkunde der Vereinbarung geschrieben ist, und dem Papste ohne List und Trug vollziehen wird, wenn der Papst am nächsten Sonntage dem Könige erfüllt haben wird, wie auf der andern Vertragsurkunde geschrieben, so wahr mir Gott helfe."

Das Versprechen des Papstes in der andern Vertragsurkunde lautete also: „Wenn der König dem Papste erfüllt haben wird, wie in der andern Vertragsurkunde geschrieben ist, wird der Papst am Krönungstage den gegenwärtigen Bischöfen befehlen, daß sie dem Könige und dem Reiche die Regalien übergeben, welche zur Zeit Karls, Ludwigs, Heinrichs und der andern Vorgänger des Königs zum Reiche gehörten, und er wird schriftlich unter Strafe des Anathems kraft seiner Autorität und mit Gerechtigkeit feststellen, daß keiner von ihnen, sowohl von den gegenwärtigen als den abwesenden, und auch nicht ihre Nachfolger, sich mit den Regalien befassen oder sich dieselben aneignen, als da sind die Städte, Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münze, Zölle, Märkte, Reichsvogteien, Centrechte und Höfe, welche unzweifelhaft Reichseigenthum waren, nebst dem, was zu diesen gehört, Kriegsmannschaft und Reichsburgen. Er wird den König und das Reich darüber nicht weiter belästigen, und er wird durch ein Privileg unter Strafe des Anathems festsetzen, daß seine (des Papstes) Nachfolger sich keine Belästigung herausnehmen. Den König wird er freundlich und ehrenvoll aufnehmen und ihn wie seine katholischen Vorgänger krönen, ohne wissentlich etwas zu ändern.

Wenn der Papst dieses dem Könige nicht erfüllt, so werde ich Petrus Leonis mich mit meiner ganzen Macht zum Könige halten. Die Geiseln aber werden wir, wenn sie nicht entfliehen, am Tage nach der Krönung zurückgeben; wenn es am Papste liegen wird, daß der König nicht gekrönt wird, werden wir sie ebenfalls zurückgeben. Am Sonntage, wenn der König zur Prozession kommt, werde ich entweder selbst oder vermittelst meines Abgeord-

neten Geiseln stellen, und zwar meinen Sohn Gratianus und den Sohn koeines Sohnes Uguccio, oder den Sohn meiner Schwester, wenn ich ihn bemmmen kann; die Geiseln sind zur Sicherheit des Königs, damit er, soweit es nicht an ihm liegt, mit Sicherheit die Burg und die Brücke passiren kann."

Petrus Leonis leistete folgenden Eid: „Ich Petrus Leonis schwöre euch, daß der Papst am nächsten Sonntage dem Könige, falls es nicht am Könige liegt, das in der andern Vertragsurkunde Geschriebene erfüllen wird, wenn der König dem Papste das leistet, was in der andern Vertragsurkunde geschrieben ist."

Mit diesen Vereinbarungen kamen päpstliche Abgeordnete in Begleitung der königlichen Gesandten nach Sutri. Der König beschwor nun nicht den ganzen Inhalt der Urkunde über die königlichen Zusagen, wie die königlichen Gesandten eidlich versprochen hatten, sondern nur den Theil, der sich auf die Sicherheit des Papstes und der päpstlichen Geiseln bezog; der erste Theil, der sich auf das Aufgeben der Investitur bezog, wurde nicht blos nicht beschworen, sondern der König machte seinen Verzicht auf die Investitur, wie Eckehard berichtet, sogar davon abhängig, daß die Vereinbarung wegen der Regalien in sicherer und authentischer Weise unter Zustimmung der Prälaten und der Großen des Reiches festgestellt werde. In dem Eide der Reichsfürsten, welche Bürgschaft für den König leisteten, wird dieser Vorbehalt jedoch nicht erwähnt. Dieser Eid der Reichsfürsten war folgender: „Ich Herzog Friedrich, ich Markgraf Ingelbert, ich Graf Hermann, ich Markgraf Theobald, ich Friedrich Pfalzgraf von Sachsen, ich Beringar Graf von Baiern, ich Graf Gottfried, ich Friedrich der Sachse, ich Kuno Bruder Beringars, ich Sigebot von Baiern, ich Heinrich Herzog von Kärnthen, ich Berthold Sohn des Herzogs Berthold, ich Kanzler Albert, ich werde mich weder an einer That noch an einem Rathe betheiligen, daß der Papst Paschalis II. das römische Papstthum, oder das Leben, oder die Glieder verliere oder durch schlechte Gefangenschaft gefangen gehalten werde. Und wenn der König diesen Eid und das in der Vertragsurkunde Enthaltene nicht hält, werde ich mich mit meiner Ehre zum Papste und zur römischen Kirche halten. Dies will ich dem Papste ohne List und Betrug leisten, wenn der Papst am nächsten Sonntage dem Könige unserm Herrn, das erfüllt, was in der Vertragsurkunde geschrieben ist."

Die Annalen von Monte Cassino erzählen, der Papst habe nach diesen Verhandlungen ein Schreiben an Heinrich V. gerichtet, in welchem er ihn wegen seiner Sinnesänderung beloben soll, aber wie Hefele [1]) beweiset, ist dieses Schreiben entweder nicht echt, oder gehört einer andern Zeit an. Auch die weitere Angabe der genannten Annalen, daß der Papst um diese Zeit die Normannen und Longobarden um Hülfe ersucht, aber nur Worte bekommen habe, ist schwerlich richtig, weil die Zeit dazu nicht ausreichte; außerdem hafteten dem Papste für seine Sicherheit und Freiheit die deutschen Reichsfürsten mit ihrer Ehre und ihrem Eide.

41 †. Heinrich brach von Sutri auf und kam am Samstage den 11. Februar vor Rom an und lagerte mit seinem Heere auf dem Monte Mario; am folgenden Tage, dem Sonntage Quinquagesima, sollte die Krönung stattfinden. Am Morgen des Krönungstages schickte der Papst dem Könige, um ihn in feierlicher Prozession abzuholen, Fahnenträger und Beamte entgegen, denen sich eine große Menge Volkes anschloß. Vor dem Ein=

---

1) Conciliengeschichte, V. 269.

tritte in die Leostadt beschwor der König zweimal die hergebrachten Rechte der Römer, zuerst an einer kleinen Brücke vor dem Thore und darauf an dem Thore selbst. Nach den Annalen von Monte Cassino leistete der König den Schwur in deutscher Sprache, und darüber soll eine Aufregung entstanden sein, so daß einige Römer in die Stadt zurückliefen und über Verrath schrieen. Vielleicht hat eine deutschfeindliche Partei dies benutzt, um über einige in der Stadt sich befindende Deutsche herzufallen; der Könige behauptete später, daß während des Zuges nach der Kirche einige Deutsche angegriffen worden seien. Am Thore wurde der König von den Juden und im Thore von den Griechen mit Gesang empfangen. Dort hatte sich auf Befehl des Papstes auch der städtische Klerus versammelt und führte den König, der hier vom Pferde stieg, nach den Stufen von St. Peter. Oben auf den Stufen empfing der Papst inmitten der Cardinäle den König. Dieser warf sich vor dem Papste nieder und küßte ihm den Fuß; der Papst aber hob ihn auf, worauf sie sich dreimal umarmten und küßten. Der König erklärte darauf, nicht eher den Dom betreten zu können, als derselbe und die umliegenden Befestigungen von deutschen Rittern besetzt seien. Diese Forderung wurde bewilligt, aber der Papst ließ sich jetzt auch die versprochenen Geiseln geben. Unter dem Zurufe der Menge schritten darauf der Papst und der König Hand in Hand nach der silbernen Pforte. Hier legte Heinrich den herkömmlichen Eid ab: „Ich Heinrich, römischer König und mit Gottes Hülfe künftiger Kaiser, verspreche gelobe, versichere und schwöre bei Gott und dem h. Petrus, daß ich fortan Beschützer und Vertheidiger des Papstes und der heiligen römischen Kirche sein will, indem ich ihre Anliegen und Vortheile schütze und ihre Besitzungen, Ehren und Rechte schirme, sofern ich mit Gottes Hülfe nach meinem Wissen und Vermögen in aufrichtiger Treue vermag; so wahr mir Gott helfe und die h. Evangelien Gottes.“ Der Papst ernannte ihn darauf zum Kaiser und küßte ihn abermals. Der Bischof von Lavicum sprach dann über ihn die erste im Krönungsritus enthaltene Oration.

Als sie nach ihrem Eintritte in die Basilika bis zu der radförmigen Porphirplatte gekommen waren, wo zwei Sessel hingestellt waren, setzten sie sich. Der Papst forderte den Verzicht auf die Investitur und das übrige, was in der Vertragsurkunde geschrieben war, und war seinerseits bereit, das zu erfüllen, was in der andern Vertragsurkunde geschrieben stand. Erst dann, wenn der König auf die Investitur verzichtet hatte, war das Dekret über die Regalien vom Papste zu publiciren. Statt nun den Vertrag zu erfüllen, wie die königlichen Gesandten eidlich versprochen und die Reichsfürsten mit ihrer Ehre und ihrem Eide verbürgt hatten, gab Heinrich folgende Erklärung ab: „Ich Kaiser Heinrich erkläre Gott und dem h. Petrus und allen Bischöfen und Aebten und allen Kirchen: alles was meine königlichen oder kaiserlichen Vorgänger zugestanden oder in irgend einer Weise Gott übergeben haben, werde ich in keiner Weise entziehen.“

Das Decret über die Regalien, welches der Papst publiciren wollte, war in Form eines Privilegiums abgefaßt und lautete also: „Paschalis, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, dem geliebten Sohne König Heinrich und seinen Nachfolgern. Durch Anordnung des göttlichen Gesetzes ist bestimmt und durch die h. Canones ist vorgeschrieben, daß die Priester sich nicht mit weltlichen Sorgen beschäftigen und nicht anders zum Hofe kommen, als zur Befreiung von Verurtheilten und Unterdrückten. Nun sagt auch der Apostel Paulus: „wenn ihr weltliche Gerichtssachen habet, so bestellet die Unangesehenen unter euch zu Richtern.“ Im Gebiete eures Reiches sind die Bischöfe oder Aebte aber so sehr mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigt, daß sie gezwungen sind, fortwährend bei Hofe zu erscheinen und Kriegsdienste zu leisten, was selten oder nie ohne Raub, Sacrilegien, Brandstiftungen und Mord aus-

geführt wird. Die Diener des Altars sind Diener des Hofes geworden; da sie Städte, Herzogthümer, Markgrafschaften, Münze, Höfe und anderes zum Reichsdienste Gehörendes von den Königen empfangen haben, so ist jetzt die unausstehliche Gewohnheit aufgekommen, daß erwählte Bischöfe nicht geweiht werden können, wenn sie nicht vorher von der Hand des Königs investirt sind. Dadurch ist die Schändlichkeit der simonistischen Häresie und der Ehrgeiz zuweilen so arg geworden, daß bischöfliche Kirchen ohne jede Wahl in Besitz genommen und zuweilen sogar bei Lebzeiten der Bischöfe verliehen wurden. Durch diese und viele andere Uebel, welche meistens aus der Investitur entsprangen, wurden unsere Vorgänger, die Päpste Gregor VII. und Urbanus II. seligen Andenkens angetrieben, daß sie unter dem Beirathe der Bischöfe diese Investituren von Laienhand verwarfen und bestimmten, daß die Kleriker, welche durch Laieninvestitur in den Besitz von Kirchen gekommen, abzusetzen seien und die Verleiher der Investitur aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen seien gemäß jenem Kapitel der apostolischen Canones, wo es heißt: Wenn ein Bischof mit Hülfe der weltlichen Gewalt eine Kirche besitzt oder bekommt, so soll er abgesetzt werden, und Jeder, der mit ihm in Gemeinschaft steht, soll ausgeschlossen werden. Die Kirchen mit ihren Opfergaben und erblichen Besitzungen, welche nicht augenscheinlich dem Reiche gehören, erklären wir für frei, wie du es am Tage deiner Krönung dem allmächtigen Gott vor der ganzen Kirche versprochen hast. Die Bischöfe müssen frei von weltlichen Angelegenheiten für ihr Volk sorgen und nicht zu lange von den Kirchen abwesend sein. Sie sollen nach dem Apostel Paulus wachsam sein als solche, die Rechenschaft für die Seelen der Ihrigen ablegen müssen. Diesen Vorgängern folgen wir und bestätigen mit bischöflichem Rathe ihren Ausspruch. Wir befehlen, daß dir, geliebter Sohn König Heinrich, vermittelst unsers Amtes durch Gottes Gnade jetzt auch römischer Kaiser, und dem Reiche die Regalien zurückgegeben werden, welche in der Zeit Karls, Ludwigs, Heinrichs und deiner übrigen Vorgänger unzweifelhaft dem Reiche gehörten. Wir verbieten und untersagen unter Androhung des Anathems, daß Bischöfe oder Aebte, sowohl gegenwärtige als künftige, diese Regalien in Besitz nehmen, als da sind Städte, Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münze, Zölle, Märkte, Reichsvogteien, Centrechte und Höfe, welche unzweifelhaft dem Reiche gehörten, die Kriegsmannschaft mit ihrem Zubehör und die Reichsburgen; und die Bischöfe und Aebte sollen sich fernerhin mit diesen Regalien nur auf Grund königlicher Gnade befassen. Auch unsern Nachfolgern, die uns auf dem apostolischen Stuhle folgen werden, soll es nicht gestattet sein, dich oder das Reich wegen dieser Sache zu belästigen."

Nach dem Berichte von Eckehard folgte auf die öffentliche Vorlesung der Privilegien eine gewaltige Aufregung der Fürsten über die Beraubung der Kirche und den Verlust ihrer Beneficien. Die römischen Annalen berichten, daß der König sich mit den Bischöfen und den Fürsten nach einem Theile der Kirche neben der Sakristei begab und dort längere Zeit eine Berathung hielt, an welcher auch die drei lombardischen Bischöfe von Reggio, Parma und Piacenza Theil nahmen. Da die Berathung lange dauerte, schickte der Papst Boten hin und forderte, daß der Inhalt des Vertrags erfüllt würde. Darauf kamen die Bischöfe zum Papste, warfen sich ihm zu Füßen und erhoben sich, den Papst zu küssen. Aber die Vertrauten des Königs traten mit der Behauptung auf, das abgefaßte Schriftstück könne nicht durch Autorität und mit Recht Geltung bekommen. Es wurde ihnen die evangelische und apostolische Autorität entgegen gehalten, und daß man dem Kaiser geben müsse, was des Kaisers, und daß Niemand, der im Dienste Gottes steht, sich mit weltlichen Angelegenheiten befaßt, geschweige denn mit militärischen, da nach dem h. Ambrosius der Waffengebrauch nicht zum bi=

schöflichen Amte paßt. Solche und andere apostolische und kanonische Gründe fanden jedoch kein Gehör. Unter denen, welche bei dem entstandenen Streite besonders hervortraten, wird der Erzbischof Konrad von Salzburg genannt, aber die Angaben stimmen nicht überein. Nach einem Berichte[1]) soll er dem Papste, als dieser sich zur Erfüllung des abgeschlossenen Vertrages bereit erklärte, erwidert haben: Vater, wie versprichst du, mit Recht zu thun, was gegen alle Gerechtigkeit ist? Nach einem Wortwechsel habe dann ein königlicher Ministeriale Namens Heinrich Haupt gegen ihn das Schwert gezückt und ihm zugerufen, er habe eine Majestätsbeleidigung begangen und das ganze Unheil verursacht, und dies solle er büßen. Der Kaiser habe dann seine Hände über den Erzbischof schützend ausgestreckt mit den Worten: Halt ein, Heinrich, es ist noch nicht Zeit. Nach Otto von Freisingen dagegen ist Konrad dem Kaiser entgegengetreten, als dieser den Papst gefangen nahm, und soll dann von Heinrich Haupt mit dem gezückten Schwerte bedroht sein. Es ist möglich daß Konrad ein entschiedener Gegner der Abtretung der Regalien war und als Wortführer der deutschen Bischöfe auftrat, und daß er nachher eben so entschieden die Gewaltthat des Kaisers mißbilligte.

Als die Einreden der Bischöfe und Fürsten den Papst von seinem Vorhaben nicht abbrachten, verlangte Heinrich, daß der Streit zwischen dem Papste und dem Römer Stephan, welcher der Normanne genannt wurde, beendet würde. Dieser Stephan gehörte zu den Führern der Partei, welche im Jahre 1105 den Gegenpapst Silvester IV. aufgestellt hatte. Auf die Forderungs Heinrichs antwortete der Papst: „Es ist schon ein großer Theil des Tages verflossen und das Officium ist heute lang; es möge daher, wenn es beliebt, eure Sache ausgeführt werden.“ Darauf rief Einer aus dem Gefolge des Königs: „Was braucht es so vieler Worte? Du weißt ohne Zweifel, daß der Kaiser, unser Herr, so gekrönt werden will, wie Karl, Pipin und Ludwig.“ Als der Papst dies ablehnte, wurde Heinrich zornig und ließ auf den Rath des Kanzlers Adelbert und des Bischofs Burchard von Münster den Papst, die Kardinäle und den Präfecten von Rom von bewaffneten Soldaten umstellen. Von Seiten der Begleitung des Papstes wurde noch der Vorschlag gemacht, die Krönung noch an diesem Tage vorzunehmen und die Verhandlung der übrigen Sachen auf die kommende Woche zu verschieben, aber von deutscher Seite wurde dieses verweigert. Der Papst und seine Begleitung konnten sich darauf kaum zum Altare des h. Petrus begeben, um die Messe zu hören, und nur mit Mühe konnte Brod und Wein zum Opfer herbeigebracht werden. Nach der Messe mußte der Papst von seiner Kathedra herabsteigen, und er setzte sich mit seiner Begleitung am Grabe Petri nieder. Als es Nacht geworden war, wurden sie in ein benachbartes Hospiz abgeführt, nur die Bischöfe von Ostia und Tusculum, die sich als Laien verkleidet hatten, entkamen in die Stadt. Es wurde auch eine große Menge von Diakonen, Notaren und Laien gefangen genommen; Andere entkamen, nachdem sie geplündert und geschlagen waren; viele Kirchengeräthe wurden geraubt. Dieser Tag ist ein Schandfleck in der deutschen Geschichte[2]).

42 †. Als die Römer hörten, daß der Papst gefangen war, wurden sie plötzlich von Aufregung und Trauer ergriffen und tödteten sofort die Deutschen, welche entweder um zu beten, oder wegen eines Geschäftes oder aus Neugierde in die Stadt gekommen waren. Am andern Tage kamen sie aus der Stadt und griffen die Deutschen in der Leostadt mit solcher Gewalt

---

1) Gesta archiepp. Salisburg. — 2) Vgl. die Belege aus den Quellen in Watterich, vitae Pontiff. II. 50—58.

an, daß sie dieselben beinahe aus der Halle der Peterskirche verdrängt hätten. Heinrich sank mit verwundetem Gesichte vom Pferde. Als Otto Graf von Mailand dies sah, gab er ihm sein Pferd und weihte sich selbst dem Tode. Er wurde sogleich von den Römern gefangen genommen, in die Stadt geführt und dort in Stücke gehauen und den Hunden vorgeworfen. Als der Kaiser den Sieg der Römer und die Niederlage der Seinigen sah, rief er: „Seht ihr nicht, meine Soldaten, daß die Römer mich tödten, und ihr helfet mir nicht?“ Darauf wurde der Kampf so heftig, daß auf beiden Seiten Tausende fielen und die Tiber vom Blute roth wurde. Gegen Abend ermüdeten die Deutschen und wichen zurück; die Römer aber plünderten die Leichen und wollten mit der Beute in die Stadt abziehen. Als der Kaiser dies sah, befahl er den Seinigen, die Römer anzugreifen, und es entstand an der Engelsbrücke ein solches Gedränge, daß mehr erdrückt und in die Tiber gedrängt wurden, als durch das Schwert gefallen waren. Als die Deutschen aber bis zur Engelsburg kamen, wurden sie von Geschossen, welche die Römer von der Burg auf sie warfen, in die Flucht getrieben und zogen sich in ihr Lager zurück, wo sie die beiden folgenden Tage Tag und Nacht aus Furcht vor einem Angriffe unter den Waffen blieben. Beim Anbruche der darauf folgenden Nacht versammelte der Bischof von Tusculum die Römer und sprach zu ihnen: „Wenn auch Worte uns keine Tapferkeit verleihen, so handelt es sich doch für euch um Leben, Ehre, Freiheit und die Vertheidigung des apostolischen Stuhles; alles dieses liegt in eurer Hand. Eure Söhne sind gegen göttliches und menschliches Recht in Fesseln, und die vom ganzen Erdkreise verehrte Peterskirche ist voll von Waffen, Leichen und Blut. Was anderes, als Schlimmes können wir ferner noch anführen? Denn die Kirche ist ganz und gar zertreten und verwüstet. Darum bitten und beschwören wir euch, daß ihr derselben zu Hülfe kommt und euch mit allen Kräften zur Rache eines so großen Unrechtes erhebet; denn wo es Männer gibt, die ihnen widerstehen, sind sie schneller zur Flucht als zum Widerstande. Im Vertrauen auf Gottes und der Aposteln Petrus und Paulus Erbarmung sprechen wir euch los von euren Sünden.“ Diese Rede bewog die Römer, daß sie sich durch einen Eid zum Kampfe gegen den Kaiser verpflichteten und daß sie beschlossen, Alle als Brüder anzusehen, die ihnen in diesem Kampfe helfen würden. Als Heinrich dies erfuhr, entwich er in der Nacht aus der Halle der Peterskirche mit seinem Heere so eilig, daß er nicht blos Gepäck sondern auch mehrere von den Seinigen zurückließ. Den Papst und die gefangenen Cardinäle schleppte er mit sich fort. Nach zwei Tagen ließ er den Papst seiner Pontificalkleider berauben und mit Fesseln binden; auch einige von den gefangenen Klerikern und Laien wurden gefesselt. Heinrich zog nach dem Berge Soracte, setzte darauf bei Fiano am Kloster des h. Andreas über die Tiber und zog dann nach der Lucanischen Brücke unter Tivoli, wo er ein Lager aufschlug. Der Papst wurde mit den Bischöfen von Sabina und Porto in die Burg Trebicum eingesperrt, die übrigen Cardinäle in die Burg Corcodilum. Kein Lateiner durfte dem Papste nahen; er wurde von Magnaten des Kaisers bewacht und bedient [1]).

43 †. Heinrich V. suchte sein Verfahren gegen den Papst durch folgendes Manifest zu rechtfertigen. „Heinrich, durch Gottes Gnade römischer Kaiser, an alle Gläubigen Christi und der Kirche. Wir wollen eurer Liebden und Beurtheilung bekannt machen, was zwischen uns und dem Herrn Papste Paschalis vorgefallen ist, wie es begonnen, verhandelt und vereinbart ist, was

1) Watterich, vitae pontiff. II. 59—63.

nämlich die Vereinbarung zwischen mir und ihm und den Verrath der Römer gegen mich und die Meinigen betrifft, damit man das Vernommene verstehe, das Verstandene prüfe und das Geprüfte beurtheile. Als ich mich nun ganz darauf verlegte, daß ich mich nach dem Nutzen der Kirche und seinem Wunsche, falls er gerecht, verhielte; fing er an, eine meine Vorgänger übertreffende Erweiterung und Erhöhung des Reiches eifrig zu versprechen, aber in listiger Weise zu verhandeln, wie er das Reich und die Kirchen von ihrem Bestande herunterbrächte. Dies fing er in folgender Weise an. Er wollte, ohne irgendwie Gehör zu geben, unserm Reiche die Investituren nehmen, welches über dreihundert Jahre von Karl an und unter drei und sechzig Päpsten durch deren Autorität und kraft ihrer Privilegien die Investituren der Bisthümer besitzt. Und als unsere Gesandten ihn fragten, was aus uns werden sollte, wenn alles dieses fortfiele, und was von unserm Reiche dann noch bliebe, da unsere Vorgänger fast alles den Kirchen bewilligt und übergeben hätten, antwortete er: „Die Brüder sollen mit dem Zehnten der Kirche und ihren Opfergaben zufrieden sein, der König aber mag alle Besitzungen und Regalien, welche Karl, Ludwig, Otto, Heinrich und seine übrigen Vorgänger den Kirchen gegeben haben, für sich und seine Nachfolger zurücknehmen und behalten.“ Als die unsrigen darauf antworteten, daß wir den Kirchen keine Gewalt anthun, noch auch durch eine solche Entziehung so viele Sacrilegien begehen wollten; versprach er zuversichtlich und versprachen die Seinigen eidlich, daß er am Sonntage Esto mihi dieses alles den Kirchen mit Recht und durch seine Amtsgewalt entziehen und es uns und dem Reiche mit Recht und durch seine Amtsgewalt unter Strafe des Anathems bestätigen und bekräftigen wolle. Die Unsrigen genehmigten dann dasselbe; wenn er das Angegebene, dessen Unmöglichkeit sie jedoch kannten, erfüllt hätte, würde auch ich, wie er forderte, auf die Investitur der Kirchen verzichten, wie man in der Vertragsurkunde ausführlicher sehen kann. (Diese Urkunde ist oben in Nummer 40 angegeben.)

Mit dem Verrathe gegen mich und die Meinigen verhält es sich in folgender Weise: Wir waren kaum durch die Thore der Stadt gegangen, als einige von den Unsrigen, welche innerhalb der Mauern sorglos umherschweiften, theils verwundet, theils getödtet, sämmtlich aber beraubt oder ergriffen wurden; ich aber ging mit der Prozession guten und ruhigen Muthes, als ob das Vorgefallene eine Kleinigkeit wäre, nach dem Thore der Peterskirche.

Dort habe ich, um zu zeigen, daß keine Störung der Kirchen Gottes mit unserm Willen erfolge, vor den Augen und Ohren aller Umstehenden folgendes Dekret verkündet. (Dieses Dekret ist oben in Nummer 40 mitgetheilt). Als ich dieses Dekret gelesen und unterschrieben hatte, forderte ich von ihm, mir zu erfüllen, was in der Vertragsurkunde geschrieben steht. Dies ist die Urkunde seiner Vereinbarung mit mir. (Sie ist oben in Nummer 41 angegeben.)

Da ich nun auf die genannte Forderung bestand, nämlich daß er mit Gerechtigkeit und Amtsgewalt mir den versprochenen Vertrag bestätige, wollte er, indem Alle, Bischöfe und Aebte, sowohl die seinigen als die unsrigen und alle Söhne der Kirche, ihm ins Gesicht widerstanden und seinem Decrete eine offene Häresie vorwarfen, folgendes Privilegium vorbringen, wenn man es ohne Verletzung des Friedens der Kirche ein Privilegium nennen kann. (Dieses Privilegium kommt oben in Nummer 41 vor.)

Daß dieses so geschehen ist, bezeugt die vom Zeugnisse vieler Anwesenden beglaubigte Wahrheit der Sache.“

Verschiedene Punkte des Manifestes bedürfen einiger Bemerkungen. Was zuerst die päpstlichen Privilegien betrifft, welche den Kaisern die Investitur bewilligen sollten, so gibt es deren allerdings zwei, aber das erste, das

von Hadrian an Karl verliehen sein soll, ist eine Fälschung, wie auch von Giesebrecht anerkannt ist, und das zweite, das von Leo VIII. an Otto I. verliehen sein soll, rührt, falls es echt ist, von einem Gegenpapste her, den Otto der Kirche gewaltsam aufdrängen wollte[1]). Wären nun auch alle diese Privilegien echt und gültig gewesen, so handelte es sich jetzt nicht mehr darum, sondern um die Ausführung der Verträge, die Heinrich mit dem Papste abgeschlossen hatte. Nach diesen Verträgen hatte zuerst der Kaiser auf die Investitur zu verzichten und darauf der Papst das Privileg über die Regalien zu publiciren. Wenn die Kirche dadurch viele weltliche Rechte und Besitzungen verlor, so war das viel weniger schlimm, als der Verlust der kirchlichen Freiheit und Selbstständigkeit, der mit der Weise, wie die Investitur damals thatsächlich gehandhabt wurde, fast unzertrennlich verbunden war. Was den Verrath der Römer betrifft, so mögen in Folge des Umstandes, daß der König seinen Schwur beim Betreten der Stadt in deutscher Sprache leistete, einige Unordnungen vorgekommen sein, aber diese sind hinterher wahrscheinlich sehr übertrieben, damit sie zur Beschönigung der Meineide der Reichsfürsten und des Königs dienen könnten.

44. † Johannes, Bischof von Tusculum, hörte nicht auf, die Gläubigen zu ermuthigen und aufzufordern, dem apostolischen Stuhle zu Hülfe zu kommen. Einer dieser Briefe ist folgender: „Johannes, durch Gottes Gnade Bischof von Tusculum, Stellvertreter des um Christi willen gefesselten Herrn Papstes Paschalis, an den ehrwürdigen Bruder Richard, Bischof von Albano. Heil im Herrn. Da wir nach den Worten des Apostels nur ein Leib in Christus sind, und wenn ein Glied leidet, die übrigen mit ihm leiden; so theilen wir Deiner Brüderlichkeit mit, was unserm Haupte und fast unserer gesammten Kirche widerfahren ist. Als nun der deutsche König Heinrich nach Sutri kam, schickte er einige Gesandte nach Rom, welche eidlich versicherten, Gesandte des Papstes ungefährdet hin- und zurückzuführen, und der König selbst versichere eidlich, daß er jede Investitur der Kirchen aufgebe und daß er Geiseln stelle, um in dieses Laster nicht wieder zurückzufallen; die kirchlichen Sachen, und die Regalien und das Patrimonium Petri entlasse er völlig frei und unangefochten, er gebe auch Geiseln zur Sicherheit, wenn er zur Krönung nach der Peterskirche gehe. Nachher wurde von Seiten der Kirche von Laien versichert, wenn der König das Versprochene erfülle, würde unser Herr ihn gütig aufnehmen und ihm die Reichskrone aufsetzen, und nach der Krönung könne der König, wenn er wolle, die Stadt betreten. Auch für den Zug über die Brücke erhielt er Geiseln, in Betreff derer er den Eid leistete, daß er sie am Sonntage, wenn er über die Brücke zöge, den unsrigen wieder übergeben würde. Als dies auf beiden Seiten beschworen und Geiseln gestellt waren und der Papst nach der Peterskirche um ihn zu krönen hinauszog, hat der König eidbrüchig und die Geiseln im Stiche lassend den Papst sammt den Bischöfen und Cardinälen und vielen Römern in der Peterskirche gewaltsam verhaftet und hält ihn in strengster Gefangenschaft. Die Römer versammelten sich jedoch nach dem zweiten Tage, griffen die Feinde der Kirche an und trieben sie aus der Halle, nachdem Viele getödtet, und Pferde, Zelte, Geld und unzählige Geräthschaften erbeutet waren. Darauf haben sie alle sich einstimmig zugeschworen, einmüthig und einträchtig gegen ihn zu kämpfen. Sei daher vorsichtig und wachsam und höre nicht auf, der Mutter aller Kir-

---

1) Vgl. Floß, Papstwahl unter den Ottonen. — 2) Watterich, vitae pontiff. I, 675.

chen zu helfen. Wo immer Du kannst, sorge dafür, daß Gebete für unsern Herrn und für die Kirche verrichtet werden."

Der Fürst von Capua zog mit dreihundert Rittern den Römern zu Hülfe; als diese nach Ferentino kamen, vernahmen sie, daß Ptolemäus und alle Herren der dortigen Gegend mit dem Kaiser zuhielten; da sie nun nicht in die Stadt kommen konnten, zogen sie nach Capua zurück. In der Zeit dieser Wirren starben der Herzog und sein Bruder Bohemund; die Normannen befürchteten vertrieben zu werden und befestigten deshalb ihre Burgen, so daß an Hülfe für die Römer nicht zu denken war; der Fürst von Capua schickte sogar Gesandte zum Kaiser und bat um Frieden und Sicherheit.

Die Römer aber zeigten sich standhaft. Obgleich Heinrich sie durch List und Geld gewinnen wollte und ihre Aecker verwüstete, wollten sie sich doch auf keinen Vertrag ohne Freiheit des Papstes und der Cardinäle einlassen.

45. † Heinrich ließ darauf den Papst nach dem deutschen Lager führen, und die Reichsfürsten versuchten den Papst zur Nachgiebigkeit in Betreff der Investitur zu bewegen. Der König ließ ihm vorstellen, daß durch die Investitur nicht die Bisthümer sondern nur die Regalien verliehen würden; er warf sich sogar dem Papste zu Füßen, bat um Verzeihung und gelobte Gehorsam, wenn der Papst ihm das Recht seiner Vorgänger einräumen wollte. Da der Papst lieber das Leben verlieren, als die Investitur bewilligen wollte; so ließ der König ihn durch die Gefangenen mit Bitten bestürmen. Der Jammer der Gefangenen, die Verwüstung der römischen Kirche, die beinahe alle Cardinäle verloren hatte, und die Gefahr eines Schismas überwältigten endlich sein Gemüth, so daß er sagte: „Für die Befreiung und den Frieden der Kirche werde ich genöthigt das zu thun, was ich für die Rettung meines Lebens niemals gethan hätte." Der Papst bewilligte dem Könige die Investitur der Bischöfe und Aebte, aber nicht in der bisher thatsächlich geübten Weise, daß die Ernennung der Bischöfe allein vom Könige abhing, sondern es wurde freie canonische Wahl ausbedungen, und die Weihe nur denen gestattet, welche vom Könige die Investitur der Regalien bekommen hätten. Selbst in der größten Noth hielt Paschalis, als er von allen Seiten verlassen war, das Princip der freien Wahl und das Verbot der Simonie aufrecht, und wenn die Domkapitel ihre Pflicht thaten, konnte keinem Bisthum ein unwürdiger Bischof aufgedrängt werden. Die dem Papste abgenöthigte Vereinbarung enthält Folgendes: „Der Herr Papst Paschalis wird dem Herrn Könige Heinrich und seinem Reiche bewilligen und durch ein Privileg unter Strafe des Anathems bestätigen und bekräftigen, daß der König den Bischof oder Abt, der frei und ohne Simonie mit Zustimmung des Königs erwählt ist, mit Ring und Stab investire. Der Bischof oder Abt aber, der frei investirt ist, soll die Weihe von Dem erhalten dürfen, dem sie zusteht. Wenn aber Jemand vom Klerus und vom Volke gewählt wird, so soll er von Keinem geweiht werden, wenn er nicht vom Könige investirt ist. Den Erzbischöfen und Bischöfen soll es freistehn, die vom Könige Investirten zu weihen. Ueber dieses wird der Papst Paschalis den König Heinrich und dessen Reiche nicht beunruhigen." Diesen Vertrag sollten für den Papst die gefangenen Cardinäle und Bischöfe beschwören. Paschalis wollte dem Vertrage die Bedingung anhängen, daß er nur für den Fall gelten solle, wenn man von deutscher Seite die Vereinbarung erfüllte. Da die Begleiter des Königs diese Bedingung zurückwiesen, entgegnete Paschalis: „Wenn ihr nicht duldet, daß sie geschrieben werde, so will ich sie mit Worten hinzufügen"; dabei blickte er den König an und sprach: „Wir leisten unsere Eide deshalb, daß auch ihr das, was ihr vereinbart habet, thuet und befolget." Der Kaiser und die Seinigen nahmen

diese Bedingung an. Auf dem Felde bei der Mammeischen Brücke, welche die Deutschen von den Römern trennte, wurde von den Cardinälen im Auftrage des Papstes Folgendes beschworen:

„Der Herr Papst Paschalis wird den Herrn König und sein Reich wegen des ihm und den Seinigen an ihrer Person und ihren Gütern zugefügten Unrechtes und wegen der Investituren der Bisthümer und Abteien nicht beunruhigen, und weder an ihm (dem Könige) noch an einer andern Person wegen dieser Sache Vergeltung üben. Den König wird er niemals bannen, und an dem Papste soll es nicht fehlen, daß der König ordnungsmäßig gekrönt werde. Mit Hülfe seiner Amtsgewalt wird er ihn in der Behauptung des Königreiches und des Kaiserreiches unterstützen. Alles dieses wird der Herr Papst dem gegenwärtigen Herrn Könige Heinrich ohne Trug und List erfüllen, so wahr mir Gott helfe." Diesen Eid leisteten zwei Cardinalbischöfe, elf Cardinalpriester und drei Cardinaldiakonen.

Der König dagegen schwor: „Ich König Heinrich werde am nächsten Mittwoch oder Donnerstag den Herrn Papst, die Bischöfe und Cardinäle und alle Gefangenen, die mit ihm oder wegen seiner gefangen wurden, ebenso auch die Geiseln freigeben und sicher in die Thore der transtiberinischen Stadt geleiten lassen und sie nicht mehr gefangen nehmen oder gefangen nehmen lassen. Ich werde sowohl selbst als durch die Meinigen den Getreuen des Papstes und dem Volke der Stadt Rom, der Transtiberina und der Insel Frieden und Sicherheit bewahren sowohl für ihre Person als für ihr Vermögen, wenn sie mir Frieden bewahren. Den Papst Paschalis werde ich aufrichtig unterstützen, damit er mit Ruhe und Sicherheit seine päpstliche Würde behalte. Die Erbgüter und Besitzungen der römischen Kirche, welche ich genommen habe, werde ich zurückgeben, und nach der Weise meiner Vorgänger werde ich helfen, daß sie das ihr gehörende Gebiet wiederbekomme und behalte. Und dem Herrn Papste Paschalis werde ich unbeschadet der Ehre meines Königreiches und Kaiserreiches gehorchen, wie katholische Kaiser den römisch-katholischen Päpsten gehorchen. Dies alles will ich in wahrer Treue ohne Trug und List halten, so wahr mir Gott helfe."

Darauf beschworen auf Befehl des Königs der Erzbischof Friedrich von Köln, die Bischöfe von Trient, Münster und Speier, der Kanzler Adelbert und mehrere Grafen und Fürsten folgenden Eid: „Dieses wird der anwesende König Heinrich dem gegenwärtigen Papste Paschalis ohne Trug und List erfüllen, so wahr mir Gott helfe."

Es mußte nun noch dem Könige ein Privilegium über die Gestattung der Inverstitur ausgefertigt werden, und weder der König noch seine Gefährten gestatteten, daß die Abfassung erst in Rom, wo das päpstliche Siegel geblieben war, ausgeführt würde. Am folgenden Tage wurde während des Abbruches des Lagers die Urkunde aufgesetzt, und als man bei Ponte Salaro die Tiber überschritten und das Lager aufgeschlagen hatte, ließ man einen Notar aus der Stadt kommen, der in der Nacht die Urkunde ausfertigte. Sie lautet also: „Paschalis, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, wünscht seinem in Christo geliebtesten Sohne Heinrich, dem glorreichen Könige der Deutschen und durch Gottes Gnade römischen Kaiser Heil und apostolischen Segen. Daß euer Reich in besonderer Weise mit der römischen Kirche zusammenhängt, ist durch eine göttliche Fügung angeordnet. Eure Vorgänger haben wegen ihrer vorzüglichen Tugend und Weisheit die Krone und das Kaiserthum der Stadt Rom erlangt, und zu der Würde dieser Krone und dieses Reiches hat die göttliche Majestät auch dich geliebtester Sohn vermittelst unsers Amtes erhoben. Wir wollen nun jenes Vorrecht dieser Würde, welches unsere Vorgänger deinen Vorgängern, den katholischen Kaisern, ertheilt und durch Privilegienurkunden bestätigt haben, auch deiner Liebden gewähren, und wir bestä-

tigen durch diese Privilegiumsurkunde, daß du den Bischöfen und Aebten deines Königreiches, welche frei, ohne Simonie und ohne Gewaltthätigkeit gewählt sind, die Investitur mit Ring und Stab ertheilest. Nach der Investitur sollen sie die canonische Consecration von dem Bischofe empfangen, dem sie zusteht. Wenn aber Jemand ohne deine Zustimmung vom Klerus und vom Volke gewählt worden ist, so darf er von Niemanden consecrirt werden, wenn er nicht von dir investirt ist. Den Bischöfen und Erzbischöfen ist gestattet, die von dir investirten Bischöfe und Aebte in canonischer Weise zu weihen. Denn es haben eure Vorgänger die Kirchen des Reiches mit so großen Verleihungen von Regalien bereichert, daß das Königreich selbst vorzüglich durch die Stütze der Bischöfe und Aebte befestigt, und die Streitigkeiten des Volkes, welche bei den Wahlen oft vorkommen, durch die königliche Majestät gestillt werden müssen. Darum muß es deiner Klugheit und Macht noch mehr angelegen sein, daß die Größe der römischen Kirche und das Wohl der übrigen Kirchen unter Gottes Beistande durch ausgezeichnete Wohlthaten erhalten bleibe. Wenn nun Jemand geistlichen oder weltlichen Standes dieser Urkunde unserer Gewährung wissentlich und frevelhaft entgegen tritt, so soll er, falls er nicht umkehrt, dem Anathem verfallen sein und seine Ehre und Würde verlieren. Die göttliche Barmherzigkeit möge diejenigen, welche dieser Urkunde nachkommen, bewahren und gewähren, daß deine Person und deine Macht zur Ehre Gottes glücklich regiere. Amen."

Als der Papst mit Widerstreben diese Urkunde unterschrieben hatte, nahm der König sie zu sich; nach der Krönung übergab er sie dem Papste, um dieselbe aus dessen Hand feierlich und öffentlich zurückzuerhalten.

Vor den Thoren Roms mußte Maginulf der päpstlichen Würde förmlich entsagen und sich Paschalis unterwerfen; der König wird geglaubt haben, diesen Handlanger ferner nicht mehr nothwendig zu haben [1]).

46. † Der König zog in die Leostadt ein und ließ die Plätze besetzen, die zu seiner Sicherheit nothwendig waren. Die Krönung wurde in hergebrachter Weise vollzogen, aber die Thore der Stadt Rom waren geschlossen, damit keiner von den Bürgern hinzukommen könnte. Nach der Krönung zog der Kaiser mit seinem Heere eilig ab, und da er die ihm gestellten Geiseln des Papstes mit sich fortschleppte, so brach er in unglaublicher Verblendung den mit dem Papste abgeschlossenen Vertrag.

47. † Als der Papst nach der Kaiserkrönung in die Stadt zurückkam, wurde er von den Römern mit großem Jubel empfangen; aber bei diesem Jubel kann ihm nicht besonders wohl zu Muthe gewesen sein, wenn er bedachte, daß er durch seinen Vertrag mit dem Kaiser die Principien aufgegeben hatte, für welche seine großen Vorgänger so viele Widerwärtigkeiten ausgestanden hatten. Aber was der Papst durch Schwäche preisgegeben hatte, erhielt die Kirche durch den Unverstand des Kaisers zurück. Die frühern Privilegien der Kaiser in Betreff der Bischofswahl, mochten sie echt oder erdichtet sein, waren durch die Vereinbarung von Sutri und durch die Bereitwilligkeit des Papstes, dieselbe auszuführen, rechtlich aufgehoben. Das vor der Krönung erlangte Privileg in Betreff der Investitur hat der Kaiser selbst vernichtet, weil er die von ihm beschworene Bedingung nicht hielt, von deren Erfüllung der Papst seine Verpflichtung abhängig gemacht hatte. „Der Kaiser hatte", wie Giesebrecht [2]) bemerkt, „dem Papste die Rückgabe des Herzogthums Spo=

---

1) Watterich, vit. Pontiff. Rom. II. 64—67. — 2) Gesch. d. deutsch. Kaiserz. III. 823.

leto, der Mark von Fermo, einer Reihe von Grafschaften versprochen, aber diese Versprechungen wurden nicht erfüllt; selbst in Roms nächster Umgebung kamen dem Papste nicht alle Besitzungen wieder zu Händen, welche ihm die rebellischen Barone entrissen hatten. Wiederholentlich bedrängte er den Kaiser mit Klagen über die Bedrückungen, welche er von dessen Anhängern in Rom erleide, aber wir hören nicht, daß solche Klagen Gehör gefunden hätten."

48. Wenn das Volk über die Befreiung des Papstes entzückt war, so waren viele Cardinäle in Unruhe hinsichtlich der Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche, welche durch die letzten Ereignisse arg bedroht waren. Die während der Gefangenschaft des Papstes in Rom gebliebenen Cardinäle und viele andere Prälaten verdammten offen die Bewilligung der Investitur als im Widerspruche stehend mit den Decreten der Vorgänger des Papstes. Sie versammelten sich mit den Bischöfen Johannes von Tusculum und Leo von Vercelli, während der Papst nicht in Rom war, und faßten einen Beschluß gegen den Papst und seine Bulle. Als Paschalis dieses erfuhr, schrieb er ihnen am 5. Juli von Terracina aus, tadelte ihren unbesonnenen Eifer und versprach wieder gut zu machen, was er bloß zur Vermeidung des Verderbens von Rom und der ganzen Provinz gethan hatte[1]). Dieser Brief verhinderte das Schisma, das sich zu bilden drohte.

Ein anderer Führer derjenigen, welche das Verhalten des Papstes tadelten, war der h. Bruno, Bischof von Segni und Abt von Monte Cassino. Zwei Bischöfe und mehrere Cardinäle standen auf seiner Seite, und zusammen drängten sie den Papst, seine Bulle zurückzunehmen und den Kaiser zu excommuniciren. Die Mitgefangenen des Papstes waren getheilt; einige behaupteten, daß sie ihre Ansicht geändert hätten und wie früher die Investitur verdammten, andere bemühten sich, das Geschehene aufrecht zu erhalten. Als Bruno vernahm, daß man ihn dem Papste als das Haupt dieser Spaltung angezeigt hatte, schrieb er ihm: „Meine Feinde sagen, daß ich dich nicht liebe, und schlecht von dir rede, aber sie lügen. Ich liebe dich als meinen Vater und Herrn und ich will bei deinen Lebzeiten keinen anderen Papst, wie ich dir gelobt habe, aber noch mehr muß ich denjenigen lieben, welcher dich und mich geschaffen hat. Ich billige diesen so schändlichen, so erzwungenen und der Religion widersprechenden Vertrag nicht, und ich weiß, daß auch du ihn nicht billigst. Und wer könnte auch einen Vertrag billigen, welcher die Kirche der Freiheit beraubt, das Priesterthum zu Grunde richtet, die einzige und eigenthümliche Thüre der Kirche schließt und viele andere öffnet, durch welche nur Diebe und Räuber eingehen. Wir haben die Canones, wir haben die Verordnungen der h. Väter von den Aposteln bis auf deine Zeit. Die Apostel verdammen Alle und schließen sie aus der Gemeinschaft der Gläubigen aus, welche durch die weltliche Macht eine Kirche erlangen, denn die Laien, so fromm sie auch sein mögen, haben keine Gewalt, über eine Kirche zu verfügen. Ebenso verdammt deine Verordnung alle Kleriker, welche die Investitur aus der Hand eines Laien empfangen. Diese Constitution, die von dir und den Aposteln herrührt, ist heilig und katholisch, und wer ihr widerspricht, ist kein Katholik. Bestätige sie also, Ehrwürdiger Vater, und verurtheile kraft apostolischer Autorität den entgegengesetzten Irrthum, den du selbst oft als Häresie bezeichnet hast, und du wirst bald sehen, daß die ganze Kirche mit dir versöhnt ist, und daß Alle zu dir kommen und dir mit großer Freude als ihrem Vater und Herrn gehorchen. Habe Mitleid mit der Kirche Gottes, erbarme dich der Braut Christi, und durch deine Klugheit möge sie die Freiheit

1) Registrum Paschalis.

wiedererlangen, die sie kürzlich durch dich verloren zu haben scheint. Jene Verpflichtung und jener Eid, den ich vorher schon erwähnt habe, hat für mich wenig Bedeutung, und für dessen Verletzung werde ich dir nie weniger gehorchen" [1]).

Paschalis II. fühlte sich durch diesen Brief verletzt und fürchtete, Bruno werde ihn absetzen lassen. Deßhalb entschloß er sich, ihm die Abtei von Monte Cassino, die ihm großes Ansehen verschaffte, zu nehmen. Schon fast vier Jahre regierte Bruno dieselbe; denn nachdem er im Jahre 1106 von seiner Legation in Frankreich zurückgekehrt war, trat er in dieses Kloster und wurde, als der Abt Otto am 1. Oktober 1107 gestorben war, zu dessen Nachfolger erwählt. Paschalis II. kam bald darauf nach Monte Cassino und erklärte vor dem versammelten Capitel, daß Bruno nicht bloß dieser Stelle, sondern selbst des h. Stuhles würdig sei. Gleichwohl schrieb Paschalis ihm nach Empfang des Briefes wegen der Investitur, er könne nicht länger dulden, daß jener Bischof und Abt zugleich sei; Bruno war nämlich noch immer Bischof von Segni, und wie sehr er den Papst auch um Enthebung von dem Bisthum gebeten hatte, war ihm doch die Abdankung nicht gestattet worden.

Paschalis schrieb auch an die Mönche von Monte Cassino und ließ ihnen diesen Brief durch den Bischof Leo von Ostia, einen ehemaligen Mönch dieses Klosters, zustellen. Er untersagte ihnen darin, dem Bruno ferner zu gehorchen und befahl ihnen, einen anderen Abt zu wählen. Hierauf berief Bruno die Mönche zusammen und wollte ihnen seinen Landsmann Peregrinus, einen ihrer Mitbrüder, zum Abte geben; sie aber sagten: „So lange du uns regieren willst, werden wir dir als unserm Vater Gehorsam leisten; willst du uns aber verlassen, so müssen wir freie Wahl haben. „Bruno glaubte, sich mit Gewalt Gehorsam verschaffen zu können und ließ Bewaffnete kommen. Diese überraschten die Mönche, als diese eben in die Messe gingen, und fragten ungestüm, welche es seien, die den Willen des Abtes nicht thun wollten. Die entrüsteten Mönche warfen sie hinaus, und als der Abt dies erfuhr, versammelte er sie und sagte ihnen: „Ich will nicht Ursache eines Aergernisses zwischen euch und der römischen Kirche werden; ich gebe euch hier den Hirtenstab zurück, den ich von euch empfangen habe". Hierauf legte er den Stab auf den Altar nieder, nahm Abschied von den Mönchen und begab sich in sein Bisthum, wo er die letzten vierzehn Jahre seines Lebens zubrachte. Er hatte die Abtei Monte Cassino drei Jahre und zehn Monate regiert.

49. † Aus einem Schreiben des Papstes an den Kaiser vom 26. Oktober 1111 ergibt sich, daß der Papst wegen des Investiturprivilegs, welches er noch nicht aufgegeben hatte, vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt war. Auch dem Kaiser ging es nicht nach seinem Wunsche mit verschiedenen Bischöfen. Nachdem er auf seinem Rückzuge in Bianello mit der Markgräfin Mathilde zusammengetroffen war und ihr die Reichsverwesung Liguriens übertragen hatte, kehrte er nach einem neunmonatlichen Aufenthalte in Italien nach Deutschland zurück. Am Todestage seines Vaters ließ er die Leiche desselben im Dome zu Speier feierlich beisetzen, nachdem der Papst auf das Zeugniß mehrerer Geistlichen hin, daß Heinrich IV. reumüthig gestorben sei, die Excommunication desselben aufgehoben hatte. Darauf begab er sich nach Mainz, wo am 15. August Adelbert mit dem Erzbisthum investirt wurde. Im September wurde der Kaiser von einem so heftigen Fieber ergriffen, daß er nur

1) Watterich, Vit. Pontiff. II. 70 f.

an sein Ende dachte, wie er bald nachher dem Papste mittheilte. Dieser richtete darauf folgende Antwort an ihn: „Aus dem Briefe, den wir von deiner Liebe empfingen, haben wir erfahren, daß du lange sehr krank gewesen bist; aber wie uns das Gerücht von der Krankheit ergriffen, so hat uns die Nachricht über die Genesung erfreut, und wir danken Gott, der durch seine wunderbare Weisheit alles leitet, für dein Wohlbefinden. Daß du über die Bischöfe klagst, ängstigt unser Herz sehr, denn seitdem wir den bekannten Vertrag mit euch errichteten, haben nicht bloß Entferntere, sondern auch Solche, die in unserer Nähe sind, den Nacken gegen uns erhoben, und sie zerreißen durch innern Zwist unser Herz und bedecken unser Antlitz mit Schamröthe. Da wir kein Rechtsverfahren gegen sie anwenden können, so überlassen wir es Gott, damit wir der Kirche Gottes nicht ärgere Wirren bereiten. Da wir nun aber Solches leiden müssen, so wundert es uns, daß euer N. die Kirchen bedrückt und uneingedenk des gegenseitigen Vertrages unsere Rechte sich anmaßt. Es wundert uns auch, daß die gestellten Geiseln, wie wir gehört haben, hart, schimpflich und grausam behandelt werden." Der Papst ermahnt dann den Kaiser, er möge stets der Gerichte Gottes eingedenk sein, wie in jener schweren Krankheit, die einen baldigen Tod erwarten ließ [1]).

* 50. * Johannes oder Josceran, Erzbischof von Lyon und Nachfolger Hugo's, hielt wegen der Investiturfrage ein Concil in der Stadt Anse, von dem wir jedoch keine Akten besitzen, und lud als Primas von Gallien die Bischöfe der Provenz Sens dazu ein; aber der Erzbischof dieser Stadt, welcher den Primat von Lyon immer nur ungern anerkannt hatte, weil Lyon zum Königreiche Burgund, Sens aber zu Frankreich gehörte, berief seine Suffraganen besonders, und zusammen richteten sie ein Synodalschreiben an den Erzbischof von Lyon, um sich wegen ihres Nichterscheinens beim Concil zu entschuldigen.

„Kraft deiner Primatrechte", sagen sie, „hast du uns eingeladen, uns bei dem Concil von Anse einzufinden, um dort über Glaubenssachen und die Investitur zu verhandeln. Nicht aus Verachtung geschieht es, daß wir deiner Einladung nicht folgen; wir fürchten die von unsern Vätern bestimmten Grenzen zu überschreiten; denn es ist gegen die alten Regeln, daß der Bischof der Hauptkirche die Bischöfe einer andern Provinz zu einem außerhalb derselben gehaltenen Concile beruft, wenn der Papst es nicht befiehlt, oder wenn eine der Kirchen der Provinz nicht an den Primas in einer Sache appellirt hat, die in der Provinz nicht entschieden werden kann. Zudem wollt ihr auf diesem Concil über die Investitur verhandeln, welche Einige zu den Häresien rechnen; dadurch werdet ihr aber die Schande eures Vaters vielmehr aufdecken als einen Mantel darüber werfen. Denn was der Papst gethan hat, um den Untergang des Volkes zu verhindern, dazu hat die Nothwendigkeit ihn gedrängt, und sein Wille hatte keinen Antheil daran. Dies ergiebt sich daraus, daß er, wie er Einigen von uns geschrieben hat, sogleich, als er der Gefahr entronnen war, wieder verboten hat, was er früher verboten hatte, und befohlen hat, was er früher befohlen hatte, obgleich die Gefahr ihn gezwungen hat, verkehrten Menschen etwas Unrechtes zu bewilligen.

„So hat auch Petrus die Verläugnung seines Meisters wieder gesühnt, und der Papst Marcellinus dafür gebüßt, daß er den Götzen Weihrauch gestreut hatte. Wenn der Papst den König der Deutschen nicht mit der Strenge behandelt, die er verdient, so geschieht dies aus Schonung und nach dem Gutachten weiser Personen, welche ihm rathen, sich einer geringeren Gefahr

---

1) Watterich, Vit. Pontiff. II. 70.

zu unterziehen, um eine größere zu vermeiden. Auch halten wir es für unschicklich, Concilien beizuwohnen, wo wir die in Frage stehenden Personen nicht richten und verurtheilen können. Wir wollen nicht gegen den Papst reden. Wenn er durch seine Gewährung der Investitur gegen seine und seiner Vorgänger Decrete gefehlt zu haben scheint, so muß unsere kindliche Liebe ihn entschuldigen; denn er that es, indem er durch Hinterlist und Zwang dazu genöthigt wurde.

„Wenn Manche die Investitur eine Häresie nennen, so irren sie; denn eine Häresie muß immer ein Irrthum in Glaubenssachen sein. Nun liegt aber die Investitur, worüber so viel Lärm gemacht wird, in den Händen dessen, der sie ertheilt oder sie empfängt. Die Hände können wohl Gutes oder Böses thun, aber nicht glauben oder im Glauben irren. Wenn jedoch ein Laie unsinnig genug wäre, zu glauben, er ertheile durch die Verleihung des Hirtenstabes ein Sakrament oder eine sakramentale Sache, so würden wir ihn für einen Häretiker halten, nicht wegen der ertheilten Investitur an und für sich, sondern wegen seiner Anmaßung. Doch kann man, um die Dinge beim rechten Namen zu nennen, sagen, die von Laien ertheilte Investitur sei eine sacrilegische Usurpation der Rechte der Kirche. Diese Mißbräuche müssen abgeschafft werden, wenn es geschehen kann, ohne eine Spaltung hervorzurufen; ist das nicht möglich, so muß man ertragen und mit Umsicht dagegen protestiren."

Dieser Brief war im Namen der Bischöfe Daimbert von Sens, Ivo von Chartres, Gualo von Paris, Johannes von Orleans und der andern Bischöfe der Kirchenprovinz Sens geschrieben. Der Stil und die Gesinnungen Ivos von Chartres bezüglich der Investitur sind daraus zu erkennen.

Der Erzbischof von Lyon beantwortete diesen Brief in einem Schreiben an Daimbert von Sens. Er macht ihm zuerst bemerklich, daß er ihn keineswegs aus seiner Provinz habe rufen wollen, da das Concil in der ersten Lyonesischen Provinz stattfinden sollte, welche den anderen Lyonesischen Provinzen nicht fremd sei; und daß der Primas das Recht habe, in seinem Primatgebiete Concilien zu berufen, wie die Metropoliten das Recht haben, dasselbe im Bereiche ihrer Provinzen zu thun.

Er fügt hinzu: „Wir können uns nicht genug wundern, weshalb du einige Personen dem Urtheile der Kirche entziehen möchtest. Rechnest du die Kaiser und Könige dazu, so verweisen wir dich auf den großen Constantin. Tadelst du das Verfahren des h. Ambrosius, welcher den Kaiser Theodosius aus der Kirchengemeinschaft ausschloß? Richtest du Gregor VII., weil er den König Heinrich um seiner Frevel willen verurtheilt hat? Mit Unrecht fürchtest du, daß wir die Schande unseres Vaters aufdecken; gebe Gott, daß er selbst uns diese Schmach bedecken lasse, wie wir gerne möchten. Du sagst, die Zeiten seien böse, die Feinde der Kirche seien zahlreich, — und du schließest daraus, man müsse ruhig zusehen! Es ist, als ob du uns dadurch mahntest, muthig gegen die Feigen und furchtsam gegen die Widerspenstigen, kühn im Frieden zu sein und im Kampfe zu fliehen.

„Deine Behauptung, die Investitur sei keine Irrlehre, scheinst du nicht genügend zu beweisen; denn obschon der Glaube und der Glaubensirrthum im Herzen ihren Sitz haben, so unterscheiden wir doch den Katholiken und den Häretiker nach ihren Werken; und obgleich die äußerliche Investitur an und für sich keine Irrlehre ist, so bleibt es unzweifelhaft, daß es Ketzerei ist, wenn man glaubt und behauptet, die Investitur sei zuläßig."

Als Gottfried, Cardinal-Abt von Vendome, von dem Vorgefallenen Kunde erhalten hatte, schrieb er mit großer Freimüthigkeit an den Papst. „Du weißt, heiliger Vater", sagt er ihm, „daß das Schifflein Petri zu gleicher Zeit Petrus und Judas getragen hat, und daß es so lange vom Sturme

umhergeschleudert wurde, als Judas darin war, und nicht eher Ruhe erhielt, als Judas hinausgeworfen wurde. Nun aber hat sich in unsern Tagen ein anderer Judas gegen die Kirche erhoben und will derselben ihren Glauben, ihre Reinheit, ihre Freiheit rauben; darum muß der keinem Irrthum unterworfene Glaube des h. Petrus bei dem Sitze desselben wieder aufleuchten und das Schifflein vor dem Untergange bewahren." Nach einer schönen Lobrede auf den Muth des h. Petrus und des h. Paulus, „welche", wie er sagt, „jetzt in der Herrlichkeit ihre Nachfolger erwarten", fügt der Abt von Vendome hinzu: „Möge der, welcher heute auf ihrem Stuhle thront, und welcher ihren Muth nicht nachahmte und sich so ihrer Ehre unwürdig machte, seine Sünden wie ein anderer Petrus durch Thränen auslöschen; möge er wieder gut machen, was er aus Furcht vor dem Tode und aus Schwachheit des Fleisches gethan hat. Wenn er sagt, er habe nur so gehandelt, um das Leben seiner Kinder zu retten, so ist das eine eitle Entschuldigung, denn nicht gerettet hat er sie, sondern ihrem Heile Hindernisse in den Weg gelegt." Ferner sagt Gottfried, daß der, welcher die Investitur bewilligt oder befiehlt, den Glauben, die Unversehrtheit und die Freiheit der Kirche zerstöret, und daß ein Solcher, falls er sich nicht bessert, als nicht zu den Gliedern der Kirche gehörig betrachtet werden müsse, sei er auch ein Hirt in derselben. Das hieß soviel als dem Papste erklären, man würde ihn als ein von der Kirche abgetrenntes Glied ansehen, wenn er die Gewährung der Investitur nicht zurückzöge [1]).

Der Bischof Hildebert von Mans zeigte in seinem Schreiben an den Papst einen ehrfurchtsvolleren Eifer und bekundete bei Gelegenheit der Gefangennahme des Papstes seine liebevolle Ergebenheit für den h. Stuhl. Sobald er die Gefangenschaft des Papstes erfahren hatte, schrieb er einem seiner Freunde: „Mögen die Augen Jener, welche nicht unempfindlich für den Schmerz ihres Oberhauptes sind, Thränen vergießen! Der Purpur des Martyriums schmückt die Kirche noch jetzt in ihrem Alter. Die Wuth der Verfolger erwacht von neuem und scheint durch den kostbaren Tod der Kinder Gottes die übrige Welt vernichten zu wollen. Rom und der apostolische Stuhl sind der Raubsucht und Grausamkeit der Deutschen preisgegeben. Der Papst ist gefangen, die päpstliche Tiara wird von den Gottlosen mit Füßen getreten; der Sitz der Heiligkeit, welchem alle Nationen unterworfen waren, ist umgestürzt; unser Haupt ist uns entrissen und die übrigen Glieder des Leibes können nicht lassen von ihrem Schmerze. Der Anführer des Heeres Christi ist ein Gefangener: wie wird der Soldat Stand halten? Guter Jesus, wo ist die Wahrheit deiner Verheißung, wenn du nicht beständig bei deiner Kirche bleibst, oder wozu hat dein Gebet genützt, wenn der Glaube Petri wankt? Kräftige, o Herr, kräftige den Glauben deiner Kirche, für welche du gebetet hast!"

In demselben Briefe sagt Hildebert vom Kaiser Heinrich, daß dieser Fürst seinen Namen durch zwei große Merkwürdigkeiten oder vielmehr Verbrechen berüchtigt gemacht habe, welche noch bei keinem Andern sich vereint gefunden hätten. „Denn", sagt er, „wo ist ein Anderer, welcher seinen geistlichen Vater und auch seinen leiblichen Vater gefangen genommen hätte? Glücklich der Papst Paschalis, welcher verdient hat, wie die Apostel zu leiden! Man ist kein Glied eines solchen Hauptes, man ist kein Sohn eines solchen Vaters, wenn man nicht mit ihm leidet und die ihm zugefügte Schmach mitempfindet."

Der h. Bischof von Mans blieb nicht dabei stehen; als mehrere Katho-

---

1) L. 1. epist. 7. t. 3. Opera Sirmondi.

liken sich wegen der bewilligten Investitur gegen den Papst auflehnten, schrieb er eine Apologie zur Vertheidigung desselben. Nachdem er Paschalis großes Lob gespendet, fügt er hinzu: „Da aber die Welt voll Bosheit ist, und da es neidische Geister und mit Bitterkeit erfüllte Herzen gibt, wird man mir ohne Zweifel sagen: „Du erhebst bis in die Wolken den, welchen wir vor dem Kampfe zittern sahen, welcher sich lieber ergab, als sein Blut vergoß, welcher einen schändlichen Vertrag mit seinem Feinde machte, entfloh, die Waffen verließ und sich verbarg; seht den muthigen Kämpfer, der weder zu streiten noch zu siegen weiß!" Suchen wir diese Feinde der Gerechtigkeit, welche eine solche Sprache führen, zu beschämen. Wenn der Papst Paschalis sich um der Gerechtigkeit und der Kirche willen den Gottlosen überlieferte, wenn er sein Haupt dem Schwerte darbot, was hätte er thun können, das heiliger und muthvoller gewesen wäre? Hat man jemals einen Hauptmann der Feigheit beschuldigt, weil er sich für seine Soldaten den Angriffen aussetzte? Wenn der Papst in der Folge nachgegeben hat, wenn er zu fliehen schien, um die wider seine Kinder zum Schlage erhobene Hand aufzuhalten; wenn er diese Schläge abwendete, indem er die gestellte Forderung bewilligte und einen Waffenstillstand schloß, bis er seine Mauern wiedererbaut und seine Maschinen wiederhergestellt hätte; was hätte er Klügeres thun können?" Hierauf lobt Hildebert den Papst, daß er, nachdem er auf den päpstlichen Stuhl hatte verzichten wollen, erst dann denselben wieder bestieg, als er dazu durch die Bitten und Thränen des römischen Klerus und Volkes genöthigt wurde. Hinsichtlich der von Paschalis bewilligten Investitur sagt er, es müsse der Klugheit des Regierenden überlassen bleiben, nach den Gesetzen zu verfahren, oder nach Umständen davon abzugehen; die Handlungen der Vorgesetzten seien zum Besten auszulegen, wenn man deren Gründe nicht kenne, und den Schafen komme es nicht zu, den Hirten zu tadeln; übrigens habe ja der Papst Paschalis, sobald er frei geworden, dasjenige widerrufen, was er gezwungen und in Fesseln gethan hatte; auch habe er sich gleich einem Kämpfer gezeigt, der nach mehreren Wunden mit größerem Muthe und mit größerer Vorsicht in den Kampf zurückeilt [1]).

Auch Ivo von Chartres schrieb an den Papst, um ihm seine Theilnahme bei den erlittenen Beleidigungen zu bezeigen und ihm zu versichern, daß er nicht aufgehört habe, zu dem zu beten, der Petrus auf den Wellen aufrecht hielt und Paulus dreimal vom Schiffbruche errettete, damit er bald den gewaltigen Sturm stille, der sich gegen das Schifflein Petri erhoben habe.

51. † Aus dem oben mitgetheilten Schreiben des Papstes an den Kaiser Heinrich ergibt sich, daß ersterer anfänglich an dem ihm abgenöthigten Investiturprivilege festhielt, obgleich der Kaiser den beschworenen Vertrag nicht hielt; aber es erhob sich allmälig ein solcher Widerspruch gegen das Investiturprivileg, daß der Papst dasselbe preisgeben mußte. Nach einigen Berichten [2]) wollte der Papst damals abdanken und soll nur durch vieles Bitten davon abgehalten sein. In einem Briefe des nachmaligen Bischofs Friedrich von Lüttich findet sich die Nachricht, es sei damals zu Capua eine Synode gehalten und auf dieser das Investiturprivileg widerrufen worden. An dieses Concil schließen sich wahrscheinlich die Briefe an, welche der Papst an Ivo von Chartres und an den Erzbischof Guido von Vienne richtete. Dieser war ein Sohn des Grafen Wilhelm Testardita von Hochburgund, der mächtigen weit verzweigten Nachkommenschaft Otto Wilhelms angehörig und deßhalb

---

1) L. 2, epist. 22. — 2) Suger. vit. Ludov. und eine Notiz im oben mitgetheilten Briefe des Bischofs Hildebert von Mans.

den Königen von Spanien, Frankreich und England, vielen angesehenen Fürsten in allen Theilen des Abendlandes und selbst dem Kaiser verwandt, ohne Frage noch einflußreicher durch seine weltliche als durch seine kirchliche Stellung [1]). Der Papst schrieb ihm Folgendes: „Wenn jene grausame Barbarei deine Standhaftigkeit durch Drohungen, Schmeichelei und andere Mittel zu beugen versucht, so möge deine Klugheit standhaft bleiben. Wenn es dem grünen Holze so ergeht, wie wird es mit andern werden, und wenn man so gegen das Haupt verfahren hat, was wird den Gliedern geschehen. Harre deßhalb, geliebter Bruder, bei deinem guten Unternehmen mit Gottes Hülfe standhaft und männlich aus; Drohungen, Schmeicheleien, Zureden und Abrathen mögen deine Vorsicht nicht erschüttern, sondern mit Gottes Hülfe harre aus, damit deine Standhaftigkeit Andern ein Beispiel heilsamer Beharrlichkeit werde. Was du zu wissen wünschest, sind jene Schriftstücke, welche über die Wahl oder Investitur der Personen im Lager, wo wir mit vielen Klerikern und Bürgern der Stadt und der ganzen Provinz festgehalten wurden, für die Freiheit der Kirche, die Entlassung aller Gefangenen und zur Abwendung des Verderbens von der Kirche, der Stadt und der ganzen Provinz bei der allseitig drohenden Gefahr abgeschlossen sind. Es sollte nämlich nach der Wahl, die mit Freiheit, ohne Zwang und ohne Simonie mit Zustimmung des Königs vollzogen, der König die Befugniß haben, mit Stab und Ring zu investiren; und der vom Klerus und vom Volke Gewählte sollte nicht geweiht werden, wenn er die Investitur vom Könige nicht empfangen hätte.

„Durch kanonische Censur hebe ich dieses nun vollständig auf und erkläre es für ungültig und bestimme, daß es für immer dem Anathem und der Verurtheilung verfallen sei, so daß es von keiner Geltung und keines guten Andenkens sei. Das aber, was die h. Kanones der Apostel und das antiochenische und die allgemeinen Concilien und unsere Vorgänger, namentlich Gregor und Urban seligen Andenkens in Betreff dieser Sachen verboten, verurtheilt, bestimmt und festgestellt haben, wird auch von mir verboten, verurtheilt, bestimmt und festgestellt, und ich bekenne, daß ich ihre Verordnungen befolgen werde" [2]).

52. † Grossolan, Erzbischof von Mailand, war seit mehreren Jahren von den Mailändern vertrieben und befand sich auf einer Wallfahrt nach Jerusalem. Gegen ihn trat in Mailand ein Ausschuß des Klerus und des Adels zusammen, erklärten ihn für abgesetzt und beantragten die Wahl des Jordan von Clivi. Am 1. Januar 1112 wurde dieser wirklich gewählt und bald nachher von den Bischöfen Ariald von Genua, Mamard von Turin und Landulf von Asti geweiht. Die Bischöfe Arderich von Lodi und Azzo von Acqui waren damit nicht einverstanden. Letzterer schrieb in dieser Angelegenheit an den Kaiser und theilte ihm mit, es werde in Rom eine Synode stattfinden, und man behaupte, daß der Papst abgesetzt werden müsse, weil er nicht wage den Kaiser in den Bann zu thun. Er fordert dann den Kaiser auf, nach Italien zu kommen; der Anschlag, der in Rom und in Mailand gegen den Kaiser im Werke sei, werde durch seine Getreuen leicht bewältigt werden, bevor er größere Kräfte gewinne. Der Kaiser konnte aber nicht kommen, weil er durch Wirren in Thüringen und Sachsen festgehalten wurde.

53. † Die vom Papste wegen der Investiturfrage berufene Fastensynode wurde am 18. März 1112 im Lateran eröffnet. Es waren elf Erzbischöfe, über hundert Bischöfe und sehr viele Aebte nebst vielen andern Geistlichen zugegen. Von den transalpinischen Bischöfen waren nur Gerard von

---

1) Vgl. Giesebr. III. 828. — 2) Watt. Vit. pontiff. II. 71 f.

Angouleme und Gualo von St. Paul de Leon als Deputirte der Erzbischöfe von Bourges und Vienne erschienen. Die Verhandlungen dauerten sechs Tage, jedoch haben sich keine Nachrichten über die drei ersten Tage erhalten. Am vierten Tage wurde über die Wibertisten verhandelt und dabei geklagt, daß sie gleichsam mit Erlaubniß des Papstes die untersagten Amtsverrichtungen ausübten. Darauf erklärte der Papst, die Excommunicirten seien nicht im allgemeinen absolvirt, wie von einigen behauptet werde. Es sei bekannt, daß Niemand die Gnade der Lossprechung erlangen könne, wenn er nicht Buße thue und Genugthuung leiste. Auch den Wibertisten würden die kirchlichen Aemter nicht zurückgegeben; er billige und bestätige vielmehr die über sie von seinen Vorgängern verhängten Sentenzen. Am fünften Tage erzählte der Papst Allen, wie er mit einigen Bischöfen und Cardinälen und einer großen Menge Römer vom deutschen Könige Heinrich gefangen worden sei, und wie er für die Freilassung der Gefangenen, den Frieden des Volkes und die Freiheit der Kirche gegen seine Ueberzeugung aus Zwang gehandelt habe, so daß er dem genannten Könige eine Bewilligungsurkunde über die öfter untersagten Investituren gegeben habe und die Bischöfe und Cardinäle habe schwören lassen, daß er ihn in der Folge wegen der Investituren nicht beunruhigen und gegen seine Person das Anathem nicht verhängen wolle. „Obgleich“, fährt der Papst fort, „die bei dem Eide aufgestellte Bedingung von ihm und den Seinigen nicht gehalten ist, (denn sieh aben uns nicht gehalten, was von ihnen geschworen wurde,) werde ich ihn doch niemals bannen und niemals gegen ihn wegen der Investituren einschreiten. Der Herr mag ihn richten. In Betreff der Urkunde aber, die ich gedrängt durch große Noth nicht für mein Leben, nicht für mein Wohl und meinen Ruhm, sondern bloß für die Bedrängnisse der Kirche ohne den Rath und die Unterschrift der Brüder ausgestellt habe, und die wegen keiner Bedingung und durch kein Versprechen für uns bindend ist, diese Urkunde ist, wie ich erkenne und bekenne, ein Unrecht, und ich wünsche, daß sie mit Gottes Hülfe berichtigt werde. Die Art und Weise der Berichtigung unterstelle ich dem Rathe und dem Urtheile der versammelten Brüder, damit der Kirche durch diese Urkunde in der Folge kein Schaden entstehe und meiner Seele kein Gericht bevorstehe.“

Darauf wurde unter allgemeiner Zustimmung gebilligt, daß alle Brüder, welche von Gott die Gabe der Weisheit und der Wissenschaft empfangen hätten, diese Angelegenheit in gemeinschaftlicher Berathung in reifliche Ueberlegung ziehen und am folgenden Tage nach Eingebung des h. Geistes Antwort geben sollten.

Am letzten Tage des Concils legte der Papst vor der ganzen Versammlung, damit sein Glaube von Keinem bezweifelt werde, das Bekenntniß des katholischen Glaubens ab und sprach: „Ich nehme die ganze h. Schrift des alten und des neuen Testamentes an, das von Moyses und den h. Propheten geschriebene Gesetz, die vier Evangelien, die sieben kanonischen Briefe, die Briefe des Apostels Paulus, die h. apostolischen Kanones, die vier allgemeinen Concilien und die Decrete der hl. Väter und der römischen Päpste und namentlich die der Päpste Gregor VII. und Urban II. Was sie gelobt haben, lobe auch ich; was sie festgehalten haben, halte auch ich fest; was sie bestätigt haben, bestätige auch ich; was sie verurtheilt, verboten und untersagt haben, verurtheile, verbiete und untersage auch ich ganz und gar und werde immer dabei verharren.“

Darauf erhoben sich alle Brüder und dankten Gott und dem Papste, daß die Ursache des Aergernisses und der Zwietracht abgethan war. Mit Zustimmung des Papstes verlas dann der Bischof Gerard von Angouleme folgende von ihm und mehreren Cardinälen verfaßte Sentenz: „Jenes Privilegium, das ein Pravilegium genannt zu werden verdient und dem Papste

vom Könige Heinrich abgepreßt ist, wird von uns allen, die wir mit dem Papste Paschalis in diesem Concile vereinigt sind, durch kanonische Censur und kirchliche Autorität nach dem Urtheile des h. Geistes verworfen, für ungültig erklärt und gänzlich cassirt; und damit es ganz und gar keine Geltung und Wirkung habe, excommuniciren wir es, und das Privileg wird deßhalb verworfen, weil in demselben enthalten ist, der kanonisch vom Klerus und vom Volke Gewählte dürfe von Niemanden geweiht werden, bevor er vom Könige die Investitur erhalten habe, was gegen den h. Geist und die kanonische Anordnung ist.“ Diese Formel fand allgemeinen Beifall und wurde mit dem Rufe: „Amen, Amen, es geschehe, es geschehe“, angenommen und von 12 Erzbischöfen, 114 Bischöfen, 15 Cardinalpriestern und 8 Cardinaldiakonen unterschrieben. Die Bischöfe Bruno von Segni und Johannes von Tusculum und einige andere hatten sich vom Concile fern gehalten, unterschrieben aber nachher, so daß der Zwiespalt beseitigt war [1]).

54. Der Bischof von Angouleme und ein Cardinal erhielten den Auftrag, vom Kaiser Heinrich den Verzicht auf die Investitur zu verlangen und im Falle der Verweigerung ihm den Urtheilsspruch des Concils mitzutheilen. Gerard entledigte sich seines Auftrages mit großer Beredtsamkeit und Unerschrockenheit; der Kanzler diente ihm als Dolmetscher beim Kaiser. Der ganze kaiserliche Hof war in Aufregung darüber, und der Erzbischof von Köln, bei dem Gerard wohnte und dessen Lehrer dieser in Frankreich gewesen war, fürchtete für das Leben Gerards und sprach zu ihm: „Meister, du hast ein großes Aergerniß an unserm Hofe verursacht.“ „Euch das Aergerniß, mir das Evangelium“, erwiderte Gerard. Der Kaiser entließ ihn mit großen Geschenken.

55. Guido, Erzbischof von Vienne und Legat des h. Stuhles, hielt wegen der Investitursache ein Concil, welchem unter Andern auch die heiligen Bischöfe Hugo von Grenoble und Gottfried von Amiens beiwohnten. Hier wurde folgender Beschluß gefaßt: „Wir glauben nach Maßgabe der h. römischen Kirche, daß die Investitur der Bisthümer, Abteien und aller kirchlichen Güter, wenn sie von Laienhand ertheilt wird, häretisch sei. In Kraft des h. Geistes verurtheilen wir das Investiturprivileg, welches der deutsche König Heinrich mit Gewalt vom Papste Paschalis erzwungen hat und erklären es für nichtig und verderblich. Wir excommuniciren diesen König, der unter heuchlerischen Friedensversicherungen nach Rom kam, und nachdem er dem Papste für seine Person Sicherheit und den Verzicht auf die Investitur eidlich versprochen und ihm die Füße und den Mund geküßt hatte, verrätherisch wie ein anderer Judas ihn auf dem h. Stuhle am Grabe des h. Petrus sammt den Bischöfen, Cardinälen und vielen edlen Römern gefangen nahm, in sein Lager schleppte, der päpstlichen Gewänder beraubte, ihn mit Spott und Verachtung behandelte und ihm diese abscheuliche Schrift gewaltsam abnöthigte. Wir bannen ihn und stoßen ihn von der Kirche aus, bis diese eine vollständige Genugthuung von ihm erhalten hat.“ Der heilige Hugo von Grenoble war der Haupturheber dieser Excommunication.

Das Concil schrieb folgenden Brief an den Papst: „Auf Befehl deiner Heiligkeit haben wir uns in Vienne versammelt und hier mit Hülfe des h. Geistes eingehend verhandelt über die Investitur, über deine und der Deinigen Gefangenschaft, über die Meineide des Königs und den gottlosen dir abgenöthigten Vertrag. Es waren Gesandte des Königs anwesend, welche einen

---

1) Watt. Vit. Pontiff. II, 73 f.

Brief von dir mitbrachten, worin du dem Könige versicherst, daß du Frieden und Eintracht mit ihm wünschest. Der König behauptet, diesen Brief von dir nach dem letzten römischen Fastenconcile erhalten zu haben. Obgleich uns dieses überraschte, haben wir doch eingedenk der Briefe, welche du über beharrliche Gerechtigkeit in dieser Sache an Gerard von Angouleme und an unsere Niedrigkeit geschrieben hast, den kanonischen Weg eingehalten. Auf Eingebung des h. Geistes haben wir das Urtheil abgegeben, daß jede von Laienhand ertheilte Investitur einer kirchlichen Sache häretisch sei. Wir haben die Urkunde, welche der König deiner Einfalt abgenöthigt hat, verworfen. Endlich haben wir den König selbst namentlich, feierlich und einmüthig mit dem Banne belegt.

Und nun, heiliger Vater! bitten wir deine Majestät inständigst, durch deine apostolische Autorität dasjenige feierlich zu bekräftigen, was wir im Glauben an die h. Kirche und zu Gottes und deiner Ehre gethan haben. Würdige dich, uns schriftliche Beweise dafür zu senden, damit unsere Freude vollkommen sei. Und da die meisten Fürsten des Landes und fast das ganze Volk unsere Gesinnung theilen, so befiehl ihnen, um der Vergebung ihrer Sünden willen uns Hülfe zu leisten, wenn es nothwendig ist. Auch stellen wir deiner Heiligkeit mit geziemender Ehrfurcht vor, daß, wenn du unsern Beschluß bestätigst und künftig weder Briefe noch Geschenke von diesem grausamen Tyrannen und seinen Gesandten annimmst und nicht mit ihnen redest, wir deine treuen Söhne und Diener sind, wie wir es sein sollen. Wenn du aber anders handelst, was wir jedoch durchaus nicht glauben, so willst du selbst unsern Gehorsam nicht, was Gott verhüten möge."

Ungeachtet dieser Drohung bestätigte der Papst die Decrete des Concils von Vienne durch ein Schreiben vom 20. Oktober, worin er sagt: „Ist das Haupt von irgend einer Krankheit ergriffen, so müssen die Glieder alle ihre Kräfte aufbieten, dasselbe davon zu befreien."

56. † Heinrich V. suchte durch Wiedergewinnung der Reichsgüter eine feste Unterlage für die Geltung der kaiserlichen Gewalt zu gewinnen und gerieth dadurch in Streitigkeiten mit den Reichsfürsten, welche sehr oft nur so lange kaiserlich gesinnt waren, als sie sich Hoffnung auf Erwerbung von Reichslehen machten. Als Graf Udalrich von Weimar-Orlamünde am 13. Mai 1112 ohne Hinterlassung einer männlichen Nachkommenschaft gestorben war, zog der Kaiser die großen Reichslehen und die Allode desselben ein. Von den Seitenverwandten, welche sich Hoffnung auf die Erbschaft gemacht hatten, trat vorzüglich der rheinische Pfalzgraf Friedrich von Orlamünde gegen den Kaiser auf, und an ihn schlossen sich viele unzufriedene Herren in Sachsen und Thüringen an, welche klagten, daß der Kaiser sich dieser Gebiete wider Recht und Gesetz unterwerfe; sie schlossen einen Bund zur Vertheidigung ihrer Rechte und der Landesfreiheit.

Der Kanzler Adelbert, Erzbischof von Mainz, beschwerte sich darüber, daß ein Theil der Einkünfte des Mainzer Bisthums in die kaiserliche Kasse floß, er zog sich vom Hofe und den Staatsgeschäften zurück, wollte vom Kriege gegen die Sachsen und Thüringer nichts wissen und trat in Verbindung mit den Gegnern der Investitur. Der Kaiser berief ihn zur Verantwortung an den kaiserlichen Hof; Adelbert wollte sich aber nur in Worms stellen, und als er dorthin kam, hatte er an der dortigen Bürgerschaft und an einem mitgebrachten starken Kriegsgefolge einen solchen Schutz, daß der Kaiser nicht wagte, gegen ihn einzuschreiten. Als der Kaiser nachher um Weihnachten nach Erfurt zog, stieß er zufällig mit Adelbert zusammen, der nur von einem kleinen Gefolge begleitet war. Hier wurde der Kanzler gefangen genommen und nach der Burg Trifels abgeführt.

Der Salzburger Erzbischof Konrad wurde von verschiedenen Gegnern, die am kaiserlichen Hofe Schutz fanden, so bedrängt, daß er im Jahre 1112 zum Hofe der Markgräfin Mathilde floh und dort bis zu ihrem Tode blieb.

Die sächsischen Fürsten wurden nach Erfurt zu einem Hoftage berufen; da sie nicht erschienen, kam es zum Kriege. Pfalzgraf Friedrich fiel und viele sächsische Fürsten sahen sich genöthigt, sich dem Kaiser wieder zu unterwerfen.

Auch gegen die Burgunder, welche sich empört hatten, war der Kaiser siegreich, und seine Macht schien so fest zu sein, daß an eine Nachgiebigkeit in der Investiturfrage nicht entfernt zu denken war. Heinrich wollte nun um Epiphanie 1114 seine Vermählung in Mainz mit großen Glanze feiern und lud alle Reichsfürsten zur Hochzeit ein. Da aber der Bischof Otto von Bamberg sich entschuldigte, so zog der Kaiser in gereizter Stimmung nach Bamberg zur Weihnachtsfeier. Otto bewirthete den Kaiser in vortrefflicher Weise und machte ihm so werthvolle Geschenke, daß der drohende Sturm glücklich beschworen wurde.

Am 7. Januar wurde die Hochzeit gefeiert. Es waren anwesend fünf Erzbischöfe, dreißig Bischöfe nebst einer großen Schar von Aebten und Pröpsten, ferner die Herzöge von Kärnthen, Baiern, Schwaben, Sachsen und Böhmen nebst zahllosen Grafen und Herren. Auch Ludwig von Thüringen war nach Mainz gekommen, da er den frühern Zwist für abgethan hielt; er wurde aber plötzlich verhaftet und in den Kerker geworfen. Die Freude des Festes war gründlich gestört, viele Fürsten verließen die Stadt, ohne sich vom Kaiser zu verabschieden.

57. † Die Macht des Kaisers erfuhr durch eine Reihe von Unfällen eine bedeutende Lähmung. Ein zur Unterwerfung der Friesen im Jahre 1114 unternommener Feldzug veranlaßte durch seinen ungünstigen Ausgang einen Abfall der Kölner. Diese fanden bei der im Reiche herrschenden Unzufriedenheit viele Bundesgenossen in Niederlothringen, am Niederrhein und in Westfalen und Sachsen. Der Kaiser zog eilig mit einem Heere gegen Köln, konnte dasselbe aber nicht bewältigen und mußte sich nach einer erlittenen Niederlage nach Mainz zurückziehen. Er sammelte darauf ein zweites Heer, und zog mit einem Theile desselben nach Westfalen, wo er die Besitzungen seiner Gegner verwüstete; ein anderer Theil dieses Heeres wurde nach dem Rheine geschickt und erlitt bei Andernach eine bedeutende Niederlage. Auch die Sachsen traten wieder auf, erneuerten ihren Bund und befestigten die Burg Waldeck. Der Kaiser begab sich um Weihnachten vom Rheine nach Goslar, wohin er die verbündeten sächsischen Fürsten beschied. Da diese der Vorladung keine Folge leisteten, so kam es zum Kampfe, und das kaiserliche Heer wurde am 11. Februar 1115 bei Welfesholze besiegt. Der Kaiser zog darauf nach Mainz und seine Anhänger im nördlichen Theile des Reiches unterlagen ihren Gegnern.

Der Aufstand gegen den Kaiser wurde durch das Auftreten des Cardinalbischofs Kuno von Palestrina zu einem Kampfe gegen die Investitur. Kuno war ein Deutscher von Geburt. In der Zeit der Gefangenschaft des Papstes Paschalis war Kuno als päpstlicher Legat in Palästina, und sprach dort auf einer Synode zu Jerusalem den Bann über den Kaiser aus, was er darauf auf mehreren Synoden im griechischen Reiche und in Ungarn wiederholte. Nachdem er diesen Bann auf dem Concile zu Beauvais am 6. December 1114 und auf dem Concile zu Rheims am 28. März 1115 abermals über den Kaiser verhängt hatte, kam er nach Köln, wo er in der Kirche St. Gereon am Ostermontage in Gegenwart vieler weltlichen und geistlichen Fürsten den Bann erneuerte. Der Aufstand gegen den Kaiser erhielt dadurch eine solche Vergrößerung, daß dieser Friedensverhandlungen anbot und nach=

her zu diesem Zwecke einen Reichstag nach Mainz berief. Die sächsischen Fürsten hörten aber nicht auf ihn, sondern gingen nach Goslar, wo am 8. September eine Synode unter dem Vorsitze des aus Ungarn herbeigerufenen Cardinallegaten Dietrich abgehalten wurde. Dieser verfuhr mit kluger Nachsicht, absolvirte von den kirchlichen Censuren und erwirkte vom Papste die Bestätigung seiner Anordnungen. Der Kaiser ließ darauf die sächsischen Fürsten zum Reichstage in Mainz einladen; sie folgten der Einladung aber nicht, sondern kamen nach Frizlar, wo sie mit dem päpstlichen Legaten Dietrich die Lage des Reiches beriethen. Der Reichstag kam nicht zu Stande; dagegen erhoben sich die Mainzer plötzlich gegen den Kaiser, stürmten die Pfalz und forderten mit Ungestüm die Freilassung ihres Erzbischofs Adelbert. Der Kaiser mußte nachgeben und Adelbert in Freiheit setzen, der in Folge der dreijährigen Haft völlig abgezehrt war. Der Primas schickte Boten an den Cardinallegaten Dietrich, um die Lossprechung von den kirchlichen Censuren nachzusuchen und um den Cardinal zu einer Versammlung der Fürsten in Köln einzuladen. Der Cardinal starb jedoch während seiner Reise nach Köln und wurde darauf in dieser Stadt sehr feierlich begraben. Am Tage nach Weihnachten wurde dann Adelbert vom Bischofe Otto von Bamberg zum Bischofe geweiht. Der Primas eröffnete darauf die Synode und es wurde von dieser die Anforderung an den Kaiser gestellt, er solle sich von den Gebannten lossagen und sich mit dem Papste vergleichen. Der Kaiser schickte von Speier aus, wohin er sich von Mainz begeben hatte, den Bischof Erlung von Würzburg nach Köln um mit den dort Versammelten zu verhandeln. Dieser wurde aber in Köln nur unter der Bedingung vorgelassen, daß er sich fortan des Umganges mit den Gebannten enthielte. Als er nach seiner Rückkehr dem Kaiser in Speier Bericht erstattet hatte, wollte er sich zurückziehen, wurde aber durch fürchterliche Drohungen vom Kaiser gezwungen, in dessen Gegenwart zu celebriren. Er entfloh aber bald nachher und that Buße; der Kaiser nahm ihm darauf das Herzogthum in Ostfranken und verlieh dasselbe seinem Neffen Konrad von Staufen, dessen älterer Bruder Friedrich das Herzogthum Schwaben besaß. Beide sollten die Gegner des Kaisers bekämpfen, der über die Alpen nach Italien ziehen wollte, um die Erbschaft der am 24. Juni 1115 gestorbenen Gräfin Mathilde anzutreten. Diese Erbschaft bestand in den heimgefallenen Lehen, die zum lombardischen Königreiche gehörten; ihre Allodialgüter hatte Mathilde mit Zustimmung des Kaisers der römischen Kirche vermacht.

58. † Der Kaiser zog nicht mit einem Heere nach Italien, sondern mit einem Gefolge, zu dem die Bischöfe von Münster, Augsburg, Constanz, Brixen und Trient und einige Aebte und Ritter gehörten. Der Bischof Otto von Bamberg war zur Theilnahme an dem Zuge aufgefordert worden, aber er lehnte es ab. Der Kaiser suchte in Italien seine geschwächte Macht wieder zu stärken, und während er als Gebannter in Deutschland gemieden wurde, kamen nach seiner Uebersiedelung nach Italien die Italiener zahlreich an seinen Hof. Viele Städte wurden durch Ertheilung von Freiheitsbriefen gewonnen, der Adel wurde durch Verleihung von Lehen herangezogen, und mit Venedig wurde ein Bündniß zur Bekämpfung der Ungarn geschlossen. Aber ungeachtet aller Erfolge in Oberitalien wurde der Kaiser durch die deutschen Verhältnisse zu einer Verständigung mit dem Papste gedrängt, an den er zu diesem Zwecke den Abt Pontius von Clugny sandte. Da die Verhandlungen erfolglos blieben, so kam die Investiturfrage auf dem Lateranconcile zur Sprache, das Paschalis am 15. August 1115 berufen hatte und das im Jahre 1116 am 6. März eröffnet wurde.

* 59. * An den beiden ersten Tagen wurden unbedeutende Sachen verhandelt; am folgenden Tage erhob sich aber ein Bischof und sprach: „Unser Herr und Papst möge sich erinnern, zu welchem Zwecke diese zahlreiche Versammlung unter Gefahren zu Wasser und zu Lande zusammengekommen ist, und er wolle erwägen, daß wir statt kirchlicher Angelegenheiten weltliche verhandeln. Es muß zuerst die Hauptaufgabe, derentwegen wir versammelt sind, erledigt werden, damit wir die Gesinnungen unsers apostolischen Herrn kennen lernen und erfahren, was wir bei unserer Rückkehr in unsern Kirchen zu lehren haben". Darauf entgegnete der Papst: „Nachdem der Herr nach seinem Willen mit seinem Diener verfahren hat und mich sammt dem römischen Volke in die Hände des Kaisers überliefert hatte, sah ich täglich Plünderungen, Feuersbrünste und Ermordungen. Um die Kirche und das Volk Gottes aus so großen Uebeln zu befreien, habe ich gethan, was ich gethan habe. Ich habe es als Mensch gethan, denn ich bin nichts als Staub und Asche. Ich bekenne, daß ich gefehlt habe, aber ich bitte euch alle, für mich bei Gott zu bitten, daß er mir verzeihe. Was das verwünschte Schriftstück betrifft, das im Lager verfaßt wurde, und das wegen seiner Verkehrtheit Pravilegium genannt wird, so verurtheile ich es mit ewigem Anathem, damit es nie eines guten Andenkens sei, und ich bitte euch alle, dasselbe zu thun". Darauf riefen alle: „Es geschehe, es geschehe." Bruno aber, Bischof von Segni, rief laut: „Danken wir dem allmächtigen Gott, daß wir den Herrn Papst Paschalis, der den Vorsitz auf diesem Concile hat, mit eigenem Munde jenes Privilegium verurtheilen gehört haben, das Verkehrtheit und Ketzerei enthält." Darauf erwiderte Jemand: „Wenn das Privileg eine Ketzerei enthält, so ist dessen Verfasser ein Ketzer". Darauf sprach der Bischof Johannes von Gaeta mit Entrüstung zum Bischofe von Segni: „Du nennst hier auf dem Concile in unserer Gegenwart den römischen Papst einen Ketzer? Das Schriftstück des Papstes war zwar verkehrt, aber es war keine Ketzerei". Ein Anderer fügte hinzu: „Man darf es nicht einmal verkehrt nennen, wenn die Befreiung des Volkes Gottes, die der Papst bewirkt hat, etwas Gutes ist". Das schreckliche Wort Ketzerei erschütterte die Geduld des Papstes; er gebot mit der Hand Stillschweigen und beschwichtigte das Rufen der Streitenden in folgender Weise: „Meine Brüder und Herren, höret! Diese Kirche hat niemals eine Ketzerei gehabt, an ihr sind vielmehr alle Ketzereien zerschellt. Für diese Kirche hat der Sohn Gottes bei seinem Leiden gebetet, da er sprach: Ich habe für dich gebetet, Petrus, damit dein Glaube nicht wanke."

Am folgenden Donnerstage kam der Papst nicht zum Concile, da er durch viele Geschäfte und namentlich die des Königs von dem Abte von Clugny, dem Bischofe Johannes von Gaeta, Petrus Leonis und den Stadtpräfecten und anderen Anhängern jener Partei verhindert wurde. Am Freitage wollte Kuno, Bischof von Palestrina, die Excommunication des Kaisers erörtern, aber der Bischof Johannes von Gaeta, Petrus Leonis und andere Anhänger des Kaisers hinderten ihn daran durch lauten Widerspruch. Darauf gebot der Papst Ruhe und sprach: „Die alte Kirche in der Zeit der Martyrer war blühend bei Gott, aber nicht bei den Menschen. Darauf bekehrten sich Könige, römische Kaiser und Fürsten und ehrten als gute Söhne ihre Mutter, die Kirche, indem sie der Kirche Gottes Besitzungen, weltliche Ehren und Würden und königliche Rechte und Ehrenzeichen verliehen, wie Constantin und die andern Gläubigen, und die Kirche begann blühend zu sein bei Gott und den Menschen. Die Kirche, unsere Mutter und Herrin, möge daher besitzen, was ihr von Königen und Fürsten verliehen ist, und es nach ihrer Einsicht und nach ihrem Gutdünken ihren Söhnen vertheilen." Der Papst widerrief darauf das Privileg, welches dem Kaiser im Lager ertheilt war, und erneuerte unter Strafe des Anathems das von Gregor VII. gegebene Verbot

der Ertheilung und des Empfanges der Investitur. Alsdann stellte der Cardinalbischof Kuno von Präneste in Betreff seiner Legation folgenden Antrag an den Papst: „Herr und Vater! wenn ich wirklich dein Legat war und wenn du das, was ich gethan habe, bestätigen willst; so erkläre es mit deinem eigenen Munde vor den Ohren dieses h. Concils und bekräftige durch deine Amtsgewalt meine Legation, damit Alle wissen, daß du mich gesandt hast." Der Papst antwortete: „Du warst wirklich unser Legat, und was du und unsere übrigen Brüder Cardinalbischöfe kraft unserer und des apostolischen Stuhles Vollmacht gethan, gebilligt und bestätigt haben, genehmige und bestätige auch ich; und was sie verurtheilt haben, verurtheile auch ich." Der Bischof von Präneste fügte darauf hinzu, daß er Legat in Jerusalem war und vernahm, wie der König Heinrich trotz seiner Schwüre, Bürgen und Küsse den Papst und die Cardinäle ergriffen und mißhandelt, edle Römer getödtet oder eingekerkert und unter dem Volke ein Blutbad angerichtet hatte; er habe sich nicht enthalten können, in Uebereinstimmung mit der Kirche von Jerusalem die Excommunication gegen den König auszusprechen, und er habe diesen Ausspruch auf fünf Concilien in Griechenland, Ungarn, Sachsen, Lothringen und Francien in Uebereinstimmung mit den betreffenden Kirchen erneuert; er verlange nun, daß auch die Väter des Concils ihre Zustimmung geben, wie seine Legation vom Papste bestätigt sei. Der Erzbischof von Vienne verlangte durch Briefe und Gesandte dasselbe. Als in dieser Weise die Zustimmung von einer so uneinigen Menge verlangt wurde, murrten einige wenige zwar etwas, aber von den Bischöfen und Aebten wurde in keiner Weise widersprochen [1]).

* 60. * Vierzehn Tage nach Beendigung des Concils, am Palmsonntage, der auf den 26. März 1116 fiel, war Petrus, der Präfect von Rom, gestorben. Einige Aufständische wählten seinen Sohn zum Nachfolger, obgleich dieser noch sehr jung war, und stellten ihn am Donnerstage in der Charwoche, als der Papst die Messe anfing und an der ersten Oration war, zwischen dem Throne und dem Altare vor und verlangten, daß er als Präfect bestätigt würde. Da der Papst ihnen nicht antwortete und den Gottesdienst fortsetzte, ergrimmten sie und riefen, indem sie Gott zum Zeugen anriefen, mit lauter Stimme, daß er an demselben Tage noch großes Unglück erleben sollte, wenn er nicht günstig antwortete. Der Papst antwortete ihnen endlich: „Was verlangt ihr die Bestätigung eines Präfecten, die wir nicht füglich gewähren können, und die ihr nicht schicklich verlangen könnet, denn das heutige Begräbniß verhindert euch, die Versammlung zu halten, und die heiligen Functionen dieses Tages verhindern mich, eine derartige Angelegenheit zu erledigen." Die Aufrührer antworteten: „Nach eurem Belieben! aber wir führen unsern Plan aus;" und sie entfernten sich lärmend.

Als am folgenden Charfreitage das Volk nach alter Sitte barfuß die h. Orte und die Gräber der Martyrer besuchte, nöthigten die bewaffneten Aufrührer das einfache Volk durch Eidschwüre zur Betheiligung an dem Parteitreiben und setzten dies am nächsten Tage und auch noch am Osterfeste fort. Am Montage stellte sich der junge Mann mit seiner Rotte dem Papste, der nach der Peterskirche ging, an der Engelsbrücke entgegen und verlangte seine Bestätigung. Da er sie nicht erhielt, griff er das Gefolge des Papstes an, ergriff Einige und beleidigte Andere.

Als der Papst der Gewohnheit gemäß gekrönt und in Begleitung der Cardinäle zurückkehrte, griffen die Aufrührer sie von der Höhe des Capitols

---

1) Eckehard.

an, indem sie schrieen und mit Steinen warfen. Sie schickten sogar hinter dem Papste her, und bevor er seine Gewänder ablegte, mußte er ihnen versprechen, am nächsten Freitage über die Bestätigung zu verhandeln. Aber der junge Mann war mit diesem Aufschube nicht zufrieden und ließ noch an demselben Tage die üblichen Förmlichkeiten der Installation an sich vollziehen. Am Freitage ließ er die Häuser derjenigen zerstören, die er zum Aufstande gegen den Papst nicht zu bringen vermocht hatte; und da dieser sah, daß ein Widerstand gegen die Aufrührer ohne großes Blutvergießen nicht möglich war, so zog er sich nach Albano zurück. Die Wuth der Aufrührer richtete sich vorzüglich gegen das Haus und die Thürme des Petrus Leonis. Der Papst hatte durch seine Freigebigkeit einige römische Herren gewonnen, welche die Aufständischen schlugen, aber der größte Theil derjenigen, die dem Papste Treue geschworen hatten, verließen ihn nach dem Beispiele des Ptolemäus von Tusculum. Das ganze Land stand gegen den Papst auf, und erst in Folge der Erntearbeiten und der Hitze des Sommers wurde der Bürgerkrieg schwächer. [Mit dem vorher erwähnten Heere der römischen Herren, das die Aufständischen schlug, war der Papst nach Trastevere gekommen; im Sommer zog er sich nach dem Volskergebirge zurück und kam im Herbste wieder nach Trastevere. In der Stadt behauptete sich noch immer Petrus Leonis, jedoch ohne seine Gegner bewältigen zu können] [1]).

Der Kaiser war noch in der Lombardei und ließ Friedensverhandlungen mit dem Papste führen. Dieser aber sprach: „Ich habe mein Wort gehalten, obgleich es mir abgezwungen war; ich habe den Kaiser nicht excommunicirt, aber er ist es durch die hervorragendsten Glieder der Kirche, und ich kann den Bann nicht lösen ohne ihren Rath, indem beide Theile auf einer Synode gehört werden. Die Ultramontanen und besonders der Erzbischof von Mainz fordern mich täglich dazu auf" [2]). In dieser Weise zog sich die Verhandlung hin, als der Kaiser die Ereignisse und den Aufstand in Rom vernahm, welche den Papst nöthigten, sich zu entfernen. [Der Präfect und die Consuln schickten Gesandten an den Kaiser und luden ihn ein, nach Rom zu kommen.] Im Jahre 1117 kam er auch wirklich mit einem großen Heere dahin. Der Papst wartete dessen Ankunft nicht ab, sondern zog sich nach Monte Cassino zurück, wo er auf Bitten des gesammten Conventes den Erzbischof Landulf wieder einsetzte, der wegen Widersetzlichkeit abgesetzt worden war; darauf kam er über Capua nach Benevent. Der Kaiser zog unterdessen in Rom ein, wo er die Consuln, die Senatoren und die Großen theils durch Geschenke theils durch Versprechungen für sich gewann. Seine Tochter Bertha gab er zur Ehe dem Ptolemäus, dem Sohne des Consuls Ptolemäus, der den Papst verrathen hatte und sich an die Spitze der antipäpstlichen Partei stellte. Der Kaiser gab ihm große Geschenke und bestätigte ihm alles, was dessen Großvater Gregor und andere Vorfahren besessen hatten. Er feierte in Rom das Osterfest, das im Jahre 1117 auf den 25. März fiel, und ging in die Peterskirche, um sich vom römischen Klerus die Krone aufsetzen zu lassen. Er behauptete, er sei gekommen, um sie aus der Hand des Papstes zu empfangen, dessen Abwesenheit er für ein Unglück erklärte, da er nichts sehnlicher wünsche, als ihre Aussöhnung. Die Geistlichkeit antwortete ihm, daß sein Betragen den Worten nicht entspreche, da er mit Waffen gekommen sei und täglich allerlei Feindseligkeiten verübe, indem er den Abt von Farfa und den Ptolemäus beschütze, die beide excommunicirt seien.

Auf diese Weigerung des treuen Klerus wandte sich der Kaiser an Mauritius Burdinus, den Erzbischof von Braga, der sich als päpstlicher Le-

---

1) Chron. Cass. l. 4. Petr. Pis. n. 17. — 2) Eckehard.

gat wegen Friedensverhandlungen bei ihm aufhielt und wie ein zweiter Judas den Papst verrieth, denn aus seiner Hand empfing der Kaiser in der Peterskirche neben dem Leibe des h. Gregorius die Kaiserkrone. Der Papst und der Kaiser schickten sich Gesandtschaften, um über den Frieden zu verhandeln, aber sie konnten sich nicht einigen, und da der Kaiser die Sommerhitze fürchtete, zog er sich zurück mit dem Versprechen, in besserer Jahreszeit zurückzukehren.

* 61. * Der Papst hielt im April ein Concil zu Benevent, auf welchem er den Erzbischof Burdinus von Braga excommunicirte, und er theilte den spanischen Bischöfen diese Excommunication mit und befahl ihnen, an die Stelle des Burdinus einen Andern zu wählen. Den Fürsten von Capua gewann er, die Kirche gegen den Kaiser und dessen Schwiegersohn Ptolemäus zu vertheidigen; aber dieser trieb mit dem Heerestheile, den er von seinem Schwiegervater erhielt, die Normannen zurück.

[Nach dem Abzuge des Kaisers kam der Papst mit einem kleinen Heere nach Campanien und bemächtigte sich einiger Orte.] Im Herbste wurde er krank und kam nach Anagni, wo die Aerzte an seiner Wiederherstellung verzweifelten. Er erholte sich jedoch, so daß er in Präneste die Einweihung einer Kirche vornahm. [Dort feierte er auch Weihnachten und die Octav von Epiphanie und entließ die Gesandten des Kaisers von Constantinopel, die er dort empfangen hatte. Es gelang ihm am 14. Januar 1118, durch die Unachtsamkeit der Wachen des Präfecten in die Engelsburg zu kommen.] Seine Gegenwart schreckte den Ptolemäus und den Präfecten derartig, daß sie um Frieden baten und aus Furcht, ihn nicht zu bekommen, sich versteckt hielten. Der Papst ließ Maschinen und Geräthschaften zubereiten, um die Festen von St. Peter anzugreifen, die noch von den Anhängern des Präfecten besetzt waren; aber am zweiten Tage erkrankte er in Folge der Anstrengung. Als er sich seinem Ende nahe sah, versammelte er die Cardinäle und ermahnte sie, sich vor der List der innern und äußern Feinde zu hüten, die Wibertisten und die deutsche Gewaltthätigkeit zu verabscheuen und unter einander einig zu bleiben. Nachdem er darauf die h. Oelung empfangen und gebeichtet hatte und alles geschehen war, wie es sich für einen Heiligen geziemt, starb er um Mitternacht am 21. Januar 1118, nachdem er den hl. Stuhl achtzehn Jahre fünf Monate und sieben Tage inne gehabt hatte. Die Cardinäle trugen ihn nach der Laterankirche, wo er in einem künstlich gearbeiteten Grabe von Marmor beigesetzt wurde [1]).

* 62. * Nach dem Tode des Papstes Paschalis II. beriethen der Bischof Petrus von Porto, der seit langer Zeit den ersten Rang nach dem Papste hatte, und mit ihm alle Cardinalpriester und Cardinaldiakonen über die Wahl eines Nachfolgers. Sie faßten hauptsächlich den Kanzler der römischen Kirche Johannes ins Auge und sandten sofort nach Monte Cassino, wo er sich aufhielt, einen Boten, um ihn aufzufordern, unverweilt nach Rom zu kommen. Er reisete ab ohne zu wissen, was jene unter sich beschlossen hatten, bestieg sein Maulthier und kam eilig nach Rom. Am folgenden Tage versammelten sich die Cardinäle, deren, ihn mitgerechnet, achtundvierzig waren, nämlich die Bischöfe von Porto, Sabina, Albano und Ostia, sechsundzwanzig Cardinalpriester und achtzehn Cardinaldiakonen, ferner der Primicerius Nicolaus mit der Sängerschule, die Subdiakonen des Palastes, mehrere Erzbischöfe und viele römische Kleriker niedern Ranges sowie auch einige römische Sena-

1) Petr. Pis.

toren und Consuln. Nach langer Berathung wurde der Kanzler Johannes einstimmig gewählt und unter dem Namen Gelasius ungeachtet seines Widerstrebens auf den päpstlichen Stuhl gesetzt.

Er gehörte einer edlen Familie in Gaeta an, die ihn von Jugend an studiren ließ. Er wurde nachher auf den Wunsch des Abtes Oderisius von Monte Cassino in dieses Kloster gebracht, wo er sich durch seine Fortschritte in den freien Künsten und durch genaue Befolgung der Regel auszeichnete. Er war noch jung, als der Papst Urbanus II. im ersten Jahre seines Pontificates ihn aus Monte Cassino nach Rom berief und zum Cardinaldiakon der römischen Kirche und bald nachher zum Kanzler machte, um die alte Schönheit des Stiles beim h. Stuhle wieder herzustellen, die, wie Pandulf in der Lebensbeschreibung des Gelasius bemerkt, damals fast ganz untergegangen war. Nach dem Tode Urbans hatte der Kanzler Johannes eine besondere Anhänglichkeit an den Papst Paschalis und unterstützte ihn in der Ertragung der vielen Leiden und war ihm eine Stütze des Alters. Auf Empfehlung des Kanzlers wurden mehrere von seinen Secretairen und Kaplänen, z. B. Petrus von Pisa, Hugo von Alatri, Saxo von Anagni und Gregor von Gaeta zur Würde der Cardinalpriester erhoben. Seiner Titularkirche St. Maria in Cosmedie gab er bedeutende Geschenke sowohl an Silbersachen und Kirchenschmuck als an Ländereien, und er war immer der Beschützer von Monte Cassino. So war der Kanzler Johannes von Gaeta, als er zum Papst erwählt und Gelasius II. benannt wurde.

Als Cencio Frangipane, dessen Haus dem Orte der Wahl nahe war, dies vernommen hatte, rannte er mit dem Schwerte in der Hand und vor Zorn zitternd sogleich herbei, denn er gehörte zur Partei des Kaisers. Er sprengte die Thüre der Kirche, stürzte hinein, faßte den Papst an der Kehle, stieß ihn mit Fäusten und Füßen, so daß er mit seinen Sporen ihn verwundete. An den Haaren und Armen wurde der Papst in die Wohnung des Cencio geschleppt, dort in Ketten geworfen und eingekerkert. Die Cardinäle, der Klerus und die Laien, welche bei der Wahl anwesend waren, wurden von den Begleitern des Cencio ergriffen, man stürzte sie von ihren Pferden und Maulthieren herab und beraubte und mißhandelte sie. Einige erreichten endlich halbtodt ihre Wohnungen, aber Wehe denen, die nicht fliehen konnten.

Bei der Nachricht von dieser Gewaltthat versammelten sich die Römer; der Präfect von Rom Petrus, Petrus Leonis mit den Seinigen, mehrere Adlige mit ihren Leuten und das Volk aller Stadttheile ergreifen die Waffen; man rennt mit großem Geschrei zum Capitol und schickt wiederholt Abgeordnete an die Frangipani, um die Freigebung des Papstes zu fordern. Die erschreckten Frangipani gaben ihn sogleich frei, und Leo Frangipane wirft sich ihm zu Füßen, bittet um Verzeihung und entgeht so der Gefahr, die ihm drohte.

Der befreite Papst wurde gekrönt, auf einen weißen Zelter gesetzt und durch die Via sacra nach dem Lateran geführt, indem die Banner ihn in hergebrachter Weise begleiteten. Sein Pontificat schien ein ruhiges zu werden, die Grafen und Barone besuchten ihn, er ertheilte denjenigen, die wegen einer Angelegenheit zu ihm kamen, Audienzen und entließ sie mit seinem Segen. Die aus Rom fortgezogen waren, kamen zurück, und man versammelte sich zur Berathung, wann der Papst geweiht werden sollte, denn er war erst Diakon. [Nach dem damaligen Herkommen konnte er erst in der nächstfolgenden Quatemberzeit am 9. März zum Priester geweiht werden. Der Kaiser befand sich damals am Po und seine Anhänger hatten ihm den Tod des Papstes Paschalis mitgetheilt und ihn aufgefordert nach Rom zu kommen. Gelasius schickte nach seiner Wahl eine Gesandtschaft an den Kaiser

und erhielt von diesem die Mittheilung, daß er um Ostern nach Rom kommen werde. Nach der Angabe des Urspergers hat der Kaiser der vorgenommenen Wahl anfänglich Beifall geschenkt. Nachher brach der Kaiser plötzlich auf und eilte nach Rom, um den Papst und die Römer zu überraschen.]

Als der Papst erfuhr, daß der Kaiser nahe war, stand er des Nachts auf, bestieg ungeachtet seines Alters und seiner Schwäche ein Pferd und floh nach dem Hause eines Bürgers Namens Bulgamini, wo er den Rest der Nacht zubrachte. Am folgenden Tage waren der Papst und die Seinigen in großer Verlegenheit. In Rom gab es keine Sicherheit für sie, und zu Lande konnten sie auch nicht fliehen, weil der Weg allenthalben gefährlich war. Sie begaben sich daher in der Frühe auf die Tiber und gelangten auf zwei Galeeren nach Porto. Dort mußten sie wegen eines heftigen und stürmischen Gewitters anhalten, das die See und den Fluß in Aufruhr brachte. Außerdem warf die grimmige Barbarei der Alemannen, die am Ufer waren, vergiftete Pfeile gegen sie und drohte, sie zu tödten, wenn sie den Papst nicht auslieferten. Die Nacht und der Sturm thaten der Verfolgung Einhalt. Der Cardinal Hugo von Alatri trug dann auf seinen Schultern den Papst nach dem Castell von St. Paul bei Ardea. Am folgenden Morgen kamen die Deutschen wieder nach Porto; man beschwor ihnen, daß der Papst geflohen war, worauf sie sich zurückzogen. In der folgenden Nacht wurde der Papst wieder zurückgeführt; er schiffte sich mit den Seinigen ein, am dritten Tage kamen sie halbtodt nach Terracina und am vierten nach Gaeta, der Vaterstadt des Papstes. Sie wurden dort gut aufgenommen, und als sich die Nachricht von der Ankunft des Papstes in der dortigen Gegend verbreitet hatte, kamen viele Bischöfe dahin. Auch der Kaiser schickte nach Gaeta und ersuchte den Papst, zurückzukehren und sich in Rom weihen zu lassen, [und versprach, der Weihe beizuwohnen; aber er forderte vorher eine eidliche Sicherheit in Betreff des Friedens und drohte, er werde sonst thun, was er könne. Der Papst antwortete, er sei zu einer Beendigung des Streites zwischen der Kirche und dem Reiche bereit, aber eine so wichtige Sache könne nicht ohne eine allgemeine Synode entschieden werden. Die vom Kaiser geforderte Sicherheit wolle er mündlich und schriftlich geben, jedoch nicht eidlich, weil letzteres sich nicht für seine Würde passe und gegen die Sitte sei. Er wurde darauf zu Gaeta am 9. März zum Priester, und am 10. März, der auf einen Sonntag fiel, zum Bischofe geweiht. Bei der Weihe waren viele Prälaten zugegen, so wie auch der Herzog Wilhelm von Apulien, der Fürst Robert von Capua und viele andere Herren, welche dem Papste Treue schwuren.

Als der Kaiser seinen Plan, sich des Papstes zu bemächtigen, vereitelt sah, entschloß er sich, einen Gegenpapst aufzustellen. Da jedoch der römische Klerus und das römische Volk sich an diesem Werke der Finsterniß nicht betheiligte, wie sich aus dem Schreiben des Papstes ergibt, das er von Gaeta am 10. März an die Römer richtete; so war die kaiserliche Papstwahl ein höchst lächerlicher Mißgriff. Die Anhänger des Kaisers spielten sich in der Peterskirche als römisches Volk auf, und Moritz Burdinus, früher Erzbischof von Braga, den der Kaiser zum Papst machen wollte, war schon vom vorigen Papste Paschalis excommunicirt worden. Er sollte als Papst Gregor VIII. genannt werden, aber er behielt den Namen Burdinus.]

Gelasius war noch zu Gaeta, als er das Unternehmen des Kaisers erfuhr, und er richtete darauf am 16. März folgendes Schreiben an die Gläubigen in Gallien: „Da ihr Glieder der römischen Kirche seid, so tragen wir Sorge, euch mitzutheilen, was in derselben so eben vorgefallen ist. Nach unserer Wahl kam der Kaiser heimlich und mit unerwarteter Schnelligkeit nach Rom und nöthigte uns, die Stadt zu verlassen. Er verlangte darauf unter Drohungen den Frieden und sagte, er werde thun, was er könne, wenn wir

ihm keine eidliche Sicherheit in Betreff des Friedens gäben. Wir antworteten darauf Folgendes: „Wir gehen gerne darauf ein, daß durch Vereinbarung oder rechtliche Entscheidung über den Streit zwischen der Kirche und dem Reiche auf einem Concile zu Mailand oder Cremona am nächsten Feste des h. Lukas das Urtheil unserer Brüder entscheide, die von Gott zu Richtern in der Kirche bestellt sind und ohne welche diese Sache nicht verhandelt werden kann. Da der Kaiser in Betreff des Friedens Sicherheit von uns verlangt, so gewähren wir sie mündlich und schriftlich, wenn er sie unterdeß nicht selbst verhindert. In anderer Weise Sicherheit zu gewähren, ist gegen die Würde der Kirche und gegen das Herkommen". Aber sogleich am vierundvierzigsten Tage nach unserer Wahl hat er den Bischof Mauritius von Braga, der im vorigen Jahre von unserm Vorgänger, dem Papste Paschalis, auf dem Concile zu Benevent excommunicirt war, der Kirche aufgedrängt, der einst, als er durch unsere Hände das Pallium empfing, jenem unsern Herrn und dessen Nachfolgern, deren erster ich bin, den Eid der Treue geschworen hat. Gott sei Dank, daß der Kaiser bei diesem großen Frevel keinen von den Römern zum Genossen gehabt hat, sondern nur die Wibertisten Romanus, Cencius und Teuto haben sich dabei betheiligt. Ich befehle euch nun, daß ihr euch nach gemeinschaftlicher Berathung bereit haltet, die Kirche zu vertheidigen". Am 25. März sandte er von Gaeta ein Schreiben an den Erzbischof Bernard und an die übrigen spanischen Bischöfe, in welchem er sie auffordert, an die Stelle des Mauritius einen andern Erzbischof von Braga zu wählen. Er hielt darnach am 7. April zu Capua ein Concil, auf dem er den Kaiser und dessen Gegenpapst excommunicirte. Der Gegenpapst Burdinus hielt sich in Rom auf; er setzte dort am Pfingstfeste dem Kaiser die Krone auf, der bald darauf die Stadt verließ und nach Oberitalien zog, von wo er gegen Ende des Jahres 1118 nach Deutschland zurückkehrte. Als Gelasius vernahm, daß der Kaiser sich von Rom entfernt hatte, kam er heimlich dahin und hielt sich in der kleinen Kirche St. Maria in Secundicero zwischen den Häusern der Normanni und Corsi verborgen. [Burdinus fühlte sich bald darauf so unsicher in Rom, daß er sich schon im Juli nach Sutri begab. Auf Bitten des Desiderius, des Cardinals von St. Praxedis, entschloß sich Gelasius, den Gottesdienst am 21. Juli, dem Tage der h. Praxedis, in der Kirche dieser Heiligen zu halten, obgleich dies Mehreren nicht gefiel, weil diese Kirche im Bereiche der Befestigung der Frangipani lag. Der Gottesdienst war noch nicht beendet, als die Frangipani mit einer bewaffneten Schar von Reitern und Fußgängern den Papst und sein Gefolge mit Steinwürfen und Pfeilen angriff. Stephanus Normanno und Crescentius von Gaeta, der Neffe des Papstes, widersetzten sich muthig, obgleich ihre Schar bedeutend kleiner war. Der Kampf war hart und dauerte lange Zeit. Der Papst entfloh und erregte das Mitleid der Frauen, welche ihn sahen, als er, noch halbbekleidet mit seinem Ornate, so schnell durch die Felder ritt, wie das Pferd laufen konnte. Der Kreuzträger des Papstes stürzte, als er ihm folgte, und eine arme Frau, die ihn fand, verbarg ihn mit seinem Kreuze und dem Pferde bis zum Abende.

Als Stephanus Normanno glaubte, daß der Papst in Sicherheit sei, sprach er zu den Frangipani: „Was thut ihr? Der Papst, den ihr suchet, ist schon entflohen. Wollet ihr uns umbringen? Wir sind Römer wie ihr und sogar eure Verwandten. Ziehen wir uns auf beiden Seiten zurück; wir sind sehr ermüdet". Sie zogen sich dann wirklich zurück. Der Papst wurde nach langem Suchen auf dem Felde in der Nähe der Pauluskirche gefunden; er war ermattet und betrübt. Am folgenden Tage hielten seine Freunde Rath, und als Alle ihre Meinung vorgebracht hatten, sprach der Papst also: „Meine

Brüder und meine Söhne! Da das Unheil nicht fern ist, bedarf es keiner langen Rede. Folgen wir dem Beispiele unserer Väter, da es sehr gut ist, den alten Vorfahren zu folgen; folgen wir ebenso dem Evangelium. Da wir in dieser Stadt nicht leben können, so fliehen wir in eine andere. Fliehen wir Sodoma, fliehen wir Aegypten, fliehen wir das neue Babel, fliehen wir die blutige Stadt. Glaubet es mir, es kommt einst die Zeit, daß wir entweder alle, oder die von Gott dazu bestimmten zurückkehren und bessere Zeiten eintreten. Ich betheure vor Gott und der Kirche, daß ich, wenn es irgendwie möglich wäre, lieber einen Kaiser als so viele haben möchte. Der eine schlimme würde die schlimmern vernichten, bis auch ihn der Kaiser aller Kaiser richten würde." Alle stimmten der Ansicht des Papstes bei, und dieser theilte nun sogleich Aufträge aus hinsichtlich der Regierung der Kirche während seiner Abwesenheit. Er ernannte den Bischof Petrus von Porto zu seinem Stellvertreter und gab ihm einige Cardinäle zur Unterstützung; der Cardinal an der Apostelkirche Hugo wurde zum Statthalter von Benevent gemacht; Nikolaus erhielt die Leitung der Sängerschule; Petrus behielt die Präfectur von Rom, der sich derselben gegen den Willen des Papstes Paschalis bemächtigt hatte; dem zum Bannerträger ernannten Stephanus Normanno wurde die Bewachung der Stadt anvertraut.

Gelasius II. reisete am 2. September 1118 von Rom ab; er war begleitet von den Cardinalpriestern Johannes von Crema und Guido von St. Balbina und von vier Cardinaldiakonen, unter denen Petrus Leonis der erste war, nebst einigen römischen Edelleuten und ihrem Gefolge. Sie wurden zu Pisa mit großen Ehren aufgenommen, und der Papst hielt dort eine vortreffliche Rede. Einige Tage darnach schiffte er sich wieder ein, um sich nach Burgund und Frankreich zu begeben.

Wie Pisa, wo der Papst drei Wochen verweilte, hatte sich auch Ravenna vom gebannten Kaiser losgesagt. Dort war Gualter, ein regulirter Chorherr, einstimmig zum Erzbischofe gewählt worden, nachdem die Kirche von Ravenna seit Wibert schismatisch und im Besitze von Bischöfen gewesen war, die der Kaiser ernannt hatte. Zur Belohnung für die Wiedervereinigung mit der römischen Kirche gab Gelasius in einer Bulle vom 7. August der Kirche von Ravenna ihre alten Jurisdictionsrechte über die Bisthümer Piacenza, Parma, Reggio und Bologna zurück und verlieh dem Erzbischofe Gualter das Pallium 1).

* 63. * Der Papst Gelasius landete im Hafen von St. Gilles, wo er vom Abte Hugo und seiner Genossenschaft empfangen und längere Zeit gastfrei bewirthet wurde. Dort kamen alle Bischöfe des Landes, eine große Anzahl Mönche, und Viele vom Adel und vom Volke zu ihm und boten ihm ihre Dienste an. Pontius, der Abt von Clugny, gab ihm außer andern Geschenken dreißig Pferde, und der Abt von St. Gilles deren zehn, damit der Papst sich ihrer zu seinen Reisen im Lande bediente. Von St. Gilles begab er sich nach Maguelonne, wo er Suger, den spätern Abt von St. Denis, empfing, den der französische König Ludwig der Dicke sandte, um an seiner Statt den Papst zu begrüßen und ihm Geschenke als die Erstlinge des Landes zu überbringen. Es wurde ein Tag bestimmt, an welchem eine Unterredung des Papstes mit dem Könige in Vezelai stattfinden sollte. [Von Maguelonne reisete der Papst über Montpellier und Toulouse und durch Auvergne nach Avignon, von hier kam er über Orange, Valence, Vienne und

---

1) Vgl. Watterich, vitae pontiff. II. 91—100. Jaffé, Regesta Gelasii.

Lyon nach Macon.] Dort erkrankte er an der Pleuresie, erholte sich jedoch soweit, daß er sich nach Clugny begeben konnte, wo er mit den Seinigen so aufgenommen wurde, wie es sich nach seiner Würde und dem Reichthume des Klosters geziemte. Der König und die Fürsten besuchten ihn entweder persönlich oder durch Gesandte, als wenn er der hl. Petrus selbst gewesen wäre. Er begann wieder aufzuathmen und traf Anordnungen zur Unterstützung seiner Begleiter und derjenigen, die er in Rom zurückgelassen hatte. Er kündigte auch ein Concil an, das in Rheims zur Beendigung des Streites zwischen dem h. Stuhle und dem Kaiser gehalten werden sollte; aber er wurde wieder krank und fühlte sich seinem Ende nahe.

Er ließ alsdann die Cardinäle rufen, die sich in seinem Gefolge befanden, und schlug ihnen zu seinem Nachfolger den Bischof Kuno von Präneste oder Palestrina vor. Kuno entschuldigte sich und sprach: „Gott wolle verhüten, daß ich elender und unglücklicher mir diese Bürde auflade, da der römische Stuhl bei der jetzigen Verfolgung außer der Hülfe Gottes der Macht weltlicher Schätze bedarf. Wenn ihr meinem Rathe folgen wollet, werden wir den Erzbischof von Vienne wählen, der fromm und klug ist und durch weltliche Vorzüge hervorragt, denn wir hoffen, daß er den apostolischen Stuhl von dieser langen Verfolgung erretten werde". Der kranke Papst und die anwesenden Cardinäle stimmten dieser Rede bei, und man sandte sogleich hin, um den Erzbischof von Vienne kommen zu lassen. [Dieser war, wie er im Februar 1119 an den Mainzer Erzbischof schrieb, von Gelasius schon in Vienne aufgefordert worden, zu ihm nach Clugny zu kommen. Als er sich einige Tage nachher dahin begab, erhielt er unterwegs die Nachricht vom Tode des Papstes.] Beim Herannahen des Todes empfing Gelasius die Sterbesakramente und ließ sich nach klösterlichem Gebrauche auf den mit Asche bestreuten Boden legen; er starb am 29. Januar 1119 nach einem Pontificate von einem Jahre und einigen Tagen. In einigen Martyrologien wird er unter die Heiligen gerechnet. [Die höchst feierliche Bestattung hat wahrscheinlich am 30. stattgefunden.]

Der Erzbischof Guido von Vienne kam am 1. Februar in Clugny an und wurde am folgenden Tage von den wenigen dort anwesenden Cardinälen zum Papste erwählt, und dieser Wahl traten die andern anwesenden römischen Kleriker und Laien bei. Ungeachtet seiner Weigerung und seines Widerstrebens wurde er am 9. Februar in Vienne als Calixtus II. inthronisirt. Seine Frömmigkeit, Klugheit und Festigkeit ließen eine vorzügliche Leitung der Kirche erwarten, und seine Verwandtschaft mit dem Kaiser, den Königen von England, Frankreich und Castilien und mit vielen fürstlichen Häusern verschaffte ihm einen weitreichenden Einfluß. Er war ein Sohn des Grafen Wilhelm von Burgund und hatte seit dem 1107 erfolgten Tode seines Neffen, des Grafen Wilhelm III., die Vormundschaft über dessen minderjährigen Sohn so gut geführt, daß ganz Burgund ihm sehr anhänglich war.]

Die Cardinäle, welche in Clugny waren, sandten dem Cardinalbischofe Petrus von Porto, den der Papst Gelasius als seinen Stellvertreter in Rom zurückgelassen hatte, Nachricht über den Tod des Gelasius und die Wahl des neuen Papstes Calixtus II. Petrus versammelte die Römer und theilte ihnen die erhaltene Nachricht mit. Einstimmig traten alle der Wahl des Calixtus bei und lobten Gott, daß er ihnen einen so ausgezeichneten Papst gegeben habe. Der Bischof von Porto theilte diese Nachricht auch dem Cardinal Hugo in Benevent und dem dortigen Bischofe Landulf mit. Dieser versammelte sogleich den Klerus und das Volk und verkündete die Wahl des Calixtus, die feierlich anerkannt wurde, indem die Bürger dem neuen Papste den Eid der Treue schwuren. Die Wahl des neuen Papstes wurde allenthalben bekannt

gemacht; in Deutschland geschah dies auf dem Reichstage zu Tribur, dessen Veranlassung folgende war.

64. † Als der Kaiser nach der Aufstellung des Gegenpapstes Burdinus von Gelasius excommunicirt war, kam Kuno von Palestrina als päpstlicher Legat nach Deutschland, um die Excommunication des Kaisers bekannt zu machen. Er veranstaltete mit den Erzbischöfen von Mainz und Köln in letzterer Stadt am 19. Mai ein Concil, zu dem alle deutschen Bischöfe eingeladen waren. Es kam eine ansehnliche Versammlung zusammen und diese verhängte das Anathem über den Kaiser und seinen Gegenpapst, über die Herzoge Friedrich und Konrad und den Pfalzgrafen Gottfried, welche die Häupter der Partei des Kaisers waren, und über die übrigen Anhänger des Schisma. Der Bischof Hermann von Augsburg wurde abgesetzt und andere Bischöfe wurden suspendirt. Der Bischof Otto von Bamberg, der der Einladung zum Concile nicht gefolgt war, entging nur dadurch der gegen ihn beabsichtigten Strafe, daß der Erzbischof von Mainz Fürbitte für ihn einlegte.

Am 28. Juli wurde unter dem Vorsitze des Legaten eine Synode zu Fritzlar gehalten, auf welcher der Bann gegen den Kaiser erneuert wurde. Die Frage, ob er als Verwüster der Kirche und des Reiches auch abzusetzen sei, sollte auf einer in Würzburg abzuhaltenden Versammlung entschieden werden, zu welcher die Reichsfürsten aufgefordert wurden.

Der Erzbischof von Mainz gewann darauf die Mainzer zum Kampfe gegen die Kaiserlichen durch Ertheilung des Privilegs, daß die Bürger künftig keinem Vogte außerhalb der Stadt zu Recht zu stehen oder Abgaben zu zahlen verpflichtet sein sollten. Auch in Sachsen und Westfalen fand er Bundesgenossen, und es wurden nun den Kaiserlichen die Burgen Oppenheim und Kyffhausen entrissen. Der Kaiser eilte aus Italien nach Deutschland und suchte an seinen Widersachern Rache zu nehmen, und die Fehden nahmen so überhand, daß man sich nicht einmal während der Zeit des Gottesfriedens von Mord, Raub und Brand enthielt. Als der Kaiser nun von geistlichen und weltlichen Herren aus allen Gegenden des Reiches aufgefordert wurde, willigte er ein, daß zu Tribur eine allgemeine Versammlung gehalten würde, wo er in Betreff aller gegen ihn erhobenen Beschwerden dem gemeinsamen Beschlusse gemäß Genugthuung leisten werde. Diese Versammlung wurde auch gehalten, und der Kaiser hörte auf die Vorschläge sowohl seiner Gegner als seiner Freunde. Er befahl, daß jedem im ganzen Reiche, der seines Eigenthums beraubt sei, dasselbe zurückgegeben werde; die Reichsgüter sollten ihm ausgeliefert werden, und es sollte in allen Provinzen Frieden sein. Es waren auch Gesandte von Rom, Vienne und von andern Kirchen anwesend, welche die Wahl des Papstes Calixtus bezeugten. Die deutschen Bischöfe gelobten ihm Obedienz und gaben ihre Zustimmung, daß um das Fest St. Lukas eine Synode zu Rheims gehalten würde. Der Kaiser ließ sich nachher zu dem Versprechen bewegen, er wolle sich selbst dort einfinden, damit der allgemeine Kirchenfriede hergestellt würde. Das haben der Bischof von Chalons und der Abt von Clugny, welche bei Straßburg mit ihm zusammentrafen, ausgewirkt[1]). So schnell, wie es damals den Anschein hatte, gelangte man nun zwar noch nicht zum Kirchenfrieden, aber es begann doch die Zeit der Verhandlungen, durch welche die schroffen Gegensätze und Ansprüche allmählich so ausgeglichen wurden, daß im Jahre 1122 das Calixtinische Concordat abgeschlossen werden konnte. Bevor dieser letzte Theil des Investiturstreites behandelt wird, sind

1) Watterich, vitae Pontiff. II. 126 f.

noch einige Ereignisse aus den Zeiten der Päpste Paschalis und Gelasius nachzuholen.

65. Die Kinder des h. Bruno, die Einsiedler der Karthause, erbauten das Volk durch ihre fromme Lebensweise. So groß war die allgemeine Erbauung, daß man in mehreren Provinzen Frankreichs Klöster ihres Ordens zu besitzen wünschte. Indessen hatten diese Mönche noch keine geschriebene Regel; der Geist des h. Bruno, welcher sie alle belebte, galt ihnen dafür. Es stand jedoch zu befürchten, daß man die von dem h. Stifter aufgestellten Verordnungen vernachlässigen würde, wenn der erste Eifer nachlassen sollte. Deshalb richtete der h. Hugo, Bischof von Grenoble, welcher sich für diese Anstalt von jeher so interessirt hatte, die Bitte an Guigo, den fünften Prior der großen Karthause, die Gebräuche seines Ordens aufzuschreiben. Guigo that es in einer Sammlung, welche achtzig Kapitel enthält und an die damaligen Prioren der drei andern Karthäuserklöster in Frankreich gerichtet ist. Die ersten sechs Kapitel enthalten die Verordnungen bezüglich des Chorgebetes; das Merkwürdigste aus den anderen soll hier folgen:

„Alle Samstage nach der Non versammeln sich die Brüder im Kloster, um der Lesung obzuliegen oder andere nothwendige Dinge vorzunehmen; auch beichten sie an diesem Tage dem Prior oder dem vom Prior dazu Bestimmten. Des Sonntags nach der Prim, wird das Kapitel gehalten. Hierauf, nachdem die Brüder in ihre Zellen zurückgekehrt sind, gibt man das Zeichen zur Messe, wenn nicht der Priester verhindert ist, in welchem Falle er sie bis zur Stunde der Terz aufschiebt. Nach der Non versammeln sich alle im Kloster, um sich über nützliche Dinge zu unterhalten; während dieser Zeit bitten sie auch den Sakristan um Dinte, Pergament, Federn, Stifte und Bücher, sei es, um letztere abzuschreiben, oder zu lesen. Der Koch verabreicht ihnen auch Gemüse, Salz und andere nothwendige Dinge, und nach dem Abendessen empfängt jeder als Armer Jesu Christi ein schwarzes Brod.

Sechsmal des Jahres lassen sich die Brüder die Haare scheeren und beobachten Stillschweigen, während dies geschieht. Den Chor der Kirche dürfen nur solche Gäste betreten, welche selbst Mönche sind, mit welchen auch das Sprechen im Kloster gestattet ist. Liegt ein Bruder am Sterben, so begibt sich die ganze Gemeinde zu ihm. Beim Eintreten sprengt der Priester Weihwasser umher und sagt: „Friede sei mit diesem Hause!“ Hierauf beichtet der Kranke; alsdann werden die Bußpsalmen gebetet, und nach jedem Psalm erfolgt eine Salbung mit dem Krankenöl. Nachdem ihm der Mund abgewischt worden, nähern sich alle Brüder, um ihm den Abschiedskuß zu geben. Dann empfängt er das Viaticum, während die Umstehenden eine Antiphon singen. Sobald der Todeskampf eintritt, versammelt sich wieder die Gemeinde um ihn, wenn sie nicht eben beim Chorgebet ist. In diesem Falle begibt sich der Prior mit einigen von ihm zu bezeichnenden Mönchen zu dem Sterbenden; diese legen ihn auf den Boden, der mit geweihter Asche bestreut ist, und beten die Litanei. Am Begräbnißtage speisen die Brüder gemeinschaftlich und zwar zweimal des Tages, wenn nicht gerade ein von der Kirche vorgeschriebener Fasttag ist. Jede Woche wird eine Messe gelesen für die Wohlthäter, für die Bewohner des Hauses und für alle verstorbenen Christgläubigen im Allgemeinen.

Der Prior soll Priester oder wenigstens fähig sein, ein solcher zu werden. Er wird nach dreitägigem Fasten von der ganzen Gemeinde gewählt. Um Allen ein Beispiel zu geben, soll er nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in seiner Zelle im Kloster der Mönche eine fünfte Woche im Hause der Laienbrüder zubringen, doch niemals die Grenzen der Wüste überschreiten. Die Gäste werden mit Liebe aufgenommen, und man gibt ihnen Speise und

Lagerstätten wie den Mönchen. „Wir dulden keine Frauen innerhalb der Grenzen unseres Hauses. Wir nehmen keine Kinder und keine Novizen, die nicht wenigstens das 20. Jahr erreicht haben, in unser Kloster auf. Die meisten Mönche der Karthause beschäftigen sich mit Bücherabschreiben, damit sie, sagt Guigo, wenigstens durch ihre Hand predigen, da sie das Wort Gottes nicht mehr mit ihrer Stimme verkünden können." Jeder von ihnen erhielt die zum Schreiben oder einer anderen Beschäftigung nöthigen Werkzeuge, ebenso die zum Kochen erforderlichen Geräthschaften und das Holz.

Am Montage, Mittwoch und Freitage wurde nichts als mit Salz gewürztes Brod und Wasser genossen. Am Dienstage, Donnerstage und Samstage durfte sich jeder Mönch Gemüse zubereiten; außerdem versah ihn der Koch am Donnerstage mit Käse, Eiern und Fisch. Im Advent wurden weder Eier noch Käse gegessen; in den Wein mischten sie stets Wasser, denn es war ihnen nicht erlaubt, denselben ungemischt zu trinken.

Handelt es sich um irgend eine wichtige Angelegenheit, so versammelt der Prior die Gemeinde, hört die Meinung Aller an und verfährt dann, wie er es für gut findet. „Selten", sagt Guigo „bedienen wir uns der Arzneien, ausgenommen der Fontanellen und Aderlässe. Fünfmal im Jahre wird uns zur Ader gelassen, und jedesmal, nachdem dies geschehen, haben wir drei Tage hintereinander zwei Mahlzeiten, und am ersten Tage versammeln wir uns, um zu conferiren. Am Altare bedienen wir uns keiner goldenen und silbernen Gewänder und Gefäße; nur der Kelch und das Röhrchen, womit das h. Blut des Herrn genommen wird, dürfen von Gold sein".

Noch fügt Guigo einige Regeln für die Laienbrüder hinzu, welche wenig verschieden von denen der Mönche sind; auch erwähnt er, daß sich nur dreizehn Chormönche in der Karthause befänden, daß die Zahl der Laien auf sechszehn sich beschränken solle, daß aber jetzt mehr da seien, weil einige alt und gebrechlich geworden. Guigo hatte diesen Verordnungen nur den Namen „Gebräuche" oder „Beobachtungen" beigelegt; in der Folge jedoch erhielten sie Namen und Autorität von Statuten und dienten als Grundlage für alle Regeln, welche später aufgestellt wurden, um den alten Ordensgeist unter den Karthäusern wieder zu erwecken. Außerdem hinterließ Guigo einige Briefe voll inniger Frömmigkeit und Betrachtungen, welche in die „Bibliothek der Väter" aufgenommen sind.

66. Bisher hatte man, so zu sagen, nur zwei Arten von Mönchen gesehen: die einen, welche die Thätigkeit des priesterlichen Lebens mit den Uebungen der Cönobiten verbanden, waren bestimmt, am Heil des Nächsten und an ihrer eignen Vollkommenheit zu arbeiten; die anderen, welche in verschiedenen Instituten die klösterlichen Gelübde abgelegt hatten, waren durch ihren Stand zu vollständiger Zurückgezogenheit und strengster Buße verpflichtet und beschäftigten sich einzig damit, sich selbst kennen zu lernen, die Welt zu fliehen und das Lob Gottes zu singen. Im Jahre 1113 aber gründete Papst Paschalis II. einen neuen Orden, welcher sowohl klösterlichen als militärischen Charakter trug und die Frömmigkeit mit der Tapferkeit, die christliche Demuth mit dem kriegerischen Stolze, die Uebungen der Barmherzigkeit mit denen des Krieges in sich verband. Die Mitglieder desselben gelobten, sowohl fromme Religiosen als hochherzige Krieger zu sein; doch waren sie nur für den Kampf gegen die Feinde des christlichen Namens bestimmt. Wir meinen den Orden der Ritter vom h. Johannes zu Jerusalem, der in folgender Weise entstand.

Noch vor der Eroberung Jerusalems erhielten Kaufleute aus der italienischen Stadt Amalfi, welche in Aegypten Handel trieben, vom Sultan die Erlaubniß, in Jerusalem ein Hospital zu bauen, um die christlichen Pilger

da aufzunehmen und sie dadurch vor den Plackereien und der rohen Behandlung, welchen sie seitens der Sarazenen und schismatischen Griechen ausgesetzt waren, zu schützen. Sie ließen also nahe am hl. Grabe eine Kirche zu Ehren der h. Jungfrau bauen, welche von Mönchen bedient und St. Maria latina genannt wurde.

Ganz in der Nähe wurden zwei Hospitäler gebaut, eines zu Ehren des h. Johannes des Täufers für die Männer, das andere, der h. Magdalena geweiht, für die Frauen, welche die h. Orte besuchten. Der selige Gerard, aus Martigues in der Provence gebürtig, ein Mann von großer Klugheit und Tugend, war Vorsteher des St. Johanneshospitals, als die Christen sich der h. Stadt bemächtigten. Gottfried von Bouillon, erfreut durch die Frömmigkeit derer, welche sich unter Gerards Leitung dem Dienste der Kranken und Pilger widmeten, that der Anstalt viel Gutes. Sein Bruder und Nachfolger Balduin erkannte ebenfalls den Nutzen derselben an und gewährte ihr seinen Schutz. Da mehrere Kreuzfahrer dem erbaulichen Beispiele derer, welche das Hospital bedienten, folgten und sich und ihre Habe dem nämlichen frommen Werke weihten, waren die Hospitalbrüder bald im Stande, Pilger nicht nur zu beherbergen sondern auch gegen die Plackereien der Sarazenen zu schützen. Es waren tapfere Krieger, welchen die Frömmigkeit und die Sache, für die sie kämpften, neuen Muth einflößten. Stolze und furchtbare Feinde der Sarazenen außerhalb Jerusalem, waren sie die demüthigsten Diener der Kranken innerhalb des Hospitals. Strenge gegen sich selbst und von großmüthiger Liebe gegen Andere erfüllt, aßen sie nichts als aus Kleie und dem gröbsten Mehle bereitetes Brod und ließen den Kranken und Pilgern die bessere und feinere Nahrung.

67. Das neue Institut von Cistertium, das im Jahre 1092 vom h. Robert von Molesme gestiftet war, blieb mehrere Jahre ohne sichtbare Fortschritte, obgleich es wegen der Strenge seiner Reform bedeutenden Ruf erlangte. Es war ein Baum, der tiefe Wurzeln trieb, bevor er sich erhob und seine Zweige ausbreitete. Nachdem aber der Orden einige Zeit im Dunkeln verborgen Gott in Demuth und Armuth gedient hatte, schien Gott seine Freude daran zu finden, ihn zu erhöhen und durch den höchsten Glanz zu verherrlichen, den die Tugend den Augen der Menschen bieten kann. Seit der Stiftung des Klosters durch den h. Robert hatte die Frömmigkeit und Eingezogenheit seiner h. Genossen immer erbaut; aber die dort geübte Strenge und die Armuth schreckten noch Viele ab, als im Jahre 1113, dem für die Kirche und die klösterlichen Orden so ruhmreichen Jahre, ein junger Adliger Namens Bernard sich dort mit dreißig Genossen, die er für Gott gewonnen hatte, allen Strengheiten der Buße weihte.

Bernard war im Jahre 1091 zu Fontaines in Burgund, das eine halbe Stunde von Dijon entfernt ist, einer ausgezeichneten adligen Familie entsprossen. Er war der Sohn Tescelins und der Aleth oder Alix von Montbar. Beide Eltern waren sehr fromm, darum war auch ihre Ehe von Gott besonders gesegnet; sie hatten sieben Kinder, sechs Söhne und eine Tochter. Die Mutter opferte sie alle bald nach ihrer Geburt Gott auf und nährte sie alle selbst, damit sie mit ihrer Milch ihre Liebe zur Tugend einsögen. Als sie Bernard, das dritte ihrer Kinder, unter dem Herzen trug, träumte ihr, sie trüge einen Hund in ihrem Schooße, der zu bellen anfing. Der Traum erschreckte sie; aber ein heiliger Mann beruhigte sie mit der Vorhersagung, das Kind, das sie zur Welt bringen werde, würde ein treuer Hund des Hauses des Herrn sein, der nicht aufhören würde, gegen die Wölfe zu bellen, und daß es die besondere Gabe haben würde, das Wort Gottes zu verkünden. Getröstet durch diese Vorhersagung, begnügte sich die fromme Dame nicht bloß

damit, das Kind wie die übrigen Gott darzubringen, sondern sie weihte es förmlich seinem Dienste, ließ es mit großer Sorgfalt erziehen und übergab es den Geistlichen von Chatillon-sur-Seine. Da Bernard einen hellen Verstand hatte, machte er bald über sein Alter hinaus bedeutende Fortschritte und überholte seine Mitschüler. Er liebte schon als Kind die Zurückgezogenheit, betrachtete viel, redete wenig, war einfach, sanft und sehr bescheiden. Er bat Gott, seine Jugend in Reinheit zu bewahren, und studirte die weltlichen Wissenschaften, um die göttlichen Schriften besser zu verstehen. So jung er noch war, gab er alles Geld, dessen er habhaft werden konnte, den Armen. Gott verkehrte schon in seiner Kindheit mit ihm, wie einst mit Samuel und verlieh ihm besondere Gunstbezeugungen. In einer Weihnachtsnacht, als er in der Kirche den Beginn des Offiziums abwartete, neigte er etwas sein Haupt und schlief ein. Da erschien ihm in einer Vision das Jesuskind und dessen Schönheit entzückte ihn derart, daß er sich von da an von zärtlicher Liebe zum fleischgewordenen Worte entflammt fühlte. So oft er Gelegenheit hatte, von ihm zu reden, geschah es mit so viel Süßigkeit und Salbung, daß er sich selbst zu übertreffen schien. Noch als Kind mußte er einst wegen eines heftigen Kopfleidens das Bett hüten, da rief man eine Frau, die ihn durch Zauberei heilen wollte; sobald er dies aber inne ward, stieß er sie mit einem lauten Schrei des Unwillens von sich, und alsbald stand er vollkommen geheilt auf.

Im Alter von neunzehn Jahren verlor er seine tugendhafte Mutter. Alix galt in der Welt für eine Heilige wegen ihrer reichlichen Almosen, ihres Eifers, die Hospitäler zu besuchen und den Kranken zu dienen, ihrer strengen und unausgesetzten Fasten und ihres Eifers in Ausübung jeglicher Art guter Werke. Sie hatte eine große Verehrung für den h. Ambrosius und gewöhnlich lud sie an seinem Feste die Geistlichkeit von Dijon ein, um dasselbe auf ihrem Schlosse aufs feierlichste zu begehen. Am Vorabend seines Festes im Jahre 1110 ergriff sie ein Fieber; am nächsten Morgen empfing sie die heilige Wegzehrung und letzte Oelung und man betete ihr die Gebete für Sterbende vor. Sie antwortete mit ebenso viel Inbrunst als Geistesgegenwart darauf, machte das h. Kreuzzeichen und verschied ruhig.

Bernard war damals nach Fontaines zurückgekehrt und ganz sich selbst überlassen. Sein Vater war mit Geschäften überladen, oder mußte beim Heere sein. Dieser konnte nicht über Bernards Führung wachen. Bernard trat in die Welt ein mit Allem, was einem jungen Manne schmeicheln und ihn beliebt zu machen vermag. Ein lebhafter und gebildeter Geist, seltene Klugheit, natürliche Bescheidenheit, angenehme Manieren, ein sanfter und gefälliger Charakter und gute Unterhaltungsgabe gewannen ihm bald die Herzen Aller. Diese Vorzüge konnten ihm auch leicht zu einer Falle werden; besonders hatte er jene zu fürchten, die sich seine Freunde nannten, da sie unter dem Titel der Freundschaft ihn zu ihren Vergnügungen bereden wollten, bei denen Gott oft schwer beleidigt wurde. Mit Gottes Gnade aber durchschaute er ihre schlimmen Absichten und beschloß, sich für immer der verderbten Welt zu entziehen.

Die Schönheit ist trotz der Tugend eine Klippe; sie brachte der Reinheit Bernards große Gefahr. Er wohnte einst bei einer Dame, die eine sündhafte Liebe zu ihm faßte; sie hatte selbst die Frechheit, des Nachts an sein Bett zu kommen. Als der junge Mann sie gewahrte, schrie er laut auf: „Diebe, Diebe!“ Dieser Schrei weckte das ganze Haus und die Dame zog sich beschämt zurück. Aber durchaus nicht belehrt durch diese erste Zurückweisung versuchte sie es zum zweiten- und drittenmal. Immer rief Bernard: „Diebe, Diebe!“ weil man ihm den kostbaren Schatz seiner Reinheit rauben wollte. Er behütete diese auch so sorgfältig, daß er einst, als er eine Frau nach seiner Meinung zu aufmerksam angesehen hatte, sich alsbald dafür strafte

und in das Wassrr eines gefrorenen Teiches stieg, worin er so lange blieb, bis auch der letzte Funken des unreinen Feuers verschwand. Von diesem Tage an machte er einen Bund mit seinen Augen, nie einer Frau in's Angesicht zu schauen.

Es ist gefährlich, sich zu lange einer Versuchung auszusetzen. Bernard sah dies ein und beschloß zu fliehen. Die Welt und der Fürst der Welt eröffneten ihm herrliche Aussichten, aber er erkannte sie als trügerisch. In seinem Innern hörte er die Stimme der ewigen Wahrheit: „Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken! Nehmet mein Joch auf euch und ihr werdet Ruhe für eure Seelen finden". Entschlossen die Welt zu verlassen, überlegte er, welches wohl der geeignetste Ort für ihn wäre, wo er unter dem Joche Christi Ruhe für seine Seele finden könnte. Es schien ihm dies das neue Institut zu Citeaux zu sein. Das Leben und die Armuth waren dort so strenge, daß Wenige den Muth hatten, einzutreten. Gerade dies bestimmte aber Bernard. Er hoffte, dort ganz verborgen in Gott zu sein, von den Menschen fern, den Versuchungen der Eitelkeit nicht ausgesetzt hinsichtlich seines Adels, seines Talentes und seines h. Lebens. Als seine Brüder, die ihn ungemein liebten, aus seinen Gesprächen erkannten, daß er die Welt zu verlassen gedenke, setzten sie alles ins Werk, ihn von seinem Entschlusse abzubringen und durch das Studium der Wissenschaften ihn an die Welt zu fesseln. Bernard bekannte, daß ihre Bemühungen ihn fast wankend gemacht hätten, indeß stand die Erinnerung an seine heiligmäßige Mutter fast immer vor seinem geistigen Auge; zuweilen schien es ihm, als ob sie ihm Vorwürfe machte und ihm vorhielte, daß seine sorgfältige Erziehung nicht dergleichen Eitelkeiten bezweckt hätte. Einst, als er seine Brüder besuchte, die mit dem Herzog von Burgund das Schloß Grancey belagerten, trat er unterwegs in eine Kirche ein und bat Gott inständig um Erkenntniß seines Willens und den Muth, ihm zu folgen. Da legte sich seine Unruhe und Ungewißheit ganz plötzlich; ganz überzeugt von seinem Berufe trachtete er nur, die Andern mit demselben Feuer zu entzünden, von dem er brannte.

Zuerst begann er damit, seine Brüder für Gott zu gewinnen; der jüngste jedoch, der noch zu klein war, sollte in der Welt zurückbleiben, um den Vater in seinem Alter zu trösten. Der erste, der den Zusprüchen Bernards Gehör gab, war dessen Oheim Gualderich, Herr von Touillon, ein tüchtiger Krieger. Seinen jüngeren Bruder Bartholomäus, der noch zu jung war, um die Waffen zu tragen, gewann Bernard am nämlichen Tage. Andreas, ein anderer Bruder, der seinen ersten Feldzug mitmachte, fühlte große Schwierigkeit, sich zu ergeben; plötzlich ruft er laut aus: „Ich sehe meine Mutter!" Sie erschien ihm, hold lächelnd und den Entschluß ihrer Söhne billigend. Da zauderte Andreas nicht länger, statt eines weltlichen Kriegers ein Streiter Christi zu werden. Nicht er allein, auch Bernard sah damals seine Mutter.

Guido, der älteste der Brüder, war bereits vermählt. Er war sehr angesehen und stärker an die Welt gekettet, als die andern; dieser zauderte erst, endlich aber willigte auch er ein, das klösterliche Leben zu ergreifen, falls seine Gemahlin einwilligte. Dies schien aber mehr als zweifelhaft bei einer jungen Frau, die kleine Töchter hatte. Bernard versprach, daß sie einwilligen oder bald sterben würde. Als sie widerstand, beschloß ihr Gatte, sie nicht zu verlassen aber ein armes Leben zu führen und sich auf dem Lande von der Arbeit seiner Hände zu ernähren. Da erkrankte die Frau sehr schwer, sie ließ Bernard kommen, bat ihn um Verzeihung und bot nun selbst die Trennung an; später wurde sie Nonne in Larrey bei Dijon.

Der zweite der Brüder war Gerard, ein Mann von großem Verdienste und allgemein beliebt wegen seiner Tapferkeit, Klugheit und Herzensgüte.

Dieser widerstand hartnäckig und zieh seine Brüder des Leichtsinns, daß sie ohne Weiteres einen solchen Entschluß faßten. Bernard verzagte nicht und vom Eifer getrieben sagt er zu ihm: „Ich weiß, daß du nur durch Trübsal klug werden wirst!“ Und die Hand in Gerards Seite legend, fügte er hinzu: „Es wird bald ein Tag kommen, an welchem eine Lanze durch diese Stelle dem heilsamen Rath Eingang in's Herz verschaffen wird, den du jetzt verachtest. Du wirst in Gefahr kommen, aber nicht sterben!“ Wenige Tage nachher wurde Gerard, eingeengt vom Feinde, von einer Lanze an der bezeichneten Stelle getroffen und gefangen genommen. Seinem Ende sich nahe glaubend rief er aus: „Ich bin Mönch! Ich bin Mönch von Citeaux!“ Er wurde gefesselt in ein unterirdisches Gefängniß geworfen. Gegen alle Hoffnung wieder genesen nahm er sein Gelübde nicht zurück, und nur die Gefangenschaft hinderte ihn am Vollzuge desselben. Bernard bemühte sich um seine Auslieferung, aber umsonst; man gestattete ihm nicht einmal, seinen Bruder zu sehen. Da rief er ihm durch die Gefängnißthür zu: „Mein Bruder Gerard, wisse, daß wir bald in das Kloster eintreten. Wenn du uns jetzt nicht folgen kannst, so sei hier Mönch und der Kerker sei dein Kloster!“

Einige Tage nachher, als Gerard sich mehr und mehr beunruhigt fühlte, vernahm er im Schlaf die Worte: „Heute noch wirst du frei sein!“ Es war Fastenzeit. Gegen Abend gedachte er der vernommenen Worte und befühlte die eisernen Ketten, mit welchen er gefesselt war, — die Ketten fielen in Stücke, so daß er gehen konnte. Was konnte das aber helfen? Die Thüre war verriegelt und davor lagerte eine Unzahl Armer. Nichtsdestoweniger erhob er sich und weniger in der Hoffnung, entweichen zu können, als aus Neugier näherte er sich der Thüre seines Kerkers. Er berührte das Schloß, der Riegel brach und die Thüre war geöffnet. Langsam trat er aus derselben, als ob er noch die Fesseln an den Füßen fühlte und richtete seine Schritte gegen die Kirche hin, wo eben das Officium gesungen wurde. Die Armen, welche vor dem Hause lagerten, wichen erschreckt aber lautlos zurück. An der Kirchthüre angelangt begegnete er dem Bruder dessen, der ihn gefangen genommen hatte; mit den Worten: „Ihr kommt spät, aber wenn ihr euch beeilt, so hört ihr noch etwas“, — reicht er ihm die Hand, um ihm die Stufen hinauf zu helfen. Erst im Momente, als Gerard die Kirche betreten, kommt der Mann zum Bewußtsein, was eben vorgegangen, er sucht Gerard zurückzuhalten, aber es war zu spät, — die Kirche war ein unverletzliches Asyl, der Gefangene frei! Also bekehrt und befreit konnte Gerard nun sein Gelübde mit den Uebrigen erfüllen.

Nachdem Bernard seine Brüder und seinen Oheim für Gott gewonnen, unternahm er eine ähnliche Mission bei seinen Freunden und Verwandten. Die Eroberung Hugo's von Macon machte ihm große Mühe. Dieser war ein junger Mann von hohem Adel und vorzüglichen Geistesanlagen, auf den die Welt große Hoffnungen setzte. Er war mit Bernard innig befreundet, und als er dessen Bekehrung vernommen, beweinte er ihn wie einen Todten und für die Welt verlorenen, während dagegen Bernard seinen Freund Hugo als einen solchen beweinte, der mit der Welt verloren ging, für die er ganz eingenommen zu sein schien. Er besuchte ihn, beide aber konnten nicht zu Worte kommen vor Thränen, die einen so verschiedenen Grund hatten. Endlich sprach Bernard und gewann seinen Freund; dieser folgte dem Gnadenrufe und willigte ein, Bernard in die Einsamkeit zu folgen. Bernard war voll des Trostes über diese Zusage, aber Hugo verlor seinen Beruf sehr bald wieder, als er wegen des frommen Entschlusses einige Spöttereien zu hören bekam. Als Bernard davon Kunde erhielt, kehrte er alsbald zurück und machte ihm wegen seiner Unbeständigkeit Vorwürfe. Er fand ihn umringt von falschen Freunden, die ihn aus Furcht, Bernard könnte ihn wieder gewinnen,

keinen Augenblick allein ließen. Da legte sich Gott in's Mittel. Als sie alle beisammen im Freien saßen, überfiel sie plötzlich ein starker Regen. Die Jünglinge sprangen eilends auf, um sich vor dem Regen zu schützen, Hugo wollte ein Gleiches thun, als Bernard ihn aufhielt und zu ihm sagte: „Du wirst mit mir hier das Unwetter abwarten!" Er sprach sodann mit soviel Kraft und Feuer zu ihm, daß Hugo die Stimme Gottes wieder in seinem Herzen vernahm, welche die Menschenfurcht übertäubt hatte. Er folgte Bernard und kam seinem Berufe so treu nach, daß er in der Folge zum ersten Abte von Pontigni und sodann zum Bischof von Auxerre erhoben wurde.

Bernard wirkte öffentlich und im Stillen, um Seelen zu gewinnen, und Gott gab seinen Worten eine solche Kraft, daß ihnen Niemand zu widerstehen vermochte. Es ging so weit, daß Väter ihre Söhne, Frauen ihre Männer, Freunde ihre Freunde vor Bernard verbargen, damit er sie nicht zum Mönchthum überrede. Die er bereits gewonnen, lebten wie die ersten Christen; sie waren nur ein Herz und eine Seele, bewohnten gemeinschaftlich ein Haus, das sie zu Chatillon hatten und das kaum einer betrat, der nicht zu ihrer Gesellschaft bekehrt wurde. Sie verharrten sechs Monate daselbst in weltlichen Kleidern, bis sich eine größere Anzahl gebildet und einige ihre Angelegenheiten geordnet hatten. Endlich waren durch ein Wunder der Gnade dreißig der angesehensten, meist dem höchsten Adel entsprossenen jungen Männer bereit, in Citeaux einzutreten.

Als der Tag der Abreise gekommen, gingen Bernard und seine vier Brüder zum letzten Male in ihre Heimath, um den väterlichen Segen zu erbitten. Beim Eintritt in den Schloßplatz trafen sie den jüngsten Bruder Nivard, der mit einigen Altersgenossen spielte. Der Aelteste von ihnen sagte: „Nivard, mein Bruder, wir überlassen dir alle unsere Güter, du bist der einzige Erbe unseres Vaters!" „Das heißt", antwortete der Knabe, „ihr überlaßt mir die Erde und nehmt für euch den Himmel, das ist eine sehr ungleiche Theilung". Vor der Hand blieb er wohl noch bei dem Vater; sobald er aber erwachsen war, konnte nichts ihn zurückhalten, den Brüdern nachzufolgen. Auch der Vater Tescelin und die Schwester Hombeline traten in der Folge in ein Kloster ein.

Der damalige Abt von Citeaux Stephan sah mit Schmerz, daß trotz seiner Bemühungen die Genossenschaft sich nicht vergrößerte, als im Jahre 1113, dem fünfzehnten seit Gründung des Hauses, Bernard mit seinen dreißig Genossen um Aufnahme bat. Mit inniger Freude wurde dieser so bedeutende Zuwachs aufgenommen.

Stephan, mit dem Beinamen Harding oder Hardinge, der dritte Abt von Citeaux, war in England von reichen und vornehmen Eltern geboren. Seine Erziehung erhielt er in dem Kloster von Sherburne in der Grafschaft Dorset. Die Lehrer, welchen er anvertraut wurde, bildeten ihn ebenso in der Wissenschaft wie in einer gediegenen Frömmigkeit aus; schon frühzeitig lernte er seine Neigungen zu zügeln und in seiner Seele einen unzerstörbaren Frieden zu gründen. Dieser Friede verlieh seinen Zügen eine überaus liebliche Heiterkeit. Das Verlangen, mehr und mehr Fortschritte in der Vollkommenheit zu machen, brachte ihn zu dem Entschlusse, das Kloster zu verlassen; mit einem gleichgesinnten Freunde ging er nach Schottland, wo sie noch mehrere seltene Vorbilder der Frömmigkeit trafen. Von da begaben sie sich nach Paris, alsdann nach Rom. Ihre innere Sammlung litt durch diese Reise keineswegs; um den Gebetsgeist rege zu erhalten, beteten sie täglich den ganzen Psalter.

Während seiner Rückkehr von Rom hörte Stephan in Lyon von der Frömmigkeit und der Strenge reden, die in dem vom h. Robert gegründeten

Kloster zu Molesme geübt wurden und er entschloß sich, sich dort ebenfalls Gott zu weihen.

Als Robert in Citeaux mit Hülfe der freigebigen Spenden des Herzogs Eudes von Burgund ein Kloster gründete, folgte ihm Stephan dorthin. Der Herzog besuchte die Brüder oft, um sich zu erbauen und ließ sich sogar in ihrer Nähe einen Palast erbauen und wollte auch im Kloster begraben werden. Mehrere seiner Nachfolger wählten sich dort ihren Begräbnißplatz. Sein zweiter Sohn Heinrich ging noch weiter; er ließ sich unter die Zahl der Mönche des seligen Alberich, des zweiten Abtes von Citeaux, aufnehmen und starb dort den Tod der Gerechten.

Nach dem Tode Alberichs wurde Stephan zu seinem Nachfolger gewählt, dessen Hauptsorge es war, den Geist der Sammlung und Armuth in seinen Mönchen zu erhalten. Er ergriff kluge Vorsichtsmaßregeln, um die zu häufigen Besuche der Fremden zu verhindern. Nur der Herzog von Burgund durfte in das Kloster selbst eintreten und da wurde er noch gebeten, seinen Hofstaat nicht mitzubringen, wie er es sonst bei feierlichen Veranlassungen zu thun pflegte. Man entfernte in den Kirchen die goldenen und silbernen Kreuze und stellte an deren Stelle solche von gemaltem Holze. Nur ein Leuchter und noch dazu nur ein eiserner, wurde beibehalten. Man bediente sich nicht mehr goldener, sondern nur vergoldeter Kelche. Die Meßgewänder und übrigen Kirchenparamente waren nur von gemeinem Stoffe, weder Seide, noch Gold, noch Silber durfte dazu verwendet werden. So arm aber auch die Kirche von Citeaux gehalten wurde, so sauber und des Hauses Gottes würdig erschien sie, ja selbst ihre Einfachheit verlieh ihr etwas Majestätisches und verkündete die Größe dessen, der dort angebetet wurde.

Die Mönche von Citeaux widmeten mehrere Stunden des Tages der Handarbeit. Zur bestimmten Zeit lasen sie oder schrieben Bücher ab. Mit Hülfe seiner Brüder verfertigte Stephan eine Abschrift der lateinischen Bibel zum Gebrauch seines Klosters. Um sie recht genau herzustellen, bediente er sich einer Menge Manuscripte, fragte auch gelehrte Juden um Rath und ließ sich den hebräischen Text von ihnen erklären; dadurch wurde es ihm ermöglicht, die Stellen zu verbessern, wo der Sinn des Originals nicht gut übersetzt war. Das Manuscript der unter Stephan im Jahre 1109 angefertigten Bibelabschrift hat sich in Citeaux bis auf die letzten Zeiten erhalten.

So groß auch vordem schon die Tugenden Stephans waren, so erglänzten sie doch in neuem Schimmer, als Gott ihm verschiedene Prüfungen zuschickte. Der Herzog von Burgund, ungehalten darüber, daß er nicht mehr in Citeaux Hof halten sollte, ließ ihn seine Verstimmung fühlen. Er entzog dem Kloster seinen Schutz und unterließ von da ab, den Bewohnern Lebensmittel zuzusenden. Die Mönche empfanden den Abgang dieser Almosen sehr bitter, denn ihrer Hände Arbeit genügte nicht zur Beschaffung des nothwendigen Unterhaltes, so daß sie bald in die äußerste Noth geriethen. Stephan, der ebenso wie alle andern am Nothwendigsten Mangel litt, verließ das Kloster und bettelte von Thür zu Thür. Er gab eine schöne Probe seiner Uneigennützigkeit und seines Vertrauens auf Gott, indem er das Almosen eines simonistischen Priesters ablehnte. Die Regel von Citeaux verbietet allerdings den Mönchen das Betteln, da sie die Vermeidung alles dessen bezweckt, was den Geist der Sammlung benachtheiligen könnte; indeß durfte ein so außerordentlicher Fall, wie hier der der äußersten Noth, wohl eine Ausnahme gestatten. Uebrigens freuten sich der h. Abt und seine Religiosen ihrer Armuth, und die Unbequemlichkeiten derselben dienten nur dazu, die heldenmüthigsten Tugendakte zu verrichten. Gott tröstete sie auch durch mehrere sichtbare Beweise seines Schutzes.

Der eben erzählten Prüfung folgte eine andere, nicht minder empfindliche. Eine Krankheit raffte in den Jahren 1111 und 1112 den größten Theil der Mönche hinweg. Der h. Abt empfand diesen Schlag aufs tiefste; am meisten betrübte ihn dabei der Gedanke, keine Nachahmer ihrer Buße und Armuth zu bekommen. In der That schrieb man den Tod so vieler Religiosen der Strenge der Regel zu, die man für übertrieben hielt, und schloß daraus, daß das neue Institut nicht dem Willen Gottes gemäß sei. Diese Gründe, welche etwas für sich hatten, erschütterten den Beruf Mancher und hielten sie ab, einzutreten. Indeß richtete der h. Abt die heißesten Gebete zu Gott und empfahl ihm seine kleine Heerde. Die Gnaden, die er bisher vom Herrn erhalten, gab seinem Vertrauen auf göttlichen Schutz gewissermaßen ein Recht. Endlich wurde sein Glaube belohnt, indem Gott den h. Bernard mit seinen dreißig Genossen sandte.

Da unter diesen mehrere verheirathet waren, deren Frauen ebenfalls ein klösterliches Leben führen wollten, ließ der h. Stephan das Kloster von Juilli in der Diöcese Langres für sie erbauen und stellte es unter die Leitung des Abtes von Molesme. Das Haus von Citeaux war noch wenig gekannt; deshalb war ja auch Bernard dort eingetreten, um von den Menschen vergessen zu werden wie ein verlorenes Gefäß. Gott aber hatte andere Absichten mit ihm, er wollte ihn zu einem auserwählten Gefäße machen, nicht nur zur Kräftigung und zur Verbreitung des klösterlichen Lebens, sondern sein Name sollte vor Königen und Völkern bis an die Grenzen der Erde getragen werden. Er, der an nichts dergleichen dachte, ermunterte sich immer wieder aufs neue zum Eifer mit den Worten: „Bernard, wozu bist du hierhergekommen?“ Als er die Süßigkeit der Liebe Gottes zu kosten angefangen, fürchtete er so sehr durch die Sinne vom innern Leben abgezogen zu werden, daß er ihnen nur zur Noth so viel Freiheit gab, als er grade zum Verkehr mit den Brüdern brauchte. Dies wurde ihm derart zur Gewohnheit, ja wie zur zweiten Natur, daß er, ganz in Gott versenkt, sah, ohne zu sehen, hörte, ohne zu hören, schmeckte ohne zu schmecken. Er war ein Jahr im Noviziate und wußte noch nicht, ob die Decke des Zimmers getäfelt war, oder nicht. Nach sehr langer Zeit wußte er nicht, daß im Schiffe der Kirche, in der er täglich mehrere Male war, drei Fenster sich befanden. Seine Neugier war derart ertödtet, daß er auf solche Dinge gar nicht achtete, oder sie bald wieder vergaß.

Unterstützt durch die Gnade ließ ihn sein glückliches Naturell einen außerordentlichen Geschmack an der Betrachtung geistiger Dinge empfinden, und da seine Leidenschaften nicht stark und durch böse Gewohnheit nicht gekräftigt waren, empörte sich das Fleisch nicht gegen den Geist. Im Gegentheil gewann der Geist so sehr die Oberhand, daß das Fleisch ganz unter der Abtödtung erlag. So jung er auch war, wachte er mehr, als seine Kräfte gestatteten; er hielt die Zeit für verloren, in der er schlief, und glaubte immer noch genug geschlafen zu haben, wenn er auch fast die ganze Nacht wachte. Er aß nur zur Erhaltung des Lebens. Der Gedanke an die Nahrung sättigte ihn schon, und er nahte sich dem Tische wie einer Marter. Seine zarte Leibesbeschaffenheit konnte die Strenge der Bußübungen nicht vertragen, und seit seinem Noviziat litt er bis an sein Lebensende an Erbrechen; indeß litt die Frische seines Geistes und die Inbrunst durchaus nicht unter der körperlichen Schwäche. Er gestattete sich nie die geringste Erleichterung oder Dispens sowohl bezüglich der Arbeit als auch der andern Uebungen und sagte, er sei noch Noviz und unvollkommen und bedürfe der ganzen Strenge der Disciplin.

Er zeigte bei allem, was er zu thun hatte, einen bewunderungswürdigen Eifer, besonders aber bei der Verrichtung der niedrigsten Arbeiten. Wenn die Andern mit einer Handarbeit beschäftigt waren, die er nicht verstand, so

ersetzte er sie durch Graben, Holzfällen oder Tragen von Lasten. Als ihm der Abt während der Ernte einmal befohlen hatte, sich zu setzen und auszuruhen, weil er zu schwach und der Arbeit nicht gewachsen sei, weinte er bitterlich und bat Gott um die Gnade, mit den Brüdern ernten zu dürfen. Er erhielt sie auch sogleich und freute sich alsdann innig, ein gewandterer Schnitter als die Andern zu sein. Die äußere Beschäftigung störte ihn im innern Gebet durchaus nicht; während der Arbeit unterhielt er sich mit Gott und betrachtete über Gegenstände der h. Schrift. Er sagte in der Folge oft, daß er im Felde und im Walde die geistlichen Wissenschaften gelernt; seine Lehrmeister seien die Buchen und die Eichen gewesen. Wenn er nicht arbeitete, so betete, betrachtete oder las er. Er studirte die h. Schrift, indem er sie in h. Einfalt las und immer wieder las. Er sagte, daß er sie durch nichts besser als durch ihre eigenen Worte verstehe, und daß alle Wahrheiten, die sie lehre, in ihrer Quelle mehr Kraft haben, als in den Worten der Ausleger. Indeß unterließ er nicht, mit Demuth und Unterwerfung die Erklärungen der Kirchenlehrer zu lesen und ihren Winken gläubig zu folgen. Indessen fiel Bernard in zwei Fehler, die dazu dienten, seinen Eifer und seine Wachsamkeit zu vermehren. Er hatte die Gewohnheit, täglich für die Seelenruhe seiner Mutter die sieben Psalmen zu beten; einmal hatte er es vergessen. Der h. Stephan, dem Gott diese Vergeßlichkeit geoffenbart hatte, rief Bernard den andern Morgen und fragte ihn: „Bruder Bernard, wem hast du gestern den Auftrag gegeben, die sieben Psalmen statt deiner zu verrichten? Der Noviz, überrascht, daß Jemand etwas von dem wisse, was er Niemandem gesagt, wurde ganz verwirrt: er warf sich dem Abte zu Füßen und bat um Verzeihung wegen seines Fehlers. Von der Zeit an war er sehr genau in Erfüllung seiner besondern Uebungen. Der zweite Fehler war folgender. Er hatte Besuch von seinen weltlichen Verwandten, und als er sich mit Erlaubniß des Abtes mit ihnen unterhielt, empfand er etwas Vergnügen an ihren Fragen und Antworten. Er wurde sich dieses Fehlers erst bewußt durch die Trockenheit, in die er sein Herz versetzt sah. Um sich zu strafen, betete er lange niedergeworfen vor dem Altare, und erst die Wiederkehr der geistigen Tröstung stillte seine Thränen und Seufzer. In der Folge hütete er sich sehr sorgfältig, um während der Unterhaltung mit Fremden die Sammlung des Geistes nicht zu verlieren.

Kaum hatte Bernard und seine Genossen Aufnahme in Citeaux gefunden, als der h. Stephan sich genöthigt sah, ein neues Kloster zu bauen, indem sich die vorhandenen Räumlichkeiten zu klein erwiesen für die Menge der Postulanten, die sich fortwährend meldeten. Gualter, Bischof von Chalon-sur-Saone, durchreiste seine ganze Diözese mit ihm, um einen geeigneten Platz ausfindig zu machen. Zwei Grafen, Gualderich und Wilhelm, boten ihm einen einsamen Ort an; der Abt Stephan nahm das Anerbieten an und sandte zwölf seiner Religiosen unter der Leitung Bernards dahin. Die Gebäude wurden sehr bald beendet, woraus ersichtlich ist, daß sie nicht prächtig waren, und die Kirche wurde von dem Bischofe von Chalon in Gegenwart der beiden Stifter im Jahre 1113 den 13. Mai eingeweiht. Dieses neue Kloster, la Ferté genannt, war die erste Tochter von Citeaux, denn so wurden dessen Colonien genannt.

Im folgenden Jahre beschloß Hildebert, Kanonikus von Auxerre, ebenfalls ein Cistercienserkloster auf seinem Besitzthum zu Pontigni zu gründen. Zu diesem Zwecke reiste er nach Citeaux, und der Abt Stephan genehmigte diese Gründung, sandte eine Colonie von zwölf Mönchen nach Pontigni und gab ihnen Hugo von Macon zum Abte, welcher einer der ersten Gefährten Bernards und noch nicht ein Jahr Profeß war. Er wurde durch Humbald, Bischof von Auxerre eingesetzt, dem er Gehorsam nach der Regel des h. Be=

nedict versprach. Pontigni war die zweite Tochter von Citeaux; Clairvaux sollte die dritte werden.

Zwei Jahre war Bernard in der Einöde von Citeaux wie ein Licht unter dem Scheffel verborgen; nun zögerte Gott nicht länger, ihn auf den Leuchter zu stellen, um die ganze Kirche damit zu erleuchten. Er gab dem Abte Stephan den Wunsch ein, noch ein neues Kloster seines Ordens zu gründen. Sobald Hugo, Graf von Champagne, dies erfuhr, bot er Stephan einen abgelegenen Ort in der Diöcese Langres dazu an, der Wermuthsthal hieß und lange der Schlupfwinkel einer Räuberbande gewesen war. Nachdem man in der Eile einige Hütten als Zellen erbaut hatte, sandte der Abt zwölf Mönche dahin, denen er Bernard zum Abte gab. Sie kamen in Prozession dort an und führten ein englisches Leben, so daß aus der Räuberhöhle bald ein Haus des Gebetes und ein Tempel Gottes wurde. Der Name Wermuthsthal wurde in der Folge umgewandelt in „Leuchtthal" Clara Vallis, Clairvaux.

Josceran, Bischof von Langres, dem es eigentlich zustand, Bernard die Abtweihe zu ertheilen, war zur Zeit abwesend; der neue Abt wurde deshalb nach Chalons-sur-Marne entsandt, um die Weihe aus den Händen des gelehrten Wilhelm von Champeaux zu empfangen, der erst unlängst zum Bischof dieser Stadt erhoben worden war. Bernard ging in Begleitung eines Mönches aus Citeaux, Namens Elbedon, dahin. Als man einen jungen Mönch, der schlecht gekleidet, anscheinend nur Haut und Knochen und fast sterbend war, die bischöfliche Wohnung mit einem ältern, kräftigen Mönche betreten sah, dachte man nicht anders, als dieser letztere sei der erwählte Abt. Aber der Bischof urtheilte anders; er erkannte bei der ersten Unterredung mit Bernard dessen vollen Werth und konnte fast nicht aufhören, sich mit ihm zu unterhalten, wie auch Bernard nicht genug die Frömmigkeit und Gelehrsamkeit des Bischofs bewundern konnte. Von der Zeit an waren Wilhelm von Champeaux und Bernard ein Herz und eine Seele.

Nach Clairvaux zurückgekehrt, machte Bernard aus der Einöde eine andere Thebais und erneuerte dort all die Abtödtungen der alten Einsiedler. Das Kloster war sehr arm, aber die Mönche waren zufrieden. Bei dem Mangel an allem glaubten sie nichts zu entbehren, weil sie nichts wünschten und sie fanden nichts schwer, da sie ihren Abt mehr leisten sahen, als er je von ihnen verlangte. Ihre Speisen erhielten nur durch den Hunger und die Liebe zur Abtödtung einen Geschmack, und es kam einige Male vor, daß ihnen gekochte Buchenblätter zum Essen vorgesetzt wurden. Das Brod war aus Gerste, Hirse und Wicken gebacken. Ein fremder Mönch, dem man ein solches Brod im Gastzimmer vorgesetzt hatte, wurde dadurch bis zu Thränen gerührt und steckte es heimlich ein, um überall zu zeigen, welches Brod Männer von solchem Verdienste aßen. Ihre Beschäftigung bestand im Chorgebet, Handarbeit, Betrachtung, Stillschweigen und Wachen. Bernard schlief fast gar nicht und sagte oft, daß er keine Zeit für so verloren halte und bedaure wie die Schlafenszeit, und wenn er einen fest schlafenden Mönch traf, sagte er, er schliefe wie ein Weltlicher. Die kräftigste Gesundheit hätte einer solchen Strenge erliegen müssen, vielmehr aber noch die ohnehin sehr zarte Gesundheit Bernards. Bald nach seiner Erwählung zum Abt wurde er gefährlich krank. Wilhelm von Champeaux hörte davon und eilte in großer Betrübniß nach Clairvaux, ihn zu besuchen und wo möglich Erleichterung zu verschaffen. Als er mit Leichtigkeit erkannte, daß die übermäßigen Strengheiten die alleinige Ursache von Bernards Krankheit seien, bat er ihn inständig, sie zu mäßigen und mehr Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen. Er fand aber für seine Vorstel-

lungen kein geneigtes Ohr, da Bernard glaubte, nie genug in der Abtödtung zu thun; der Bischof ging deshalb von Clairvaux nach Citeaux und bat, ein Kapitel zusammenzuberufen, was der Abt Stephan auch sogleich that. Aber wie sehr erstaunte er, als der Bischof sich vor dem versammelten Kapitel zur Erde niederwarf und die anwesenden Aebte demüthig bat, ihn zum Obern Bernards zu ernennen und diesen ihm gegenüber zum Gehorsam zu verpflichten, da er sich zum Selbstmörder mache. Die Demuth und Liebe des Bischofs erbaute allgemein, und man gewährte seine Bitte. Wilhelm kehrte nun mit Vollmacht versehen nach Clairvaux zurück und befahl Bernard, ihm in allem zu gehorchen, was seine Gesundheit betraf. Es wurde außerhalb des Klosters ein kleines Häuschen errichtet, wohin der Abt gebracht wurde, der sich bis zu seiner Wiederherstellung durchaus in nichts mischen durfte, was zur Leitung des Klosters gehörte. Der Bischof meinte es gut; er übergab seinen Kranken einem Arzte, der ihn zu heilen versprach; dieser aber war ein äußerst ungebildeter Mann, und Bernard erhielt den Befehl, ihm zu gehorchen.

Wilhelm, Abt von St. Thierri, der eine Lebensgeschichte des hl. Bernard noch bei dessen Lebzeiten geschrieben hat, besuchte ihn einst während dieser Zeit und wurde so erbaut von dem, was er hörte und sah, daß er am liebsten dort geblieben und dem Heiligen bis an sein Lebensende gedient hätte. Er schreibt: „Wir fragten ihn, wie es ihm ginge, und er antwortete uns mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln: „Sehr gut; zuvor gehorchten mir verständige Menschen; nun hat man mich zum Gehorsam gegen ein unverständiges Thier verpflichtet". Er sprach von dem bäuerischen Arzte, den man ihm gegeben hatte, und Wilhelm fügt hinzu, die Art und Weise dieses rohen Mannes habe ihn in der That empört.

Indeß besserte sich die Gesundheit Bernards trotzdem, und er konnte die Leitung seiner Gemeinde bald wieder übernehmen. Zu dieser gehörten alle seine Brüder, und auch Tescelin, sein Vater, kam im Greisenalter, um in Clairvaux als Mönch seine Tage zu beschließen. Nur ihre Schwester Hombeline war noch in der Welt; sie war verheirathet und ziemlich eitel. Da gab ihr Gott einst ein, ihre Brüder zu besuchen, sie kam sehr geputzt und mit großem Gefolge zum Kloster. Bernard aber, der von dem Gepränge gehört, mit welchem sie ankam, weigerte sich, sie zu empfangen, die übrigen Brüder ebenfalls. Nur Andreas erschien an der Pforte, machte ihr Vorwürfe bezüglich ihrer Kleiderpracht und nannte sie einen gezierten Misthaufen. Vor Scham und Zerknirschung in Thränen ausbrechend, sagte sie: „Wenn ich auch eine Sünderin bin, so ist doch Christus auch für mich gestorben, und eben weil ich eine Sünderin bin, will ich guten Rath von euch haben. Wenn mein Bruder auch meinen Leib verachtet, so soll doch der Diener Gottes meine Seele nicht verachten. Er komme und befehle; ich will gehorchen.

Nach diesem Versprechen erschien Bernard mit allen seinen Brüdern. Da er die Schwester vom Manne nicht trennen konnte, ermahnte er sie, wenigstens die Kleiderpracht und alle weltliche Eitelkeit abzulegen. Hombeline kehrte derart verändert zurück, daß sie die nächsten zwei Jahre in ihrem Hause wie in einem Kloster lebte; alsdann erhielt sie von ihrem Gatten die Erlaubniß, Nonne zu werden, und sie trat in das Kloster zu Juilli ein, welches für die Frauen der Genossen Bernards gegründet worden war.

Der Ruf des h. Bernard zog eine Menge Novizen nach Clairvaux. Indem er sie aufnahm, sagte er zu ihnen: „Wenn ihr hier eintreten wollet, so laßt den Körper, den ihr aus der Welt mitgebracht, an der Pforte zurück; nur den Geist bringt mit herein". Er wollte damit, wie er sich selbst erklärt, sagen, daß man beim Eintritte in einen Orden der Begierlichkeit entsagen müsse. Bernard hatte im Anfange seiner Leitung des Klosters einen so hohen Begriff vom Leben eines Religiosen, daß er von seinen Brüdern eine

der menschlichen Gebrechlichkeit unmögliche Reinheit des Herzens und des Leibes verlangte; er stellte ihnen ein so hohes Ziel der Vollkommenheit auf, daß er sie eher entmuthigte, als aneiferte. Klagten sie sich einer vorübergehenden Vorstellung oder nur des flüchtigsten unreinen Gedankens an, so schien er erstaunt, noch Menschen zu finden, wo er schon Engel erwartete. Gott ließ ihn aber seinen Irrthum erkennen, und der h. Abt wußte später besser, der menschlichen Schwäche sich anzupassen und seine Religiosen auf verschiedenen Wegen zur Vollkommenheit zu führen, je nach dem Maße der Gnade, das einem jeden von Gott verliehen ist. An Stelle der Strenge eines Meisters trat die liebevolle und zärtliche Mahnung einer Mutter. Diejenigen, welche zuvor muthlos geworden waren, liefen nun mit h. Leichtigkeit auf den Wegen der Vollkommenheit. Clairvaux wurde ein Paradies; man sah in der Folge siebenhundert Mönche auf das geringste Zeichen des h. Bernard sich erheben und ihm wie einem Engel des Herrn gehorchen. Darunter war der Sohn eines Königs von Frankreich, ein König von Sardinien und viele andere Fürsten und Adlige.

Der größte Theil waren Laienbrüder, welche Feld- und Handarbeit verrichteten und die Heerden hüteten; man sah unter ihnen einen, der sich im Kriege eines Vergehens schuldig gemacht hatte, und da er sich nun nicht für würdig hielt, unter die Religiosen aufgenommen zu werden, so übernahm er, die Schweine zu hüten. Solche Beispiele von Demuth kamen damals durch Gottes Gnade unter den Großen der Welt vor.

Wenn man vom Berge nach Clairvaux hinabstieg, sah man bald beim ersten Blicke an der Einfachheit und Armuth der Gebäude, daß Gott darin wohne. Das Thal war mit Menschen angefüllt, ein jeder mit der ihm vorgeschriebenen Arbeit beschäftigt; dabei herrschte mitten am Tage tiefes Stillschweigen; man hörte nur das Geräusch der Arbeitenden oder den Lobgesang Gottes. Dieses Stillschweigen flößte den Weltlichen eine so heilige Ehrfurcht ein, daß keiner ein lautes oder unnützes Gespräch zu führen wagte. Die Mönche hörten trotz ihrer Menge nicht auf, Einsiedler zu sein, weil die Sammlung des Geistes und das Stillschweigen in ihren Herzen eine Einsamkeit schuf. Mit Mühe und Noth konnten sie durch harte Händearbeit dem rauhen Boden kaum die nothwendigsten Nahrungsmittel abringen, und diesen gaben sie keinen andern Wohlgeschmack als Hunger und Liebe zur Abtödtung. Trotz ihrer äußersten Dürftigkeit fanden sie selbe noch zu gut, und in ihrem ersten Eifer hielten sie alles für Gift, was ihrem Gaumen auch nur ein wenig behagte. Durch die Bemühungen ihres h. Abtes waren sie dahin gelangt, nicht nur ohne Murren, sondern sogar mit Freuden jegliche Beschwerde zu leiden, was ihnen vordem unmöglich geschienen. Ja diese h. Freude schien ihnen sogar unerlaubt zu sein, und es bedurfte des Ansehens des heiligen und gelehrten Bischofs von Chalons, um sie von dieser Aengstlichkeit zu befreien. So stellt Wilhelm von St. Thierri als Augenzeuge dasjenige dar, was er das goldene Zeitalter von Citeaux nennt.

Das größte Wunder dieser wunderbaren Thebais war ihr h. Patriarch, der h. Bernard selbst. Nachdem er ein Jahr unter dem Gehorsam des Bischofs von Chalons bezüglich seiner Gesundheit gestanden hatte, kehrte er zu der früheren Strenge mit neuem Eifer zurück. Er betete Tag und Nacht, bis seine Kniee wankten und die geschwollenen Füße ihn nicht mehr trugen. Er trug lange ein Cilicium auf bloßem Leibe, bis es verrathen wurde. Seine Nahrung bestand aus Brod und Milch oder Gemüse und Brei aus Hülsenfrüchten. Die Aerzte bewunderten, daß es möglich sei, bei solcher Lebensart so zu arbeiten, und sagten, es hieße ein Lamm zur Schlachtbank führen. Sein Erbrechen wurde so heftig, daß er sich vom öffentlichen Gottesdienste zurück-

ziehen mußte. Trotz seiner Kränklichkeit erreichte er doch ein Alter von dreiundsechszig Jahren, stiftete eine große Anzahl Klöster und unterließ nicht zu predigen, viele ausgezeichnete Schriften zu verfassen und wichtige Geschäfte für die Kirche zu übernehmen, die oft mit langwierigen, beschwerlichen Reisen verbunden waren.

Wenn seine Kränklichkeit ihn nöthigte, sich einige Zeit von der Genossenschaft entfernt zu halten, so war dies die gelegenste Zeit für die Weltleute, ihn zu besuchen; er nahm alle freundlich auf und redete mit ihnen über die Wahrheiten der Religion. Nöthigte ihn der Gehorsam, sich in Angelegenheiten der Kirche vom Kloster zu entfernen, mochte er gehen, wohin es auch war, mochte die Rede sein, von was immer, er wußte das Gespräch immer auf Gott zu lenken; das war auch überall bekannt. Sein erstes Wunder wirkte er an einem ihm verwandten Edelmann, Namens Josbert de la Ferté, der plötzlich die Sprache und die Besinnung verlor. Sein Sohn und die übrigen Verwandten betrübten sich sehr, daß er ohne den Empfang der h. Sterbesakramente sterben sollte. Man sandte nach dem h. Abte, und dieser fand ihn am dritten Tage noch in dem nämlichen Zustande. Da sagte er zu dem Sohne und den Umstehenden: „Ihr wißt, daß dieser Mann Gott schwer beleidigt hat, besonders durch Unterdrückung der Kirchen und Armen. Gebet den Kirchen und den Armen das Entwendete wieder zurück, und er wird die Sprache wieder erlangen und beichten können?“ Die Familie versprach dies mit Freuden, aber Gerard, der Bruder, und Gualderich, der Onkel Bernards, waren erstaunt und bestürzt wegen des gegebenen Versprechens, zogen diesen bei Seite und machten ihm darüber harte Vorwürfe. Er aber erwiderte einfach: „Es ist Gott leicht zu thun, was euch zu glauben so schwer ankommt.“ Alsdann betete er im Stillen und ging hin, um das h. Opfer darzubringen. Noch war er am Altare, als ein Mann eilends mit der Nachricht kam, Josbert rede vernehmlich und verlange dringend nach dem h. Abte. Nach der Messe ging dieser auch zu ihm, der Kranke beichtete ihm, empfing die heilige Wegzehrung und lebte noch zwei oder drei Tage, während welcher er seine Angelegenheiten ordnete und das ungerecht erworbene Gut wieder erstattete.

Eines Tages kam eine Frau von weit her, deren Kind von Geburt an eine vertrocknete Hand und einen gelähmten Arm hatte. Sie bat den Heiligen dringend um Hülfe. Er hieß sie das Kind auf die Erde setzen, betete dann, machte das Kreuzzeichen über den Arm und die Hand und sagte der Mutter, sie möge nun ihr Kind rufen. Dieses stand alsbald auf, lief auf die Mutter zu und umarmte sie mit zwei gesunden Aermchen und Händen. Die Brüder und Schüler Bernards erstaunten über diese Wunder, aber sie hatten durchaus keine eitle Freude daran, wie gewöhnliche Menschen; im Gegentheil fürchteten sie für Bernard, da er noch so sehr jung und erst kurze Zeit im Orden war. Besonders waren es der Onkel Gualderich und der älteste Bruder Guido, die dem Heiligen oft harte Worte darüber sagten, um seine Bescheidenheit zu schützen; sie neckten ihn ob der Wunder und setzten diese herab; als der Heilige sich aber durchaus nicht vertheidigte, kränkten sie ihn so empfindlich, daß er Thränen vergoß. Einstmals wurde Gualderich selbst krank; von heftigem Schmerze geplagt, bat er seinen Neffen, sich seiner zu erbarmen und ihm dieselbe Wohlthat zu erweisen wie Anderen. Bernard lächelte in gewohnter sanfter Weise und erinnerte den Onkel an die Vorwürfe, die er ihm in dieser Beziehung wiederholt gemacht hatte, und fragte ihn, ob er ihn in Zukunft in Ruhe lassen wollte. Alsdann legte er ihm die Hände auf, gebot dem Fieber und — Gualderich war gesund [1]).

---

1) Vita S. Bernardi. Acta SS. 20. Aug.

68. Während Bernard ganz Frankreich durch seine Tugenden und unzähligen Wunder verherrlichte, bewunderte Irland einen neuen Apostel, dessen Lebensgeschichte der h. Bernard, sein Freund und Verehrer, mit außerordentlicher Beredtsamkeit geschrieben hat. Dies war der h. Malachias, was so viel bedeutet, als der Engel des Herrn. Er war im Jahre 1094 in der Stadt Armagh in Irland geboren. Seine Eltern gehörten dem höchsten Adel der Provinz an. Von seiner Mutter, deren Frömmigkeit ihren Adel übertraf, lernte er zuerst die Gebote Gottes kennen, die sie der weltlichen Wissenschaft vorzog. In beiden aber machte er schon als Kind bewunderungswürdige Fortschritte; in gleichem Maaße stellte er seine Mutter und seine Lehrer zufrieden. Er war sanft, bescheiden, freundlich und bei Jederman beliebt. Noch ein Kind an Jahren, war er ein Greis an Sitten und hatte durchaus nichts Kindisches an sich. Bewundert und geehrt von Allen blieb er nichtsdestoweniger demüthig und gehorsam. Durch ein inneres Licht erleuchtet, übertraf er seine Mitschüler bald an Wissenschaft, ja selbst seine Lehrer an Tugend. Er beschäftigte sich vorzugsweise gern mit göttlichen Dingen, suchte die Einsamkeit, aß wenig, wachte, betrachtete und betete viel. Wenn ihm das Studium den Besuch der Kirche nicht gestattete, so erhob er Herz und Hände zum Himmel und betete, wo er auch war, ohne daß Jemand es bemerken konnte. Die eitle Ehre floh er wie Gift. Nahe bei der Stadt, in der er wohnte, ist ein kleines Dörfchen, das oft das Ziel der Spaziergänge seines Lehrers war. Malachias als einziger Begleiter blieb dann oft etwas zurück, erhob die Hände zum Himmel und sandte himmlische Stoßgebete hinauf. Bei fortschreitendem Alter verlor er doch nichts an Unschuld und Herzensreinigkeit. Er besaß eine große Unterscheidungsgabe und schwankte nie zwischen dem Geiste Gottes und dem der Welt. Da er aber wohl wußte, daß er einen kostbaren Schatz in gebrechlichem Gefäße trug, versäumte er kein Mittel, um sich sicher zu stellen.

Bei der Kirche von Armagh lebte ein heiliger Mann eingeschlossen in einer Zelle, in der er Tag und Nacht betete, fastete und seinen Körper abtödtete. Zu diesem ging Malachias und bat ihn um eine Lebensregel. Zu den Füßen Imar's sitzend, (so hieß dieser h. Einsiedler) lernte er Gehorsam, Stillschweigen, Abtödtung, oder zeigte vielmehr, daß er dies schon konnte.

Auf den Antrag Imar's von Celsius, dem Erzbischof von Armagh, zum Diakon geweiht, widmete er sich den neuen Pflichten mit heiligem Eifer, besonders dem Dienste der Armen. Seine Schwester, die dieses Amt für seine hohe Abkunft unwürdig fand, machte ihm unaufhörliche Vorwürfe und sagte: „Thörichter, laß die Todten ihre Todten begraben.“ „Unglückliche, erwiderte ihr der Bruder, du kennst die Worte dieses göttlichen Ausspruchs, aber du verstehst ihren Sinn nicht!“ Und trotz ihrer Vorwürfe unterließ er nichts in der Ausübung seines neuen Amtes. Im Alter von fünfundzwanzig Jahren wurde er ungeachtet seiner demüthigen Weigerung zum Priester geweiht. Der Erzbischof ernannte ihn zu seinem Vicar, um dem Volke das Wort Gottes zu verkünden und die vielen Mißbräuche abzustellen, die in der Kirche von Irland eingerissen waren. Malachias erfüllte seinen Auftrag mit ebenso großem Eifer als Erfolge; die Laster wurden ausgerottet, rohe Gebräuche aufgehoben, der Aberglaube verbannt, und überall sah man mit der Reinheit des Glaubens die Reinheit der Sitten wieder aufleben. In allen Kirchen stellte er die apostolischen Einrichtungen, die Verordnungen der h. Väter und besonders die Gebräuche der römischen Kirche wieder her. Von da an verrichtete man wieder wie überall anderwärts das kanonische Stundengebet, das seit dem Einfalle der Dänen selbst in der Kathedrale verschwunden war. Der heilsame Gebrauch

der öftern Beichte, das Sakrament der Firmung, die Vorschriften bezüglich der Ehe, kurz alles, was vergessen, oder vernachlässigt worden war, wurde aufgefrischt.

Da sein Eifer in Verbesserung der Sitten und Kirchenzucht groß, aber auch behutsam war; fürchtete er immer, etwas einzuführen, was mit dem allgemeinen Ritus der Kirche etwa nicht übereinstimmte; darum bat er seinen Bischof um Erlaubniß, nach Mumonia, einem der Reiche Irlands, zu gehen und dort sich von dem Bischofe Malchus von Lesmor unterrichten zu lassen. Dieser war schon bejahrt und nicht bloß durch Gelehrsamkeit, sondern auch durch Tugenden und durch Wundergabe sehr berühmt und hatte lange in dem Kloster zu Winchester in England gelebt. Malachias blieb mehrere Jahre bei ihm.

Indeß brach in dem Reiche Mumonia eine Revolution aus. Der König Cormac wurde von seinem Bruder enthront und verjagt und flüchtete sich zu dem Bischofe Malchus. Dieser schickte sich an, ihn mit gebührenden Ehren aufzunehmen; der König aber versicherte, er möchte lieber wie einer seiner armen Brüder leben, welche den Bischof umgaben, und ruhig den Willen Gottes abwarten, statt mit Gewalt sein Reich wieder zurückzufordern und auch nur einen Tropfen Blutes zu vergießen, das einst gegen ihn schreien könnte. Erfreut über so heilige Entschlüsse, räumte der Bischof dem Könige nach seinem Wunsche ein kleines Haus als Wohnung ein, gab ihm Malachias zum Führer und Brod, Salz und Wasser zur Nahrung. Der gute König gewann dieses demüthige und arme Leben so lieb, daß, als ihm die göttliche Vorsehung den Weg zu seinem Throne wieder bahnte, er sich nur mit großem Widerstreben auf ausdrücklichen Befehl des Bischofes und Malachias zurückbegab. Er bewahrte im Glücke dem h. Malachias dieselbe zärtliche Zuneigung, die er im Unglück zu ihm gefaßt hatte, ehrte ihn immer wie seinen Vater und gehorchte seinen Rathschlägen.

Während Malachias zu Lesmor weilte, starb seine Schwester, von der wir schon gesprochen. Er hatte gelobt, sie bei Lebzeiten nie wieder zu sehen, weil sie ein sehr weltliches Leben führte. Nun sah er sie nach ihrem Tode. Eines Nachts hört er während des Schlafes eine Stimme, die ihm sagt, seine Schwester warte seiner mit Schmerzen auf dem Kirchhofe, und sie sei bereits seit dreißig Tagen ohne Nahrung. Beim Erwachen denkt er diesen Worten nach und erinnert sich, daß es gerade dreißig Tage sind, seitdem er nicht mehr für sie gebetet hatte. Da er an seiner Schwester nichts als die Sünde gehaßt, begann er alsbald von neuem, für die Ruhe ihrer Seele zu beten, und las alle Tage die h. Messe für sie, oder ließ sie durch Andere lesen. Das war nicht umsonst. Es währte nicht lange, so sah er sie an der Kirchthüre, aber schwarz gekleidet und unvermögend einzutreten. Ein zweites Mal sah er sie mit lichterem Gewande im Innern der Kirche, doch ohne sich dem Altare nahen zu dürfen. Endlich sah er sie in weißem Gewande in Gesellschaft aller Heiligen.

So erzählt uns der h. Bernard, der die Geschichte gewiß aus dem Munde seines Freundes Malachias selbst erfahren hat.

Dem Bischofe Celsius und dem Einsiedler Imar dauerte die Abwesenheit des Malachias nun doch schon zu lange, und sie ließen ihn nach Armagh zurückrufen. Gott hatte ihm ein Werk zur Ehre seines Namens aufbewahrt. Die berühmte Abtei Bangor war seit lange in bedauernswerthem Zustande. Sie war im Jahre 555 von dem h. Congall gestiftet worden. Man sagt, daß schon bis dreitausend Mönche auf einmal da gewesen seien; wenigstens wurden zahlreiche klösterliche Colonien von dort aus nach allen Richtungen in Irland und Schottland gegründet. Der h. Columban, ein Mönch dieses Hauses, verpflanzte die Regel nach Frankreich und Italien. Die dänischen Seeräuber zerstörten die Gebäude und tödteten neunhundert Mönche an einem

Tage; von da an blieben nur noch Ruinen übrig. Der Platz und die angrenzenden Güter gehörten einem mächtigen und reichen Manne, einem Onkel des Malachias. Auf Eingebung Gottes schenkte dieser mit seiner Person Alles dem Neffen. Auf das Gebot des seligen Imar stellte dieser das Kloster wieder her, und es wurde aufs neue eine Pflanzstätte der Wissenschaft und Frömmigkeit. Der Diener Gottes leitete es einige Zeit und wurde für Alle eine lebendige Regel. Die in der Genossenschaft geübten Strengheiten genügten aber seinem Eifer nicht, er übte deren unzählige mehr, verbarg sie aber sorgfältig der Kenntniß Anderer. Mehrere wunderbare Heilungen erhöhten den Ruf der Heiligkeit, in dem Malachias bereits stand; sein Leben aber, sagt der h. Bernard, war das größte seiner Wunder.

Wenige Zeit darauf wurde er zum Bischofe von Connereth gewählt; er widerstand lange; mußte sich aber endlich doch den Befehlen Imars und seines Metropolitans fügen. Er zählte dreißig Jahre als er die bischöfliche Weihe erhielt. Sobald er sich ans Werk begeben hatte, erkannte er, daß man ihn eher zum Hirten einer Viehheerde als von Menschen gemacht; denn bis jetzt war ihm noch nichts ähnliches vorgekommen an Rohheit und Liederlichkeit, an Verachtung der Gesetze und Versunkenheit in die schändlichsten Laster. Das Volk war dem Namen nach christlich, in der That aber heidnisch. Man wußte nichts vom Zehnten, nichts von legitimen Ehen, nichts von der Beichte. Niemand begehrte Absolution, Niemand gab sie. Die wenigen vorhandenen Priester hatten nichts zu thun, denn sie sahen keine Frucht ihrer Bemühungen bei diesem verwilderten Volke. In den Kirchen hörte man weder die Predigt des Wortes Gottes noch auch Psalmengesang. Was sollte der Held Christi thun? Mit Schande fliehen oder mit Gefahr kämpfen? Doch er ist Hirt und nicht Miethling und bereit, sein Leben für das Heil seiner Heerde zu lassen. Er blieb furchtlos unter den Wölfen und setzte alles in's Werk, um sie zu Schafen umzuwandeln. Oeffentlich ermahnte er, im Geheimen rügte er; konnte er mit seinen Worten nicht durchdringen, so opferte er für sie ein gedemüthigtes und zerknirschtes Herz auf. Ganze Nächte brachte er im Gebete zu. Kam Niemand in die Kirche, so ging er zu ihnen auf die Straßen und Plätze, um Alle für Gott zu gewinnen. Mit demselben Eifer durchlief er Dörfer und Felder, immer von einigen treuen Jüngern begleitet. Selbst den Undankbarsten spendete er das Brod des Lebens; er ging wie die Apostel zu Fuße und ertrug mit unerschütterlicher Geduld alle Beschwerden und Beschimpfungen. Endlich triumphirte seine h. Beharrlichkeit über dieses verwilderte Volk. Es beschwichtigte sich nach und nach, und gewöhnte sich daran, auf die Ermahnungen zu hören und Zucht anzunehmen. Die heidnischen Gesetze wurden durch christliche ersetzt, die Gebräuche der Kirche wurden eingeführt und entgegengesetzte beseitigt. Es wurden Kirchen erbaut und Priester ordinirt. Man beichtete, besuchte den Gottesdienst wieder, ging christliche Ehen ein, und alles wendete sich zum Bessern.

Irland war damals vier oder fünf kleinen Königen von sehr verschiedener sittlicher Beschaffenheit unterworfen. Der im nördlichsten Theile der Insel regierende überfiel die Diöcese des h. Malachias und zerstörte die bischöfliche Stadt. Der Heilige, von seinem Sitze verjagt, flüchtete mit hundertzwanzig von seinen Mönchen in das Land Cornak's, desselben Königs, den er in Lesmor gesehen hatte. Dieser fromme Fürst erinnerte sich ihrer alten Freundschaft und bot ihm alle nur möglichen Hülfeleistungen an. Er gab ihm ein Stück Land und Geld, um ein Kloster zur Unterbringung seiner Ordensleute zu bauen.

Indeß wurde Celsius, der Erzbischof von Armagh, krank; als er das Ende seines Lebens herannahen fühlte, setzte er durch eine Art Testament Malachias zu seinem Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle ein. Er

hatte ihn zum Diakon, Priester und Bischofe geweiht und wußte keinen, der würdiger gewesen wäre, der gesammten Kirche Irlands vorzustehen. Er empfahl ihn im Namen des Patricius aller Welt, besonders den beiden Königen Mumoniens und dem Adel des Landes. Der h. Patricius, Apostel Irlands, stand in so hohem Ansehen, daß nicht nur der Klerus, sondern auch die Könige und Fürsten seinem Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Armagh gehorchten. Nun hatte sich, vielleicht in Folge dessen eine sehr üble Gewohnheit gebildet. Dieser erzbischöfliche Sitz war fast erblich geworden; man litt keinen anderen darauf, als nur einen, der einer gewissen Familie entsprossen, welche schon seit fast zweihundert Jahren im Besitze desselben war. Gab es gerade keinen Geistlichen in dieser Familie, so erhob man einen Laien auf den erzbischöflichen Stuhl, und so waren vor Celsius bereits acht, welche verheirathet waren, gar keine Weihe empfangen hatten und nur sehr gelehrt waren. Daher rührte die Zucht- und Religionslosigkeit, diese Barbarei in ganz Irland; denn man veränderte und vermehrte die Bisthümer ohne Ordnung und Grund, nur der Willkür des Metropoliten gemäß, so daß fast jede Kirche einen Bischof hatte. Sehr betrübt über diese und andere Uebel, wollte Celsius, ein gerechter Mann, der Gott fürchtete, durchaus nur Malachias zum Nachfolger. Er hoffte, daß durch diesen die verderbliche Erfolge aufgehoben würde, da er von aller Welt geliebt war, und der Herr mit ihm war.

Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht, nach seinem Tode wurde Malachias als Nachfolger bestätigt; aber nicht sobald und nicht so leicht. Ein gewisser Moritz hatte sich mit dem angemaßten Familienrechte des Stuhles bemächtigt und ihn fünf Jahre hindurch behauptet, nicht als Bischof, sondern als Tyrann. Die Guten drängten Malachias, der Intention des Celsius gemäß sich in Armagh niederzulassen; dieser aber weigerte sich, weil es in friedlicher Weise nicht möglich sei. Unter denen, die am meisten drängten, waren zwei Bischöfe, der selige Malchus von Lesmor und Gilbert von Limerick, welcher der erste päpstliche Legat in Irland war. Schon seit drei Jahren besaß Mauritius das usurpirte Erzbisthum, als die beiden Bischöfe, die das Aergerniß nicht länger dulden konnten, alle Bischöfe und Große des Landes zusammen beriefen und gemeinschaftlich mit ihnen in das Kloster von Ibrac zu Malachias gingen, um ihn nöthigenfalls zur Annahme des erzbischöflichen Stuhles von Armagh zu zwingen, falls er nicht freiwillig ginge. Er wich auch wirklich nur der Drohung der Exkommunikation und sagte, da man ihn zum Tode führe, gehe er in der Hoffnung, als Martyrer zu sterben, fügte aber hinzu, daß er nur unter der Bedingung gehe, zu seiner ersten Braut und geliebten Armuth zurückkehren zu dürfen, sobald sich alles zum Besten gewendet und der Friede wieder hergestellt sei. Die Bedingung wurde angenommen, und er begann mit der Ausübung der erzbischöflichen Functionen in der ganzen Provinz, nur in die Stadt Armagh ging er nicht, um einen etwaigen Aufstand zu vermeiden. Zwei Jahre darauf starb Mauritius, und obgleich dieser einen Verwandten Namens Nigellus zum Nachfolger bestimmt hatte, wurde doch Malachias im Jahre 1133 zum einzigen legitimen Erzbischofe von Irland ernannt und bestätigt. Er zählte damals achtunddreißig Jahre [1]).

69. In England blieb der Stuhl von Canterbury nach dem Tode des h. Anselm im Jahre 1109 erledigt bis zum Jahre 1114. Der König Heinrich hatte sich nach dem Beispiele seines Bruders Wilhelm sämmtlicher Güter und Einkünfte des Erzbisthums bemächtigt. Radulf, Bischof von Ro

1) S. Bern. Vita Malach.

chester, versah die erzbischöflichen Functionen in Canterbury. Endlich hatte sich Heinrich auf unaufhörliches Ermahnen des Papstes und auf Bitten der Mönche von Canterbury sowie anderer Personen entschlossen, eine Versammlung der Bischöfe und Großen Englands nach Windsor zusammen zu berufen, um dort über eine Erzbischofswahl zu berathen. Radulf, Bischof von Rochester, wurde den 26. April 1114 einstimmig erwählt und am 17. Mai desselben Jahres in Canterbury installirt.

Er war in der Normandie geboren, Mönch in St. Stephan zu Caen gewesen und hatte bei Lanfrank studirt. In der Folge wurde er Abt von St. Martin in Seez, und wegen einer Zwistigkeit mit Robert, Herrn von Bellesme, ging er nach England, schloß sich an den h. Anselm an und wurde von diesem 1108 zum Bischofe von Rochester geweiht. Er war schon alt und kränklich, als er auf den erzbischöflichen Stuhl in Canterbury erhoben wurde, den er acht Jahre inne hatte. Seine Sitten waren tadellos; man beschuldigte ihn nur, den Scherz zu sehr geliebt zu haben. Im Monate November 1114 sandte er drei Abgeordnete nach Rom, um von vom Papste seine Bestätigung und das Pallium zu erbitten. Der selige Yvo von Chartres schrieb in derselben Angelegenheit an den Papst. Die englischen Gesandten brachten dem Papste Briefe vom Könige, dem Erzbischofe, dem Kloster von Canterbury und fast allen Bischöfen Englands [1]).

In Rom angekommen blieben sie längere Zeit ohne günstigen Bescheid und ohne zu wissen, an wen sie sich wenden sollten. Da war aber ein Neffe des verstorbenen heiligen Anselm in Rom, der auch Anselm hieß, vom Papste sehr geliebt wurde und Abt von St. Sabas war. Er war bei Lebzeiten seines Onkels lange in England gewesen und dort wie ein Landsmann geliebt worden. Sobald er von der Ankunft der englischen Abgesandten hörte, begab er sich zu ihnen in den Lateran und erwies ihnen dort alle Dienste eines wahren Freundes. Er gewann den Papst und dessen Räthe so sehr für sie, daß ihnen alles unentgeltlich gewährt wurde, um was sie baten, und der Papst gab ihnen Anselm selbst mit, um das Pallium zu überbringen. Die Abgeordneten reiseten voraus, legten bei ihrer Ankunft in der Normandie dem Könige Rechenschaft über den Erfolg ihrer Reise ab und warteten auf den Legaten Anselm, der ehrenvoll aufgenommen wurde und mit ihnen nach England reisete [2]).

Anselm überbrachte dem Könige auch einen Brief vom Papste, in welchem er sich folgendermaßen beklagt: „Da du von der freigebigen Hand Gottes Ehre, Reichthum und Frieden erhalten, so sind wir umsomehr erstaunt und betrübt, daß der h. Petrus und in ihm der Herr selbst in deinem Reiche Ehre und Recht verloren hat; denn die päpstlichen Botschafter oder Briefe werden in deinen Staaten nur auf Befehl deiner Majestät zugelassen. Nie wird eine Klage oder sonstige Angelegenheit dem apostolischen Stuhle zur Entscheidung vorgelegt; daher kommen viele unerlaubte Ordinationen vor, und diejenigen sündigen ungestraft, welche die andern strafen sollten. Wir haben bis jetzt Geduld gehabt, hoffend, daß deine Weisheit Abhülfe treffen werde. Denn was hätte es deiner Ehre, deinem Rechte und deiner Würde auch für Eintrag gethan, wenn du in deinem Reiche die dem h. Petrus zukommende Ehrfurcht gewahrt hättest? Diese Vorgänge sind deiner um so unwürdiger, als das Reich unter deinen Vorgängern dem h. Stuhle sich immer sehr ergeben zeigte. Mehrere Könige hatten die Gräber der Apostel besucht und waren bis zu ihrem Tode dort geblieben, andrerseits hatten die Päpste Bischöfe und Gelehrte nach England gesandt. Um diese Angelegenheit zu ordnen senden wir

---

1) Malmesb. Pontific. l. 1. Yvo, epist. 258. — 2) Eadmer, Nov. l. 5.

deiner Hoheit unsern Sohn Anselm, deinen Vertrauten, jetzt Abt von St. Sabas; durch ihn auch kommen wir deiner und der gesammten Bischöfe Bitte bezüglich des Erzbisthums von Canterbury entgegen, trotzdem es gegen die Autorität des päpstlichen Stuhles ist, hoffend, daß du das Deinige thun wirst, um denselben Stuhl in den ihm zustehenden Rechten zu fördern. Andernfalls wenn du dem h. Petrus sein Recht entziehst, so wird er auch dir seine Wohlthaten entziehen. Was in dem Briefe nicht genügend ausgedrückt ist, wird dir durch den Mund unseres Legaten erklärt werden. Möge der allmächtige Gott dich mit seiner Rechten schützen und seine Liebe in dir vollkommen machen. Das Almosen des h. Petrus ist, wie wir hören, so schlecht und betrügerisch erhoben worden, daß die römische Kirche kaum die Hälfte davon erhalten hat. Man legt dies Alles dir zur Last, weil man voraussetzt, daß in deinem Reiche nichts gegen deinen Willen geschieht. Wir wünschen demnach, daß du es mit mehr Sorgfalt einsammeln lassest und durch den gegenwärtigen Nuntius hersendest" [1]). Außer diesem Briefe an den König sandte der Papst noch einen an die Kirche von Canterbury, in welchem er sich über die Versetzung des Bischofes von Rochester beklagt. Er sagt darin: „Was sonst ohne unser Vorwissen und unserer Zustimmung gemäß den Dekreten der h. Väter nicht geschehen durfte, wollen wir dulden in Ansehung der Verdienste der Person" [2]).

Der Erzbischof Radulf empfing das Pallium feierlich am Sonntage den 27. Juni 1115 in folgender Weise. Die Bischöfe, Aebte und Adligen sammt einer unzählbaren Menge Volkes versammelten sich in der Metropolitankirche zu Canterbury. Der Legat Anselm, welcher das Pallium in einem silbernen Gefäße trug, wurde an dem Thore der Stadt von den beiden Genossenschaften der Mönche von der Metropolitankirche und St. Augustin empfangen. Der Erzbischof mit vollem Ornate bekleidet, aber mit bloßen Füßen, ging in Begleitung aller Bischöfe voran. Das Pallium wurde auf den Altar gelegt, von dem es der Erzbischof selbst wegnahm, nachdem er das Gelöbniß der Treue und des Gehorsams gegen den Papst abgelegt hatte. Alsdann ließ er die Anwesenden das Pallium küssen, legte es sich selbst an und wurde so auf den Primatialsitz Englands erhoben [3]).

In demselben Jahre berief der König sämmtliche Bischöfe und Großen seines Landes an seinen Hof, und es wurde am 17. September zu Westminster eine große Versammlung gehalten, auf welcher der Legat Anselm dem Könige und den Bischöfen einen Brief des Papstes überreichte. Der Papst rügt in demselben, daß die bischöflichen Angelegenheiten ohne den Papst entschieden würden, daß den Unterdrückten die Appellation an den päpstlichen Stuhl verwehrt sei, daß Concile ohne Vorwissen des Papstes gehalten würden und daß ohne Genehmigung des h. Stuhles Versetzungen von Bischöfen stattfänden [4]).

Als dieser Brief vorgelesen war, fragte der König Heinrich die anwesenden Bischöfe um Rath, was er in dieser Sache und in Betreff einiger Beschwerden dem Papste antworten solle; denn einige Zeit vorher hatte der Legat Kuno die Bischöfe der Normandie suspendirt und excommunizirt, weil sie nach dreimaliger Berufung nicht bei dem Conzil, das er in Frankreich abhielt, erschienen. Der König war darüber sehr erzürnt, besonders, weil es ihm schien, der Papst verletze die ihm und seinem Bruder von der römischen Kirche verliehenen Privilegien, obgleich er eine solche Behandlung nicht verdient habe. Er beschloß dann auf den Rath der Bischöfe, einige Abgesandte nach

---

1) Paschal. Epist. 105. — 2) Epist. 106. — 3) Eadmer. l. 5. — 4) Epist. 107.

Rom zu schicken, die sich mit dem Papste erst noch genauer verständigen sollten. Man erwählte zu dieser Verhandlung Wilhelm von Varelvas, Bischof von Exeter, obgleich er das Gesicht verloren hatte, weil er dem Papste genau bekannt war, indem er schon zu Anselms Zeiten mehrere Male nach Rom gesandt war, und der König seiner Treue und Geschicklichkeit vertraute.

Das Ergebniß dieser Gesandtschaft ist unbekannt. Im folgenden Jahre (1116) kam derselbe Anselm, Neffe des h. Erzbischofes Anselm, wieder von Rom und überbrachte Briefe des Papstes, in denen er zum Legaten in England ernannt war. Kaum hatte sich die Neuigkeit verbreitet, so versammelten sich die Bischöfe und Großen des Landes in London in Gegenwart der Königin und beschlossen, der Erzbischof von Canterbury, den die Sache hauptsächlich angehe, solle zum Könige in die Normandie gehen und ihm die alte Gewohnheit und Freiheit des Reiches vorstellen, und wenn der König derselben Meinung wäre, möge er weiter nach Rom gehen und diese neue Einrichtung verhindern. Der Erzbischof, welcher längst aus Andacht eine Reise nach Rom machen wollte, ergriff die Gelegenheit und ging mit einem zahlreichen Gefolge übers Meer. Unter Andern hatte er den gelehrten Eadmer, den Schüler des h. Anselm, bei sich, der diese Geschichte geschrieben hat. Der Erzbischof traf den König von England in Rouen, wo auch der Legat Anselm sich aufhielt, indem er noch auf die Erlaubniß wartete, nach England zu reisen und dort sein neues Amt auszuüben. Der König selbst hielt ihn auf, um den alten Gewohnheiten seines Reiches keinen Eintrag zu thun, bewirthete ihn aber sehr gastfrei. Nachdem der Erzbischof Radulf mit dem Könige gesprochen, reiste er weiter nach Rom. In Lyon wurde er durch seine eigne Krankheit aufgehalten und in Piacenza durch die des Bischofs Hebert von Norwich, der ihn als Abgesandter des Königs begleitete, und so kam er erst im Anfange des Jahres 1117 nach Rom, als sich der Papst in Benevent aufhielt. Paschalis II. antwortete durch einen Brief vom 24. März 1117 an den König und die Bischöfe Englands, daß er in nichts der Würde der Kirche von Canterbury Eintrag thun, sondern sie im Gegentheil nur gemäß den Verordnungen des h. Gregor und dem Besitzstande Anselms, seligen Andenkens, erhalten wolle.

Im Grunde war etwas in dieser Angelegenheit, worüber man nicht laut sprach. So lange als England von Engländern regiert wurde, bewahrte das Volk so wie deren Könige, durch römische Glaubensboten zum Christenthum bekehrt, dem römischen Stuhle eine kindliche Anhänglichkeit. Mehrere von den Königen waren Apostel, wie Alfred der Große und der h. Eduard. Mehr als einen sah man den Thron mit dem Kloster vertauschen, mehr als einen sich nach Rom zu den Gräbern der Apostel zurückziehen. Verschiedene Erzbischöfe von Canterbury waren vom Papste dahin gesendet. Bei solchem Stande der Dinge war es natürlich, daß der Papst großes Vertrauen in die Erzbischöfe von Canterbury und in die Könige von England setzen konnte und sie gewissermaßen als beständige Legaten und Statthalter des h. Stuhles in Abschaffung der Mißbräuche ansah. Aber nach der Eroberung Englands durch die Normannen änderten sich die Sachen. Die Normannen rechneten unter ihre Eroberungen nicht blos die Städte und Grafschaften, sondern auch die Bisthümer und Abteien. Diese Würden waren fortan nur für die Normannen, die Engländer waren ausgeschlossen. Der gelehrte Zeitgenosse Eadmer sagt über diesen Gegenstand: „Bevor der König von England nach der Normandie ging, besetzte er auf den Rath der Bischöfe alle Klöster, die bislang der Hirten entbehrt hatten, mit Aebten. Wenn einige unter ihnen weniger Hirten als Wölfe waren, so ist es erlaubt, anzunehmen, daß dies nicht in der Intention des Königs lag; dieses wäre übrigens glaublicher, wenn dabei wenigstens einige Eingeborne des Landes genommen wären; indeß, wer Eng=

länder war, der konnte trotz hoher Tugenden und Verdienste nie ein Amt erreichen, wo hingegen ein Ausländer aller Aemter würdig erachtet ward" [1]).

Man begreift wohl, daß unter einem solchen Regimente sich viele Mißbräuche einschlichen, zu deren Abstellung die normännischen Bischöfe nicht geeignet waren, und daß die Engländer zum Besten Englands wohl wünschen mußten, einen apostolischen Legaten zu erhalten, der nicht Normanne war.

70. In Deutschland erweckte der Herr am Hofe und aus der Verwandtschaft desselben Kaisers, der die Freiheit der Kirche bekämpfte, einen neuen Apostel für die verfolgte Kirche, nämlich den h. Norbert. Er war 1080 in der kleinen Stadt Xanten im Herzogthum Cleve geboren. Sein Vater Heribert, Graf von Genep, war ein Verwandter der letzten Kaiser und seine Mutter Hedwig war dem Hause Gottfrieds von Bouillon entsprossen. Diese letztere war eben so fromm als edelgeboren; während ihrer Schwangerschaft hörte sie eine Stimme vom Himmel, die ihr verkündete, ihr vom Himmel erbetenes Kind würde einst ein helleuchtendes Licht und ein großer Erzbischof werden, der die Kirche durch seine Lehre stützen und durch seine Tugenden erbauen werde.

Norbert entsprach auch als Kind all den Hoffnungen, die jene Stimme einst im Herzen der Mutter erregt hatte. An Geist und Herz ausgezeichnet, machte er gleiche Fortschritte in der Frömmigkeit, wie in der Wissenschaft. Die Eltern hätten dem Willen Gottes geradezu entgegenzuhandeln gefürchtet, wenn sie ihr Kind nicht für den Dienst der Kirche erzogen hätten. So erhielt er aus den Händen des Erzbischofs Friedrich von Köln das Subdiakonat und dann ein Kanonikat an der Kirche von Xanten. Bald darauf wurde der junge Mann an den Hof seines Erzbischofs berufen. Erst ward seine Gewissenszartheit dadurch beunruhigt, nach und nach nahm er aber die Manieren und den Geist des Hofes an. Er wußte sich ein neues Kanonikat in der Kölner Metropole zu verschaffen und zugleich mehrere Beneficien, ohne aber der Kirche irgend welche Dienste zu leisten.

Diese Würden und Einkünfte genügten Norbert bald nicht mehr; der Hof Friedrichs hatte nicht genug Reiz für einen jungen Mann, den das Glück bereits aufgebläht hatte. Er glaubte, seine hohe Geburt berechtige ihn auch zu höhern Ansprüchen, und so vertauschte er den Hof des Erzbischofs mit dem des Kaisers Heinrich V., gewann bald dessen Gunst und damit eine Stelle im Rathe und die eines Almoseniers. Im Jahre 1111 war Norbert einer der Reisebegleiter des Kaisers, als Papst Paschalis von diesem so unwürdig behandelt wurde. So sehr auch Norbert bereits Hofmann geworden war, konnte er sich doch der Trauer seines Herzens nicht erwehren. Er suchte den Papst heimlich auf, warf sich ihm zu Füßen und verdammte die Gewaltthätigkeiten des Kaisers, inständig um Vergebung bittend, daß er der unglückliche Zeuge dabei gewesen sei.

Nach seiner Rückkehr von Italien bot ihm der Kaiser das erledigte Bisthum Cambrai an. Norbert lehnte ab, weil er entweder die vom Concil verdammte Investitur vermeiden wollte, oder weil er das für einen Bischof nothwendige ernstere Leben fürchtete.

Im Jahre 1114 dachte Norbert noch an nichts, als an die Dinge dieser Welt, an Vergnügen, Ehrenstellen, Reichthümer. Der Gedanke an die Ewigkeit erschien ihm wie ein Traum und eine Fabel. Einst ritt er zu einer Vergnügungspartie, reich gekleidet, auf prächtigem Pferde, von einem einzigen Diener begleitet. Plötzlich überfällt sie ein furchtbares Unwetter, der Sturm

---

1) Eadmer, Nov. l. 5.

raset, Blitz und Donner wechseln Schlag auf Schlag. Ein Blitz schlug vor den Füßen seines Pferdes ein und versengte das Gras. Die Erde spaltete sich, und es entstand ein schwefelartiger Geruch. Norbert blieb ganz betäubt wie todt wohl eine Stunde lang liegen, alsdann richtete er sich auf wie aus einem tiefen Schlafe erwachend und fragte: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" — Von da an wurde er ein anderer Mann.

Anstatt an den Hof zurückzukehren, begab sich Norbert nach Xanten, wo er sein Kanonikat hatte. Er verschloß sich in sein Haus und beweinte in der Bitterkeit seines Herzens die frühern Verirrungen, die für die Ewigkeit verlorene Zeit. Ganz seinem Eifer hingegeben, züchtigte er seinen Leib durch Fasten und Geißeln. Indeß legte er aber die prächtigen Kleider noch nicht ab, die sich so wenig zu der Bescheidenheit seines Standes schickten. Die Gnade, welche den Neubekehrten auf den Wegen der Buße mit einer Art Mäßigung führte, schälte ihn nur nach und nach von den Eitelkeiten der Welt los und bewahrte die gänzliche Verzichtleistung auf den Glanz des Hofes für eine andere Gelegenheit auf. Nach seinen ersten Proben in der Buße begab sich Norbert unter die geistliche Leitung des Abtes Kuno, der damals dem Kloster von Siegberg zur allgemeinen Erbauung vorstand und später Bischof von Regensburg wurde. Ohne Mönch zu sein, übte Norbert unter der Leitung des Abtes alle Strengheiten des klösterlichen Lebens. Dadurch wurde seine ganze Seele ganz umgeändert: er fing an, ein wahrhafter Christ zu werden; bisher war er nur ein rechtschaffener Mann nach der Ansicht der Welt gewesen. Die Demuth des Kreuzes erschien ihm wünschenswerther als aller Ruhm der Welt. Die Nichtigkeit des Reichthums, die Eitelkeit der Vergnügen entschleierten sich seinen Augen. Es wurde ihm mehr und mehr klar, daß es nichts Größeres gibt, als die Verachtung der sterblichen Größe.

Er offenbarte darauf seinem Erzbischofe Friedrich den Entschluß, Priester zu werden. Dieser war über die Neuigkeit sehr überrascht, denn er kannte wohl das weltliche Leben Norberts, wußte aber nichts von seiner Bekehrung. Er hatte davon gehört, daß er das Bisthum Cambrai abgelehnt hatte, rechnete ihm dies aber keineswegs zur Ehre, sondern legte es ihm vielmehr als Leichtfertigkeit aus. Sein Erstaunen wuchs, als Norbert bat, ihm an einem Tage das Diakonat und die Priesterweihe zu geben. Dieses Verlangen war gegen die Canones; es gab wohl Ausnahmen, so z. B. wurde Epiphanes von Pappus während der h. Messe zum Diakon und Priester geweiht, und jener ertheilte diese beiden Weihen wieder an einem Tage dem Paulinius; in allen diesen Fällen gestatteten aber große Tugenden und Verdienste so wie die sichern Zeichen einer außergewöhnlichen Berufung eine derartige Ausnahme. Davon war bei Nobert nichts zu sehen. Der Prunk, den er zur Schau trug, die Gleichgültigkeit, die er bisher gegen das Priesterthum an den Tag gelegt, die Anhänglichkeit an den kaiserlichen Hof, mit dem Friedrich zerfallen war, sprachen gegen die Erfüllung der ausgesprochenen Bitte, die der Erzbischof deshalb auch, wenngleich mit Bedauern, abschlug. In Thränen gebadet warf sich aber Norbert zu des Erzbischofs Füßen und vertraute ihm die Umstände seiner Bekehrung so wie die Lebensweise, die er in Zukunft zu führen entschlossen sei, an, und dies bewog den Erzbischof, Norbert auf Grund seiner himmlischen Berufung die Ausnahme von der Regel zu gewähren.

Am Ostersamstage des Jahres 1115 kam Norbert in seiner prächtigen Kleidung in die Metropolitankirche und mischte sich unter die Ordinanden. Der Sakristan gab ihm die h. Gewänder in Gegenwart einer ungeheuren Menge Zuschauer, die sich auf die Nachricht dieser Ordination eingefunden hatte. Der Heilige wollte, erleuchtet von Gott, das Aergerniß gut machen, das er früher durch seine verschwenderische Kleiderpracht gegeben hatte rief einen seiner Bedienten und ließ sich von ihm einen Anzug reichen, den dieser bis

dahin unter dem Mantel verborgen hatte. Nachdem er sich seiner reichen Kleidung entledigt, bedeckte er sich mit einer Kleidung von Schaffellen, gürtete sich mit einem Stricke, und alsdann nahm er die h. Gewänder.

Nach seiner Ordination begab sich Norbert in das Kloster Siegberg, um sich dort unter der Leitung des Abtes Kuno auf die Ausübung seines Amtes in der Zurückgezogenheit und in Ruhe vorzubereiten. Vierzig Tage blieb er dort, bei Wasser und Brod fastend und unermüdlich die neuen Verpflichtungen studirend, wobei er in Betrachtung der Glaubenswahrheiten paradiesische Süßigkeit verkostete. Alsdann begab er sich an seine Collegiatkirche zu Xanten. Der Dechant und das Kapitel begrüßten und beglückwünschten ihn zu seiner neuen Würde und baten ihn, am andern Morgen in Gegenwart seiner Confratres die h. Messe zu feiern. Norbert willigte ein und las sie unter Vergießung so reichlicher Thränen, daß die Anwesenden der Rührung sich nicht enthalten konnten. Seine Eingezogenheit und Bescheidenheit erbaute Alle.

Nach dem ersten Evangelium wendete sich Norbert, glühend vom himmlischem Feuer, gegen das Volk um und redete zu ihm über die Hinfälligkeit der Güter dieser Welt, die Nichtigkeit aller Ehren und die Eitelkeit der Vergnügungen. Alsdann wandte er sich an die Kanoniker, und um keinem persönlich zu nahe zu treten, sprach er über ihr Leben im Allgemeinen. Er rührte ihr falsches Gewissen etwas auf durch den Hinweis auf das zukünftige Gericht; er hielt ihnen die Pflichten ihres Standes kräftig vor Augen und ließ sie erzittern in der Erwägung der strengen Gerechtigkeit Gottes, der die Profanation des Heiligthums ohne Erbarmen straft.

Diese kraftvolle Predigt, von dem Eifer eines zweiten Johannes des Täufers getragen, wirkte gleich dem Samen im Evangelium. Norbert schreckte nicht zurück vor der Härte und dem Spott des größten Theiles seiner Zuhörer. Am andern Morgen, als die Kanoniker alle im Kapitel versammelt waren, trat er mit der Regel des h. Gregor und Isidor vor sie hin. Mit wunderbarer Beredtsamkeit hielt er dem Dechant vor, daß er kraft seines Amtes zur Aufrechthaltung der Befolgung dieser Regel verpflichtet sei, die das gesammte Kapitel auch feierlich zu halten geschworen habe. Würde er zugeben, daß die Constitutionen der Väter ungestraft übertreten werden, so sei er selbst der Pflichtvergessenheit der Untergebenen schuldig, und wenn er es aufschöbe, die Kanoniker zu dem frühern Geiste ihres Standes zurückzuführen, so träfe ihn die Beschuldigung, die Unordnung aufrecht erhalten zu haben, da er sie nicht abstellte.

Die Aelteren waren von dieser Rede außerordentlich ergriffen; sie blickten mit Bewunderung auf Norbert und zweifelten nicht an seiner göttlichen Sendung, bereit seine frommen Absichten in Erneuerung der Regel zu unterstützen. Die jüngern Kanoniker dagegen, den Annehmlichkeiten eines weichlichen Lebens hingegeben, ereiferten sich sehr gegen die Vorhaltungen, ärgerten sich an seiner apostolischen Freiheit und schrieben sie einem unklugen Eifer zu. Hätten menschliche Rücksichten sie nicht abgehalten, so wären sie in laute Beleidigungen ausgebrochen. Da sie dem Redner nicht Stillschweigen gebieten konnten, die Vorwürfe aber auch nicht länger mehr anhören mochten, verließen sie ungestüm das Kapitel.

Norbert fühlte sich durch dieses Benehmen nicht beleidigt. Gedrängt von der Gnade, die ihn selber zur Bekehrung geführt hatte, hörte er nicht auf, an der Bekehrung Anderer zu arbeiten, und war überzeugt, daß Gott seinen Eifer nicht unbelohnt lassen würde, sollte er auch hier nichts damit erreichen. Ohne alle menschlichen Rücksichten tadelte er das Betragen der Einzelnen und schonte sie durchaus nicht, indem er Alle für Gott gewinnen wollte. Die Aeltern stimmten schon für die Reformen; die Jüngern aber widersetzten sich ihr, wie

sich Wahnsinnige dem Aerzte widersetzen, der sie heilen will. Ein Geistlicher von zweifelhaftem Rufe bot sich ihnen auf das Versprechen einer angemessenen Belohnung zu ihren Diensten an; er beleidigte Norbert öffentlich und gröblich und spie ihm zuletzt in das Gesicht. Norbert antwortete kein Wort, trocknete sein Angesicht und pries Gott, daß er ihn gewürdigt habe, an seinem Leiden Theil zu haben.

Durch diese harten Proben bereitete der Herr seinen Diener auf noch härtere Kämpfe vor; nachdem er ihn in der Geduld geübt, ließ er ihn im Glauben versucht werden. Norbert suchte oft im Stillschweigen und in der Zurückgezogenheit Trost und Kraft gegen die Verfolgungen seiner Mitbrüder. Deshalb ging er entweder nach Siegberg zu seinem geistlichen Führer Kuno, oder zu einem heiligen Einsiedler Namens Ludolf, zuweilen auch besuchte er die Religiosen in Klosterrath in der Diöcese Köln nahe bei Xanten. In dem Kloster der letzteren befand sich eine Krypta, die durch das Blut mehrerer Martyrer geheiligt war; dort las Norbert gern die h. Messe. Eines Tages fiel von der Decke der Grotte eine große Spinne in den Kelch, als er ihn bei der Wandlung aufhob. Erschreckt wußte der Heilige augenblicklich nicht, was er thun sollte. Er sah den Tod vor Augen, wenn er das giftige Thier hinunterschluckte, und sein Glaube warf ihm Unehrerbietung gegen das kostbare Blut vor, wenn er das Thier entfernte, da dies doch nicht ohne Verlust einiger Tropfen geschehen konnte. Doch er schwankte nicht lange. Voll des Glaubens trank er das giftige Insekt mit hinunter und erwartete ruhig den Tod an den Stufen des Altares. Als er schon zu sterben vermeinte, mußte er niesen, und die Spinne kroch lebend aus seiner Nase. Sein Glaube, der ihn sein Leben aufs Spiel setzen ließ, fand sich also belohnt.

Nicht zufrieden damit, den Heiligen in seinem Lande mit Schimpf zu verfolgen, entblödeten seine Feinde sich nicht, seinen Ruf bei den kirchlichen Obern anzuschwärzen. Kuno, Bischof von Präneste und Legat des Papstes Gelasius, war nach Deutschland gekommen, um die Kirchen Deutschlands im Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zu befestigen. Er versammelte in Fritzlar ein Concil, um die Excommunication gegen Heinrich V. zu erneuern, der einen Gegenpapst aufgestellt und dadurch ein Schisma geschaffen hatte. Viele Bischöfe begaben sich dorthin und mehrere Kirchen sandten ihre Vertreter, so auch die von Xanten; Norbert wurde eigens vorgeladen. Sobald er in der Versammlung erschien, bezeichneten ihn die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte dem Legaten als einen unruhigen und ehrgeizigen Geist, der sich in den Dienst des Evangeliums ohne rechtmäßige Berufung eingedrängt, der sich ohne Auftrag die Reformation der Disciplin angemaßt habe, der sich durch ein äußerlich bußfertiges Leben mit Weltentsagung brüste, dabei aber das Eigenthumsrecht auf sein Vermögen nicht aufgebe, was sich mit klösterlichen Gelübden nicht vereinbaren lasse, und daß er sich mit sonderbaren, lächerlichen Gewändern bedecke, die für den Adel seiner Geburt und auch für den Stand eines regulirten Chorherrn unschicklich seien. Diese Vorwürfe störten die Heiterkeit Norberts durchaus nicht; er hörte sie mit Geduld an und widerlegte sie mit Klugheit. „Wenn es euch Sorge macht, zu erfahren, zu welcher Ordensregel ich mich bekenne, so wisset, es ist die, von welcher der Apostel spricht. Sie hat den Zweck, Wittwen und Waisen zu unterstützen, die Betrübten zu trösten, die Sitten zu verbessern. Es ist die Religion aller Christen, der zu folgen all' mein Ruhm ist! Wenn ihr mir ein Verbrechen aus dem Eifer für die Verkündigung des Evangeliums macht, so tröstet mich das Versprechen Jesu Christi durch den Mund des Apostels, daß demjenigen seine Sünden nachgelassen werden, der dazu beiträgt, eine Seele zu bekehren. Und seid ihr neugierig, zu erfahren, woher ich meine Sendung habe, so erkläre ich euch, daß ich sie mit der Priesterweihe erhalten habe, und daß dieselben Hände,

die mich zur Consecration ermächtigt, mir auch die Gewalt verliehen haben, das Wort Gottes zu verkündigen. Umd endlich wenn ihr euch an meiner Kleidung ärgert, so antwortet euch der Apostel Petrus, daß die prächtigen Kleider dem Herrn nicht gefallen, und Johannes der Täufer, der sich nur mit Kameelfellen bedeckte, und der erste Mensch Adam, dem der Herr nur Thierfelle zur Bedeckung gab; sie verdammen euren Luxus und die Ungerechtigkeit eurer Klagen".

Niemand antwortete auf diese Rede, und Norbert erhielt Erlaubniß, die Versammlung zu verlassen. Hingeworfen vor seinem Crucifix verbrachte er die ganze Nacht in Gebet und bat Gott, er möge seine Zuflucht bleiben, da er von Menschen ganz verlassen sei. Den darauf folgenden Tag setzte er sein Gebet noch fort und schickte sich auch für die nächste Nacht wieder dazu an; da überfiel ihn aber ein fester Schlaf bis zum Anbruch des Tages. Dies benutzte der Teufel, dem die christlichen Gesinnungen des Mannes Gottes ein Dorn im Auge waren; er wollte ihn entmuthigen und weckte ihn mit den Hohnworten: „Du erliegst unter den Streichen der ersten Widerwärtigkeit? Ich treffe dich schlafend, der du alle Hindernisse überwinden und alles für die Ehre Gottes unternehmen willst? Wie wirst du fest stehen gegen alle die Uebel die ich dir bereite, wenn du nicht einmal so viel Kraft hast, dem Schlafe zu widerstehen?" Erwachend erblickte Norbert ein häßliches Gespenst; er erkannte, daß es der Teufel war, und jagte ihn mit Spott von dannen.

Aus den Vorwürfen seiner Feinde Nutzen ziehend, ging Norbert zu seinem Erzbischofe und verzichtete in dessen Hände auf alle seine beträchtlichen Beneficien und kirchlichen Einkünfte. Er verkaufte seine Häuser und Ländereien, die er als Erbgut besaß, und vertheilte den Erlös unter die Armen. Für sich behielt er nur zehn Mark Silber, eine Kapelle, um die Messe lesen zu können, und einen Esel zu seinen Reisen. Von der zahlreichen Dienerschaft behielt er nur zwei, weniger zu seinem Dienste bei den Anstrengungen der Mission als zu Theilnehmern an seiner Arbeit. Sein Entschluß war, fortan das Wort Gottes zu verkünden und zwar dem armen Volke, das darnach begierig war; dazu wollte er sich aber die Mission vom Oberhaupte der Kirche selbst erbitten.

Befreit von der Last seiner Reichthümer begab sich Norbert auf den Weg. Die Welt konnte ihm ihre Bewunderung nicht versagen, da er all ihr sogenanntes Glück mit Füßen getreten hatte; wohin er kam, war man entzückt von seiner Tugend, nur Norbert selbst war unzufrieden mit sich. Die zehn Mark Silber, die er sich für die Bedürfnisse der Reise zurückbehalten hatte, erschienen ihm dem Geiste der Armuth zuwider und als das Zeichen eines schwachen Glaubens an die göttliche Vorsehung. So vertheilte er auch noch diese unter die Armen und behielt nur die Kapelle für sich. Den Einflüssen der Witterung ausgesetzt und barfuß setzte er bettelnd seinen Weg fort, bekleidet war er mit wollenem Kleide und einem Mantel. In solchem Aufzuge kam er nach St. Gilles in die Provence, woselbst sich der Papst Gelasius aufhielt.

Bald nach seiner Ankunft hatte er Audienz. Er legte dem h. Vater die Beweggründe seiner Reise dar und den Eifer, den er für das Heil der Seelen fühle, so wie die Absicht, mit Genehmigung des Papstes an der Bekehrung der Sünder zu arbeiten. Gelasius wußte um seine hohe Abkunft und die Umstände seiner Bekehrung und hätte Norbert gern an seine Person gefesselt; er erklärte, daß er sich seiner im Dienste der Kirche bedienen wolle. Dem demüthigen Diener Gottes war aber der bloße Gedanke an einen Hof und an Ehrenstellen eine Pein; er bat den Papst aufs inständigste, von diesem seinen Willen abzustehen. Er bekannte offen, daß er zu lange so unglücklich gewesen sei, an Höfen gelebt zu haben, und daß es hohe Zeit sei, die Unordnungen eines weltlichen Lebens durch Buße wieder gut zu machen. Er

fügte auch hinzu, daß seine Jugend und der Mangel an Erfahrung ihn zu dem Dienste unfähig machten, mit dem ihn der h. Vater zu ehren gedachte. Würde er ihm befehlen, das verlassene Canonicat wieder anzunehmen, oder in einen Orden einzutreten, wozu er gar keine Neigung verspüre, oder den Rest seiner Tage pilgernd zu verbringen, so würde er blind gehorchen; was aber die ihm zugedachte Ehrenstelle betreffe, so bitte er inständig, ihn dazu nicht zu nöthigen. Alle Gnade, die er von ihm erbitte, sei die Verzeihung dafür, daß er an einem Tage zwei große Weihen empfangen habe, und die Erlaubniß, das Predigtamt auszuüben.

Solcher Festigkeit und so heiligem Eifer konnte der Papst nicht widerstehen, und da er wußte, wieviel Verfolgungen Norbert gerade wegen Verkündigung des Wortes Gottes zu erleiden gehabt, verlieh er ihm ausdrücklich die Gewalt, überall an allen Orten zu predigen, wo er wollte. Und damit Niemand einen Zweifel darin setzte, fertigte er ihm sogar eine Bulle aus.

Mit so großen Vollmachten versehen verließ Norbert St. Gilles, zufrieden, den hohen Ehren des Hofes entgangen zu sein, noch zufriedener aber mit den Segnungen des Papstes und den Beweisen der Zärtlichkeit, die er ihm beim Abschiede gegeben hatte. Der Schnee, der die Wege bedeckte, machte sie fast ungangbar, der Mann Gottes aber überwand in dem Eifer der Liebe seines Herzens alle Widerwärtigkeiten der rauhen Jahreszeit. Er durchzog barfuß weite Provinzen, ohne sich irgend welche Erleichterung in der Buße, in seinen gewohnten Fasten, oder in der Kleidung zu gestatten. Zuweilen versank er bis über die Kniee im Schnee; oft war er vor Mattigkeit gezwungen, eine kurze Rast auf dem Eise zu machen. Die Tage brachte er mit Anstrengung zu, die Nächte mit Gebet. Im Anfange der Fasten des Jahres 1118 kam Norbert nach Orleans. Dort schloß sich ihm ein Subdiakon, gerührt von dem Beispiele so heiligen Lebens, an. Mit dieser Verstärkung setzte er seinen Weg fort, überall den Wohlgeruch seiner Tugenden verbreitend. Am Vorabende vom Palmsonntage gelangte er nach Valenciennes. Die Umstände waren seinem Eifer günstig, da er aber nur wenig Französisch konnte, vermochte er keinen Nutzen daraus zu ziehen. Darob litt seine Liebe viel, und er nahm seine Zuflucht zum Gebete, damit er für die Stadt die Gnaden von Gott erhielte, die er ihr durch sein Wort nicht vermitteln konnte. Während des Gebetes erinnerte er sich, daß der h. Geist den Aposteln die Gabe der Sprache zur Bekehrung der Völker gegeben hat, und er verlangte von Gott dieselbe Gnade, oder doch, daß der Herr zur Ehre des Apostolates, dessen er gewürdigt, und zur Ehre des Evangeliums, dessen Diener er war, den Zuhörern verleihe, daß sie alle seine Sprache verständen. Und der h. Geist erhörte das Gebet seines Dieners. Den andern Morgen besteigt er die Kanzel, und obgleich er in deutscher Sprache redet, verstehen ihn alle Anwesenden, als ob er in ihrer Sprache rede. Dieses Wunder brachte zahllose Bekehrungen in Valenciennes zuwege. Das Volk kam in Scharen gelaufen, zerknirscht und zur Buße bereit. Die Stadt war glücklich, den Heiligen zu besitzen, und wollte ihn nicht weiter ziehen lassen.

Die Krankheit seiner drei Genossen hielt ihn auch wirklich noch für einige Zeit zurück, denn er wollte Niemanden die Sorge für sie anvertrauen. Mit eignen Händen reinigte er die Geschwüre, die in Folge des Frostes entstanden waren, er bereitete ihr Mahl, das er für sie erbettelt, oder von der Liebe der Gläubigen erhalten hatte. Vor allem aber war er für ihre geistigen Bedürfnisse besorgt und ermahnte sie unausgesetzt zur christlichen Geduld und zu einer wahrhaft christlichen Vorbereitung auf den Tod. Es gefiel Gott, die Liebe Norberts durch einen heiligmäßigen Tod seiner Lieben zu belohnen. Die beiden Diener, die ihm Gefährten geworden waren, wurden im linken

Seitenschiffe der Kirche vom h. Petrus beerdigt und der Subdiakon in der großen Kirche von St. Maria in Valenciennes.

Indeß Norbert seinen drei ersten Schülern die letzten Dienste erwies, tröstete ihn Gott wieder, da er ihn mit Trübsal heimgesucht hatte. Burchard, Bischof von Cambrai, reiste durch Valenciennes. Norbert hatte früher am kaiserlichen Hofe in engen Beziehungen zu ihm gestanden und stattete ihm einen Besuch ab. Hugo, sein Kaplan, führte ihn ein. Der Bischof erkannte ihn anfänglich nicht wegen der großen Veränderung, die auch äußerlich mit ihm vorgegangen war. Nachdem er aber einige Augenblicke mit ihm gesprochen, erkannte ihn Burchard, und in Bewunderung ausbrechend, rief er aus: „O Norbert, wie hätte ich jemals eine solche Veränderung geglaubt! Wie denn, bist du es wirklich, den ich einst von Glanz und Reichthum umgeben, vom Kaiser geehrt, von den Hofleuten bewundert gesehen, dem ich meine Erhebung verdanke? Die Thränen, die der Bischof während dieser zärtlichen Ausrufe vergoß, setzten Hugo in Staunen; er verstand das Deutsche nicht, und Niemand konnte ihm eine Lösung des Räthsels geben. Da nahm er sich die Freiheit, den Bischof selbst um Auskunft zu bitten, und dieser, seine Seufzer verdoppelnd, erzählte dem Kaplan, wer und wie Robert gewesen war.

Dieser Vorgang streute den Samen des Heiles in Hugos Herz; er konnte sich der Thränen nicht enthalten, und die Gnade, die den tugendhaften Geistlichen schon mehrere Jahre zur Einsamkeit drängte, weckte beim Anblicke Norberts seine alten Neigungen. Er erklärte sich nicht sogleich; als aber der Heilige krank wurde, besuchte er ihn mehrmals, studirte seinen Geist und seine Grundsätze und erforschte seine Pläne und seine Lebensweise. Am ersten Tage der Wiedergenesung Norberts öffnete ihm Hugo sein Herz und bat ihn um die Gnade, sich ihm anschließen zu dürfen. Da pries Norbert Gott laut für den Ersatz, den er ihm für seine lieben Todten gegeben.

Einige Tage darauf, während welcher Norbert seinen neuen und einzigen Gefährten unterrichtete, zogen sie beide aus. Gott segnete die Erstlinge ihrer Mission. In allen Ortschaften, wo sie das Evangelium verkündigten, geschahen außerordentliche Bekehrungen. Die erbittertsten Feinde schlugen an ihre Brust und entsagten zu den Füßen Norberts ihren Racheschwüren. Die ausschweifendsten Sünder bekehrten sich aus Furcht vor den Gerichten Gottes von ihren Unordnungen. Die Ernte war so groß, daß die Arbeiter nicht genügten. Die Wunder waren so öffentlich, daß die Bewohner der benachbarten Städte ihnen von weitem entgegen kamen und sie um die Ehre ihrer Einkehr baten. Jene, die das Glück nicht haben konnten, die Diener Gottes zu beherbergen, boten ihnen wenigstens Gaben an. Norbert, der um des Evangeliums willen alles verlassen hatte, hütete sich, mit den apostolischen Arbeiten Handel zu treiben, und wies das dargebotene Geld immer zurück. Er nahm die Gastfreundschaft an, die der Herr seinen Aposteln auf den Missionen anzunehmen erlaubt, aber er verletzte die Regeln der Buße, die er sich vorgeschrieben, durchaus nie. Die Erde diente ihm als Sitz, seine Kniee als Tisch; seine Gerichte waren nur mit Salz gewürzt. Er trank nur Wasser und zwar zu jeder Jahreszeit, außer wenn er am Tische eines Erzbischofs oder Bischofs erscheinen mußte. Zum Gegenstande seiner Predigten wählte Norbert die großen Wahrheiten des Christenthums. Er sprach vom Sakramente der Buße und den nothwendigen Erfordernissen beim Empfange desselben. Die Verheiratheten unterrrichtete er über die Pflichten des ehelichen Lebens. Die Reichen unterrichtete er über die Mittel, sich durch den Reichthum zu heiligen, die Armen, welchen Gebrauch sie von ihrer Armuth und den damit verknüpften Widerwärtigkeiten machen sollten, und wußte immer seine Redeweise den Zuhörern anzupassen, so daß er bei Allen Eingang fand, Allen Alles wurde. Die Wunder, welche seine Worte begleiteten, erhoben die Würde seines Amtes, und das Beispiel seiner

Tugenden bestärkte die Freimüthigkeit seiner Rede. Das Volk war so begierig, ihn zu hören, daß es ihm weit folgte, und um dem Andrange Aller zu genügen, mußte er oft auf öffentlichen Plätzen bleiben und dort seine Nachtruhe halten. Lieber auch litt er durch die Ungunst der Witterung, als daß er jemals Andern Schwierigkeiten gemacht hätte, ihn zu jeder Zeit aufsuchen zu können, was in den Häusern der Vornehmen der Fall gewesen wäre.

Unsere beiden Apostel hatten die Diöcese Cambrai durchreist, als sie es an der Zeit hielten, ihre Arbeit dem eigenen Lande zu weihen. Die Diöcese Lüttich lag nun zunächst auf ihrem Reisewege. In Fosse, der Geburtsstadt Hugos, begannen sie ihre Mission. Die Strenge ihres Lebens und die Erfolge ihrer Predigten zogen auch von weit und breit Zuhörer herbei. Priester, die von den Früchten hörten, die Gott durch Norbert gewirkt hatte, kamen und wollten von ihm lernen. Sie erkannten, daß er eine besondere Gabe besitze, die Herzen zu rühren und besonders Feinde wieder zu versöhnen. Sie baten ihn, den Frieden zwischen zwei Familien zu vermitteln, was sie seit lange schon vergeblich versucht hatten. Mehr als sechszig Personen waren in diesem Streite bereits getödtet worden, und immer noch nahm er kein Ende, obgleich die Obrigkeit sich schon in's Mittel gelegt hatte. Während man noch von dieser Angelegenheit sprach, ging ein junger Mann vorüber, dessen Bruder in derselben Woche getödtet worden war, und den er zu rächen beschlossen hatte. Man sagte dies dem Heiligen, und er rief ihn alsbald und bat den jungen Mann, näher zu kommen. Da umarmte er ihn zärtlich und sagte: „Du siehst in mir einen Reisenden, der eben erst in eurer Stadt angekommen ist. Ich habe noch von Niemanden etwas erhalten und auch noch Niemanden um etwas angesprochen, du bist der erste, an den ich mich mit der Bitte um eine Gnade wende. Du scheinst einen zu gefälligen Charakter zu haben, als daß du mir eine Gunst abschlagen könntest, die bloß von dir abhängt, und um die ich dringend bitte". Bei diesen Worten wurde das Herz des jungen Mannes weich, und mit Thränen in den Augen erwiderte er: „Befiehl, mein Vater, ich bin bereit zu gehorchen". — „Nun gut", sagte Norbert, „ich bitte dich um Gnade für den Mörder deines Bruders!" — Da zerbrach der junge Mann seine Waffen und opferte seinen Racheburst.

Doch mit dem einen war's nicht genug; viele Andere waren bei dem Streite betheiligt. Am nächsten Samstage sollte in Mourtier, zwei Stunden von Namur, neuerdings gekämpft werden. Norbert ging auch dahin. Das Volk, das seine Absicht kannte, folgte ihm. Die ersten Stunden nach seiner Ankunft weihte er dem Gebete, wie er immer vor der Predigt zu thun pflegte. Da die Aufgabe heute schwer war, betete er länger, das ungeduldige Volk beklagte sich schon darüber. Man bat Hugo, den Heiligen zu benachrichtigen, daß es bald Mittag sei, und daß die Geduld des versammelten Volkes ermüde. Norbert wie aus einer langen Entzückung erwachend, antwortet, die Stunde sei noch nicht gekommen, an Gott sei es, die Zeit zum Reden zu bestimmen, und nicht an den Menschen, den Befehlen Gottes zuvorzukommen. Und er setzte sein Gebet fort, bis ihn der h. Geist erkennen ließ, es sei Zeit, am Heile der Sünder zu arbeiten. Da verließ er seine Einsamkeit, und mit leuchtendem Angesichte wie ein anderer Moses betrat er die Kirche. Da es grade ein Sonnabend war, las er der h. Jungfrau zu Ehren die Messe und gleich darauf eine zweite für die Seelen jener, deren Tod den Krieg in der Provinz angefacht hatte. Darauf bestieg er die Kanzel. Obgleich der größte Theil des Volkes sich in die Stadt zerstreut hatte, um Nahrung zu sich zu nehmen, ließ er doch nicht ab zu predigen. Seine Stimme, die vom vielen Fasten so kraftlos war, daß man ihn kaum im nächsten Umkreise verstehen

konnte, ertönte mit lautem Schalle in den entferntesten Häusern, so daß jeder, erstaunt über dieses Wunder, die Sorge für den Leib vergaß, um sich am Brode des Wortes zu sättigen. Die Rückkehr des Volkes an die heilige Stätte fachte den Eifer des Heiligen noch mehr an. Er sprach ungefähr in folgender Weise zu der Versammlung: „Ihr wißt, meine Brüder, daß Jesus Christus seinen Aposteln überall da den Frieden zu verkündigen befahl, wo immer sie das Evangelium verkünden würden. Er hat versprochen, daß wenn der Sohn des Friedens in diesen Orten wohnen würde, der Friede, den sie verkündet, auch dort bleiben würde. Wir haben die Ehre, meine Brüder, aus lauterer Gnade Gottes, nicht wegen unserer Verdienste, die Erben der Apostel Jesu Christi zu sein. Wir kommen heute nach ihrem Beispiele, euch den Frieden zu bringen. Das ist der Beweggrund, der mich in eure Stadt geführt und der euch in dieser Kirche versammelt hat. Gott befiehlt mir, euch von seiner Seite den Frieden anzubieten, und befiehlt euch, ihn anzunehmen. Weigert ihr euch, ein Gut anzunehmen, das die Quelle eures Glückes in dieser und in jener Welt werden soll? O meine Brüder, fürchtet, den Zorn Gottes herauszufordern, wenn ihr die angebotene Gabe zurückweiset und die Barmherzigkeit eines Vaters verachtet!"

Die Mörder, welche der Predigt beiwohnten, vereinigten ihre Stimme mit der der ganzen Versammlung, und alle riefen, sie seien bereit, unter jeder Bedingung, die er stellen würde, Frieden zu machen. Da verließ Norbert die Kirche, rief beide Parteien zusammen und forderte sie auf, ihr Versprechen feierlich zu erneuern. Er ließ h. Reliquien bringen, bei denen jeder ewige Versöhnung schwur.

Als Norbert den Tod des Gelasius und die Wahl des Calixtus vernahm, ging er nach Rheims, um die Erneuerung der Erlaubniß zum Predigen nachzusuchen. Der Papst aber war so dringend beschäftigt, daß Norbert keine Audienz erhalten konnte. Nachdem dieser sich an drei Tagen dreimal umsonst gemeldet hatte, beschloß er Rheims zu verlassen und später wiederzukommen. Eine kurze Strecke hinter der Stadt begegnete er Bartholomäus, dem Bischofe von Laon, der zum Concil reiste. Sei es aus Neugierde, sei es aus göttlicher Eingebung, der Bischof rief die drei Pilger Norbert, Hugo und einen englischen Priester, der sich den beiden ersten kürzlich angeschlossen, fragte sie, wer sie seien und wohin sie gingen. Norbert erwiederte, er sei aus Lothringen, habe auf sein Vermögen, seine Verwandten und die Welt verzichtet, um ein apostolisches Leben zu führen; er sei in Rheims gewesen, um vom Papste seine Bestätigung zu erbitten, aber wegen des Andranges der Großen sei er nicht vorgelassen worden. Bartholomäus redete ihm zu, zurückzukehren, und versprach, ihm eine Audienz zu verschaffen. Norbert willigte ein und bestieg ein Pferd, das ihm der Bischof anbot; unterwegs erzählte er ihm seine Geschichte genauer und erlangte durch ihn ohne Mühe eine Audienz beim Papste. Calixtus empfing den Missionär mit vieler Güte und versprach ihm, ihn in Laon, wohin er zu gehen gedenke, mit Muße anhören zu wollen. Der Bischof behielt ihn während der Dauer des Concils bei sich und führte ihn nach Beendigung desselben in seine Residenz, wo Norbert die Ankunft des Papstes abwarten sollte.

Außerhalb der Stadt Laon war eine Kirche, bei welcher der Bischof regulirte Chorherren angestellt hatte. Nachdem er mit dem Papste über die Mittel berathen hatte, den Heiligen in seiner Diöcese festzuhalten, bot er ihm diese Kirche an. Norbert nahm sie nur im Gehorsam gegen den Papst und unter der Bedingung an, daß die Canoniker seine Lebensweise annähmen. Indeß erregte der bloße Anblick seiner Person schon Furcht in diesen, und sie erklärten, einen derartigen Reformator nicht haben zu wollen. Norbert seinerseits vertraute dem Bischofe, daß er lieber in einer Einöde leben möchte.

„Nun gut, sagte der Bischof, ich werde dir in meiner Diöcese mehrere Einöden zeigen und dir die geben, welche du wählst“.

Der h. Bischof that auch also, nachdem der Papst Laon verlassen; er reiste mit Norbert überall umher; doch an den verschiedensten, noch so einsamen, rauhen Orten erklärte dieser, nachdem er sich in's Gebet begeben, dies sei nicht der Ort, den ihm der Herr bestimmt habe. Endlich führte der Bischof Norbert in den Wald von Couci. Dort war ein kleines Thal, völlig versumpft von dem Wasser, das von den Bergen herabstürzte. Der Eingang war äußerst beschwerlich; das dichte Gehölz und die hohen Felswände ließen kaum einen Sonnenstrahl durch. Das Thal hieß Prämonstratum oder Pratum monstratum, woraus der französische Name Prémontré entstanden ist. In der Nähe war eine kleine Kapelle, dem h. Johannes dem Täufer geweiht; weil aber der Aufenthalt in dieser Gegend so ungesund, der Boden so unwegsam war, hatten die Landleute sie ganz und gar verlassen. Der Bischof Bartholomäus und Norbert treten dort ein, um ihr Gebet zu verrichten. Nachdem der erstere das seinige beendet, erinnerte er Norbert, sich zu beeilen, die Nacht breche an und es sei weit und breit kein Ort zur Herberge. Norbert kam aus einer Ekstase zu sich und bat den Bischof, die Nacht über im Gebet verweilen zu dürfen. Der Bischof ritt also allein weiter, um Nachtherberge zu suchen, und als er am andern Morgen wiederkam und Norbert fragte, wie ihm dieser Ort zusage, antwortete er, leuchtend vor Freude: „Hier ist der Ort meiner Ruhe und der Hafen meines Heiles; hier ist's, wo ich das Lob des Herrn mit treuen Dienern singen darf, die Gott um mich versammeln wird, damit ich ihnen seine Barmherzigkeit verkünde. Indeß wird diese Kapelle nicht die Hauptkirche des Klosters sein, sondern eine andere wird jenseit des Berges erbaut werden. Ich habe im Geiste während des Gebetes einen Zug weiß gekleideter Pilger geschaut, in den Händen trugen sie Kreuze und Weihrauchfässer, sie haben mir den Ort gezeigt, auf dem der Herr einen Tempel zu seiner Ehre erbaut haben will“.

So blieb also Norbert mit seinen beiden Gefährten in Prémontré. Dieser Ort gehörte zu dem Kloster von St. Vincent in Laon. Der Bischof bat den Abt, er möge ihm das Thal gegen ein andres vertauschen, damit Norbert in seiner neuen Niederlassung nicht gestört werde. Es fehlten dem h. Stifter nur Gefährten, indeß säumte die Vorsehung nicht, ihm deren zuzuführen.

Sobald im folgenden Frühjahre die Wege gangbarer waren, machte er sich allein auf, um das Evangelium zu predigen und neue Schüler zu sammeln. Als er in Cambrai während der Fastenzeit 1121 predigte, gewann er in seiner ersten Predigt Evermodus. Dieser war ein Mann von hohem Range, durchdringendem Verstande und tiefer Frömmigkeit; er wurde in der Folge Bischof von Ratzeburg und arbeitete sehr wirksam an der Bekehrung der dortigen Heiden. Zu Nivelle, wohin sich Norbert mit seinem neuen Schüler begab, schloß sich ihm ein junger Mann Namens Antonius an. Es kamen noch mehrere, so daß Norbert am Ende der Fastenzeit dreizehn Schüler nach Prémontré heimführte. Nun dachte er ernstlich daran, seiner Heerde eine geregelte und einförmige Lebensweise vorzuschreiben. Der Dämon wollte ihn wohl zu verschiedenen Malen daran hindern, er jagte ihn aber durch seinen Glauben und seine Geduld immer siegreich von dannen.

Einige Personen riethen ihm ein Einsiedlerleben, Andere die Cistercienserregel, die eben zu blühen begann. Er empfahl seinen Schülern, Gott um Kundgebung seines Willens zu bitten und um Kraft, dem erkannten Willen Folge zu leisten. Sie beflissen sich während mehrerer Tage des eifrigsten Gebetes und verdoppelten ihre Abtödtungen, um die Erleuchtung des h. Geistes herabzuflehen. Norbert an ihrer Spitze feuerte sie durch sein Beispiel an. Endlich erhörte Gott ihr inständiges Gebet, und sie kamen alle ein=

stimmig darin überein, ein canonisches Leben zu führen. Der h. Augustin, den Norbert im Geiste während seines Gebetes sah, bekräftigte sie in ihrer Wahl. Nun zweifelte der Heilige nicht länger, daß er sich mit seiner Gesellschaft der Regel des h. Kirchenlehrers anschließen sollte. Alle unterwarfen sich um so bereitwilliger, als unter vierzig Religiosen, die jetzt hier in Prémontré versammelt waren, auch nicht einer sich befand, der nicht in der Welt als Canoniker Profession abgelegt hatte.

Nach dieser Grundregel richtete der Heilige die neue Genossenschaft ein. Als Ziel stellte er seinen Kindern das Heil und die Vervollkommnung ihrer Seelen auf. Um das Ziel zu erreichen, schrieb er die Predigt und die Sorge für das Heil des Nächsten vor, überzeugt, daß nichts so sehr zur eignen Heiligung beitrage, als die Arbeit am Heile des Nächsten, und daß wiederum nichts uns geeigneter zur Rettung Andrer mache, als wenn wir auf die eigne Heiligung bedacht sind. Er vereinigte in seinem Institute das Stillschweigen und die Strengheiten des Mönchslebens mit denen des klerikalen. Aus dem ersteren nahm er das Gebet, die Einsamkeit, die Abtödtung und den Chorgesang; vom zweiten alles, was zum Heile und zur Vervollkommnung des Nächsten beitragen kann, die Predigten, Missionen bei den Ungläubigen und Häretikern, Verwaltung der Pfarreien, Studium der h. Schrift und der Theologie, ohne welches man das Predigtamt nicht ausüben könne. Nach diesem Plane verfaßten sie ihre Ordensregel, welche sie alle am Weihnachtstage des Jahres 1121 annahmen. Gott segnete dieses Institut derart, daß es in kurzer Zeit in der ganzen Welt verbreitet war. Dreißig Jahre nach seiner Entstehung kamen auf dem Generalkapitel zu Prémontré nahe an hundert Aebte zusammen. Der Bischof Bartholomäus gründete allein in seiner Diöcese fünf Klöster dieses Institutes. Unter den hervorragendsten Personen, die in das Institut des h. Norbert eintraten, ist zu nennen: Graf Gottfried von Kappenberg. Dieser übergab sich mit allen seinen Besitzungen an Norbert und verwandelte sein Schloß in ein Kloster, wo er und sein Bruder Otto in den Prämonstratenserorden eintraten. Das Leben des gottseligen Grafen von Kappenberg ist ein Gewebe von Geduld, Wundern und Eifer. Er widmete seine Hände zur Pflege der Aussätzigen, predigte das Reich Gottes, bediente sich seines Adels und seiner großen Güter zum Schutze und zur Unterstützung der Armen. Endlich brachte er sein ganzes Leben in vollkommnem Gehorsam gegen den h. Norbert zu, dessen treuer Schüler er wurde. Aus seinen großen Besitzungen wurden die Klöster Kappenberg und Varlar in Westfalen, Ilbenstadt oder Ilmstadt in der Wetterau und das Frauenkloster Averndorp bei Wesel gestiftet. Die Kirche feiert sein Fest am 13. Januar, und der Prämonstratenserorden verehrt ihn als einen seiner größten Heiligen.

Sein Beispiel rührte Theobald II., den Grafen von Champagne, so sehr, daß er es nachahmen wollte; er fragte den h. Norbert um Rath, und als er diesen gesprochen, war er noch mehr gerührt und stellte sich ihm mit allen seinen Gütern zu Verfügung. Als der Heilige sah, mit welchem Edelmuthe des Herzens der Graf dieses Opfer zu bringen entschlossen war, bat er um Zeit, damit er sich im Gebete mit Gott berathen könne. In Erwägung der großen Besitzungen Theobalds, nämlich der Grafschaft Blois und Chartres, Meaux und Troyes, die nicht füglich einer religiösen Genossenschaft gegeben werden konnten, theils um das Reich nicht zu schwächen und theils wegen der vielen Vasallen des Fürsten, ferner in Erwägung, daß Theobald sehr freigebig im Almosenspenden, im Erbauen von Kirchen und Klöstern, daß er ein Beschützer der Wittwen und Waisen und aller Hülfsbedürftigen war; schien es Norbert gegen den Willen Gottes zu sein, wenn dieser fromme Diener Gottes in Ausübung so vieler guten Werke gehindert würde. Darum erwiederte der Heilige auf die Frage, ob es Gottes Wille sei, daß er auf alles

verzichte: „Nicht so, ihr werdet das Joch des Herrn mit den Eheleuten tragen, und deine Nachkommenschaft wird deine Staaten mit dem Segen der Väter erben." Der Graf unterwarf sich, und auf Anrathen Norberts verheirathete er sich mit Mathilde, einer Tochter des Herzogs von Kärnthen, die ihm mehrere Kinder gebar. Er war der Sohn Stephans, des Grafen von Blois, den wir im ersten Kreuzzuge gesehen haben, und Adelens, einer Tochter Wilhelms, des Eroberers, die ein Muster von Frömmigkeit und Wohlthätigkeit war.

Nicht zufrieden damit, der Kirche heilige Mönche zu geben, wollte ihr Norbert noch heilige Osdensfrauen weihen. Die Regeln, welche Norbert diesen heiligen Frauen vorschrieb, schien die Schwäche ihres Geschlechtes zu übersteigen, indeß ihrem Muthe noch nicht zu entsprechen. Niemals verließen sie ihre Clausur; es war ihnen aller Verkehr mit den Weltleuten untersagt; mit ihren nächsten Verwandten sprachen sie nur in Gegenwart zweier Klosterfrauen. Sie kleideten sich in weißen, aber gewöhnlichen Stoff; ihr Schleier war von grobem schwarzem Tuche; ihre Nahrung war weder schmackhaft noch reichlich; ihr Fasten war strenge, die Enthaltung von Fleisch immerwährend, ihr Gebet anhaltend. Diese Strengheiten, von denen man geglaubt hätte, sie würden Personen von Stande fern halten, zogen sie grade an. Ihre Zahl nahm binnen fünfzehn Jahren so zu, daß man mehr als zehntausend zählte, die in verschiedenen Ländern zerstreut waren.

Die Stadt Antwerpen war durch die Irrlehren Tanchelms fast ganz verdorben, und fast alle Uebungen des Christenthums waren dort abgeschafft. Nach dem Tode dieses Betrügers nahm die Verführung immer noch ihren Fortgang Obgleich Burchard, der Bischof von Cambrai, zwölf Kleriker nach Antwerpen gesandt hatte, um einen ander Kirche des h. Michael angestellten Priester zu unterstützen, so entsprachen doch die erzielten Früchte weder ihrer Arbeit noch dem Eifer des Bischofs. Die Hartnäckigkeit des Volkes in der Irrlehre konnte nach der Meinung der Missionäre nur durch den h. Norbert überwunden werden. Der Bischof bat ihn deshalb, zu kommen. Er kam mit zwei seiner Schüler und bot alle seine Geschicklichkeit und Beredtsamkeit auf, um das Vojk wieder zu gewinnen, das durch die Liebe zur Freiheit in den Irrthum verlockt worden war. Weit entfernt, die armen Verblendeten mit Schmähungen zu überhäufen, entschuldigte er sie mit Unkenntniß und ersparte ihnen so die Scham, die man gewöhnlich beim Bekenntniß eines Irrthums empfindet. In seinen Predigten verband er Anmuth mit kräftiger Beweisführung. Das eine wußte er durch das andere so zu mildern, daß die Anführer der Partei ihren Irrthum in die Hände des h. Norbert abschwuren. Die Uebrigen folgten bald ihrem Beispiele, und die Stadt gewann bald ein anderes Ansehen. Diejenigen, welche seit fünf oder sechs Jahren den Leib des Herrn in unreinen Orten verborgen gehalten hatten, um ihn zu mißbrauchen, brachten ihn dem h. Norbert und verfluchten ihre Gottlosigkeit. Die öffentlich im Concubinate und in Blutschande gelebt hatten, entsagten ihrem verbrecherischen Umgange. Die Tempel wurden wieder hergestellt, die Kreuze erneuert, das Priesterthum, die h. Eucharistie kam wieder zu Ehren, die Religion triumphirte und das sündige Ninive wurde ein bußfertiges. Um den guten Anfang zu sichern und zu kräftigen, errichtete Norbert dort auf Wunsch des Bischofes eine Genossenschaft seiner Religiosen.

Noch ein andres gutes W.rk stiftete er in Antwerpen. Mittelst der ihm sehr reichlich zugeflossenen Almosen machte er eine Stiftung zur Ernährung von hundert und zwanzig Armen; denn es herrschte in jenem Jahre eine Hungersnoth in Frankreich, und jeder Tag vermehrte das Elend der Bettler. Während dieser ganzen Zeit speiste man täglich in Prémontré fünfhundert Arme. Der h. Norbert schien anfänglich die Nächstenliebe seiner Schüler zu mißbilligen, sie kam ihm übertrieben vor, und er fürchtete, ihr Vermögen

würde nicht ausreichen; doch um sich selbst für dieses Mißtrauen zu strafen, verordnete er, daß noch hundert und zwanzig Arme auf Kosten der Abtei zugefügt würden, und sieben davon sollten täglich im Refektorium mit den Religiosen speisen. Er ließ auch an gewissen Tagen Kleider an die Armen austheilen. Die Einkünfte der Abtei Prémontré entsprachen der freigebigen Liebe Norberts nicht, aber die Enthaltsamkeit seiner Brüder und die Almosen der Gläubigen waren für ihn, oder vielmehr für die Armen eine unerschöpfliche Quelle.

Der Graf Theobald vom Champagne gab dem h. Norbert und dem h. Bernard reiche Spenden zur Erleichterung jeglichen Elendes, besonders während des Hungerjahres 1125. Er wollte gern zwei Religiosen bei sich im Schlosse haben, die die Armenpflege in seinen weiten Besitzungen besorgten, und wandte sich deßwegen zuerst an den h. Bernard. Der Heilige fürchtete aber die Gefahren des Hoflebens für seine Mönche, die für die Einsamkeit bestimmt waren, und Theobald trug deshalb seine Bitte Norbert vor, der sie auch erfüllte. Alle Beamten waren angewiesen, den beiden Almosenpflegern des Grafen alles zu verabreichen, was immer sie an Geld, Lebensmitteln und Kleidern verlangen würden[1]).

71. † Es ist oben in der Geschichte des Investiturstreites schon erwähnt, daß der Bischof Otto von Bamberg auf der von Kuno im Jahre 1118 zu Köln gehaltenen Synode nicht erschien. Wahrscheinlich war er auch nicht auf der in demselben Jahre zu Fritzlar gehaltenen Synode anwesend, da der Mainzer Erzbischof in einem Briefe an die Kleriker zu Bamberg diesen die Verrichtung des Gottesdienstes in der ganzen Stadt untersagt, bis ihr Bischof Genugthuung geleistet habe. Ob wirklich eine Strafe über Otto wegen seines Wegbleibens von der Synode verhängt wurde, ist nicht bekannt; vielleicht hat man durch ein Einschreiten gegen den Bamberger Klerus, der des Verkehrs mit Excommunicirten beschuldigt wurde, den Bischof nöthigen wollen, sich an den Kämpfen gegen den Kaiser zu betheiligen. Otto liebte aber keinen politischen Streit und suchte sich demselben, so lange keine Aussicht auf friedliche Vermittlung vorhanden war, fernzuhalten; dagegen widmete er sich der Sorge für sein Bisthum mit desto größerem Eifer. Er machte häufige Visitationsreisen und predigte überall, da er unter allen damaligen Bischöfen der beste Redner war, mit großem Erfolge. Den unter seinem Vorgänger abgebrannten Dom stellte er wieder her und erbaute außerdem in seiner Diöcese noch fünfzehn andere Kirchen. Für die Domschule gewann er so ausgezeichnete Lehrer, daß diese von vielen Klerikern aus ganz Deutschland besucht wurde, und durch Ottos Freigebigkeit wurde auch armen talentvollen Jünglingen aus den verschiedensten Gegenden das Studium der Wissenschaften ermöglicht.

Der heilige Bischof war sehr strenge gegen sich selbst; er vermied nicht bloß alle fürstliche Pracht, sondern befließ sich in der Kleidung einer solchen Einfachheit, daß er zerrissene Schuhe und Kleider ausbessern ließ, und übte eine solche Abtödtung, daß er sich nie sättigte, sondern fast nüchtern vom Mahle aufstand. Gegen Arme und Kranke war er sehr mildthätig, und es ist unglaublich, wie große Summen er zu Almosen verwendete. In ganz außerordentlicher Weise sorgte er für die Hebung und Verbreitung der religiösen Orden, und zwar nicht bloß in seiner Diöcese, sondern auch in sehr

1) Surius, Vita S. Noberti script. ab Hugone.

vielen andern, wie sich aus folgenden aus einer Biographie des h. Otto [1]) entnommenen Notizen ergibt.

1) Arnoldstein. Noch im Jahre 1107 begründete er das Kloster Arnoldstein in Kärnthen, das damals zum Patriarchate von Aquileja, später aber zum Erzbisthume Salzburg gehörte, indem er das befestigte Schloß zu klösterlichen Zwecken einrichtete. Diese der Bamberger Kirche gehörige Besitzung sammt deren fünfundneunzig Höfen war seit fünfundvierzig Jahren verloren gegangen. Otto hatte sie mit vielen Mühen und großen Kosten wieder erworben, sechzig Höfe dazu gegeben und sie zu einer Abtei erhoben, die er im Jahre 1108 mit Mönchen aus dem St. Michaelskloster zu Bamberg besetzte.

2) Aurach. Im Jahre 1108 begann er mit Einstimmung des Domkapitels die alte fränkische Burg an der Saale in der Diöcese Würzburg in ein Kloster umzuwandeln. Er erwarb alle Güter, die einst zur Burg gehört hatten, besorgte selbst die innere Einrichtung des Klosters, weihte es im Jahre 1113 ein und übergab es den cluniacenser Mönchen von Hirschau. Der erste Abt war der gelehrte Mönch Eckehard, der Verfasser einer Weltchronik.

3) Prüfling. Ein drittes Benediktinerkloster gründete Otto zu Prüfling bei Regensburg am Zusammenflusse der Donau und der Naab. Für ein dortiges Lehen der Bamberger Kirche erwarb er ein anderes Landgut und begann auf demselben im Jahre 1109 den Bau einer Kirche und eines Klosters, das nach seiner Vollendung im Jahre 1114 Mönchen von Hirschau übergeben wurde. Otto trat dem Kloster noch viele an verschiedenen Orten erworbene Güter ab, und der Abt stand fortwährend unter der Oberherrschaft des Bischofs von Bamberg.

4) Mallersdorf. Im Jahre 1109 hatten die Grafen Heinrich von Kirchberg und sein Sohn Ernst ihr Schloß in Mallersdorf in ein Kloster umgewandelt. Otto schickte Benediktinermönche aus dem Michaelskloster zu Bamberg nach Mallersdorf. Später soll Kaiser Lothar dieses Kloster dem Bisthume Bamberg geschenkt, und Otto es mit Gebäuden, Besitzungen und andern Gütern bereichert haben.

5) Osterhofen. Niederaltach gegenüber am rechten Ufer der Donau in der Diöcese Passau war schon im achten Jahrhunderte ein Kloster gegründet. Nachdem es im zehnten Jahrhunderte von den Ungarn zerstört war, wurde es vom bairischen Herzoge Heinrich V., dem Bruder der h. Kunigunde, für weltliche Canoniker wieder hergestellt und nachher mit seinem ganzen Besitzthume durch den Kaiser Heinrich II. dem Bisthume Bamberg einverleibt. Otto baute hier eine neue Kirche, die 1110 eingeweiht und mit verschiedenen Gütern dotirt wurde. Im Jahre 1127 wurde das Stift von Otto in ein Kloster umgewandelt und den Norbertinern übergeben.

6) Reinersdorf. Es befand sich zu Wizenburg in der Diöcese Halberstadt ein ganz verkommenes Frauenkloster, das dem Kloster Begau untergeben war. Otto veranlaßte den Abt von Begau, an die Stelle des Frauenklosters ein Kloster für Mönche zu errichten. Als Otto später dieses Kloster Reinersdorf mit allen dazu gehörigen Gründen durch ein Diplom des Kaisers Heinrich V. vom Jahre 1121 für die Bamberger Kirche erworben hatte, vermehrte er den Besitz des Klosters um die Hälfte und verschaffte ihm überdies zweiundsechzig Hufen. Er rief neues Leben in der neuen Klostergemeinde hervor und weihte im Jahre 1127 Kirche und Kloster, deren Bauten er vollendete, feierlich ein.

---

1) Sulzbeck, Leben des h. Otto, Regensb. 1865.

7) St. Michael. Das vom Kaiser Heinrich II. gegründete Kloster St. Michael zu Bamberg war ziemlich heruntergekommen. Otto bewog den Abt desselben, freiwillig zu resigniren, und ließ an dessen Stelle Wolfram wählen, dem es gelang, die Hirschauer Regel einzuführen. Durch die Fürsorge Ottos wurde dieses Kloster eine Pflanzschule von frommen und gelehrten Mönchen; die Zahl der Mönche im Kloster St. Michael betrug siebzig. Als dieses Kloster durch das furchtbare Erdbeben am 3. Januar 1117 stark gelitten hatte, baute Otto Kloster und Kirche von Grund aus neu auf und verwendete auf den Bau, die Ausschmückung und Ausstattung erstaunliche Summen. Er legte in dem Kloster auch eine Bibliothek an, und das Einkommen des Klostergutes vermehrte er durch Ankauf von acht Gütern, die er für fünfhundert Pfund Silber erworben hatte. Am Fuße des Michaelsberges wurde ein Spital zur Aufnahme von Armen und Fremden gebaut, und daneben eine Kirche; Spital und Kirche wurden später dem Abte von St. Michael überwiesen.

8) Banz. Die Gräfin Alberada von Banz hatte schon im Jahre 1058 ein Kloster gebaut und es dem Abte Egbert von Fulda zur Besetzung mit Benediktinermönchen übergeben. Später wurde diese Abtei, um sie gegen Raubsucht zu sichern, dem Hochstifte Bamberg zu Lehen übertragen. Diese Stiftung gerieth während der Wirren des Investiturstreites gänzlich in Verfall; Otto aber richtete das Kloster wieder in wohnlichen Zustand her, berief Mönche aus dem Kloster Hirschau und setzte den Mönch Balduin als ersten Abt ein, der ganz im Geiste und nach der Tendenz des heiligen Bischofs in geistlichen und zeitlichen Dingen die Abtei leitete und während einer fünfundzwanzigjährigen Verwaltung in blühenden Zustand versetzte. Die Kirche weihte Otto im Jahre 1114 ein, und die Stiftungsgüter, die theils als Lehen unrechtmäßig verschleudert, theils von den Ministerialen und andern Adligen mit Gewalt in Besitz genommen waren, suchte er mit großem Kostenaufwande dem Stifte wieder zu gewinnen. Die Burg Steglitz, eine Stunde vom Kloster entfernt, die von den ersten Stiftern dem Hochstifte Bamberg geschenkt worden war, schenkte Otto mit Einwilligung des Domkapitels sammt dem Walde dem Kloster Banz, weil sie wegen ihrer Lage dem Stifte hätte gefährlich werden können. Das Schutzrecht über das Kloster, das dem Grafen Rapoto zustand, löste er gegen die jährliche Zahlung von zwei Talenten ab und räumte es dem Bamberger Hochstifte ein.

9) Michelfeld. Im Jahre 1119 stiftete Otto das Kloster Michelfeld im Süden der Diöcese Bamberg nordwestlich von Auerbach an der Pegnitz, nachdem der Schutzvogt im Nordgau, Graf Berenger von Sulzbach, die nöthigen Güter und Rechte abgetreten und an den Bischof überlassen hatte. Dieser edle Graf unterstützte Otto bei dieser Klosterstiftung nach Kräften, weshalb ihm auch die Schutzvogtei über Michelfeld übertragen wurde. Am 6. Mai 1120 verlieh Otto dem neuen Kloster, welches unter die Oberaufsicht der Bamberger Bischöfe gestellt wurde, alle Pfarrechte über jene umliegenden Ortschaften, die später als vom Kloster zu weit entfernt zur Pfarrei Velden gezogen wurden.

10) Theres. Im Jahre 1120 reformirte Otto das Benediktinerkloster Theres zwischen Haßfurt und Schweinfurt in der Diöcese Würzburg, welches Papst Clemens II. als Bischof von Bamberg um 1043 aus den confiscirten Gütern des Grafen Adalbert von Babenberg gestiftet hatte, die durch Kaiser Heinrich II. der Bamberger Kirche überlassen waren.

11) Aldersbach. Schon vor Ottos Zeit soll zu Aldersbach im Vilsthale in der Diöcese Passau ein Kloster bestanden haben. Allein es muß ganz heruntergekommen sein, so daß Otto auf diesem Lehen des Bamburger Bisthums die Neubegründung eines Klosters begann und dasselbe im Jahre

1120 den regulirten Chorherren des h. Augustin einräumte. Wie bei allen seinen Stiftungen sorgte er für den nöthigen Unterhalt der Mönche. Dem Tode schon sehr nahe verbesserte er im Jahre 1139 die Lage der Augustinermönche zu Aldersbach durch neue Schenkungen und sicherte denselben die freie Wahl des Propstes und des Vogtes zu, jedoch unter Vorbehalt der Rechte des Bamberger Bischofs als Lehnsherrn und des Passauer Bischofs wegen des Diöcesanverbandes.

12) Ensdorf. Im Jahre 1121 gründete Otto das Benediktinerkloster Ensdorf in der Diöcese Regensburg südlich von Amberg an der Vils. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach hatte zum Lohne für seine treue Anhänglichkeit an Kaiser Heinrich IV. das Landgut Weillenbach sammt allen Rechten zum Geschenke erhalten. Später wegen des großen Zerwürfnisses zwischen Kaiser und Papst und wegen des Bannfluches, der alle Anhänger des Kaisers traf, im Gewissen geängstigt, sann der Pfalzgraf Otto darauf, Buße zu thun. Um Gott und der Kirche Genugthuung zu leisten, entschloß er sich, eben dieses Landgut Gott zum Opfer zu bringen und in ein Kloster zu verwandeln. Die Ausführung dieses religiösen Entschlusses hatte sich indeß verzögert, bis Bischof Otto von diesem Plane hörte und dem Pfalzgrafen und dessen Gemahlin mit Rath und That an die Hand ging, indem er selbst zur Dotirung dieses Klosters viele Güter zu verleihen versprach. Unter Ottos Leitung wurde am 23. Mai 1121 der Grund zum Kloster gelegt, und im Jahre 1123 wurde es eingeweiht. Die Mönche für dasselbe wurden aus dem Kloster St. Blasien im Schwarzwalde berufen. Otto überwies dem Kloster die Kirchen zu Högling, Thonheim und Lindenhard und schenkte ihm verschiedene Zehnten in der Oberpfalz.

13) Glink. Im Jahre 1121 übertrug Leopold IV., Markgraf von Oesterreich, dem Bischofe Otto das Kloster Glink an der Ens in Oberösterreich, das vor Zeiten Bruno von Glunik erbaut hatte, und das nachher in Verfall gerathen war. Otto erhob es um 1123 zur Abtei, besetzte es mit Benediktinern aus Clugny, schenkte demselben zwanzig Hufen und verwendete fünfzig Mark für dasselbe. Das Kloster begann mit Eifer durch ein echt religiöses Leben Segen zu verbreiten.

14) Die Benediktinerabtei Schuttern in der Diöcese Straßburg.

15) Die Benediktinerabtei Deggingen im heutigen Ries in der Diöcese Augsburg. Diese Klöster hatte Kaiser Heinrich II. als seine Erbgüter der Bamberger Kirche geschenkt. Otto war deßhalb auch für sie besorgt und suchte klösterliche Zucht und Ordnung zu befördern. Insbesondere hat Otto die schon von Kaiser Heinrich II. restaurirte, nachher aber verfallene Abtei von Deggingen wieder hergestellt, dotirt und gleichsam von Neuem begründet.

16) Stein. Kaiser Heinrich II. hatte ein Benediktinerkloster zu Stein am Rheinufer bei Schaffhausen reich dotirt und dem Bisthume Bamberg geschenkt. Nach hundertjährigem Bestande war es in Verfall gerathen, und Otto suchte ihm nun neues Leben einzuhauchen. Später wurde es mit der Abtei Petershausen bei Constanz vereinigt.

17) Gengenbach. Das Benediktinerstift Gengenbach in der Diöcese Straßburg war ohne Zweifel durch die Dotirung des Bisthums Bamberg in nähere Beziehung zu den Bamberger Bischöfen gekommen, und Otto hatte sich für Wiederherstellung der klösterlichen Zucht dort thätig gezeigt, da Abt Friedrich von Gengenbach in Ottos Rundschreiben an die Aebte der von ihm gegründeten oder reformirten Klöster namentlich aufgeführt ist.

18) Unmittelbar vor seiner ersten Missionsreise hatte Otto an der Nordseite des Michaelsberges das Priorat St. Gertreu erbaut und mit allen dazu gehörigen Gründen der Abtei auf dem Michaelsberge mit der Bedingung

übergeben, daß sieben Patres und zwei Laienbrüder vom Kloster darin wohnen und die Pflege von fremden Reisenden besorgen sollten.

Gegen Ende des Jahres 1121 sandte Otto folgendes Rundschreiben an die Aebte und Religiosen der von ihm gestifteten und reformirten Klöster: „Otto, durch Gottes Gnade demüthiger Verwalter der Bamberger Kirche, wünscht dem ehrwürdigen Bruder Wolfram, Abte des St. Michaelsklosters, Wignand von Theres, Balduin von Banz, Eggehard von Aurach, Imbriko von Michelfeld, Waldhau von Ensdorf, Eribo von Prüfling, Friedrich von Gengenbach, Eberhard von Schuttern, Otto von Stein, Luitger von Reinersdorf, Imgram von Arnoldstein, dem Propste von Glink, dem Propste von Osterhofen und Allen, die unter ihnen ein klösterliches Leben führen, Heil und Beharrlichkeit im Dienste Gottes. Als wir, obwohl unwürdig, die oberhirtliche Sorge auf uns genommen, richteten wir unser Augenmerk sorgfältig darauf, wie die Klöster, die unserer oberhirtlichen Gewalt anvertraut waren, hinsichtlich der Haltung ihrer Ordensregel beschaffen wären. Leider fanden wir, daß alle von der Strenge klösterlicher Disciplin nur zu sehr abgewichen waren. Voll Betrübniß hierüber und es für unsere bischöfliche Wirksamkeit gefahrvoll erachtend haben wir uns unter heißen Thränen lange und viele Mühe gegeben, daß dieser mißliche Zustand durch Gottes Waltung gebessert werden möchte. Endlich hat es Gott, von dem alles Gute kommt und der das Flehen der Demüthigen erhört, in seiner Gnade gefügt, daß der religiöse Sinn in allen unsern Klöstern zugenommen hat. Denn er hat euch als taugliche Hirten für die Heerde aufgestellt und die Zahl eurer Brüder im heiligen Wandel vermehrt, wie dies auf dem nahen Michaelsberge sich zeigt, wo wir nur zwanzig Brüder in schlechter Zucht vorfanden, während wir jetzt, Gott sei Dank, über siebzig Religiosen dort sehen, ungerechnet diejenigen, die auswärts beschäftigt sind.

Hierüber hoch erfreut, wenden wir uns in heiliger Freude an euch Alle, Vorgesetzte und Untergebene, und bitten euch, im Geiste vor euren Füßen liegend, in Gott und wegen Gott, daß ihr würdig wandelt des Berufes, zu dem ihr berufen seid, und den blühenden Zustand eures Ordens und der geistlichen Zucht auf eure Nachfolger vererbet. Zum Andenken an diese heilsame Ermahnung legen wir das Decret unserer bischöflichen Bestätigung bei, welches an alle Klöster gesendet, vorgelesen und unterzeichnet werden soll. Gleichwie wir das geistliche Ordensleben, das Gott wohlgefällig, bei den Menschen beliebt, den Engeln erfreulich, den Feinden schrecklich ist, kraft des heiligen Geistes in allen unsern Klöstern erneuert und angeordnet haben, so soll es nach unserer Anordnung und Bestimmung unverändert und unversehrt erhalten werden. Indem wir es euch, den erwählten Vorgesetzten und geliebten Brüdern empfehlen, nehmen wir Christus und die Kirche zu Zeugen; aber auch ihr sollt es durch treue Uebung euren Nachfolgern empfehlen. Uebrigens segnen wir euch im Namen des Herrn; denn Gott ist mein Zeuge, wie mich nach euch Allen verlangt mit der Zärtlichkeit Jesu Christi."

Otto bat den Papst um die apostolische Confirmation aller von ihm gestifteten und erneuerten Klöster. Calixtus II. ertheilte am 3. April 1123 die verlangte Bestätigung, worin er alle von Otto gegründeten Klöster unter den Schutz des heiligen Petrus und der römischen Kirche stellt. Die heiligen Weihen sollten die Aebte und Mönche von den Diöcesanbischöfen erhalten, das zeitliche Vermögen aber und die ganze Administration sollte unter Otto's und seiner Nachfolger Oberleitung stehen.

72. Um den Frieden vorzubereiten, der auf dem Concile zu Rheims geschlossen werden sollte, hatte der Papst Calixtus den Bischof Wilhelm von Champeaux und den Abt Pontius von Clugny als Gesandte an den Kaiser

Heinrich V. geschickt. Sie trafen den Kaiser in Straßburg, und er fragte sie um Rath, wie ein Friedensschluß ohne Schädigung des Reiches möglich sei. Der Bischof antwortete: „Königlicher Herr! wenn ihr wahrhaftig Frieden wünschet, so verzichtet auf die Investitur der Bisthümer und Abteien, und um euch zu versichern, daß ihr dadurch um nichts eure königliche Autorität verringert, so wisset, daß ich, der ich ein französischer Bischof bin, vom Könige von Frankreich weder vor noch nach meiner Weihe irgend etwas empfangen habe, und dennoch diene ich in Betreff des Tributes, des Kriegsdienstes, des Zolles und aller Sachen, die ursprünglich dem Staate gehörten aber von christlichen Königen der Kirche Gottes geschenkt sind, meinem Könige ebenso treu, wie euch in eurem Reiche eure Bischöfe dienen, durch deren Investirung ihr in diesen Streit und selbst in den Bann gerathen seid." Da rief der Kaiser mit erhobenen Händen: „Nun gut, so sei es, ich verlange nicht mehr!" Der Bischof antwortete: „Wenn ihr denn auf die Investitur verzichtet, der Kirche und denen, die für sie gearbeitet haben, die Güter wiedergebt und ihr einen wirklichen Frieden gewährt, so wollen wir es mit der Hülfe Gottes versuchen, die Zwistigkeiten auszugleichen."

Nachdem der Kaiser sich mit den Seinigen berathen hatte, versprach er es, falls er von Seiten des Papstes sich auf Treue und Gerechtigkeit verlassen könne und er und die Seinigen die Besitzungen wieder erhielten, die sie in diesem Kriege verloren hätten. Der Bischof verlangte einige Bürgschaft dafür, damit ihre lange Arbeit nicht vergeblich sein würde, und der Kaiser bekräftigte es mit einem Handschlage auf den christlichen Glauben. Dasselbe thaten auch der Bischof von Lausanne, der Pfalzgraf und mehrere andere Kleriker und Laien, welche ihn begleiteten.

Mit dieser Versicherung reisten der Bischof und der Abt zum Papste zurück, der durch fast ganz Frankreich gekommen war und sich jetzt am 6. October in Paris aufhielt. Er genehmigte die Unterhandlung und sagte: „Wollte Gott, die Sache wäre schon geschehen, wenn sie ohne Betrug geschehen kann!" Er berathschlagte mit den Cardinälen und Bischöfen und sandte dann dieselben Gesandten mit dem Cardinalbischofe von Ostia und dem Cardinal Gregor an den Kaiser. Sie hatten Befehl, die Artikel sorgfältig zu prüfen, schriftlich aufzusetzen und von beiden Theilen unterzeichnen zu lassen und dem Kaiser, wenn es ihm gefiele, sie zu vollziehen, einen Tag vor Beendigung des Concils zu bestimmen. Die Gesandten trafen den Kaiser zwischen Verdun und Metz und berichteten ihm, daß ihn der Papst unter den verabredeten Bedingungen bereitwilligst aufnehmen würde. Der Kaiser bezeugte seine Freude darüber und bekräftigte durch einen Handschlag in die Hände der vier Abgesandten dasselbe, was er bereits zu Straßburg versichert hatte, nämlich daß er Freitag den 24. October zu Mouson in Gegenwart des Papstes die Convention vollziehen werde, die man aufgezeichnet hatte. Das Versprechen des Kaisers lautete folgendermaßen: „Ich Heinrich, durch die Gnade Gottes erhabener Kaiser der Römer, verzichte aus Liebe zu Gott, dem h. Petrus und dem Papste Calixtus auf alle Investituren der Kirche und gewähre allen jenen wahren Frieden, die seit Anfang dieser Uneinigkeit Krieg führten oder noch führen. Ich gebe zurück die Güter, die ich von den Kirchen und denjenigen habe, die für sie arbeiteten. Was die Güter anlangt, die ich nicht mehr besitze, so werde ich für deren Rückgabe Sorge tragen. Wenn deswegen irgend welche Prozesse entstehen sollten, so sollen die geistlichen Angelegenheiten durch ein canonisches Gericht, die bürgerlichen durch ein weltliches erledigt werden." Der Papst gab dem Kaiser ein ähnliches Versprechen folgenden Inhaltes: „Ich Calixtus II. durch die Gnade Gottes allgemeiner Bischof der römischen Kirche verspreche Heinrich, dem erhabenen Kaiser der Römer, und allen denen, die mit ihm im Kriege gegen die Kirche waren oder noch sind,

einen wahren Frieden. Ich gebe die Güter zurück, die sie in diesem Kriege verloren haben, und die ich noch habe; die ich nicht mehr habe, werde ich wieder zu verschaffen suchen. Wenn daraus Prozesse entstehen, sollen die kirchlichen Angelegenheiten durch ein canonisches Gericht, die bürgerlichen dagegen durch ein weltliches erledigt werden"[1]).

73. Nachdem die Bedingungen des Vertrages also geregelt, und der Tag der Conferenz zwischen dem Papste und dem Kaiser festgesetzt worden, kehrten die Abgesandten nach Rheims zurück, wohin sich der Papst bereits zur Abhaltung des Concils begeben hatte. Es erschienen dort Bischöfe aus Italien, Deutschland, Spanien, Frankreich, aus der Bretagne, England und den andern Inseln des Oceans und aus allen Provinzen des Abendlandes. Der Erzbischof Adelbert von Mainz kam mit sieben deutschen Prälaten, die sich von fünfhundert Rittern begleiten ließen. Sehr erfreut über ihre Ankunft, sandte ihnen der Papst Hugo, Grafen von Troyes, mit Truppen entgegen.

Heinrich, König von England, hatte den Bischöfen seines Reiches die Reise zu dem Concile gestattet, aber ihnen durchaus verboten, irgend welche Klage dort vorzubringen, da er jederzeit bereit sei, Allen in seinem Reiche Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Er sagte, er werde pünktlich Jahr um Jahr dem apostolischen Stuhle die von seinen Vorgängern zugesagten Abgaben entrichten, wolle dagegen aber auch die ihm zugestandenen Privilegien aufrecht erhalten. „So geht denn und grüßt den Papst in meinem Namen, höret auch demüthig seine Verordnungen an, aber bringt mir ja keine Neuerungen für mein Reich mit!" Thurstan, der erwählte Erzbischof von York, bat ebenfalls um Erlaubniß, zum Conzil zu reisen, die ihm der König aber nur unter der Bedingung gestattete, daß er sich nicht etwa vom Papste weihen ließe, da dies dem Erzbischofe von Canterbury zustände. Der König beauftragte sogar seinen Gesandten eigens, wegen dieser Angelegenheit mit dem Papste zu sprechen, und dieser versprach, nichts zum Schaden der Kirche von Canterbury zu thun. Nachdem er die Gründe Thurstans vernommen hatte, weihte er ihn indeß doch am 19. October trotz der Einsprache einiger Engländer. Der König von England war so erzürnt hierüber, daß er Thurstan die Rückkehr nach England und selbst in die Normandie verbot. Der Papst glich diese Sache aber später wieder aus.

Am Montag den 20. October eröffnete Calixtus das Concil in der Kathedrale. Nachdem er die hl. Messe gelesen, nahm er seinen Platz auf einem hohen Throne ein. Auf den ersten Plätzen, dem Papste gegenüber, saßen Kuno von Präneste, Boso von Porto, Lambert von Ostia, Johann von Crema und Hato von Viviers. Man hatte diese, als besonders geschickt, dazu erwählt, die vorkommenden Fälle zu untersuchen und die nothwendigen Bescheide zu ertheilen. Der Diakon Chrysogonus stand mit der Dalmatica bekleidet zur Seite des Papstes und hielt ein Buch mit den Canones in der Hand, um die betreffenden Canones alsbald vorzulesen. Sechs andere Diener umstanden den Thron des Papstes mit der Tunica oder der Dalmatica bekleidet und hatten auf Stillschweigen zu halten.

Alle nahmen Platz und es wurde die Litanei und die übrigen üblichen Gebete verrichtet. Alsdann hielt der Papst eine vortreffliche Rede in lateinischer Sprache über die Stürme, welche über das Schiff der Kirche hereingebrochen, und die der Herr, der dem Winde und dem Meere gebietet, stillen werde. Darauf sprach der Cardinal Conon sehr kräftig über die Pflichten der obersten Hirten.

---

1) Hessonis relat. de conc. Rem.

Dann nahm der Papst nochmals das Wort und sprach: „Ihr Väter und Brüder! Der Grund, weßhalb wir euch aus fernen Ländern und entlegenen Gegenden zu dem Concile berufen haben, ist folgender: Ihr wisset, wie lange die römische Kirche gegen verschiedene Ketzereien gekämpft hat, und wie durch den h. Petrus, zu dem der Herr besonders gesprochen hat: „Ich habe für dich, Petrus, gebeten, damit dein Glaube nicht wanke, und du hinwiederum stärke deine Brüder", Wie Simon Magus nach dem Spruche des heiligen Geistes aus der Kirche Gottes gestoßen wurde und umkam; so hört Petrus bis auf unsere Zeit nicht auf, durch seine Stellvertreter die Nachahmer Simons zu bekämpfen und aus der Kirche Gottes zu vertilgen. Auch ich, sein unwürdiger Nachfolger, wünsche die simonistische Ketzerei, die vorzüglich durch die Investituren gegen die Kirche Gottes erneuert ist, mit Gottes Hülfe und mit eurem Rathe und Beistande ganz und gar aus der Kirche zu verbannen. Vernehmet daher, wenn es euch gefällt, von unsern Brüdern, welche zwischen uns und dem deutschen Könige Friedensworte überbracht haben, die ganze Sachlage, und Jeder wolle uns nach seinem Vermögen angeben, was wir in der Sache zu thun haben".

Darauf trug der Papst dem Bischofe von Ostia auf, dem ganzen Concile die Sachlage in lateinischer Sprache vorzutragen. Auf Befehl des Papstes theilte darnach der Bischof von Chalons dasselbe den Klerikern und Laien in der Volkssprache mit.

Es wurden dann verschiedene Sachen vorgelegt, aber die Entscheidung derselben verschob man auf das Ende des Concils.

Der König von Frankreich war in Rheims erschienen und brachte bei dem Concil eine Klage gegen den König von England vor, der ihm die Normandie entrissen und den Herzog Robert gegen alle Gerechtigkeit in entsetzlicher Weise behandelte und gefangen hielt und noch viele andere Gewaltthätigkeiten verübte.

Alle gegenwärtigen Franzosen stimmten der Rede des Königs bei und verlangten Gerechtigkeit. Da stand Gottfried, Erzbischof von Rouen, auf mit mehreren Bischöfen der Normandie und wollten die Vergehen des Königs von England entschuldigen, indeß wurden sie durch lautes Gemurmel zum Schweigen gebracht. Auch Hildegard, Gräfin von Poitiers, erschien mit den Damen ihres Gefolges und klagte gegen ihren Gemahl, den Grafen Wilhelm, der sie verstoßen und die Frau, oder noch Andern die Tochter des Vicomte von Chatellerault geheirathet habe. Der Papst fragte, ob der Graf von Poitiers seinem Rufe zufolge auf dem Concil erschienen sei. Da entschuldigten ihn der Bischof von Saintes und andere Bischöfe und Aebte Aquitaniens mit einer Krankheit, die ihn auf der Reise zum Concil überfallen, und der Papst bestimmte ihm einen andern Termin in Rom zu seiner Rechtfertigung.

Audin le Barbu, Bischof von Evreux, klagte wider Amalrich von Montfort, daß er ihn von seinem Sitz verjagt und das Bisthum durch Feuer verheert habe. Ein Kaplan Amalrichs erhob sich und sprach vor der ganzen Versammlung: „Nicht Amalrich sondern deine Schlechtigkeit ist die Ursache deiner Vertreibung und der Verheerung des Bisthums, denn deine Bosheit hat den König von England bewogen, daß er Amalrich der Grafschaft Evreux beraubte; aber dieser hat seine Würde durch seine Tapferkeit mit den Waffen wiedergewonnen. Als der König darauf kam, um die Stadt zu belagern, hat er auf deinen Befehl Feuer angelegt, welches die Kirchen verbrannt hat. Das heilige Concil mag entscheiden, ob Audin oder Amalrich der Verbrennung der Kirchen schuldig ist."

Der Streit des Bischofs von Evreux und des Grafen von Montfort erregte einen großen Sturm, indem die Normannen für den erstern, die Franzosen aber für den letztern waren. Der Papst ermahnte darauf zum

Frieden und verwies auf die Bestimmungen des Gottesfriedens, die Papst Urban auf dem Concile zu Clermont erlassen hatte. Er fügte dann hinzu: „Der Kaiser von Deutschland hat mich ersucht, nach Mouson zu kommen, um dort zum Besten unserer Mutter, der heiligen Kirche, Frieden zu schließen. Ich werde den Erzbischof von Rheims, den von Rouen und einige andere unserer Brüder mitnehmen, die ich für nothwendig zu dieser Conferenz halte. Allen übrigen gebiete ich, hier zu bleiben, bis ich wiederkehre. Betet für einen guten Erfolg unserer Reise. Bei meiner Rückkehr werde ich eines Jeden Beschwerden und Gründe anhören, und wenn Gott hilft, euch alle in Frieden entlassen können. Alsdann werde ich eine Zusammenkunft mit dem Könige von England, meinem Vetter, haben und ich werde ihn und seinen Neffen, den Grafen Theobald von Champagne, und alle die andern Betheiligten ermahnen, Frieden zu machen und sich gegenseitig Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, werde aber Alle mit schrecklichem Banne beladen, die mich nicht hören wollen und hartnäckig die öffentliche Ruhe beeinträchtigen."

74. So hatte der Papst am zweiten Concilstage, am 21. October, gesprochen und sich unter Zustimmung der Bischöfe entschlossen, sich zu der Conferenz mit dem Kaiser zu begeben. Er hatte Allen empfohlen, während seiner Abwesenheit und besonders am Conferenztage ihre Gebete und Opfer darzubringen und in Prozession mit bloßen Füßen aus der Kathedralkirche in die vom h. Remigius zu gehen. Am nächsten Tage, Mittwoch, reiste er ab, und Donnerstag Abend kam er sehr ermüdet in Mouson an. Am Freitage versammelte er in seinem Zimmer die Prälaten, die ihn begleiteten, und ließ sie des Kaisers und sein Versprechen lesen. Sie machten einige Bemerkungen über gewisse Ausdrücke, die der Kaiser mißbrauchen könnte, wenn er nicht mit Aufrichtigkeit verführe. [Diese Aenderungen bestanden darin, daß der Verzicht auf die Investitur sich auf alle Kirchengüter beziehen sollte, und daß die den Anhängern des Kaisers zugesicherte Amnestie sich bei den kaiserlichen Gegenbischöfen und den kanonisch abgesetzten Prälaten nur auf die Gewährung der Kirchengemeinschaft, nicht aber auf die Wiedereinsetzung in die frühern Kirchenämter beziehen sollte.] Alsdann sandte der Papst den Bischof von Ostia, den Cardinal Johann, die Bischöfe von Viviers und Chalons und den Abt von Clugny zum Kaiser mit den Schriftstücken, wegen derer sie bereits übereingekommen.

Nach Verlesung der Schriftstücke sagte der Kaiser, daß er nichts von allem dem versprochen habe [1]). Da rief aber der Bischof von Chalons, ergriffen von heiligen Eifer und bewaffnet mit dem Schwerte des Wortes: „Wenn ihr, o König verleugnen wollet das Schriftstück, das wir in Händen haben, und die Erklärung desselben, die ihr gehört habet, so bin ich bereit, auf Reliquen oder auf das Evangelium zu schwören, daß ihr alles dieses in meine Hand bekräftigt habet, und daß ich es in diesem Sinne aufgenommen habe" [2]).

Ueberführt durch das Zeugniß aller Gegenwärtigen, sah sich der Kaiser gezwungen, anzuerkennen, was er verleugnet hatte, [oder wohl richtiger, verleugnet haben sollte, und er beklagte sich darüber, daß er durch ihren Rath zu einem Versprechen gekommen sei, das er ohne Beeinträchtigung des Reiches nicht ausführen könne]. Der Bischof antwortete ihm: „Mein Fürst, ihr werdet uns treu in allen unsern Versprechungen finden; denn der Papst will die

1) † Diese Behauptung des Kaisers muß sich auf die vorgenommenen Aenderungen beziehen. — 2) † Aus dem angebotenen Eide folgt übrigens nicht, daß auch der Kaiser das ursprüngliche Schriftstück im Sinne der nachträglichen genauern Bestimmung aufgefaßt hätte.

Rechte eurer Krone durchaus nicht verringern, wie unruhige Köpfe euch einreden wollen. Im Gegentheil, er verkündet Allen öffentlich, daß sie euch in der Leistung des Kriegsdienstes und in allen übrigen Dingen dienen sollen, in welchen sie euch und euren Vorgängern zu dienen pflegten. Wenn ihr aufhören werdet, die Bisthümer zu verkaufen, so wird das eure Macht nicht verringern, sondern es wird im Gegentheil nur zum Besten des Reiches sein. Diese letzten Worte bezeichneten den Hauptpunkt der Investiturangelegenheit. Der Kaiser trieb mit den Bisthümern und Abteien Handel, um Vortheile daraus zu ziehen. Da der Kaiser auf die Rede des Bischofs nichts zu erwidern wußte, bat er um einen Aufschub bis zum andern Morgen, um in der Nacht die Sache mit den Fürsten zu berathen und deren Zustimmung zu erlangen. Nach diesen letzten Worten des Kaisers sprachen seine Leute noch mit den Abgesandten des Papstes über die Art und Weise, wie die Aussöhnung ihres Herrn geschehen würde, und fragten, ob sie alle mit bloßen Füßen kommen müßten, wie es sonst üblich war, um die Absolution zu empfangen. Die päpstlichen Abgesandten antworteten, daß sie versuchen wollten, den Papst zu bestimmen, dem Kaiser allein die Absolution zu geben, ohne daß er barfüßig erschiene.

Als der Papst den Bericht seiner Gesandten gehört hatte, verzweifelte er an der Wiederherstellung des Friedens und wollte sofort abreisen.. Um aber keinem neuen Vorwande Vorschub zu leisten, wartete er und sandte zur bezeichneten Stunde den Bischof von Chalons und den Abt von Clugny. Der Kaiser erschien sehr erzürnt und verlangte Zeit, bis er eine allgemeine Versammlung mit den Fürsten gehalten hätte. Da reiste der Papst auf der Stelle ab und zog sich in ein Schloß des Grafen von Troyes zurück. Der Kaiser schickte ihm nach und ließ ihn bitten, doch bis Montag zu warten, aber der Papst antwortete: „Ich habe für den Kaiser gethan, was noch keiner meiner Vorgänger gethan hat. Ich habe ein Generalconcil verlassen, um mit ihm zu unterhandeln; länger werde ich nicht warten, ich kehre zu meinen Brüdern zurück. Wenn Gott uns Frieden verleihen will, bin ich immer bereit, den Kaiser zu empfangen, sei es auf dem Concil, sei es nachher.

75. Der Papst reiste Sonntags vor Tagesanbruch ab, und er reiste mit solcher Eile, daß er nach Zurücklegung von sieben Meilen noch zeitig genug kam, eine heilige Messe zu lesen, in welcher er Friedrich, den erwählten Bischof von Lüttich, weihte. Am nächsten Morgen nahmen die Verhandlungen des Concils ihren Fortgang. Aber der Papst war von den Anstrengungen des vorhergehenden Tages so ermüdet, daß er kaum erscheinen konnte. Er mußte sich damit begnügen, das Ergebniß seiner Reise mitzutheilen, was er durch den Cardinalpriester Johann von Crema thun ließ.

Dienstag den 28. October befand sich der Papst so sehr unwohl, daß er gar nicht erscheinen konnte. Mittwoch kam er gegen neun Uhr, hörte mehrere Klagen an und schlichtete mehrere Angelegenheiten bis drei Uhr. Nachher ließ er die Decrete des Concils verlesen, es waren ihrer fünf. Das erste, war gegen die Simonie, das zweite gegen die Investitur der Bischöfe und Aebte, die unter Androhung der Excommunikation und des Verlustes ihrer derart erhaltenen Würde ohne Hoffnung auf Wiedererlangung verboten wurde. Das dritte ist gegen die Usurpatoren der Kirchengüter und erneuert die durch Papst Symmachus verkündeten Strafen. Das vierte verbietet die Vererbung der Beneficien und die Forderung von Gebühren für die Taufe, die heiligen Oele, das Begräbniß, den Krankenbesuch und die letzte Oelung. Das letzte endlich betrifft die Enthaltsamkeit der Priester. Man verfaßte auf diesem Concil auch ein großes Decret über die Beobachtung des Gottesfriedens.

Der Artikel bezüglich der Investituren war erst in viel allgemeineren Ausdrücken abgefaßt und begriff alle Kirchen und geistlichen Güter in sich; aber er verursachte ein so lautes Gemurmel des Unwillens aller Laien und einiger Geistlichen, daß dieser Streit die Sitzung bis zur Nacht verlängerte; denn es schien ihnen, als ob der Papst durch diesen Artikel den Laien die Zehnten und andere geistlichen Güter nehmen wollte, die sie seit lange besessen hatten. Das Concil konnte also an diesem Tage nicht mehr geschlossen werden, wie der Papst gewollt, und es wurde bis zum nächsten Morgen vertagt.

Der 30. October 1119 war der letzte Tag des Concils. Nach dem Hymnus Veni Creator Spiritus hielt der Papst eine Rede über die Gaben des h. Geistes, besonders über die Klugheit und die Liebe, ermahnte alle Anwesenden zur Einigkeit und forderte jeden Ungläubigen auf, sich aus der Versammlung zu entfernen. Er sprach so kräftig und nachdrücklich, daß alle dem Kanon der Investitur beistimmten, den er aber auf die Bisthümer und Abteien beschränkte. [Diese Milderung des Investiturverbotes war ein Zugeständniß, daß nicht jede Investitur kirchlicher Güter unbedingt zu verwerfen sei, und war somit ein wichtiger Schritt zur schließlichen Verständigung im Investiturstreite.] Die von Allen approbirten Kanones wurden vom Cardinal Johann von Crema dictirt, von dem Mönche Johann von Rouen aufgeschrieben und von dem Cardinaldiakon Chrysogonus nochmals öffentlich laut verlesen. Das Concil verrichtete Gebete für den Cardinal von Tusculum und den jungen Grafen von Flandern, einen Neffen des Papstes, deren Tod eben gemeldet war. Der Bischof von Barcelona, der h. Oldegar, sprach sehr gelehrt über die königliche und die priesterliche Würde. Alsdann brachte man vierhundertsiebenundzwanzig brennende Kerzen für die stabtragenden Bischöfe und Aebte. Die Prälaten standen aufrecht, die Kerzen in der Hand, während die Namen vieler Personen verlesen wurden, die der Papst feierlich excommuniciren wollte. Die ersten waren der König Heinrich und der Usurpator der römischen Kirche Burdinus. Der Papst entband auch kraft seiner apostolischen Macht die Unterthanen Heinrichs von dem ihm geleisteten Eide der Treue, wenn er nicht in sich gehen und der Kirche Gottes Genugthuung leisten würde. Darnach ertheilte er Allen den apostolischen Segen und gestattete ihnen, nach Hause zurückzukehren [1]).

[Bei der am 30. October 1119 ausgesprochenen Entbindung vom Eide der Treue ist zu berücksichtigen, daß nach der am 7. April 1118 von Gelasius verhängten Excommunication des Kaisers schon Jahr und Tag verflossen waren, und daß diese Dauer der Excommunication nach dem damaligen Staatsrechte eine Suspension von der Regierung zur Folge hatte. Außerdem wurde die Entbindung vom Eide der Treue noch nicht vollzogen, sondern für den Fall hartnäckigen Ungehorsams gegen die Kirche angedroht.]

76. Im Monate November, kurze Zeit nach dem Concil, begab sich der Papst in die Normandie, um mit dem Könige von England über den Frieden zu verhandeln. Dies geschah zu Gisors. Der König empfing ihn mit allen Ehren als den obersten Hirten der allgemeinen Kirche und seinen Verwandten und warf sich ihm demüthig zu Füßen. Der Papst segnete ihn, hob ihn zärtlich auf, und sie umarmten sich mit großer Freude. Alsdann sagte der Papst: „Auf dem Concile zu Rheims habe ich versprochen, für den Frieden zu arbeiten, und deswegen, sehr ruhmreicher Sohn, bin ich hier. Ich bitte die göttliche Güte, unsere Bemühungen zu segnen und zum Nutzen der Kirche gereichen zu lassen. Ich bitte dich, mich gütig zu unterstützen und deinen

---

1) Hesso; Vital. Order.

Feinden den Frieden zu gewähren, um den sie dich durch mich bitten". Der König versprach, bereitwillig in allem zu gehorchen, was der Papst befehlen würde. Dieser erwiderte darauf: „Das Gesetz Gottes befiehlt zum Besten Aller, daß Jeder sein Recht behalte, aber dem des Andern keinen Eintrag thue, oder einem Andern nicht thue, von dem er nicht wolle, daß es ihm geschehe. Das allgemeine Concil der Gläubigen ist nun der Meinung und bittet dich, großer König, daß du Robert, deinem Bruder, die Freiheit wiedergebest, den du seit lange gefangen hältst, und daß du ihm und seinem Sohne das Herzogthum der Normandie wiederverleihest". „Heiliger Vater", entgegnete der König, „was ich versprochen habe, werde ich halten, und deinen Befehlen gehorche ich. Aber ich bitte dich, höre erst aufmerksam an, was ich gethan habe. Ich habe meinen Bruder der Normandie nicht beraubt, sondern ich habe diese Provinz befreit, welche ein Erbtheil meines Vaters ist und durch Räuber und Gottesschänder furchtbar verwüstet wurde. Man erwies keinem Priester oder andern Diener Gottes Ehre und war fast dem Heidenthume verfallen. Die von unsern Vorvätern gestifteten Klöster wurden zerstört, und die Mönche hatten sich aus Mangel an Lebensmitteln zerstreut. Die Kirchen wurden geplündert und zum Theile verbrannt, und die sich darin verbargen, zog man hervor. Das Volke mordete sich unter einander und die Schuldigen blieben ungestraft. Fast sieben Jahre war die Normandie in diesem traurigen Zustande. Ich erhielt fortwährend Beschwerden, und die Bessern baten mich, dem betrübten Volke zu Hülfe zu kommen. Ich kam und sah, daß es nicht anders als mit den Waffen in der Hand möglich war, weil mein Bruder der Beschützer der Lasterhaften war und dem Rathe Solcher folgte, die ihn verächtlich machten und unter seinem Namen herrschten. So wurde ich zum Kriege genöthigt. Gott segnete meine gute Absicht und gab mir den Sieg. Ich brachte die Gesetze wieder zur Geltung und sicherte die öffentliche Ordnung. Um diese aber zu erhalten, mußte ich meinen Bruder einsperren; indeß wird er seiner Würde gemäß behandelt. Hätte man mir seinen Sohn nicht entführt, so würde ich ihn mit dem meinigen haben erziehen lassen. Für alle die Uebel, die ich aufgezählt habe, zeugen die unbebauten Felder, die Brandstätten, die zerstörten Dörfer, die verwüsteten Kirchen, das durch den Mord der Ihrigen und den Raub ihres Vermögens betrübte Volk. Das ist es, Herr und Vater, was deine Heiligkeit in ihrer Weisheit wohl erwägen möge, bevor sie einen ersprießlichen Rath gibt sowohl denen, die regieren als auch denen, die regiert werden".

Nach einem normännischen Geschichtschreiber zeigte sich der Papst befriedigt. Im Grunde war der Herzog Robert, ein so tapferer Held er im Felde war, wie er im ersten Kreuzzuge bewiesen, völlig unfähig, irgend einen Staat, oder auch nur sein eigenes Haus zu regieren. Der Papst brachte dann die besondern Klagen des Königs von Frankreich vor, denen der König von England die seinigen entgegenstellte. Endlich aber wurde durch die Vermittelung des Papstes der Friede zwischen den beiden Königen hergestellt zur großen Befriedigung des Volkes, das unter den Zwistigkeiten sehr gelitten hatte. Die geraubten oder eroberten Güter wurden gegenseitig zurückgegeben, die Gefangenen befreit. Der König von Frankreich empfing den Lehenseid von Wilhelm, dem Sohne des Königs von England, demselben, der später im Meere ertrank. Dem andern Wilhelm, dem Sohne des Herzogs Robert, gab der König Ludwig eine Grafschaft in Frankreich und später die von Flandern.

Bei dieser Conferenz bat auch der Papst den König für den Erzbischof von York Thurstan, dem er zu Rheims die Weihe ertheilt hatte. Anfänglich zeigte sich der König schwierig, indeß zeigte er sich bereitwillig, ihm wieder seine Gnade zuzuwenden, wenn er dem Erzbischof von Canterbury unver-

weilt seine Unterwerfung bezeige. Als er sich damit nicht beeilte, verbot ihm der König den Aufenthalt in seinen Ländern. Später aber, als der Papst Briefe nach England sandte, in denen er unter Androhung des Bannes befahl, daß Thurstan in sein Erzbisthum eingesetzt werde, gestattete der König, daß er nach England käme, und direct nach York ginge, wenn er in keiner andern Diöcese bischöfliche Functionen vornähme, bis er die Kirche von Canterbury befriedigt hätte [1]).

77. Als der Papst Calixtus den Frieden zwischen Frankreich und England vermittelt hatte, begab er sich auf die Reise nach Italien und ordnete unterwegs verschiedene Angelegenheiten. In Burgund bestätigte er auf Bitten des heiligen Abtes Stephan von Citeaux die Ordensregeln der Cistercienser. Zu Autun, wo er das Weihnachtsfest feierte (1119), empfing er mit vieler Güte Bruno, den Erzbischof von Trier; er gewährte ihm Absolution für seine Vergehen und die Bestätigung mehrerer Privilegien seiner Kirche. Er hätte gern seine frühere Bischofsstadt Vienne mit einigen Privilegien ausgezeichnet und verlieh darum dem bischöflichen Stuhle das Primat über sieben Provinzen. Da aber in diesen bereits zwei Erzbischöfe waren, nämlich der zu Narbonne und Bourges, welche den Primastitel führten, so nannte sich der Erzbischof von Vienne Primas der Primaten, was aber ein bloßer Titel war.

Nachdem Papst Calixtus die Alpen überschritten hatte, kam er in die Lombardei. Das Volk strömte von allen Seiten herbei und empfing ihn mit großen Ehren als den obersten Hirten der allgemeinen Kirche. In Lucca kam ihm das Militair entgegen, und er wurde durch den Klerus und das Volk in die Kirche und in den Palast geleitet. Zu Pisa wurde er ebenfalls in Prozession empfangen, und dort weihte er feierlich die große Kirche ein. Sobald die Nachricht von seiner Ankunft sich in Rom verbreitete, herrschte dort große Freude und lebhaftes Verlangen, ihn bald zu sehen, was die Schismatiker und Anhänger des Kaisers sehr erschreckte. Der Gegenpapst Burdinus hielt sich nicht mehr für sicher, er hatte sich nach Sutri zurückgezogen. Vergeblich wartete er dort auf kaiserliche Hülfe. Die römische Miliz ging dem Papste bis auf drei Tagreisen entgegen. Als er sich der Stadt näherte, kamen die Kinder mit Baumzweigen und empfingen ihn mit Jubelrufen. Mit der Krone auf dem Haupte betrat er die geschmückte Stadt. Griechen und Lateiner sangen um die Wette, selbst die Juden stimmten mit ein. Die Prozessionen waren so zahlreich, daß sie vom Morgen bis Nachmittags 4 Uhr dauerten. Endlich wurde der Papst der Gewohnheit gemäß vom Magistrat in den Lateran geleitet. Dies war am 3. Juni 1120. Bis zum Ende des Monats blieb er in Rom und empfing alle mit gewinnender Freundlichkeit [2]).

Da der Papst aber Truppen haben mußte, um den Gegenpapst zur Unterwerfung zu zwingen, begab er sich nach Apulien, um die Hülfe der Normannen in Anspruch zu nehmen. Er kam zuerst nach Monte Cassino, woselbst er beim Abte die ihm gebührende Aufnahme fand. Von da reiste er nach Benevent, und dort leistete ihm Wilhelm, Herzog von Apulien und Calabrien, den Lehenseid, wie Robert Guiscard, sein Großvater, und Roger, sein Vater, dem vorhergehenden Papste gethan hatten, und Calixtus II. verlieh ihm die Investitur des ganzen Landes mit der Fahne. Der Papst blieb lange in Benevent, denn er hatte für seine Rückkehr nach Rom keine Sicherheit. Die Schismatiker nahmen selbst diejenigen gefangen, die nur hingegangen waren,

---

1) Eadmer, Novor. l. 5. 6. — 2) Pandulf.

um den Papst zu sehen, und mißhandelten und tödteten sie. Endlich kehrte er doch nach Rom zurück und feierte dort das Osterfest im Jahre 1121 [1]).

Nach dem Feste sandte er unter der Führung des Cardinals Johann von Crema ein großes Heer nach Sutri und folgte ihm selbst in einiger Entfernung. Als die Bewohner von Sutri ihre Mauern fallen sahen, ergriffen sie den Gegenpapst und lieferten ihn den Soldaten des Papstes aus. Nachdem diese ihn mit Schmähungen überhäuft hatten, setzten sie ihn rückwärts auf ein Kameel, gaben ihm den Schwanz statt des Zügels in die Hand und hängten ihm Bocksfelle statt des päpstlichen Mantels um. In solchem Aufzuge führten sie ihn nach Rom zum abschreckenden Beispiele für diejenigen, die etwa noch Lust hatten, den apostolischen Stuhl zu usurpiren, und das Volk hätte ihn getödtet, wenn ihn der Papst nicht aus den Händen des Volkes befreit hätte. Er schickte ihn in das Kloster Cava, um Buße zu thun. Sobald Burdinus gefangen genommen war, theilte der Papst Calixtus dies allen Bischöfen und Gläubigen Galliens und wahrscheinlich auch allen andern Nationen mit.

Nun stellte der Papst den Frieden und die öffentliche Sicherheit in Rom wieder her. Er zerstörte die Thürme des Cencio Frangipani und der übrigen kleinen Tyrannen und unterwarf einige Grafen, welche Kirchengüter geraubt hatten. Die Wege wurden wieder frei, und Fremde konnten ungehindert nach Rom kommen. Vordem waren die dem heiligen Petrus dargebrachten Gaben ungestraft von den mächtigsten Römern geraubt worden, ohne daß die Vorgänger des Papstes etwas zu sagen sich getrauten. Calixtus forderte diese Gaben wieder ein, um sie zum Nutzen der Kirche zu verwenden. Dies geschah indeß nicht aus Habsucht; im Gegentheile rieth er den Engländern, nach St. Jacob von Compostella zu wallfahrten anstatt nach Rom, weil sie es dorthin näher hätten, und gab jenen, die zweimal dort waren, denselben Ablaß, als ob sie in Rom gewesen wären [2]).

78. † Das Concil von Rheims brachte dem deutschen Reiche zwar noch nicht den Frieden, aber es war von großer Wichtigkeit für die Beseitigung des Schisma, da Calixtus II. fast allgemein als rechtmäßiger Papst anerkannt wurde. Sogar der Kaiser kümmerte sich wenig um Burdinus, dagegen suchte er durch friedliche Verhandlungen Fürsten und Städte zu gewinnen, um seine Macht wieder herzustellen. Die Kölner, die ihm früher widerstanden hatten, gewann er so sehr, daß sie ihm gegen den Willen ihres Erzbischofs die Thore der Stadt öffneten. Von Köln zog der Kaiser nach Münster, wo er von den Bürgern bereitwillig aufgenommen wurde. Hier hatte man nach dem Tode Burchards, der am 19. März 1118 auf der Rückreise in Constantinopel gestorben war, durch kanonische Wahl Theodorich zum Bischofe gewählt. Daß dieser von seinen Ministerialen aus Münster vertrieben wurde, hing wahrscheinlich mit dem Aufenthalte des Kaisers in der bischöflichen Stadt zusammen. Von Münster begab sich der Kaiser in Begleitung des Grafen Friedrich von Arnsberg, der sich dem Kaiser zu Diensten gestellt hatte, nach Goslar, wo er mit dem Herzoge Lothar und verschiedenen andern Fürsten Verhandlungen führte, die eine Sprengung des Sachsenbundes herbeiführten, da Lothar und einige andere Fürsten auf die Seite des Kaisers traten. Selbst der Erzbischof von Köln soll am kaiserlichen Hofe zu Goslar erschienen sein, aber die sächsischen Bischöfe hielten sich fern. Von Goslar reisete der Kaiser nach Franken und suchte durch gütliche Verhandlungen einen

---

1) Chron. Cass. — 2) Pandulf. Boso. Eckehard.

Großen nach dem andern zu gewinnen. Dem Bischofe Erlung von Würzburg wurde am 1. Mai 1120 die herzogliche Gewalt in Ostfranken wieder zurückgegeben, und der Bruder des am 23. September 1119 verstorbenen Herzogs Welf von Baiern erhielt alle erledigten Lehen, die sein Bruder besessen hatte. Auch mit den Bischöfen von Speier und Worms und dem Erzbischofe von Mainz suchte der Kaiser eine Ausgleichung zu Stande zu bringen, aber es gelang nicht. Die Trierer verlangten vom Primas, er solle vom Kampfe gegen den Kaiser ablassen, aber dieser begab sich nach Sachsen. Dieses Land wurde im Sommer des Jahres 1120 von Landplagen, Hagelwettern und Heuschreckenschwärmen heimgesucht, die das Volk als eine göttliche Strafe für die vorhandenen Zerwürfnisse betrachtete. Durch diese Züchtigung gestachelt begannen die Sachsen häufig Zusammenkünfte zu veranstalten, um Eintracht zu erzielen, die sich Befehdenden zu versöhnen und die Räuber zu vertilgen; indem sie des Kaisers Person mit Stillschweigen übergingen, schlossen sie ein Waffenbündniß gegen Jeden, der ihr Land anfallen würde; und da um diese Zeit einige kaiserliche Ritter Thüringen verwüsteten, umschlossen sie dieselben, indem jeder Mannschaft stellte, in der Wachsenburg bei Gotha so enge, daß der Hunger endlich Ergebung erzwang. Auf diese Weise vermochten sie in ihren Gegenden bald den wohlthätigsten Frieden herzustellen, obgleich anderwärts die gewöhnlichen Kriegsunruhen fortdauerten. Um Allerheiligen wurde zu Fulda ein Reichstag gehalten, auf welchem berathen wurde, wie der traurigen Lage des Reiches abzuhelfen sei. Der Kaiser erreichte durch seine Gesandten, daß die Beschlüsse bis zu einem spätern Reichstage in Worms ausgesetzt wurden. Einige sächsische Fürsten traten zum Kaiser über, und der Reichstag endete ohne Aussicht auf Frieden. Im folgenden Frühjahre 1121 zogen Herzog Lothar und Graf Hermann von Winzenburg nach Münster, um den vertriebenen Bischof Theodorich wieder einzusetzen. Das Heer kam am 6. Mai vor Münster (Mimigardevord) an, und am 24. Juni wurde die ganze Stadt ein Raub der Flammen; alle Vasallen und Ministerialen wurden als Gefangene fortgeführt, und ihr Lösegeld wurde zur Wiederherstellung des abgebrannten Domes bestimmt.

Der Kaiser dagegen wollte sich der Stadt Mainz bemächtigen; da aber die Mainzer ihm die Thore verschlossen, so sperrte er die Schifffahrt auf dem Rheine und verhinderte auch alle Zufuhr vom Lande nach der Stadt, so daß hier eine Hungersnoth entstehen mußte. Er bot im Juni ein Reichsheer auf und zog mit demselben vom Elsaß her nach Mainz und schloß dasselbe von allen Seiten ein.

Als der Primas die Absicht des Kaisers erfuhr, brachte er ganz Sachsen, wo er sich damals aufhielt, in Bewegung, und mit feuriger Beredsamkeit bewog er als apostolischer Legat die Bischöfe und Fürsten zur Vertheidigung der Metropole des deutschen Reiches. Die Fürsten beschlossen, daß auch die vertriebenen Bischöfe von Speier und Worms wieder eingesetzt werden sollten. In allen Kirchen wurden Fasten und Bittgänge angeordnet, und die Gebete fanden Erhörung. Denn als das sächsische Heer nach Mainz vorgedrungen war, kam es nicht zum Kampfe, sondern die beiden Heere lagerten einander gegenüber und verhandelten durch die weisesten und frömmsten Fürsten über einen friedlichen Vergleich. Man vereinbarte endlich unter Zustimmung des Kaisers, daß der vorhandene Streit durch das Gutachten der angesehensten Fürsten beider Parteien entschieden werde. Von jeder Seite wurden dann zwölf gottesfürchtige Fürsten gewählt, und dieser Ausschuß sollte den alten Streit zwischen dem Reiche und der Kirche schlichten, und auf einem Reichstage zu Würzburg um Michaelis sollten die Anordnungen der vierundzwanzig Vertreter zum Abschlusse gebracht werden. Die Fürsten verpflichteten sich durch

Handschlag gleichsam an Eidesstatt, den Vertrag zu halten, und schieden von einander in Friede und Freude[1]).

79. † Nach ungefähr drei Monaten, wie verabredet war, kam der Kaiser mit zahlreicher Begleitung nach Würzburg, und die sächsischen Fürsten nebst dem Primas schlugen eine Tagreise von Würzburg am Wernbache ihr Lager auf. Drei Tage nachher kamen sie zum Kaiser, nachdem man sich beiderseits Sicherheit verbürgt hatte, und wegen der überaus großen Menge geschah der Empfang vor den Thoren der Stadt. Eine ganze Woche hindurch wurde darauf gemeinschaftlich über die Spaltung des Reiches und der Kirche verhandelt, und obgleich Einige den Streit fortzusetzen suchten, erklärte der Kaiser, daß er eingedenk seines Versprechens alle Streitfragen nicht durch eigenes Urtheil entscheiden wolle, sondern sie ganz und gar dem Ermessen der Fürstenversammlung überlasse[2]).

Es wurden folgende Beschlüsse vereinbart: „Der Kaiser gehorche dem apostolischen Stuhle, und die Klage, welche die Kirche gegen ihn führt, soll zwischen ihm und dem Papste mit Hülfe und Rath der Fürsten beigelegt werden, und es soll ein fester und dauerhafter Friede bestehen, so daß der Kaiser hat, was ihm und dem Reiche gehört, und die Kirchen und Jedermann das Ihrige in Frieden und Ruhe besitzen. Die Bischöfe, welche in der Kirche kanonisch gewählt und geweiht sind, sollen ihre Sitze behalten bis zur angegebenen Verhandlung in Gegenwart des Papstes. Der Bischof von Speier soll ungehindert im Besitze seiner Kirche sein, ebenso der von Worms, jedoch mit Ausnahme der Stadt bis zur Ankunft des Papstes. Die Gefangenen und Geisel sollen beiderseitig freigegeben werden. In Betreff der Erbschaft des Pfalzgrafen Friedrich soll es so bleiben, wie zwischen ihm (dem Pfalzgrafen Friedrich) und dem Kaiser zu Metz vereinbart ist. Auch was das betrifft, daß die Kirche gegen den Kaiser und das Reich Beschwerden über die Investituren erhebt, wollen die Fürsten ohne List und Trug sich bemühen, daß das Reich in dieser Sache seine Ehre behalte. Bis dies geschieht, werden alle Bischöfe und alle Katholiken ohne Unbill und Gefahr die Reichsgemeinschaft aufrecht halten. Sollte der Kaiser in Zukunft von Jemanden angereizt werden, an irgend einem wegen des jetzigen Streites Rache zu nehmen, so bestimmen die Fürsten mit seiner Zustimmung, daß sie zusammenbleiben und ihn mit aller Liebe und Ehrfurcht ermahnen, davon abzulassen. Sollte der Kaiser diesem Rathe nicht folgen, so werden die Fürsten sich gegenseitig die Treue halten, die sie sich versprochen haben[3]).

Es wurden ferner Gesandte gewählt, welche die Beschlüsse dem Papste überbringen und ihn bitten sollten, ein allgemeines Concil zu berufen, damit durch das Urtheil des h. Geistes entschieden würde, was menschlichem Urtheile unmöglich war. Bischof Otto von Bamberg, Herzog Heinrich und Graf Berengar wurden nach Regensburg geschickt, um den dort auf einem Landtage versammelten Fürsten die Würzburger Beschlüsse mitzutheilen. Diese wurden dort anerkannt, und in Folge dieser Anerkennung wurde der Erzbischof Konrad von Salzburg von seinen Freunden mit Waffengewalt in sein Erzbisthum zurückgeführt.

80. † Wie Eckehard berichtet, haben der Bischof von Speier und der Abt von Fulda die vom Würzburger Reichstage beschlossene Botschaft an den Papst überbracht und sind mit drei päpstlichen Legaten zurückgekehrt. Da aber der Bischof Bruno von Speier noch nach dem am 28. December 1121

---

1) Eckehard. — 2) Ders. — 3) Mon. Germ. Leg. II. 74.

erfolgten Tode des Bischofs Erlung von Würzburg in Deutschland war [1]), und da Calixtus am 19. Februar 1122 den Bischof Azzo von Acqui mit einem Schreiben an den Kaiser sandte [2]), so ist der Reichstagsbotschaft wahrscheinlich ein vorläufiger Bericht an den Papst vorhergegangen, in welchem mitgetheilt wurde, daß die Reichsfürsten sich in Betreff der Beibehaltung der Investitur auf die Seite des Kaisers stellten. Der Brief des Papstes an den Kaiser lautet also: „Calixtus, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, seinem Vetter, dem Könige Heinrich. Wir bedauern sehr, daß wir die Anrede des apostolischen Grußes an dich zu richten nicht wagen. Aber wir haben uns entschlossen, diesen Brief und als Gesandten unsern ehrwürdigen Bruder Azzo, Bischof von Acqui, der unser und dein Blutsverwandter ist und uns beide mit wahrer Anhänglichkeit liebt, an dich zu übersenden, damit du unsere Absicht vollständig erfahrest und mit der Gnade Gottes von der großen Herzenshärte ablassest. Denn wir sind uns einander viel mehr verpflichtet, als es unsere Vorgänger gewesen sind. Denn außer der allgemeinen väterlichen Pflicht, die für uns aus der Verwaltung des apostolischen Stuhles entsteht, und außer der Würde des Kaiserthums, welche die deutschen Könige einzig durch das Amt des römischen Bischofs erlangen, fordert uns auch nahe Blutsverwandtschaft auf, uns gegenseitig anzuhören und zu lieben. Dich, unsern Blutsverwandten, den wir mit doppelter Liebe in Christo zu lieben, ehren und über Alle zu erhöhen wünschen, ermahnen wir nun, daß du der Kirche den Frieden nicht länger verweigerst, den Einflüsterungen der Bösen dein Herz nicht zuwendest und dich nicht zum Diener Aller machest, da du über Alle zu herrschen hast. Nichts von deinem Rechte, Heinrich, will die Kirche sich aneignen, welche als Mutter das Ihrige Allen umsonst gewährt. Weder nach dem Glanze des Königreiches noch des Kaiserthums streben wir, sondern wollen allein Gott in der Gerechtigkeit seiner Kirche dienen. Gehe also in dich, kehre um und bedenke, wer und was du geworden bist. Vertraue nicht dem Stolze der Ungerechten, denn Gott widersteht den Stolzen. Du hast Kriegsleute als Helfer; die Kirche hat den König aller Könige zum Helfer, und sie hat die h. Apostel Petrus und Paulus zu ihren Herren und Patronen. Gib auf, was nicht deines Amtes ist, damit du würdig verwalten könnest, was dir gehört. Die Kirche bekomme, was Christus gehört, und der Kaiser habe, was sein ist. Jeder Theil sei mit seiner Aufgabe zufrieden, und nicht sollen diejenigen, welche Allen Gerechtigkeit erweisen müssen, sich einander aus Ehrgeiz berauben. Wenn du uns hören und nach dem Rathe frommer und weiser Männer unsern Ermahnungen folgen willst, wirst du Gott und der Welt eine große Freude bereiten und zu der Hoheit des irdischen Königthums und Kaiserthums auch den Ruhm des ewigen Reiches erlangen. Außerdem wirst du uns und die ganze Kirche dir durch die Bande der Liebe so verbinden, daß du durch die Gnade des allmächtigen Gottes in Wahrheit als Fürst, König und Kaiser angesehen wirst. Wenn du dich aber den Schmeicheleien und bösen Zuflüsterungen böser und dich zu beherrschen trachtender Männer hingibst und Gott und der Kirche die schuldige Ehre nicht erweisest; so werden wir uns bestreben, durch fromme und weise Männer für die Kirche Gottes nicht ohne deine Verletzung zu sorgen, denn so können wir es nicht länger aushalten" [3]).

Die bestimmte Erklärung des Papstes, daß die Kirche nur das Ihrige beanspruche und kein Recht des Reiches anstrebe, hat beim Kaiser wohl eine Milderung des Würzburger Beschlusses über die Investitur bewirkt, so daß

1) Vgl. Cod. Udal. nr. 233. — 2) Jaffé Reg. 540. — 3) Cod. Dipl. Al. II, 50.

die Reichsgesandtschaft mit annehmbaren Vorschlägen nach Rom abreisen konnte. Der Papst nahm die Gesandtschaft huldvoll auf und hielt mit den Cardinälen und den italienischen Bischöfen eine Berathung über die deutschen Vorschläge. Unter Zustimmung der Versammlung wurden der Cardinalbischof Lambert von Ostia und die Cardinäle Saxo und Gregor als päpstliche Legaten zum Kaiser geschickt. Als sie mit der Reichsgesandtschaft in Deutschland angekommen waren, wäre die Verwirklichung ihrer Aufgabe beinahe durch Wirren der Würzburger Kirche gescheitert.

81. † Nach dem Tode Erlungs wurde der Kaiser durch den Rath der Seinigen bewogen, dem Grafen Gebhard von Henneberg die Investitur zu ertheilen. Dieser war noch ein Jüngling, hatte noch keine Weihe empfangen und studirte damals in Frankreich. Der Primas widersetzte sich dieser Investitur nicht und versprach dem jungen Menschen die Weihe, als ihm dieser in Breidingen vom Kaiser vorgestellt wurde [1]). Der Primas wollte damals dem Kaiser wahrscheinlich deßhalb nicht entgegentreten, weil durch den Würzburger Beschluß die Beibehaltung der Investitur in Aussicht genommen war. Aber der größere und bessere Theil des Klerus und des Volkes zu Würzburg wählte in kanonischer Weise einen dortigen Diakon Namens Rugger oder Rudger, zu dessen Partei auch der Herzog Friedrich und dessen Bruder Konrad von Staufen gehörten. Es gab darauf einen solchen Streit, daß die Anhänger Ruggers die Stadt verlassen mußten. Diese hielten darauf an der Werra eine Versammlung, an der auch einige sächsische Fürsten Theil nahmen, und dort wurde mit Zustimmung des Primas und der kürzlich angekommenen päpstlichen Legaten die Wahl Ruggers bestätigt. Zu dem Uebelstande, daß die Legaten sich dem Streite über die Bischofswahl nicht fern hielten, kam noch die Unvorsichtigkeit hinzu, daß gerade Würzburg, das in der Gewalt Gebhards war, zum Orte für die Reichstagsverhandlungen über die Investitur bestimmt wurde. Zu der ausgeschriebenen Versammlung zogen viele Fürsten mit ihren Scharen nach Franken, und die Sachsen und der Primas schlugen nicht weit von Würzburg ihr Lager auf. Es traf nun die Nachricht ein, der Kaiser werde nicht kommen, weil er am Rhein durch Geschäfte verhindert sei; wahrscheinlich fühlte er sich verletzt durch die Art und Weise des Auftretens der Legaten. Als nun die bei Würzburg versammelten Fürsten in ihre Heimath zurückkehren wollten, brach Gebhard, der inzwischen die Würzburger Bürgerschaft gewonnen hatte, mit einer Mannschaft aus der Stadt hervor und griff die Sachsen an. Diese waren zwar darauf nicht gefaßt, stellten sich aber schnell in Schlachtordnung und fochten tapfer, bis die Würzburger sich bei anbrechender Dunkelheit zurückzogen. Empört über den Vorfall rückten die Sachsen vor die Stadt, um den Gebhard zu vertreiben. Da sie aber bedachten, daß es ohne Blutvergießen nicht möglich war, begaben sie sich nach dem Kloster Schwarzach. Nachdem Rugger dort vom Primas und den Legaten zum Bischof geweiht war, kehrten sie nach Hause zurück. Der Legat Lambert wollte nun auch noch den heiligen Bischof Otto von Bamberg suspendiren, weil dieser nicht zur angesagten Versammlung gekommen war, aber auf Fürbitte des Primas unterblieb es. Der Primas unternahm darauf die Befestigung der alten Burg Aschaffenburg, der Kaiser aber beschloß, dieselbe anzugreifen [2]), so daß ein neuer Ausbruch des Krieges bevorstand.

82. † Die Legaten bemühten sich jetzt, einen großen Synodalreichstag in Mainz zu Stande zu bringen. In dem Einladungsschreiben an den Kai=

---

1) Cod. Udalr. nr. 233. — 2) Eckeh.

ser sagt der Cardinal Lambert: „Wisset, daß wir dort nichts zu eurem Nachtheile verhandeln, sondern nur eurem Vortheile, so weit es die Gerechtigkeit zuläßt, dienen wollen. Unsere Absicht ist nicht darauf gerichtet, eurem kaiserlichen Ansehen irgend einen Schaden zuzufügen, sondern vielmehr es nach allen Seiten zu mehren". Das Einladungsschreiben an den Bischof von Bamberg lautet also: „Lambert, Bischof von Ostia, Simon Priester, Gregor Diakon, Cardinäle und Legaten, dem ehrwürdigen Bruder Otho von Babenberg Heil in Christus! In Vollmacht unsers Herrn, des Papstes, und der gesammten römischen Kirche sind wir in dieses Land gekommen mit dem Auftrage, in Verein mit den Bevollmächtigten des Königs und der Fürsten den Frieden zwischen derselben Kirche und dem Reiche herzustellen. Weil wir nun wissen, wie sehr ihr sorget und euch mühet, die Freiheit der Kirche zu wahren, und weil wir hoffen, Gott werde uns gnädig ansehen und das Friedensgeschäft zu Stande bringen lassen; so wünschen wir innig, euch, den besonders werthen Sohn jener Mutter und geliebten Bruder in Christus, zum Gehülfen zu haben und zusammen die Tröstungen des Friedens zu genießen. Wir legen daher durch Gegenwärtiges eurer Liebe nahe, daß ihr alles Andere bei Seite setzet und trachtet, am Geburtsfeste der h. Maria mit uns in Mainz zusammenzutreffen".

Die Verhandlung des Reichstages wurde von Mainz nach Worms verlegt, was wahrscheinlich ein dem Kaiser bewilligtes Zugeständniß war, und hier wurde lange und eifrig berathen, bis die angestrebte Ausgleichung gefunden wurde. Der Kaiser beugte sich vor dem kirchlichen Grundsatze der Freiheit der Wahlen für die Kirchenämter, und der Papst gestattete, daß den in kanonischer Weise Gewählten die Investitur der Regalien mit dem Scepter ertheilt würde. Ueber den abgeschlossenen Vertrag wurden zwei Urkunden angefertigt; die kaiserliche mit der goldenen Bulle versehen wird noch jetzt im Vatikanischen Archiv aufbewahrt und lautet also: „Ich Heinrich, von Gottes Gnaden römischer Kaiser, überlasse aus Liebe zu Gott, der h. römischen Kirche und dem Herrn Papst Calixtus, an die h. Apostel Gottes Petrus und Paulus und die heilige katholische Kirche jede Investitur durch Ring und Stab; ich gestatte, daß in allen Kirchen meines Reiches kanonische Wahlen und freie Weihen erfolgen. Die Besitzungen und Regalien des h. Petrus, welche ihm von Anfang dieses Streites an bis auf den heutigen Tag entweder zur Zeit meines Vaters oder während meiner Regierung entzogen und in meinem Besitze sind, gebe ich der h. römischen Kirche zurück, und zur Erstattung derjenigen, die ich nicht besitze, werde ich getreulich helfen. Auch die Besitzungen aller andern Kirchen, der Fürsten und der andern Geistlichen und Laien, welche in diesem Kriege verloren gingen, werde ich nach dem Rathe der Fürsten oder richterlichem Spruche zurückgeben, wenn ich sie besitze; bei der Zurückgabe derjenigen aber, die ich nicht besitze, werde ich getreulich helfen. Ich gewähre wahren Frieden dem Herrn Papste Calixtus und der heiligen römischen Kirche und Allen, die auf ihrer Seite stehen oder standen. In den Fällen, in welchen die h. römische Kirche mich um Hülfe ersucht, werde ich getreulich helfen, und worüber sie bei mir Klage erhebt, darin werde ich ihr gebührende Gerechtigkeit verschaffen. Dies alles ist geschehen mit Zustimmung und dem Rathe der Fürsten, deren Namen unterschrieben sind: Adelbert, Erzbischof von Mainz; Friedrich, Erzbischof von Köln; Hartwig, Bischof von Regensburg; Otto, Bischof von Bamberg; Bruno, Bischof von Speier; Hermann, Bischof von Augsburg; Gebhard, Bischof von Würzburg; Godebald, Bischof von Utrecht; Udalrich, Bischof von Constanz; Herdolf, Abt von Fulda; Heinrich, Herzog (von Baiern); Friedrich, Herzog; Simon, Herzog; Bertolf, Herzog; Diepold, Markgraf; Engelbert, Markgraf; Gottfried, Pfalzgraf; Otto, Pfalzgraf; Berengar, Graf."

Die päpstliche Urkunde lautet also: „Ich Calixtus, Knecht der Knechte Gottes, bewillige dir, meinem geliebten Sohne Heinrich, durch Gottes Gnade römischem Kaiser, daß die Wahlen der Bischöfe und Aebte des deutschen Reiches, die zum Reiche gehören, in deiner Gegenwart geschehen ohne Simonie und ohne Zwang, damit du, wenn ein Zwiespalt unter den Parteien entsteht, nach dem Rathe oder Urtheile des Metropoliten und der Bischöfe der betreffenden Provinz dem bessern Theile Zustimmung und Hülfe gewährest. Der Gewählte soll von dir durch das Scepter die Regalien empfangen mit Ausnahme derjenigen, die unstreitig zur römischen Kirche gehören, und von ihnen dir leisten, wozu er rechtlich verpflichtet ist. In den andern Theilen des Kaiserreiches soll der Geweihte innerhalb sechs Monaten von dir durch das Scepter die Regalien empfangen. Worüber du bei mir Klage erhebst, will ich nach meiner Amtspflicht meine Hülfe gewähren. Ich gewähre wahren Frieden dir und Allen, die auf deiner Seite stehen oder standen in der Zeit dieses Streites".

Die päpstliche Urkunde hatte das Datum des 23. Septembers 1122, welches wahrscheinlich der Tag der öffentlichen Verkündigung der beiden Urkunden war. Als diese in der Rheinebene bei Worms vor einer unzählbaren Menge verlesen wurden, entstand ein unbeschreiblicher Freudenjubel; Fürsten und Mannschaften der deutschen Stämme knieten nieder und dankten Gott für den Frieden. Nachher hielt der Cardinal Lambert ein feierliches Hochamt, gab nach dem Agnus Dei dem Kaiser den Friedenskuß und reichte ihm die Communion. Der Kaiser und seine Anhänger waren vorher vom Banne befreit und in die Kirche wieder aufgenommen worden. Die bei Worms versammelten Scharen zogen mit unendlicher Freude in ihre Heimath.

83. † Nach dem Abschlusse des Wormser Concordates berichtete der Primas darüber an den Papst und bemerkte dabei, das Zugeständniß, daß die Wahl der Bischöfe und der Aebte in Gegenwart des Kaisers geschehe, sei von der Genehmigung des Papstes abhängig gemacht. Otto von Freisingen berichtet, nach der Behauptung der Römer sei die Bestimmung, daß die Gewählten nicht vor dem Empfange der Regalien geweiht werden sollten, bloß Heinrich V., nicht aber dessen Nachfolgern bewilligt worden, und diese Auffassung stimmt allerdings mit dem Wortlaute des päpstlichen Privilegs. Später wurde bei der Wahl Lothars zum Kaiser die Anwesenheit des Kaisers bei der Wahl der Prälaten beseitigt und der Ertheilung der Investitur die Weihe vorausgestellt.

Kaiser Heinrich reisete mit den Legaten nach Bamberg, wo am 11. November ein Hoftag gehalten wurde, auf welchem mehrere Fürsten, die in Worms nicht erschienen waren, dem Wormser Vertrage beitraten. Von hier ordnete der Kaiser eine Gesandtschaft mit einem kaiserlichen Schreiben und prächtigen Geschenken an den Papst ab, welche der Cardinallegat Gregor begleitete, während die beiden andern Legaten bis zum Ende des Jahres 1123 in Deutschland blieben. Die deutschen Gesandten brachten ein päpstliches Schreiben vom 13. December an den Kaiser zurück, das also lautet: „Preis und Dank sei dem Herrn, dem allmächtigen Gott, dem Urheber alles Guten, der nach der unendlichen Milde seiner Güte dein Herz durch die Einflößung seines Geistes erleuchtet und dich nach langem Widerstreben in den Schoß der Kirche zurückgeführt hat. Denn wie wir aus dem Berichte unsers geliebten Sohnes, des Cardinaldiakons, und deiner getreuen Gesandten vernommen haben, hast du mit weiser Ueberlegung unsern und der katholischen Kirche heilsamen Ermahnungen mit Demuth gehorcht. Daher nehmen wir dich als Sohn des h. Petrus mit väterlicher Zuneigung auf und wünschen mit Hülfe der göttlichen Gnade künftig dich und das Reich um so mehr zu lieben und

zu ehren, als du deine letzten Vorgänger an Gehorsam gegen die römische Kirche übertriffst und uns durch die Bande des Blutes näher verbunden bist. Wohlan denn, geliebtester Sohn, damit wir uns, du dich meiner und ich mich deiner, im Herrn erfreuen können, wolle deine kaiserliche Erhabenheit bedenken, welchen großen Schaden der lange Streit zwischen der Kirche und dem Reiche den Gläubigen Europas zugefügt hat, und welche Vermehrung guter Früchte unser Friede mit der Hülfe Gottes hervorbringen kann. Was unser Befinden betrifft, so möge deine Liebe wissen, daß wir zuweilen zwar sehr unwohl waren, aber uns doch jetzt durch Gottes Gnade wohl befinden, und dir wünschen wir ganz besonders Gesundheit an Leib und Seele. Auf das, was du uns durch deine getreuen Gesandten hast mündlich mittheilen lassen, antworten wir dir durch dieselben, was wir und unsere Brüder darüber urtheilen. Indem wir unsere Gesandten, welche bei euch sind, eurer Güte empfehlen, bitten wir, daß sie wegen des herannahenden Concils bald zurückgeschickt werden. Deine Gesandte aber wollest du mit solcher Anweisung absenden, daß sie nach deinem Versprechen die Regalien vollständig der römischen Kirche zurückgeben. Wir danken ferner deiner Güte für unsern Neffen, den Bischof von Metz, und dessen Brüder, denn an ihnen haben wir die Erstlinge der Güte erfahren. Denn ein Friede, der Thaten einer guten Gesinnung aufzuweisen hat, bewährt sich als aus guter Gesinnung hervorgegangen. Unsere Brüder, die Bischöfe und die Cardinäle und der ganze römische Klerus grüßen mit uns dich und deine Fürsten und Barone und bitten die göttliche Barmherzigkeit, daß sie euch zu ihrer und der Kirche Ehre lange beschützen wolle".

84. Das auf Ersuchen der Deutschen vom Papste berufene allgemeine Concil fand in der Fastenzeit des nächsten Jahres (1123) statt; es war das neunte ökumenische und das erste im Lateran. Mehr als dreihundert Bischöfe und sechshundert Aebte, im Ganzen nahe an tausend Prälaten waren gegenwärtig. Der Papst bestätigte und promulgirte feierlich den zwischen dem Kaiser und der Kirche geschlossenen Frieden. Es wurden zweiundzwanzig Canones publizirt, die in der Hauptsache nur die alten gegen die Simonie, die Unenthaltsamkeit der Priester und den Bruch des Gottesfriedens erneuern. Diejenigen Canones, die noch etwas besonderes betrafen, sind folgende:

Im sechsten werden die Ordinationen des Gegenpapstes Burdinus von der Zeit an, wo er von der römischen Kirche excommunizirt war, für nichtig erklärt, ebenso die Ordinationen der Bischöfe, die er geweiht hatte. Im achten werden die Usurpationen der Güter der römischen Kirche und besonders der Stadt Benevent unter Strafe des Bannes verboten. Im elften sagt das Concil: „Wir gewähren denen, die nach Jerusalem zur Vertheidigung des Christenthums gehen, die Vergebung der Sünden. Wir nehmen ihre Häuser, ihre Familien und alle ihre Güter unter den Schutz des h. Petrus und der h. römischen Kirche, und wer immer sich dieser Güter während ihrer Reise bemächtigt, sei excommunicirt. Diejenigen, welche das Kreuz auf ihre Kleider geheftet hatten, um nach Jerusalem oder Spanien zu gehen, und es wieder abgelegt haben, befehlen wir kraft apostolischer Autorität, dasselbe von Ostern ab bis auf Weiteres wieder anzulegen; sonst excommuniciren wir sie und untersagen auf ihren Besitzungen jeglichen Gottesdienst, außer der Kindertaufe und der Beichte für die Sterbenden. Im vierzehnten heißt es: Wir untersagen den Laien unter Strafe des Bannes, die Opfergaben der Altäre des h. Petrus, des Erlösers, St. Maria von der Rotunda und andrer Kirchen oder Kreuze an sich zu nehmen; wir untersagen auch, Befestigungen bei den Kirchen zu errichten, oder sie in Knechtschaft zu bringen.

Im fünfzehnten ist enthalten, daß alle Jene von der Kirche für geschieden gehalten werden sollen, welche falsches Geld machen und welche es wissentlich verbreiten.

Der sechszehnte Canon lautet: Wenn Jemand Pilger, die nach Jerusalem oder andern Wallfahrtsorten pilgern, festnimmt, beraubt, oder Zoll von ihnen nimmt, der wird so lange der christlichen Gemeinschaft beraubt, bis er Genugthuung geleistet hat.

Der achtzehnte ordnet an, daß die Bischöfe an den Pfarrkirchen Priester einsetzen, um die Seelsorge auszuüben.

Der zweiundzwanzigste erklärt die Veräußerung der Kirchengüter für nichtig, welche von Bischöfen oder Aebten, legitimen oder eingedrungenen, ohne Zustimmung des Klerus oder durch Simonie vorgenommen wurde, namentlich die Veräußerung der Güter des Exarchates Ravenna durch Otto, Guido, Jeremias oder Philipp. Diese waren die vier schismatischen Bischöfe, welche nach dem Gegenpapste Wibert gewesen waren.

Diesem Concile wohnte auch Adelbert bei, der neue Erzbischof von Bremen, der auf den am 30. Januar desselben Jahres (1123) verstorbenen Friedrich folgte. Adelbert war kanonisch gewählt worden und als er nun nach Rom kam, nahm ihn der Papst sehr gütig auf, weihte ihn selbst und verlieh ihm das Pallium, das seine beiden Vorgänger wegen ihrer Nachlässigkeit verscherzt hatten. Er ertheilte ihm auch die Mission, sein Predigtamt bis an den Ocean auszuüben. Adelbert hatte einen frommen Priester in seiner Begleitung, diesen weihte der Papst zum Bischofe für Schweden, und als Adelbert heimreisete, wurde ihm ein Cardinal mitgegeben, der im Namen des Papstes allen Bischöfen Dänemarks verkünden sollte, daß sie dem Bischofe von Bremen als ihrem Metropoliten zu gehorchen hätten[1]).

85. [Calixtus benutzte die Zeit nach dem Concile, um allenthalben die durch den Investiturstreit entstandene Verwirrung zu beseitigen. Nach Deutschland schickte er im Jahre 1124 als seine Legaten den Bischof Wilhelm von Palästrina und den Bischof Azzo von Acqui. Diese bemühten sich, namentlich in Augsburg, Würzburg, Trier und Lüttich einen Frieden zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, und da sie mit Milde und Umsicht auftraten, so wurde fast überall die kirchliche Ordnung wieder hergestellt.

In Italien suchte Calixtus die Besitzungen der römischen Kirche wieder zusammenzubringen, was an verschiedenen Stellen ohne Anwendung von Waffen nicht möglich war. Die Thürme des Cencius Frangipani in Rom ließ er niederreißen und verschaffte der Stadt eine solche Ruhe und Sicherheit, wie man sie lange nicht gehabt hatte. Das Herzogthum Apulien hatte am Papste eine feste Stütze gegen Roger von Sicilien.]

Calixtus hatte den Metropoliten von Sens dem Primate des Bischofs von Lyon unterstellt. In Folge der Einwendungen des Königs Ludwig kam die Sache nicht zur Ausführung, da Sens zu Frankreich gehörte und Lyon zu dem mit dem deutschen Reiche verbundenen Königreiche Burgund.

Für Aquitanien übertrug der Papst die Legation des h. Stuhles dem Bischofe von Angouleme Gerard. Dieselbe Gewalt ertheilte er Oldegar, dem Bischofe von Tarragona, für das christliche Heer, das in Spanien gegen die Mauren kämpfte. Er erhob Compostella zum Erzbisthum zu Ehren des heiligen Jacobus.

Die Frömmigkeit, der Muth und die Klugheit des Calixtus ließen von seiner Regierung sehr viel Gutes hoffen, aber leider starb er an einem

1) Annalista Saxo.

Fieber schon am 12. Dezember 1124 nach einem Pontifikat von fünf Jahren und zehn Monaten. Seinen Namen findet man in einem Martyrologium.

86. Alle Cardinäle und die mächtigsten Laien, besonders Petrus Leonis, dessen Sohn Cardinal war, und Leo Frangipani kamen nach dem Tode des Papstes überein, bis zum dritten Tage keine Wahl vorzunehmen. Frangipani hatte dabei den Gedanken, Zeit zu gewinnen, um die Wahl Lamberts, des Bischofs von Ostia, zu sichern; alle Welt verlangte Saxo von Anagni, Cardinal von St. Stephan, zum Papste, und Frangipani gab auch dasselbe vor, um das Volk zu täuschen. Am Abende vorher ließ er allen Kaplänen der Cardinäle heimlich sagen, jeder möchte am andern Morgen ein rothes Pluviale unter dem schwarzen Chorrocke mitbringen. Dies gab Veranlassung, daß jeder Cardinal dachte, er werde gewählt werden, oder daß sie wenigstens ohne Furcht kamen; denn es stand noch lebhaft in ihrer Erinnerung, was vor sieben Jahren bei der Wahl des Gelasius geschehen war.

Die Bischöfe und Cardinäle versammelten sich am andern Tage in der Kapelle des h. Pancratius im Lateran zur Papstwahl, und nach kurzer Unterredung bekleidete der Cardinaldiakon Jonathas mit Zustimmung Aller den Cardinalpriester Theobald von St. Anastasia als Papst Cölestin mit dem rothen päpstlichen Mantel. Man begann das Te Deum zu singen, und Lambert, Bischof von Ostia, sang mit den übrigen, aber die Hälfte war noch nicht gesungen, als Robert Frangipani mit einigen Anhängern und selbst Einigen vom päpstlichen Hofe Lambert, Bischof von Ostia, zum Papste ausriefen. Es entstand ein großer Tumult; aber Cölestin leistete Verzicht, und Lambert wurde als Papst Honorius II. von Allen anerkannt. Da indeß seine Wahl nicht genügend kanonisch vor sich gegangen war, legte er nach sieben Tagen die Tiara und den päpstlichen Mantel in Gegenwart der Cardinäle ab und zog sich zurück. Da die Cardinäle seine Demuth sahen und sich vor Neuerungen in der römischen Kirche hüten wollten, verbesserten sie, was fehlerhaft geschehen war, und nachdem sie Lambert wiedergerufen, warfen sie sich ihm zu Füßen und gelobten ihm als ihrem Hirten und dem Papste der ganzen Kirche den üblichen Gehorsam. Er hieß Lambert de Fagnan und stammte von Eltern aus dem Mittelstande in der Grafschaft Boulogne, woselbst er Erzdiakon war. Weil er sehr bewandert in den Wissenschaften war, ließ ihn der Papst Paschalis II. nach Rom kommen und gab ihm das Bisthum Ostia. Honorius hatte den h. Stuhl fünf Jahre und ungefähr zwei Monate inne [1]).

87. Mit seiner Vollmacht ging der heilige Bischof Otto von Bamberg nach Pommern, um an der Bekehrung der dortigen Heiden zu arbeiten. Zwanzig Jahre hatte er seine Kirche regiert und die Pflichten eines würdigen Hirten zur Erbauung Aller erfüllt. Als er einst gefährlich krank wurde, ließ er einen ihm vertrauten Abt rufen und bat ihn um Aufnahme unter seine Mönche. Der Abt vereinigte Klugheit mit Frömmigkeit und nahm ihm wohl das Gelübde des Gehorsams ab, verweigerte ihm aber das Ordenskleid. Er gebot ihm nach seiner Wiederherstellung kraft des gelobten Gehorsams, seine bischöfliche Amtsverwaltung fortzusetzen. Der Heilige verlegte sich mit doppeltem Eifer auf die Ausübung aller guten Werke.

Als der Herzog Boleslaw Pommern unterworfen hatte und die christliche Religion dort einzuführen gedachte, schrieb er an den heiligen Bischof Otto, den er von dessen längerm Aufenthalte in Polen während seiner Ju-

---

1) Pandulf. Boso.

gend gut kannte, folgenden Brief: „Boleslaw, Herzog von Polen, seinem Herrn und geliebten Vater Otto, dem ehrwürdigen Bischof, kindliche Liebe und Verehrung. Da ich mich erinnere, daß du dich während meiner Jugendzeit am Hofe meines Vaters in der ehrenvollsten Weise aufgehalten hast, und da ich weiß, daß der Herr jetzt in besonderer Weise mit dir ist und dich auf allen deinen Wegen stärkt und segnet, so wünsche ich, wenn es deiner Würde nicht mißfällt, die früheren freundschaftlichen Beziehungen zu erneuern und mich deines Rathes und deiner Hülfe zur größern Ehre Gottes mit seiner Gnade zu bedienen. Ich denke, du wirst es wissen, daß die wilden barbarischen Pommern, nicht durch meine Kraft, sondern durch Gottes Gnade von mir bezwungen, gebeten haben, in die Gemeinschaft der Kirche durch die Taufe einverleibt zu werden. Aber seit drei Jahren strebe ich vergeblich darnach, Bischöfe oder Priester aus meiner Nachbarschaft zu bekommen, die der Arbeit gewachsen sind. Da ich nun höre, daß deine Heiligkeit allezeit bereit zu jeglichem guten Werke sei, so bitte ich dich, vielgeliebter Vater, mir deine Hülfe nicht zu versagen und die Arbeit zur größern Ehre Gottes und zur Vermehrung deiner eigenen Seeligkeit zu unternehmen. Ich, dein gehorsamer Diener, werde die Kosten der Reise tragen; ich werde dir Reisegefährten, Dolmetscher, und mitwirkende Priester und alles sonst Nöthige besorgen. Mögest du also, heiligster Vater, nur kommen".

Otto empfing diesen Brief wie eine Stimme vom Himmel und sagte Gott Dank, daß er sich seiner zu einem solchen Unternehmen bedienen wollte. Er berieth sich mit seinem Kapitel und seiner Geistlichkeit und sandte nach Rom, um die Erlaubniß und den Segen des Papstes zu erhalten. Alsdann theilte er auf einem Reichstage zu Bamberg im Monate Mai 1124 dem Kaiser und den Fürsten seine Absicht mit. Alle waren voll Freude darüber, nur das Bisthum Bamberg trauerte über den Verlust ihres Bischofs. Da er wußte, daß Pommern eine wohlhabende Gegend war, und die Armen verachtet wurden, so daß Priester, die im ärmlichen Aufzuge kamen, kein Gehör fanden; glaubte er in reichem Aufzuge erscheinen zu müssen, um den Barbaren zu zeigen, daß er nicht ihre Güter, sondern ihre Seelen gewinnen wolle. Er nahm darum fähige Geistliche und ausreichende Ausrüstung für die Reise mit. Er versah sich mit Missalen und andern Büchern, Kelchen, Ornamenten und allem, was zur Ausschmückung der Altäre erforderlich, aber bei den Heiden nicht zu bekommen war, ferner mit Kleidern, sehr kostbaren Stoffen und andern passenden Geschenken für die Vornehmsten. So vorbereitet reiste er am 24. April 1125 ab, kam durch Böhmen nach Polen und gelangte nach der damaligen Hauptstadt Gnesen. Ueberall wurde er in Prozession empfangen, und der Herzog von Polen kam ihm mit allen Großen barfuß bis zweihundert Schritte vor der Stadt entgegen. Boleslaw hielt ihn sieben Tage am Hofe zurück und gab ihm alsdann Dolmetscher, drei seiner Kapläne und einen Grafen Namens Paulicius mit. Nachdem sie sechs Tage lang mit großer Mühe einen ungeheuren Wald durchzogen hatten, gelangten sie an das Ufer eines Flusses, der Polen von Pommern schied. Der Herzog von Pommern, bereits von ihrer Ankunft unterrichtet, lagerte mit fünfhundert Mann am andern Ufer. Er setzte mit wenigem Gefolge über den Fluß und begrüßte den Heiligen mehr durch Geberden als durch Worte; sie umarmten sich lange, denn der Fürst war bereits Christ, aber aus Furcht vor den Heiden hielt er es verborgen. Während sie sich mit Hülfe des Paulicius unterhielten, der ihnen als Dolmetscher diente, machten sich die Barbaren, die den Herzog begleitet hatten, das Vergnügen, die erstaunten Priester in Furcht zu setzen, indem sie allerhand mörderische Bewegungen mit ihren Waffen machten, so daß die guten Priester schon allen Ernstes an ihr Martyrium dachten. Der Herzog aber benahm ihnen bald ihren Schrecken durch die Versicherung, daß alle seine

Begleiter Christen seien, und die Furcht löste sich in Lachen auf. Unter andern Geschenken, die der Bischof dem Herzoge machte, war auch ein kostbarer Stock aus Elfenbein; der Herzog stützte sich darauf und sagte zu seinen Begleitern: Seht, welch' einen guten Vater uns Gott gegeben hat, und welche Geschenke dieser Vater uns macht! Noch nie hat mir eins so viel Freude gemacht. Alsdann befahl er, daß man den Bischof in seinem ganzen Reiche aufnehme, und er versah ihn mit allem Nöthigen und mit geeigneter Begleitung. So überschritt der h. Otto mit seinen Leuten den Fluß und betrat Pommern mit Vertrauen. Sie gingen erst auf Pyritz zu und stießen unterwegs auf einige durch den Krieg verwüstete Marktflecken. Der Heilige fragte die wenigen zurückgebliebenen Einwohner, ob sie Christen werden wollten; diese warfen sich ihm zu Füßen und baten um Unterricht und die Taufe. Otto taufte dreißig als die Erstlinge seiner Ernte. In der Nähe von Pyritz sahen sie etwa viertausend Männer aus der ganzen Provinz versammelt, die ein heidnisches Fest mit lärmender Freude begingen. Da es schon spät war, hielt es der h. Otto nicht für gerathen, sich während der Nacht der von Freude und Unmäßigkeit erhitzten Menge auszusetzen. Am andern Morgen gingen Paulicius und die Abgesandten des Herzogs von Pommern in die Stadt und meldeten den Vornehmsten die Ankunft des Heiligen so wie auch den Auftrag seitens der beiden Herzöge von Pommern und Polen, den Bischof mit Ehrfurcht zu empfangen. Sie fügten hinzu, daß er ein sehr angesehener und reicher Mann sei, der nichts von ihnen wolle, sondern nur ihres Heiles wegen käme; sie möchten sich erinnern, was sie versprochen und was sie gelitten, und möchten den Zorn Gottes nicht wieder herausfordern. Alle Welt sei schon christlich, und sie könnten sich nicht allein davon ausschließen.

Die Heiden waren bestürzt und baten um Zeit zur Ueberlegung. Paulicius vermuthete aber nur Hinterlist bei dieser Ausflucht und verlangte schnellen Entschluß, da der Bischof bereits da sei, und der Herzog sich über Mangel an Achtung sehr beleidigt fühlen würde. Ueberrascht, daß der Bischof bereits so nahe sei, willigten die Heiden ein, ihn zu empfangen, und sagten, sie vermöchten dem großen Gott nicht zu widerstehen, der alle ihre Maßregeln zu vereiteln wisse, und ihre Götter seien keine Götter. Sie theilten alsdann die Nachricht dem Volke mit, das noch versammelt war, und Alle riefen mit lauter Stimme, der Bischof möge kommen, sie wollten ihn sehen und hören, bevor sie sich trennten. Otto kam darauf mit seinem Gefolge und lagerte auf einem großen Platze am Eingange der Stadt. Die Barbaren kamen in Menge und besahen die neuen Gäste mit großer Neugierde, waren ihnen dann aber auch sehr hilfreich, sich wohnlich einzurichten.

Indeß bestieg der Bischof, mit seinen bischöflichen Gewändern bekleidet, einen erhöhten Ort und sprach mittelst des Dolmetschers zu dem Volke: Seid gesegnet von Gott für die gute Aufnahme, die ihr uns bereitet habet! Ihr wißt wohl schon die Ursache, die uns von so weit her zu euch geführt hat? Es ist euer Heil und eure Glückseligkeit. Ihr werdet ewig glücklich sein, wenn ihr euern Schöpfer erkennen und ihm dienen werdet. Das Volk rief mit einer Stimme, daß es seinen Unterricht empfangen wolle, und so unterrichtete er mit seinen Priestern sie sorgfältig sieben Tage; alsdann gebot er ihnen drei Tage zu fasten, sich zu baden und mit weißen Kleidern zu bekleiden als Vorbereitung zur Taufe. Er ließ drei Taufplätze einrichten, einen für die Knaben, die er selbst taufen wollte, und zwei für die Männer und Frauen, die getrennt, von den Priestern die Taufe empfangen sollten.

Als das Volk zu dem Taufakte erschien, hielt der Bischof eine passende Anrede; alsdann stellte er die Männer zur Rechten und die Frauen zur Linken, ertheilte ihnen die Salbung der Katechumenen und schickte sie zu den Taufplätzen. Jeder ging mit seinem Pathen allein, dem er, bevor er hinter

den Vorhang trat, die Kerze und sein Oberkleid gab, das der Pathe vor sein Angesicht hielt, bis der Täufling aus dem Wasser stieg. Der Priester seinerseits wartete hinter dem Vorhange, bis der Täufling im Wasser war; alsdann schob er den Vorhang ein wenig zur Seite und taufte den Katechumen, indem er ihm das Haupt dreimal untertauchte. Nachher ertheilte er ihm die Salbung mit Chrysam, gab ihm das weiße Kleid und hieß ihn aus dem Wasser steigen. Der Pathe bedeckte ihn mit dem Kleide und führte ihn hinweg. Im Winter wurde die Taufe mit warmem Wasser vorgenommen. So wurde bei der Taufe durch Untertauchen die Ehrbarkeit und christliche Sittsamkeit gewahrt.

Otto und seine Gefährten blieben etwa drei Wochen in Pyritz und unterrichteten die Neophyten in den Pflichten ihrer Religion hinsichtlich der Beobachtung der Feste, des Sonntags und des Freitags, der Fastenzeit, der Quatember- und Vigilientage. Da die Erbauung einer Kirche nicht so schnell zu bewerkstelligen war, begnügten sie sich, ein Zelt herzurichten und einen Altar zu weihen, auf dem täglich celebrirt werden konnte. Der Heilige ließ ihnen einen Priester zurück, versah ihn mit einem Kelche, mit Meßgewändern und allem übrigen Nothwendigen, was alles die Neubekehrten im Umkreis von sieben Meilen mit außerordentlicher Freude aufnahmen, indem sie ihren alten Götzendienst abschafften. Bevor der h. Otto abreiste, ermahnte er die Neubekehrten noch zur Festigkeit im Glauben, alsdann ging er nach Cammin, wo er die Herzogin von Pommern traf, die bereits im Herzen Christin und voll Freude über den Besuch war. Er blieb ungefähr sechs Wochen dort und taufte so viel Volk, daß seine Albe oft, obgleich er von seinen Priestern unterstützt wurde, von Schweiß ganz durchnäßt war. Diese Arbeit erfüllte ihn aber mit vielem Troste. Der Herzog Vratislaw kam auch und entsagte öffentlich vierundzwanzig Concubinen, die er neben der Herzogin dem Landesgebrauche gemäß unterhielt. Und viele Andere folgten seinem Beispiele.

In Wollin wurde der Bischof aber nicht so gut aufgenommen. Die Einwohner dieser berühmten und volkreichen Stadt an der Mündung der Oder waren grausam und barbarisch, und obgleich der Bischof und sein Gefolge im Hause des Herzogs Wohnung nahmen, kamen sie doch ganz wüthend, um sie anzugreifen. Der Heilige freute sich in der Aussicht auf das Martyrium, indeß blieb es nur bei einigen Schlägen, nach denen er durch Paulicius in Sicherheit gebracht wurde. Endlich kamen die empörten Einwohner überein, sich nach dem zu richten, was Stettin thun würde, das damals wie noch jetzt die Hauptstadt von ganz Pommern war. Der Bischof reiste dorthin ab, und Paulicius und die Gesandten der beiden Herzoge begaben sich zu den Vornehmsten der Stadt und baten um Aufnahme. Diese aber antworteten: „Wir wollen keine neuen Gesetze, wir sind zufrieden mit unserer Religion. Man sagt, daß es bei den Christen Diebe gebe, denen man die Füße abgeschnitten und die Augen ausgestochen habe, und allerhand Verbrechen findet man bei ihnen. Ein Christ verwünscht den andern Christen. Fern sei von uns eine solche Religion!"

Zwei Monate blieben sie in solcher Widersetzlichkeit. Darauf beschloß man von beiden Seiten, Gesandte an den Herzog von Polen zu schicken. Die Stettiner gaben Hoffnung, das Christenthum anzunehmen, wenn der Herzog von Polen ihnen einen dauerhaften Frieden und Verminderung des Tributs zusage. Indeß predigten der Bischof und die Priester zweimal in der Woche, d. h. an den Markttagen, auf öffentlichen Plätzen in ihren kirchlichen Gewändern, wobei ein Kreuz vorangetragen wurde, was besonders die Landleute sehr anzog, ohne daß sie aber sich bekehrten. Endlich kamen zwei schöne Jünglinge aus einer angesehenen und mächtigen Familie und baten den Bischof um Unterricht.

Der Heilige nahm sie mit überfließender Güte und Zärtlichkeit auf, taufte sie dann, und behielt sie die acht Tage, während welcher sie die weißen Taufkleider trugen, um sich. Als ihre Mutter vernahm, daß ihre Söhne die Taufe empfangen hatten, eilte sie zum Bischofe und rief voll seliger Freude: „Ich preise dich, mein Herr Jesus Christus, Urheber aller Hoffnung und alles Trostes, daß ich meine Kinder wiedergeboren finde durch deine Sakramente und erleuchtet durch die Wahrheit deines Glaubens!“ Alsdann sich zum Bischof wendend, sagte sie: „Gesegnet sei dein Eintritt in diese Stadt, Herr und hochwürdigster Vater; du hast hier ein großes Volk für den Herrn zu erobern! Möge dich der Verzug nicht ermüden! Ich selbst, die du hier vor dir siehst, bekenne mich, ermuthigt durch die Gnade des Herrn und gestützt auf die Hülfe dieser geliebten Kinder, als Christin, was ich bis jetzt noch nicht gewagt habe“.

Diese Dame war in ihrer Jugend aus einem christlichen Lande weggeführt, und wegen ihrer Schönheit und edlen Abstammung einem reichen, mächtigen Herrn vermählt worden, von dem sie diese beiden Söhne hatte. Der heilige Bischof segnete sie und beschenkte sie und ihre beiden Söhne mit kostbaren Sachen. Alsdann begab er sich daran, ihr ganzes Haus, alle Dienstleute, Nachbarn und deren Familien zu unterrichten und zu bekehren. Die beiden bekehrten Jünglinge gewannen Andere durch ihre Erzählungen von dem h. Bischofe, seinem Unterrichte, seinen vielen guten Werken und führten sie ihm zu. Die Aelteren folgten dem Beispiele der Jugend, und so wurde bald die ganze Stadt gerührt und mitgezogen.

Domuzlaw, der Vater der beiden Jünglinge, war während der Zeit ihrer Bekehrung und Taufe abwesend; als er zurückkehrte und erfuhr, daß seine Söhne und fast die ganze Familie getauft worden waren, gerieth er in furchtbaren Zorn und schwur, den Heiligen zu ermorden. Aber besänftigt durch die Bitten seiner Gemahlin und gerührt von der Gnade ging er zum Bischofe, warf sich vor ihm nieder und bekannte in Thränen gebadet, daß er in Sachsen die Taufe erhalten, aber geblendet von den Reichthümern, die ihm das Heidenthum bot, habe er nicht gewagt, sich als Christen zu bekennen. Nach dieser demüthigen Beichte wurde er der Apostel des Glaubens, den er verrathen und verfolgt hatte.

Indeß dies Alles vor sich ging, kehrten die zu dem Herzoge von Polen gesandten Abgeordneten zurück und überbrachten Briefe, in denen den Bewohnern Stettins eine Verminderung der Abgaben und ein dauerhafter Friede zugesichert wurde. In Folge dessen entschlossen sich alle nach Verabredung das Evangelium anzunehmen. Der Heilige predigte ihnen und verlangte, daß sie ihre Götzen vernichteten; sie aber fürchteten sich. Da ging er selbst daran und zerschlug ihre falschen Götter und fing an mit seinen Priestern ihre Tempel zu zerstören. Als die Heiden sahen, daß ihnen nichts geschah, halfen sie und verachteten die Götter, die sich nicht einmal wehren konnten. Der letzte und größte der Tempel enthielt bedeutende Reichthümer, diese wollten sie dem Heiligen zum Geschenk machen; er aber sagte: „Gott wolle verhüten, daß wir uns bei euch bereichern! Wir haben bei uns eine Ueberfülle von solchen Sachen; nehmt ihr sie lieber zu eurem Gebrauche!“ Nachdem sie alles mit Weihwasser gereinigt und mit dem h. Kreuzzeichen gesegnet hatten, vertheilten sie es unter sich. Der Heilige behielt nur einen kleinen Götzen mit drei Köpfen, den er dem Papste als Siegestrophäe zusandte. Noch drei Monate blieb er in Stettin, um zu belehren, zu taufen und die Religion fest zu begründen. Diejenigen, welche zuerst unterrichtet und getauft waren, unterrichteten nun die andern.

Alsdann kehrte der h. Otto nach Wollin zurück, wo er die Bewohner bereit fand, den Glauben anzunehmen. Denn sie hatten mittlerweile im

Geheimen Gesandte nach Stettin gesandt, welche die Christen beobachteten, und da diese all die Verbrechen nicht bei ihnen merkten, die ihnen angedichtet worden waren, und da sie auch hörten, daß Stettin den Glauben angenommen hatte; so entschlossen sie sich auch dazu. Der Bischof wurde mit großer Freude vom Volke empfangen, und Alle beeilten sich, den Eindruck des ersten Empfanges zu verwischen. Nur mit großer Anstrengung war es möglich, binnen zwei Monaten die Arbeit zu bewältigen und Alle zu taufen, die sich einstellten. Da Wollin fast in der Mitte von Pommern gelegen ist, beschlossen die beiden Herzoge, dort einen Bischofssitz zu errichten. Otto ging noch nach Colberg und anderen Städten und zuletzt nach Belgard; damit machte er den Schluß, denn es war Winter, und es drängte ihn, nach Bamberg zurückzukehren. Bei seiner Rückreise kehrte er nochmals in die Orte seiner ersten Wirksamkeit zurück, weihte die Kirchen, die in seiner Abwesenheit erbaut worden waren, firmte und ermahnte nochmals Alle zum Festhalten im Glauben. Er reiste über Polen, dessen Herzog ihm überall Beweise der aufrichtigsten Freundschaft gab. Dieser Herzog Boleslaw ernannte einen seiner drei Kapläne zum Bischofe von Pommern. Endlich nach einer Abwesenheit von fast einem Jahre kehrte der h. Otto am Palmsonntage den 4. April (1126) nach Bamberg zurück [1]).

88. † Bei den Klostergründungen des h. Otto ist oben schon bemerkt, daß Eckehard, der berühmte Verfasser einer Weltchronik, Abt des Klosters Aurach oder Aura an der Saale war. Er soll früher Canonicus und Scholasticus in Worms gewesen sein, im Jahre 1101 eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen haben und über Rom zurückgekehrt sein. Nach der Wallfahrt wurde er Mönch in dem Benediktinerkloster Hirschau, und von hier kam er als Abt nach dem im Jahre 1113 vom h. Otto eingeweihten Kloster Aurach, wo er um 1125 gestorben ist [2]). Wie Wattenbach [3]) angibt, hatte Eckehard ein sehr reichhaltiges Material schon im Jahre 1099 zu einer großen Weltchronik verarbeitet. Er hat später sein Werk noch zweimal überarbeitet. Die letzte Bearbeitung ist in fünf Bücher eingetheilt. Das erste enthält die Geschichte von der Schöpfung bis zur Erbauung Roms, das zweite reicht bis Christi Geburt, das dritte bis auf Karl den Großen, das vierte bis Heinrich V., und das fünfte enthält die Regierung dieses Kaisers, die später bis zum Jahre 1125 fortgeführt ist. Außerdem hat Eckehard noch eine Geschichte der Franken und eine Geschichte des ersten Kreuzzuges verfaßt. Seine Chronik wurde in zahlreichen Handschriften verbreitet und als Fortsetzungen schlossen sich später an dieselbe an die Erfurter und Würzburger Annalen und die Ursperger Chronik; wenn die letztere für Ereignisse von 1125 citirt wird, so ist darunter Eckehards Chronik zu verstehen. Eckehards Chronik übertrifft die frühern derartigen Werke an Reichthum nnd Genauigkeit so wie an Schönheit der Darstellung und Sprache. Wenn sie dennoch später vielfach in überarbeiteter Form mit Fortsetzungen verbunden wurde, so mag das theilweise seinen Grund darin gehabt haben, daß fast jedes Stift und jedes Kloster sein eigenes Handbuch der Geschichte haben wollte. Ein solches Handbuch war wegen des geschichtlichen Unterrichtes, der in den mit jedem Stifte und mit jedem Kloster verbundenen Schulen ertheilt wurde, für Lehrer und Schüler unentbehrlich [4]).

---

1) Vgl. Sulzbeck, Leben des h. Otto. — 2) Derselbe. — 3) Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. — 4) Vgl. Stöckl, Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik, S. 134 f.

89. † Bis ins 12. Jahrhundert pflegte in den Schulen der Klöster und Domkirchen auf den Mittelcursus des Unterrichts, der das bekannte Trivium und Quadrivium umfaßte, die Theologie zu folgen; im dreizehnten Jahrhunderte ließ man dagegen dem theologischen Unterrichte einen philosophischen Cursus vorhergehen, bei welchem man die Aristotelischen Schriften, die damals sämmtlich bekannt waren, zu Grunde legte. Eine klare Unterscheidung und eine genaue gegenseitige Begrenzung der Philosophie und der Theologie waren im zwölften Jahrhunderte zwar noch nicht durchgeführt, aber die wissenschaftliche Entwicklung strebte diesem Ziele entgegen, dessen Erreichung jedoch mit vielen Kämpfen und Irrungen verbunden war. Der aus dem elften Jahrhunderte überkommene Streit zwischen Realismus und Nominalismus wurde in den Schulen mit großer Heftigkeit fortgeführt, aber der gemäßigte Realismus des Aristoteles und des Boethius ging siegreich aus diesen Kämpfen hervor. Dieser Realismus lehrt, daß das Universale (Allgemeinbegriffe) seinem Inhalte nach objectiv real in jedem Individuum sei, von welchem es prädicirt werden kann, und daß das Universale die Form der Universalität durch das abstrahirende Denken gewinne. Auch die Platonische Ideenlehre verursachte verschiedene Irrungen. Die bedeutendsten Anhänger dieser Ideenlehre in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts waren Adelard von Bath, Bernhard von Chartres, Wilhelm von Conches und Walter von Mortagne. Wenn man unter Ideen die götttliche Kenntniß versteht, die Gott von den Geschöpfen schon vor ihrer Erschaffung hatte, so ist die Wirklichkeit von Ideen in Gott zwar unbestreitbar, aber diese göttlichen Ideen sind nur entweder mittelbar durch die Schöpfung, oder unmittelbar durch göttliche Offenbarung erkennbar. Da das Christenthum nun nachweisen kann, daß es durch göttliche Offenbarung in den Besitz vieler göttlichen Ideen gesetzt ist, so wäre es doch höchst sonderbar, wenn man die Platonische Philosophie zum Richter über den Inhalt der Offenbarung machen wollte. Handelt es sich bei den in menschliche Worte gekleideten Ideen Gottes gar um solche, die sich nicht auf Geschöpfe, sondern auf Gott beziehen, so ist nicht zu übersehen, daß die vom Wesen der Geschöpfe entlehnten Begriffe nur in analoger Weise auf Gott bezogen werden können; es wäre somit doppelt unrichtig, wenn man eine menschliche Philosophie zum Richter über eine Offenbarung bestellen wollte, die Gott über sich selbst mitgetheilt hat. So einfach und einleuchtend diese Grundsätze auch sind, wurden sie dennoch in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts vielfach verletzt, und unter den bei diesen Irrungen betheiligten Philosophen ist Peter Abälard wohl der bedeutendste. Er wurde im Jahre 1079 unweit Nantes in dem Orte Palais, wovon er den Beinamen Peripateticus Palatinus erhielt, von adligen Eltern geboren. Er erhielt eine wissenschaftliche Erziehung und gewann eine solche Liebe zu den Wissenschaften, daß er, um sich diesen zu widmen, sein Erstgeburtsrecht an seine Geschwister abtrat. Schon im Alter von fünfzehn Jahren reiste er umher, um dialektische Wettkämpfe aufzuführen. Nachher kam er nach Paris in die Schule des Wilhelm von Champeaux, und als er sich mit diesem bald entzweit hatte, eröffnete er in der Nähe von Paris eine Schule der Philosophie, die in kurzer Zeit solchen Ruf erhielt, daß die Schule Wilhelms von Champeaux dagegen nicht aufkommen konnte. Durch seine Anstrengungen zog er sich aber eine Krankheit zu, die ihn nöthigte, seine Lehrthätigkeit zwei Jahre zu unterbrechen. In dieser Zeit wurde sein früherer Lehrer Wilhelm Canonicus in dem Stifte St. Victor und lehrte dort Dialectik und Rhetorik. Abälard versöhnte sich nach seiner Wiederherstellung mit Wilhelm und trat wieder in dessen Schule ein, aber der Streit über die Universalien führte abermals Entzweiung herbei. Abälard eröffnete auf dem Genovefaberge wieder eine Schule,

Wilhelm aber gab seine Lehrthätigkeit auf und wurde bald nachher Bischof von Chalons sur Marne. Abälard begab sich jetzt nach Laon, um unter dem dortigen berühmten Scholasticus Anselm Theologie zu studiren. Als er sich nach einiger Zeit auch mit diesem Lehrer entzweit hatte, kehrte er nach Paris zurück und hielt dort mit solchem Beifalle theologische Vorlesungen, daß er ein Canonicat erhielt und daß ihm Schüler aus allen Theilen der Welt zuströmten, unter denen besonders Johann von Salisbury und Otto von Freisingen hervorzuheben sind. Nach fünfjähriger Lehrthätigkeit lernte er Heloise, die achtzehnjährige Nichte des Domcapitulars Fulbert, kennen, die sehr geistreich und so gelehrt war, daß sie Latein, Griechisch und Hebräisch verstand. Fulbert nahm den Abälard als Lehrer der Heloise in sein Haus; zwischen dem Lehrer und seiner Schülerin entstand aber ein solches Verhältniß, daß Fulbert Verdacht schöpfte und den Abälard aus dem Hause verwies. Heloise floh nachher nach der Bretagne zu einer Schwester Abälards, wo sie einen Sohn gebar, den sie Astrolabius nannte. Abälard söhnte sich mit Fulbert wieder aus und erbot sich, Heloise heimlich zu heirathen; letztere willigte nach längerem Widerstreben ein und wohnte nach ihrer Heirath wieder bei ihrem Oheim, damit die Ehe unbekannt bliebe. Da aber Fulbert sie bekannt machte, so gab es Auftritte, die den Abälard bewogen, Heloise in der Abtei Argenteuil unterzubringen. Da Fulbert glaubte, daß Abälard jetzt der Heloise überdrüssig sei, ließ er ihn durch fünf gedungene Schurken in einer Nacht überfallen und verstümmeln. Abälard trat nach seiner Wiedergenesung ins Kloster St. Denis ein, und auf seinen Wunsch nahm auch Heloise im Kloster Argenteuil den Schleier (1119). In St. Denis begann Abälard auf den Wunsch seiner Obern wieder theologische Vorlesungen zu halten, machte sich aber hier durch seinen rigoristischen Eifer für die Klosterregel so verhaßt, daß man ihn zu entfernen suchte. Als er Priester geworden war, wurde ihm ein kleines Landhaus zur Wohnung angewiesen und zwar unter dem Vorwande, daß die Menge der zu ihm kommenden Schüler zu der klösterlichen Stille nicht stimme. In dem Landhäuschen versammelten sich wieder um ihn viele Zuhörer, zu denen der nachherige Papst Cölestin II. und Petrus Lombardus gehörten. Auf den Wunsch seiner Zuhörer verfaßte er jetzt seine Introductio ad theologiam, welche seine Lehre über die Einheit Gottes und die göttliche Trinität enthält. Ehemalige Mitschüler Abälards, die Professoren Alberich und Lotulf in Rheims, klagten dieses Werk beim Erzbischofe von Rheims der Irrlehre an, worauf dieser mit Zustimmung des päpstlichen Legaten Kuno im Jahre 1121 eine Synode zu Soissons hielt, auf welcher Abälard seine Schrift selbst verbrennen mußte. Als er nach St. Denis zurückgekehrt war, gerieth er durch eine Aeußerung über Dionysius Areopagita mit dem Abte Adam in Streit, was ihn bewog, zum Grafen Theobald von Champagne zu flüchten. Hier wurde er vom Abte Suger, dem Nachfolger Adams, seines Gelübdes und der Pflicht nach St. Denis zurückzukehren, entbunden. Er begab sich darauf in die Gegend von Nogent sur Seine und errichtete dort ein Bethaus, das er Paraklet nannte. Er suchte hier Ruhe, aber bald strömten ihm wieder so viele Schüler zu, daß er sein Lehramt wieder fortsetzte. Nach einiger Zeit (1126) wurde er in seiner Heimath zum Abte von St. Gildes de Ruys erwählt; er schenkte darauf sein Haus Paraklet an Heloise, die damals mit ihren Nonnen aus dem Kloster Argenteuil, wo sie Aebtissin war, vertrieben war. Der Bischof von Troyes erhob Paraklet zu einer Abtei, und Heloise zog mit mehreren Nonnen dorthin und wurde dort Abtissin.

Das wechselvolle Leben Abälards dauerte bis zum Jahre 1142. Er sah sich im Jahre 1136 genöthigt, seine Abtei zu verlassen und eröffnete wieder auf dem Genovefaberge eine Schule. Aber sogleich traten auch wie-

der seine Gegner hervor, zu denen auch der heilige Bernard gehörte. Auf einer Synode zu Sens im Jahre 1140 wurden seine Irrthümer verworfen. Als er in Folge seiner Appellation nach Rom reisete, kam er nach Clugny und ließ sich von dem Abte Peter dem Ehrwürdigen bestimmen, in einer zu Clugny gehörenden Abtei zu bleiben, wo er nicht lange nachher im Frieden mit der Kirche starb.

Außer der schon erwähnten Introductio ad theologiam hat Abälard eine Theologia christiana verfaßt, die eine Ueberarbeitung des ersten Werkes ist. Seine übrigen Schriften sind: 1) Commentar zum Briefe Pauli an die Römer; 2) Ethica, welche die Aufschrift hat: Scito te ipsum; 3) die Schrift Sic et non, welche eine Sammlung von entgegengesetzten Ansichten der Kirchenväter enthält; 4) eine Apologie, 5) historia calamitatum; 6) der Briefwechsel mit Heloise; 7) Dialogus inter philosophum, Christianum et Judaeum; 8) verschiedene kleinere Schriften.

Die Lehre Abälards leidet an einer gewissen Unklarheit. In der Lehre von den Universalien tritt er dem excessiven Realismus des Wilhelm von Champeaux entgegen, aber es ist streitig, ob er selbst Conceptualist oder echter Realist gewesen sei. Wenn er behauptet, daß das Allgemeine durch die Verknüpfung des Aehnlichen mit einander im Denken bestehe, so frägt es sich, ob der Allgemeinbegriff bei den unter ihn fallenden ähnlichen Individuen eine ganz und gar übereinstimmende Wesenheit bedeuten soll, so daß der Ausdruck ähnliche Individuen bloß nebenbei andeutet, daß in den betreffenden Individuen außer der Wesensgleichheit auch noch Verschiedenheiten vorkommen. Wenn, wie es wahrscheinlich ist, die Aeußerungen Abälards in dem angegebenen Sinne aufzufassen sind, so war er ein Vertreter des richtigen Realismus, aber ein unklarer.

Bei der Frage, in welchem Verhältnisse das menschliche Erkennen zum christlichen Glauben stehe, unterscheidet er nicht bestimmt genug das Verstehen vom Begreifen. Man kann z. B. die Lehre von der göttlichen Allgegenwart und Allwissenheit erst dann glauben, wenn man den Sinn dieser Lehren wenigstens einigermaßen aufgefaßt hat, aber von dem Verstehen einer als Dogma nachgewiesenen Lehre bis zum Begreifen ist ein weiter Weg. Wenn Abälard nun einerseits anerkennt, daß der christliche Glaube nicht vom Begreifen abhange, behandelt er andererseits das Verstehen doch wieder in einer Weise, daß es vom Begreifen nicht zu unterscheiden ist. Auch scheint er die Gewißheit des Glaubens nicht so sehr durch die göttliche Autorität zu begründen, als von einer Einsicht in die Richtigkeit des Geglaubten abhängig zu machen. Es fehlt ihm ferner an einer klaren Unterscheidung der Philosophie und der Offenbarung, des Natürlichen und des Uebernatürlichen; in der Lehre von der Trinität ist er Modalist, und indem er sich dagegen sträubt, stößt er an die Klippe des Subordinatianismus an.

Da Abälard eine außerordentliche dialectische Gewandtheit besaß und sich für einen großen Philosophen hielt, hatte er fortwährend Kämpfe zu bestehen, und obgleich er bei seiner Eigenthümlichkeit die Wissenschaft nicht weiter führen konnte, nöthigte er doch seine Gegner zu Fortschritten in der Philosophie und Theologie.

* 99. * [Es ist schon oben erwähnt, daß unter den vielen Dom- und Klosterschulen, in denen ein vollständiger Cursus der Theologie gelehrt wurde, die Bamberger Schule durch den h. Otto zu einer bedeutenden Blüthe gelangte. Eine ganz vorzügliche Schule im westlichen Deutschland war die

Lütticher, aus der viele berühmte Männer hervorgingen, zu denen namentlich Alger und Rupert von Deutz gehören [1].]

Alger widmete sich von Kindheit an dem Studium unter den hervorragenden Männern, deren Wissenschaft und Sitten die Lütticher Kirche zierten. Er war später bis zum Jahre 1101 Scholastiker zu St. Bartholomä; von dort nahm ihn der Bischof Otbert an die Kathedrale, woselbst er zwanzig Jahre unter diesem Bischofe und dessen Nachfolger Friedrich blieb. Während dieser ganzen Zeit schrieb er als bischöflicher Sekretair für kirchliche Angelegenheiten viele Briefe, die man mit großer Sorgfalt bewahrte; aber sie sind nicht bis auf uns gekommen.

Wir haben von ihm eine kleine Abhandlung über die Gnade und den freien Willen, die Folgendes enthält: „Adam war vor seiner Sünde so frei, daß er weder zum Guten noch zum Bösen gezwungen werden konnte. Er konnte durch sich selbst in Sünde fallen, und er konnte sich in dem Zustande, in dem er geschaffen war, nicht erhalten, wenn Gott ihm durch seine Gnade nicht half. Zu sehr auf seine eignen Kräfte bauend stimmte er freiwillig den bösen Rathschlägen des Teufels bei. Durch seinen Fall wurden alle seine Nachkommen Sklaven des Teufels, und sie sind es geblieben, bis der Erlöser uns in den frühern Zustand der Freiheit wieder versetzte. Die Vorherbestimmung der Guten zum ewigen Leben und das Vorherwissen der ewigen Pein der Bösen beeinträchtigt unsern freien Willen durchaus nicht; Gott sieht vorher, daß wir mit seiner Hülfe tugendhaft, oder durch uns selbst schlecht sein werden. Welche Ungereimtheit liegt denn darin, daß er gemäß der verschiedenen Verdienste, die er voraussieht, die Einen für die Glorie, die Andern zur Pein vorherbestimmt hat? Sein Vorhersehen von Ewigkeit legt weder den Guten noch den Bösen eine Nothwendigkeit auf. So kann man auch nicht bezweifeln, daß wir durch unsere Verdienste und unsere Gebete einen Platz unter den Vorherbestimmten erhalten können, weil Gott, indem er die Guten vorherbestimmt, dies so thut, daß sie diese Vorherbestimmung durch ihre Verdienste und ihre Gebete erhalten. Aber wir müssen bemerken, daß unser freier Wille, von äußerem Zwange frei, wohl das Böse aus sich wollen kann, nicht aber das Gute ohne die Unterstützung der göttlichen Gnade" [2]). In diesem Werkchen führt Alger nur Vernunftgründe an und läßt die Autorität der Schrift und der Väter unberücksichtigt.

Das umfangreichste und bedeutendste Werk Algers ist die Abhandlung: de misericordia et justitia. Es besteht aus drei Theilen; der erste handelt von der Barmherzigkeit, welche die Canones den Sündern gegenüber vorschreiben. Alger untersucht, wie und wie lange dieselbe zu üben sei. Der zweite handelt von der Gerechtigkeit. Der Verfasser zeigt, wie und in welcher Ordnung dieselbe zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Disciplin anzuwenden sei. Der dritte Theil handelt von mehreren Häresien und bespricht, wie ihre Lehre von der der katholischen Kirche abweicht, und wie sie unter einander verschieden sind. In diesem Werke bringt Alger nichts vor, das er nicht durch die Autorität der Päpste, der Väter und der Concilien beweist. Die verschiedenen Irrthümer, welche man in seiner Zeit verbreitete und das Schisma, welches damals die Kirche in Trauer versetzte, veranlaßten ihn zur Abfassung dieser Schrift, damit die Gläubigen die Regeln der Kirche vor Augen hätten, und damit dadurch die Guten in der Wahrheit befestigt würden, und die Bösen sich der unzweifelhaften Autorität nicht entziehen könnten. In den beiden ersten Theilen benutzt er einige unechte Decrete; in dem dritten, in

---

1) Wattenbach, Deutschl. Geschichtsquellen 2. Auflage S. 347 ff. — 2) Pez, Anecdota, 1. 4.

welchem er den Unterschied zwischen Häresie und Schisma zeigt, führt er nur authentische an. Die Häresie ist eine dem Glauben entgegengesetzte Lehre und das Schisma ist eine Trennung von der katholischen Kirche. Die durch die Schismatiker gespendeten Sakramente sind gültig, aber vergeblich für die, welche im Schisma sind. Wenn sie zur Kirche zurückkehren, wiederholt man an ihnen weder die Taufe, noch die Priesterweihe; man begnügt sich, ihnen die Hände aufzulegen, und man legt sie auch denen auf, welche, nachdem sie durch Häretiker getauft wurden, sich zum katholischen Glauben bekennen, vorausgesetzt, daß ihnen die Taufe im Namen der drei Personen der heiligen Dreifaltigkeit gespendet sei.

Alger bekämpft die Simonie kräftig; mit dem h. Papst Gelasius und durch dessen eigne Worte stellt er fest, daß die weltliche Macht über göttliche Dinge nicht zu urtheilen habe; obgleich es zwei Hauptgewalten gebe, das Königthum und das Priesterthum, so sollen die Könige den Priestern in göttlichen Dingen noch mehr unterworfen sein, als die Priester den Königen in weltlichen Dingen; der apostolische Stuhl sei das Haupt aller Priester und aller Kirchen; die Macht einer königlichen Stadt dürfe die Vorrechte der kirchlichen Würde nicht beeinträchtigen; von allen Kirchen könne man an den apostolischen Stuhl appelliren; aber von ihm sei keine andere Berufung möglich, sein Urtheil sei unabänderlich; die bloße Autorität des apostolischen Stuhles könne und müsse Häretiker verurtheilen und verwerfen; auch ohne vorhergegangene Verhandlung eines Concils könne der h. Stuhl verurtheilen und wieder einsetzen; denn er habe das Recht, über Alle zu urtheilen, Niemand aber habe das Recht, über ihn zu urtheilen [1]). Das ist es, was der fromme und gelehrte Alger im 12. Jahrhunderte feststellt, und zwar nicht durch falsche Decrete, sondern durch die ganz authentischen Verordnungen des hl. Papstes Gelasius, welcher zu Ende des fünften Jahrhunderts blühte. Wenn er einige unechte Erlasse in den beiden ersten Theilen seines Buches anführt, so beziehen sich diese nur auf den Geist der milden Billigkeit, welche den Vorsitz bei kirchlichen Urtheilen führen soll, und auf die Formen des Gerichtsverfahrens, die so weise und heilsam sind, daß sie in der Rechtswissenschaft aller christlichen Völker Eingang gefunden haben.

Das Werk, auf welchem Algers Ruhm vorzugsweise beruht, ist die Abhandlung über das heilige Altarssakrament; er schrieb es gegen die Irrthümer, welche sich in Bezug auf das erhabene Geheimniß eingeschlichen hatten. „Denn die Einen“, sagt er, „glauben, daß das Brod und der Wein nicht verwandelt werden, wie auch das Taufwasser oder das hl. Oel, so daß das Brod und der Wein nur das Bild des Leibes und Blutes Jesu Christi seien. Andere sagen, Jesus Christus sei in dem Brode, wie das ewige Wort im Fleische durch die Menschwerdung; dies nennt man den Irrthum der Impanation. Einige lehren, daß Brod und Wein verwandelt werden, nicht in das Fleisch und Blut Jesu Christi, sondern in das eines jeden Menschen, der durch Heiligkeit seines Lebens Gott wohlgefällig ist. Es gebe auch Einige, welche meinen, daß die Unwürdigkeit des Priesters ein Hinderniß der Verwandlung des Brodes und Weines in das Fleisch und Blut Jesu Christi sei. Wieder Andere meinen, daß die Wandlung durch die Consecration wohl vor sich gehe, daß aber der Leib Jesu Christi für diejenigen, welche ihn unwürdig empfangen, nicht in diesem Sakramente verbleibe, sondern in das Frühere, nämlich in Brod und Wein zurückkehre. Der letzte Irrthum ist der Irrthum derjenigen, welche glauben, daß der Leib Jesu Christi, sobald wir ihn genossen, den gewöhnlichen Folgen anderer Nahrungsmittel unterworfen

---

1) Martenne, Thesaur. anecdot. t. 5. p. 1020 et seqq.

sei. Alger bekämpft alle diese Irrthümer durch die heilige Schrift und die Väter in der gründlichsten Weise und erschöpft die ganze Lehre von der Eucharistie [1]).

Dieser fromme und gelehrte Schriftsteller war während seines ganzen Lebens über Ehrgeiz und Habsucht erhaben; mehrere sächsische und andere deutsche Bischöfe boten ihm auf Grund seines Rufes in Betreff der Philosophie und der Theologie beträchtliche Einkünfte und Würden an, aber er zog seine Stellung und sein mittelmäßiges Vermögen vor. Nach dem Tode Friedrichs, des Bischofs von Lüttich, im Jahre 1121 verließ Alger Lüttich und wurde Mönch zu Clugny. Durch seine Demuth, die Reinheit seines Lebens und durch seine angenehmen Sitten erbaute er Alle und starb daselbst wahrscheinlich schon vor 1128.

* 91. * In der nämlichen Zeit brachte die Kirche von Lüttich einen nicht minder frommen und gelehrten aber noch berühmteren Lehrer hervor, welchem Bossuet sehr oft wie einem Kirchenvater seine Gedanken und Worte entlehnt, um die Geheimnisse der christlichen Frömmigkeit zu erforschen und zu erklären. Es ist Rupert, Abt von Deutz. Man kennt weder das Jahr noch den Ort seiner Geburt, aber man hat einigen Grund zu der Vermuthung, daß Lüttich, oder doch wenigstens die Umgegend dieser Stadt seine Heimath gewesen sei, denn er war von seiner Kindheit an im Kloster zum heiligen Laurentius auf dem Berge bei Lüttich erzogen worden. Seine Eltern hatten ihn daselbst Gott geopfert. Er legte die Ordensgelübde nach der Benedictinerregel unter dem Abte Berengar ab, der ihn sorgfältig in alle Uebungen des klösterlichen Lebens einführte. Sein Lehrer in den schönen und den übrigen Wissenschaften war Heribrand, der Nachfolger Berengars. Rupert war langsamen Geistes, und obgleich er sich sehr viel Mühe gab, durch beharrliche Arbeit diesen Naturfehler zu überwinden, waren seine Fortschritte doch langsam und gering. Die Mühe, welche ihm das Studium verursachte, ließ ihn seine Zuflucht zur Mutter der unerschaffenen Weisheit nehmen. Er warf sich vor dem Marmorbilde der Mutter Gottes nieder, welches man noch bis in neuere Zeiten in der Klosterkirche von St. Laurentius zu Lüttich sah, und seine Gebete verschafften ihm eine wunderbare Erkenntniß der heiligen Schriften. In seinem zwölften Buche über den hl. Matthäus erzählt er diese Thatsache selbst. Mit dieser übernatürlichen Gabe der Erkenntniß vereinigte er die selbsterworbene Kenntniß des Griechischen und Hebräischen.

Da Berengar ihn in Tugend und Wissenschaften fortschreiten sah, nöthigte er ihn zum Empfange der Priesterweihe. Rupert, der sich derselben für unwürdig hielt, wandte außer seinen persönlichen Fehlern auch die Uneinigkeit ein, welche das Schisma in der Kirche hervorgebracht hatte, und die Gefahr, durch einen schismatischen Bischof geweiht zu werden. Durch übernatürliche Einsprechungen beruhigt, fügte es sich endlich den Befehlen seines Abtes. Ungefähr dreißig Tage nach dem Empfange der Priesterweihe fühlte er sich so voll des Geistes Gottes und der Kenntniß göttlicher Dinge, daß er fürchtete, seine Seele werde sich vom Leibe trennen; aber dieser Strom der geistigen Süßigkeiten hörte auf, und die Gluth der göttlichen Liebe, die ihn ergriffen hatte, verminderte sich allmälig. Von nun an fing er an, mündlich und schriftlich zu unterrichten, und hörte damit nicht auf, weil es ihm nicht freistand zu schweigen.

---

1) Biblioth. PP. t. 31.

Seine erste Arbeit war eine Abhandlung über das göttliche Officium, die aus zwölf Büchern besteht. Er verfaßte sie schon im Jahre 1111, übergab sie jedoch der Oeffentlichkeit erst 1126. Er erklärt darin die Einrichtung der sieben canonischen Tageszeiten und die Zeit, welche für sie an allen Tagen des Jahres bestimmt ist. Als Grund dafür gibt er die verschiedenen Umstände des Lebens und Todes Jesu Christi an, wie die heiligen Schriften sie berichten. In derselben Weise verfährt er hinsichtlich aller übrigen Theile des Officiums. Ebenso nimmt er aus der heiligen Schrift die geheimnißvollen Erklärungen der priesterlichen und bischöflichen Ornate und aller kirchlichen und gottesdienstlichen Sachen. Auch den Advent mit seinen vier Sonntagen, die Quatemberfasten, den Gottesdienst vor Weihnachten und am Feste selbst, so wie die drei Messen desselben erklärt er in dieser Weise. In seinen Erklärungen, welche fast alle der Moral und Mystik entnommen und durchweg sehr schön sind, folgt er der Ordnung der römischen Liturgie. Er lehrt, daß das Fest und Officium der heiligen Dreieinigkeit auf den Sonntag nach Pfingsten festgesetzt worden, weil die Apostel bald nach der Herabkunft des heiligen Geistes in alle Welt gingen, um den Glauben an dieses Geheimniß zu predigen. Bei dieser Gelegenheit behauptet er die Einheit der Wesenheit und die Dreiheit der Personen in Gott, indem er sich auf die Autorität der heiligen Schrift und auf verschiedene theologische Beweisgründe stützt. Den Sonntagen nach Pfingsten folgend, erklärt er darauf die Theile des dazu gehörigen Officiums und besonders die der heiligen Messe. Er schließt mit Bemerkungen über die Lectionen des nächtlichen Officiums sowohl für den Winter als für den Sommer.

Rupert verfaßte darauf eine Abhandlung über die Dreieinigkeit und ihre Werke, die aus drei Theilen besteht. Der erste umfaßt die Werke von der Schöpfung der Welt bis zum Sündenfalle des ersten Menschen; der zweite enthält die Werke von diesem Sündenfalle bis zur Menschwerdung und Passion des zweiten Menschen, Jesu Christi, des Sohnes Gottes; der dritte behandelt die Werke von dieser Zeit bis zur Vollendung der Jahrhunderte, das heißt bis zur allgemeinen Auferstehung. Rupert schreibt dem Vater die Werke der ersten Periode oder der Schöpfung zu, dem Sohne die der zweiten oder der Erlösung, dem heiligen Geiste die der dritten oder der Heiligung. Die Arbeit Ruperts umfaßt zweiundvierzig Bücher; die drei ersten enthalten Erklärungen über die drei ersten Kapitel der Genesis, sechs Bücher beziehen sich auf das Uebrige dieser Geschichte, vier Bücher auf Exodus, zwei auf Leviticus, zwei auf Numeri, und ebensoviel auf Deuteronomium, eins auf das Buch Josue und eins auf das der Richter, fünf auf verschiedene Stellen der Bücher der Könige und der Psalmen, fünf auf Isaias, Jeremias und Ezechiel, eins auf Daniel, Zacharias und Malachias, eins auf einige Stellen der vier Evangelien; die letzten neun Bücher enthalten einige Erklärungen über einzelne vom Erklärer ausgewählte Stellen der heiligen Schrift. Der Zweck und das Verdienst des Abtes Rupert besteht darin, daß er nach dem Beispiele des Apostels Paulus die verborgenen und innern Beziehungen zwischen dem alten und dem neuen Testamente erforscht und aufdeckt, um in dieser Weise den geheimnißvollen Zusammenhang zu enthüllen, und fast immer ist es die heilige Schrift selbst, die ihm den Schlüssel dazu bietet.

Um das Jahr 1113 sah sich der Abt Berengar seinem Ende nahe, und da er fürchtete, daß Rupert, den er bisher immer gegen seine Neider vertheidigt hatte, keinen Beschützer mehr haben werde, empfahl er ihn dem Abte Kuno von Siegburg. Kuno nahm ihn auch in sein Kloster auf; aber diejenigen, die Rupert vor Berengars Tode getadelt hatten, daß er die heiligen Schriften erklärte, die schon so oft vor ihm von den heiligen Vätern und ka-

tholischen Auslegern erklärt waren, machten ihm dieselben Vorwürfe nach dem Tode dieses Abtes. Rupert fand an Friedrich, Erzbischof von Köln, und Wilhelm, Bischof von Preneste und Legat des heiligen Stuhles, eine Stütze. Diese beiden Prälaten liebten ihn wegen seiner Tugend und Wissenschaft und forderten ihn trotz seines Widerstrebens zur Fortsetzung der Arbeit auf. Nach dem Tode Markward's, des Abtes von Deutz, wurde Rupert gegen das Jahr 1120 an dessen Stelle gesetzt; er regierte das Kloster mehrere Jahre und starb daselbst am 4. März 1129 oder 1130 so fromm, wie er gelebt hatte.

Außer dem, was wir bereits gesehen, verfaßte dieser gelehrte und heilige Mann eine Abhandlung in neun Büchern über die Herrlichkeit der Dreieinigkeit und das Ausgehen des heiligen Geistes. Rupert beweiset hier gegen die Juden durch Zeugnisse aus dem Gesetze und den Propheten, daß es drei Personen in dem einen Gott gibt, daß der Person des Sohnes die Menschwerdung zukam; daß Jesus Christus der Messias ist, und daß er in der durch die Propheten und namentlich durch den Patriarchen Jacob vorher verkündeten Zeit geboren ist. Nachdem der Abt Kuno von Siegburg Bischof von Regensburg geworden war, zeigte er dem Legaten Wilhelm von Präneste mehrere Arbeiten des Abtes Rupert; der Legat, ein Mann, der viel studirt hatte und viel wußte, fragte, ob er nichts über das Ausgehen des heiligen Geistes geschrieben hätte. Kuno verneinte es, benutzte aber nachher das Interesse des Legaten, um Rupert zu einer Arbeit über diesen Gegenstand aufzufordern. Dieser fügte nun seiner Abhandlung über die Herrlichkeit der heiligen Dreifaltigkeit dasjenige bei, was der Glaube uns vom heiligen Geiste lehrt. Das ist der Inhalt des neunten Buches. Bei Gelegenheit einer Reise nach Rom überreichte Rupert diese Arbeit dem Papste Honorius II.

Schon vor seiner Priesterweihe hatte Rupert den Entschluß gefaßt, eine Abhandlung über die Menschwerdung auszuarbeiten und damit einen Commentar über das hohe Lied zu verbinden. Der Gegenstand schien ihm schwierig; aber die heilige Jungfrau, zu der er kindliche Andacht und großes Vertrauen hatte, ermuthigte ihn dazu auf verschiedene Weise. So entstand denn eine aus sieben Büchern bestehende Abhandlung über die Incarnation, die eigentlich eine ununterbrochene Unterhaltung des Verfassers mit der seligsten Jungfrau über das hohe Lied ist.

Eine andere Abhandlung unter dem Titel: Von dem Siege des Wortes Gottes, entstand aus folgender Veranlassung. Der Abt von Siegburg unterhielt sich während eines Aufenthaltes im Kloster des h. Laurentius zu Lüttich mit Rupert über die vier großen Thiere, von denen bei Daniel Rede ist, und von den Reichen, welche sie bezeichnen. Kuno gab dem Gespräche eine andere Wendung und fragte Rupert, warum die Kirche den verstorbenen Machabäern für die Vertheidigung des Gesetzes und ihres Vaterlandes dieselbe Verehrung erweise, wie den Martyrern, und warum man ihre Akten oder ihre Geschichte öffentlich lese? Rupert antwortete, es geschehe deßhalb, weil die Machabäer gekämpft hätten, um das von Gott in Abraham gesegnete Volk zu retten; und weil durch ihre Dienste das Geschlecht erhalten blieb, aus dem das Wort Gottes Fleisch annehmen wollte, um das Menschengeschlecht wieder zu befreien. Darauf sagte Kuno zu Rupert: „Schreibe mir ein Buch unter dem Titel: Von dem Siege des Wortes Gottes." Man setzt die Abfassung dieser Schrift in das Jahr 1119, um welche Zeit Rupert sich in Siegburg aufhielt. Er verfolgt von einem Zeitalter zum andern alle Kämpfe des auserwählten Volkes gegen die Ungläubigen und zeigt, daß es das Wort Gottes war, welches immer in denen siegte, die für dasselbe stritten, und daß es siegen werde, bis es den Antichrist überwunden haben wird. Kuno war Bischof von Regensburg, als Rupert ihm sein Werk

über den h. Matthäus widmete; es trug den Titel: Von der Glorie und Ehre des Menschensohnes. Die Idee dieses Werkes war dem Bischofe von Regensburg bei folgenden Worten des h. Paulus an die Hebräer gekommen: „Du hast ihn mit Ruhm und Ehre gekrönt. Du hast ihm die Herrschaft über die Werke deiner Hände gegeben." Um diese Idee auszuführen, erklärte Rupert, der damals Abt von Deutz war, alles, was im Evangelium des h. Matthäus gesagt ist über das Geheimniß der Menschwerdung, der Geburt des Erlösers, über seine Weissagungen, seine Wunder, seinen Tod und seine Auferstehung, seine Glorie im Himmel und seine Macht über alle Geschöpfe. Das Werk ist in dreizehn Bücher eingetheilt.

Am 25. August 1128 entstand zu Deutz eine so große Feuersbrunst, daß der Rhein, die Stadt Köln und die Umgegend davon erleuchtet waren; es war während der Nacht. Die Mönche vom h. Laurentius eilten herbei, um löschen zu helfen. Der eine von ihnen nahm aus der Sakristei ein Corporale, welches schon beim heiligen Meßopfer gedient hatte, befestigte es an eine Stange und hielt es den Flammen entgegen in der Hoffnung, deren Gewalt zu brechen. Da er sah, daß sein Versuch unnütz war, hielt er das Corporale mitten in die Flamme; er zog es unverletzt zurück; aber die Stange, an der es befestigt gewesen, war zum Theile verbrannt. Bei einem dritten Versuche warf er das Corporale allein in das Feuer; aber das Feuer warf es zurück und schleuderte es nach der Stadtseite hin, wohin die Feuersbrunst nicht drang. Da das Feuer sich wegen der großen Menge des Kornes, das in den Scheunen aufgehäuft war, immer mehr ausbreitete, ergriff es endlich auch die Pfarrkirche zum heiligen Martin, welche neben dem Kloster war. Rupert, der Abt desselben, glaubte, es sei unrettbar verloren; aber durch eine besondere Vorsehung wurden nur einige äußere Hallen verbrannt. In der Kirche des h. Martin befand sich ein Schrank, in dem unter Anderem eine hölzerne Schachtel mit consecrirten Hostien und eine mit unconsecrirten aufbewahrt wurde. Alles brannte nieder bis auf diese eine Schachtel, worin der Leib des Herrn sich befand. Rupert, ein Augenzeuge dieses Wunders, berichtet uns darüber in der Beschreibung dieser Feuersbrunst. Er übertrug diese kostbaren Reliquien, die das Feuer unversehrt gelassen hatte, auf den Hochaltar, und brachte dort eine Denkschrift an. Während der Feuersbrunst war Rupert sehr besorgt wegen seiner Schriften, von denen er keine Abschrift genommen hatte; indeß verlor er keine. Nach beendigter Feuersbrunst erbaute er an der Pforte des Klosters ein Oratorium zu Ehren des h. Laurentius und bald darauf ein Hospital zur Aufnahme der Armen nach dem Beispiel dieses heiligen Martyrers [1]). Rupert hat noch mehrere andere Werke verfaßt; unter andern zwölf Bücher Erklärungen über die Apokalypse.

92. † Die lateinische Sprache, deren die abendländischen Gelehrten des Mittelalters sich bedienten, hat bekanntlich sehr verschiedene Beurtheilungen erfahren. Mag sie an Schönheit von der des classischen Alterthums übertroffen werden, so ist doch unbestreitbar, daß sie eine aus den geschichtlichen Verhältnissen hervorgewachsene Entwicklung ist, die den größten Einfluß auf die Bildung der abendländischen Völker ausgeübt hat, und deren genaue Kenntniß auch noch jetzt für die Erforschung des Mittelalters unentbehrlich ist.

Die mittelalterliche Fortentwickelung der lateinischen Sprache hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der des Sanskrit, das für die höhern Stände

---

1) Ceillier, t. 22. Ruperti opera. Venet. 1751, 4 t.

oder Kasten Indiens eine lebende Sprache blieb, als die untern Volksklassen schon längst Prakrit-Dialekte sprachen. In ähnlicher Weise blieb auch das Latein, als es nach der Entstehung der romanischen Dialekte aufgehört hatte, Volkssprache zu sein, eine im Kreise der Gebildeten fortlebende Sprache, welche in Klöstern und Schulen Umgangs- und Unterrichtssprache, in der Literatur die alleinige Sprache der Wissenschaft und bei den öffentlichen Verhandlungen der Kirche und des Staates Amtssprache war. Obgleich unter diesen Umständen eine Menge wilder Auswüchse unausbleiblich war, zeigt das Latein der bessern Autoren des zwölften Jahrhunderts doch einen merkwürdig einheitlichen und reinen Sprachgebrauch, für den man allerdings nicht das Ciceronische Latein zum alleinigen Maßstabe nehmen darf. Ein solches einseitiges Zurückgreifen auf Cicero und einige andern Autoren des sogenannten goldenen Zeitalters, wie es von einigen Philologen versucht wird, mag für Schulübungen sehr gut sein, aber es darüber hinaus auch für wissenschaftliche Werke als maßgebend aufzustellen und insbesondere darnach die mittelalterlichen Latinisten zu beurtheilen, würde nicht bloß eine arge Verkennung der Gesetze sein, von denen sprachliche Fortentwickelungen beherrscht werden, sondern es würde wegen folgender zwei Umstände auch höchst unsinnig sein. Der erste und wichtigste dieser Umstände besteht darin, daß das Latein noch viele Jahrhunderte nach der Verbreitung des Christenthums eine lebende Volkssprache gewesen ist, und daß während dieser Zeit die Christen in den westlichen Ländern des römischen Reiches nicht nur echtlateinische Benennungen für die zahlreichen christlichen Begriffe gebildet haben, die den Heiden des ersten Jahrhunderts vor Christus gänzlich unbekannt waren, sondern auch eine umfangreiche christliche Literatur geschaffen haben, die für das Mittelalter eine Quelle der christlichen Lehre war. Wenn nun Philologen der neuern Zeit in ihren Wörterbüchern für christliche Begriffe statt der alten und echtlateinischen Bezeichnungen weitläufige Umschreibungen aufstellen, als ob sie für den Unterricht Ciceros und seiner Zeitgenossen berechnet wären; so ist das nicht weniger unsinnig, als wenn man für die lateinischen Namen der Botanik Ciceronianische Umschreibungen einführen wollte, oder gar Justinians Corpus Juris in classisches Latein umzuschreiben versuchte. Auch die vielfachen Berührungen, in welche die Bewohner des weströmischen Reiches mit den germanischen Völkerschaften kamen, konnte eben so wenig, wie die frühern Berührungen der Römer mit den Griechen, ohne Einfluß für den lateinischen Sprachschatz bleiben. In der Zeit der Völkerwanderung war das Latein noch eine lebende Volkssprache, und diese wurde durch die damaligen Umstände genöthigt, für germanische Rechtsverhältnisse und Einrichtungen neue Benennungen zu schaffen, von denen manche durch die lateinischen Rechtsbücher in das mittelalterliche Latein übergegangen sind.

Das durch eine ununterbrochene Schultradition überkommene Latein wurde von den mittelalterlichen Schriftstellern wie eine lebende Sprache behandelt; man beschränkte sich nicht auf den Bestand der bei den Classikern und Kirchenvätern vorkommenden Wörter, sondern bildete namentlich für theologische und philosophische Begriffe neue Wörter, wenn man derselben bedurfte. Diese Freiheit in der Behandlung der Sprache war für den wissenschaftlichen Aufschwung im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte sehr förderlich, so lange man sich derselben ohne Willkür und mit Besonnenheit bediente.

Das mittelalterliche Latein war für die Völker der abendländischen Christenheit eine internationale Sprache, welche den Verkehr ungemein erleichterte. Wenn man die großen Vortheile erwägt, welche das Latein als internationale Sprache der Wissenschaft und des Verkehrs den christlichen Völkern bot, muß man wünschen, daß es seine frühere Geltung und Bedeu-

tung ohne die frühere Ausschließlichkeit wiedergewinne. Vielleicht ließe sich in dieser Sache sehr viel durch eine gute lateinische Kirchenzeitung erreichen. Da die Mitglieder des katholischen Klerus nicht bloß eine Muttersprache, sondern auch eine lateinische Amtssprache haben, so würde es unter den jetzigen Umständen dem genannten Unternehmen an reger Betheiligung nicht fehlen, und die thatsächlich bestehende lateinische Kirchen- und Schulsprache könnte zu einer internationalen Verkehrssprache ausgebildet werden.

Achtundsechzigstes Buch.

(1125—1153 n. Christus.)

Zeitalter des h. Bernard.

I. Pontificat des Papstes Honorius II.

* 1. * Während seines ganzen Pontificates, das fünf Jahre und fast zwei Monate dauerte, übte Honorius II. die apostolische Gewalt ohne Hinderniß über die gesammte Christenheit aus. Im Jahre 1125 sandte er Johann von Crema, Cardinalpriester vom Titel des h. Chrysogonus, als Legaten nach England und Schottland, dem schon Papst Calixtus II. diese Legation übertragen hatte. König Heinrich hielt ihn ziemlich lange in der Normandie zurück und gestattete ihm endlich, nach England zu reisen, woselbst er von allen Kirchen mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde. Im Einverständnisse mit dem Erzbischofe Wilhelm von Canterbury berief er ein Concil nach London zum Feste Mariä Geburt. Vor demselben durcheilte er ganz England bis Schottland, hatte eine Zusammenkunft mit dem Könige David, überreichte ihm die Briefe des Papstes, der ihn bat, die Bischöfe des Landes aufzufordern, sich zu dem vom Legaten berufenen Concile zu begeben. Nachdem Johann von Crema seine Legation in Schottland erfüllt hatte, kehrte er nach England zurück, um in London das Concil abzuhalten. Er eröffnete dasselbe zu Westminster am 9. September 1125. Unter dem Vorsitze des Legaten waren versammelt die beiden Erzbischöfe Wilhelm von Canterbury und Thurstan von York, zwanzig Bischöfe und ungefähr vierzig Aebte. Man verfaßte siebzehn Canones, die nur die alten bestätigten, besonders jene gegen die Simonie, die Unenthaltsamkeit des Klerus, die Ordinationen ohne Titel und gegen den Besitz mehrerer Beneficien. Man ordnete auch den Verlust der Benefizien für jene an, die sich die kirchlichen Weihen nicht geben lassen wollten, um mit mehr Freiheit leben zu können. Nach dem Concile nahm der Legat die beiden Erzbischöfe, Wilhelm von Canterbury und Thurstan von York mit sich nach Rom, um beim Papste ihren Streit über die Unterordnung der Kirche von York unter die von Canterbury vorzubringen. Man weiß nicht, wie die Entscheidung lautete; man weiß bloß durch Wilhelm von Malmesbury, daß der Papst Honorius den Erzbischof Wilhelm als apostolischen Legaten in England und Schottland einsetzte [1]).

Im Jahre 1129 sandte derselbe Papst auf Bitten der Könige von Dänemark und Schweden und des Herzogs von Böhmen in deren Länder den Cardinal-Diakon Gregor als apostolischen Legaten, um die Mißbräuche abzuschaffen und die Disciplin wieder herzustellen.

---

1) Baron. Pagi. Mansi, ann. 1125.

Im Orient hatten sich, wie wir gesehen haben, die Christen am 29. Juni 1124 Tyrus bemächtigt. Erst nach vier Jahren setzte man dort einen Erzbischof ein. Der König von Jerusalem, der Patriarch und die vornehmsten Fürsten des Reiches versammelten sich im Frühjahre 1127 in Tyrus und erwählten Wilhelm, Prior vom heiligen Grabe, zum Erzbischofe; er war von Geburt ein Engländer und in sittlicher Hinsicht ausgezeichnet. Nach einem Geschichtsschreiber jener Zeit zögerten sie so lange mit der Wahl, um unterdessen über die Güter der Kathedrale zu verfügen und dem Erzbischofe nur so viel zu lassen, als ihnen gefiel. Als Wilhelm vom Patriarchen von Jerusalem Gormund geweiht war, ging er gegen den Willen dieses Prälaten nach Rom, bat um das Pallium und erhielt dasselbe vom Papste Honorius mit vielen Ehrenbezeugungen. Bei seiner Rückkehr wurde er vom päpstlichen Legaten, dem Bischofe Aegidius von Frascati, begleitet, der dem Patriarchen Bernard von Antiochien den Befehl des Papstes überbrachte, der Kathedrale von Tyrus die ihr gehörenden Kirchen zurückzugeben, und zwar binnen vierzig Tagen unter Strafe der Suspension.

In dem südlichen von Normannen besetzten Theile Italiens gab es einige Zeit politische Schwierigkeiten. Wilhelm, Herzog von Apulien, war im Jahre 1127 ohne Kinder gestorben [und hatte Apulien, das ein Lehen der römischen Kirche war, dem Papste testamentarisch vermacht. Roger, Graf von Sicilien, ein Vetter Wilhelms, suchte die Nachfolge im Herzogthume zu gewinnen] und setzte Alles ins Werk, um mit dem Papste in Verhandlung zu treten. Da dieser alle Anträge zurückwies, kam es zu Feindseligkeiten. Endlich, im Jahre 1128, als die Heere einander gegenüber standen, wurde ein Vertrag abgeschlossen; der Papst Honorius verlieh Roger die Investitur von Apulien und Calabrien und dieser leistete ihm am Feste Mariä Himmelfahrt den Eid der Treue, nachdem er vorher schon den Lehenseid geschworen hatte [1]).

2. † Kaiser Heinrich V. starb am 23. Mai 1125, und es war nun der Mannesstamm des fränkischen Kaiserhauses erloschen, das mit hartnäckiger Zähigkeit nach der Herrschaft über die Kirche gestrebt hatte. Die bei der kaiserlichen Leichenfeier in Speier versammelten Bischöfe und Fürsten erließen ein Wahlausschreiben, in welchem alle Großen des Reiches aufgefordert wurden, sich am nächsten Bartholomäustage (24. Aug.) bei Mainz zur Wahl des neuen Königs zu versammeln. In diesem Einladungsschreiben kommt unter Anderem folgende Stelle vor: „Dieses wünschen wir besonders eurer Klugheit recht ans Herz zu legen, daß ihr in Erinnerung, wie sehr bis jetzt die gedrückte Kirche sammt dem ganzen Reiche gelitten hat, die allwaltende göttliche Vorsehung anflehet, sie möge doch ein solches neues Oberhaupt aufstellen, daß künftighin die Kirche und das Reich von schwerem Joche der Knechtschaft frei bleibe, und jene und dieses die Gesetze handhaben könne" [2]). Der hier ausgesprochene Grundsatz der kirchlichen Freiheit hat nachher bei der Wahl ausdrückliche Anerkennung gefunden.

An dem bestimmten Tage kamen die geistlichen und weltlichen Fürsten des Reiches mit zahlreichem Gefolge bei Mainz zusammen; die Zahl der Ritter wird auf 60000 angegeben und das übrige Volk soll unzählbar gewesen sein. Auf dem linken Ufer des Rheins bei Mainz lagerten Lothar mit den Sachsen und südlich von ihnen Herzog Heinrich von Baiern und Markgraf Leopold von Oesterreich; Herzog Friedrich von Schwaben hatte dagegen sein Lager auf dem rechten Ufer des Rheins. Der Papst hatte die Cardinäle

---

1) Falco Benevent. — 2) Cod. Udalr.

Gerhard und Romanus als Legaten gesandt, und der französische König den Abt Suger von St. Denys. Der Primas Adelbert leitete die Wahlverhandlungen und auf seinen Vorschlag wurden aus den vier Hauptstämmen der Sachsen, Franken, Baiern und Schwaben je zehn Fürsten zu Wählern ernannt, deren Vorschlag von allen Fürsten angenommen werden sollte. Da die Wähler sich nicht einigen konnten, so brachten sie drei Candidaten in Vorschlag, die Herzöge Friedrich von Schwaben und Lothar von Sachsen und den Markgrafen Leopold von Oesterreich. Die beiden letzteren lehnten mit Entschiedenheit die Wahl ab; Friedrich war nicht zu der Wahlversammlung gekommen, sondern blieb unter dem Vorgeben, daß er sich die Stadt zu betreten scheue, im Lager zurück, wo er mit vielen Fürsten eine besondere Versammlung hielt. Nach der Ablehnung Leopold's und Lothar's hielt er seine Wahl für gesichert und kam deshalb am folgenden Tage in die Versammlung der Fürsten. Der Primas legte nun den drei in Vorschlag gebrachten Fürsten die Frage vor, ob sie unweigerlich und neidlos demjenigen, der von den Fürsten gewählt würde, gehorchen wollten. Lothar und Leopold versprachen dies nicht blos, sondern baten auch, nicht gewählt zu werden. Der Primas richtete darauf an Friedrich die Frage, ob auch er wie die andern zur Ehre der gesammten Kirche und des Reiches und zur immerwährenden Anerkennung der Wahlfreiheit dasselbe thun wolle. Er antwortete darauf, ohne den Rath der Seinigen, die im Lager zurückgeblieben, wolle und könne er keine Antwort geben. Er merkte, daß zu seiner Erhebung keine Einstimmigkeit unter den Fürsten vorhanden war und verließ deshalb die Versammlung.

Am folgenden Tage fehlte bei der Zusammenkunft nicht blos Friedrich, sondern auch der Herzog von Baiern. Der Primas fragte nun die beiden Fürsten Lothar und Leopold, ob sie nach ihrer Ablehnung ihre Zustimmung zu dem Willen der Fürsten bei der Wahl geben wollten. Als sie dies versprochen hatten, setzte man sich, um über die Wahl zu berathen. Plötzlich erhoben einige Laienfürsten den Ruf: Lothar soll König sein, ergriffen ihn, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn trotz seines Widerstrebens in der Versammlung umher. Als darauf eine große Aufregung entstand und mehrere Fürsten und namentlich bairische Bischöfe die Versammlung verlassen wollten, ließen der Primas und mehrere Fürsten die Thüre verschließen, und der Cardinal Gerhard ermahnte die Bischöfe, alle Zwietracht zu meiden und den andern Fürsten mit gutem Beispiele voranzugehen. Auch die Bischöfe von Salzburg und Regensburg ermahnten zur Einigkeit, erklärten aber, daß sie ohne den Herzog von Baiern, der abwesend war, sich an der Wahl nicht betheiligen würden. Als dieser darauf herbeigeholt war, wurde Lothar einstimmig zum Könige gewählt. Nach der Wahl wurde folgende Vereinbarung über das Verhältniß zwischen dem Reiche und der Kirche abgeschlossen: „Die Kirche soll ihre Freiheit haben, die sie allezeit gewünscht hat; und das Reich soll in Allem eine rechtmäßige Gewalt haben, durch die es sich das, was des Kaisers ist, mit Liebe friedlich unterwirft. Die Kirche soll in geistlichen Dingen freie Wahl haben, weder durch Furcht vor dem Könige erzwungen, noch durch die Gegenwart des Fürsten beschränkt, noch durch irgend eine Bitte beengt. Der kaiserlichen Würde soll es zustehen, den frei Gewählten und kanonisch Geweihten durch das Scepter mit den Regalien, jedoch ohne dafür Geld zu empfangen, feierlich zu belehnen und zur Leistung der Treue und Ergebenheit, jedoch unbeschadet der Standesaufgabe, durch einen Eid zu verpflichten."

Am folgenden Tage leisteten die Bischöfe und Aebte nach dieser Uebereinkunft dem Könige den Eid der Treue, nicht aber den bisher üblichen Lehnseid; die Laienfürsten schwuren den Eid der Treue und den Lehnseid. Herzog

Friedrich ließ sich am dritten Tage durch die Bitten und Vorstellungen der Fürsten zur Huldigung bewegen [1]).

Nachdem Lothar in Aachen gesalbt und gekrönt war, hielt er in Regensburg einen Reichstag. Da die Herzöge Friedrich und Konrad, die Neffen und Erben Heinrichs V., verschiedene Reichsgüter als zu ihrer Erbschaft gehörig in Besitz genommen hatten, so ließ Lothar von den in Regensburg versammelten Fürsten die Rechtsfrage entscheiden, ob die eingezogenen Güter der Geächteten und die für Reichsgut eingetauschten Güter zum Reichseigenthume oder zum Familienbesitze des verstorbenen Kaisers gehörten [2]). Herzog Friedrich wollte sich der Entscheidung der Fürsten, welche diese Güter dem Reiche zuerkannten, nicht fügen, Herzog Konrad war damals abwesend, da er eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen hatte. Friedrich wurde nun zu einer Fürstenversammlung in Straßburg vorgeladen, und da er nicht erschien, wurde die Reichsacht über ihn verhängt, wenn er bis zu einem Reichstage, der nach Goslar berufen werden sollte, nicht Folge leisten würde. Da er sich nicht unterwarf, so wurde zu Goslar im Winter des folgenden Jahres der Reichskrieg gegen ihn beschlossen; vorher aber wurde ein Feldzug gegen Böhmen unternommen, dessen Herzog Sobeslaw, der auf Wladislaw gefolgt war, dem Könige Lothar die Huldigung verweigerte. Wladislaw hatte früher seinem Schwager, dem Markgrafen Otto von Mähren, die Nachfolge in Böhmen versprochen; dieser bat nun Lothar um Hülfe gegen Sobeslaw. Lothar trat den Feldzug gegen Böhmen mit unzureichenden Kräften schon im Winter an; das deutsche Heer erlitt eine Niederlage, bei welcher auch Markgraf Otto von Mähren umkam, und es war ein Glück für Lothar, daß Sobeslaw ihm nun Unterwerfung und Huldigung anbot. Lothar bestätigte ihm das Herzogthum und gewann an ihm einen sehr treuen Vasallen. Eine andere Stütze gewann Lothar an dem Herzoge Heinrich von Baiern, dem er seine einzige Tochter Gertrud verlobte und das Herzogthum Sachsen unter Vorbehalt der herzoglichen Rechte übertrug. Die Heirath geschah im folgenden Jahre. Lothar eröffnete im Jahre 1126 noch nicht den Kampf gegen Friedrich, sondern brachte mit einem kleinen Heere sein Ansehen in Rheinfranken und im Elsaß zur Geltung; in Oberlothringen wurde Lothar durch seinen Halbbruder Simon, der Herzog von Oberlothringen war, unterstützt. Burgund wäre im nächstfolgenden Jahre beinahe vom Reiche losgerissen worden. Graf Wilhelm von Hochburgund wurde am 1. März 1127 von seinen eigenen Leuten erschlagen, und dessen Vetter Rainald setzte sich darauf in den Besitz der Lehen und erklärte die Herrschaft des Reiches für erloschen. Lothar belehnte nun Konrad von Zähringen, der bedeutende Besitzungen in Burgund hatte, mit den erledigten burgundischen Lehen, die aber erst nach längern Kämpfen von Konrad in Besitz genommen wurden; Konrad nannte sich fortan Herzog von Burgund, Rainald behauptete sich jedoch im Besitze von Hochburgund. Eine ähnliche Theilung erfolgte 1128 in Niederlothringen; es wurde nämlich dem Herzoge Gottfried, der ein Anhänger Friedrichs von Schwaben war, das Herzogthum entzogen und dem Walram von Limburg übertragen, aber Gottfried behauptete sich im westlichen Theile im Besitze der Macht.

Als Lothar sich zwei Jahre abgemüht hatte, die vielen Streitigkeiten zu schlichten und einige Ordnung im Reiche wieder herzustellen, konnte er im Sommer des Jahres 1127 zum Angriffe gegen Herzog Friedrich und dessen Bruder Konrad übergehen. Mit Hülfe der Herzoge von Böhmen und Baiern wollte er zuerst Nürnberg erobern. Während einer längern Belagerung ver-

---

1) Böhmer, Fontes III, 570 ff. — 2) Böhmer, Font. III, 206.

wüsteten die Böhmen die dortige Gegend derartig, daß Lothar sie entließ. Bald nach dem Abzuge derselben kam Konrad mit einem Heere zum Entsatze Nürnbergs heran, und Lothar mußte sich nun eilig nach Bamberg zurückziehen, von wo er nach Würzburg zog. Ein Versuch Konrads, sich der Stadt Bamberg zu bemächtigen, mißglückte ebenfalls. Im September 1127 hielt Lothar einen Reichstag zu Speier, auf dem die Beilegung des Streites mit den Herzogen Friedrich und Konrad ohne Erfolg verhandelt wurde; auf diesem Reichstage geschah auch die oben angegebene Belehnung des Konrad von Zähringen.

Gegen Ende dieses Jahres ließ Herzog Konrad von Staufen sich von seinem Bruder Friedrich und mehreren Fürsten zum Könige erwählen. Lothar feierte mit den Erzbischöfen von Mainz und Magdeburg das Weihnachtsfest in Würzburg und erhielt dort die Nachricht von der Wahl Konrads. Die versammelten Bischöfe sprachen sogleich den Bann gegen den Usurpator aus; die Erzbischöfe von Trier und Salzburg und andere Bischöfe stimmten der Verurtheilung bei und machten dieselbe allenthalben bekannt. Um Ostern 1128 wurde Konrad auch vom Papste Honorius excommunicirt; er zog damals nach Italien, um sich dort der Herrschaft zu bemächtigen. Die Mailänder nahmen ihn bereitwilligst auf und nöthigten ihren Erzbischof, Konrad zum Könige der Lombardei zu krönen. Es hatte sich aber in Oberitalien ein mächtiger Städtebund gegen Mailand gebildet, und als die Italiener, welche sich an Konrad anschlossen, allmählig merkten, daß bei ihm nichts zu holen war, ging die Herrlichkeit zu Ende. Die Entscheidung des Streites zwischen Lothar und dem Gegenkönige lag in Deutschland. Der König Lothar schritt langsam aber fest und entschlossen voran, die Königsmacht aus dem tiefen Verfalle, in den sie durch den Kirchenstreit der Salier gerathen war, wieder aufzurichten. Als er gegen Ende des Jahres Speier, das zur Partei des Gegenkönigs gehörte, zur Uebergabe und zur Stellung von Geiseln genöthigt hatte, fühlte er sich stark genug, gegen einzelne Friedensstörer Strenge zu gebrauchen, und dies hatte den Erfolg, daß verschiedene Fürsten, die sich vorher vom Hofe fern hielten, sich an den König anschlossen. Im Jahre 1129 mußte er Speier, das den abgeschlossenen Vertrag nicht erfüllt hatte, zum zweiten Male belagern und brachte es um Neujahr 1130 zur Uebergabe. Nachdem er dann im Frühjahre in Thüringen und Sachsen einige Verbrecher strenge bestraft und verschiedene Streitigkeiten geschlichtet hatte, zog er nach Süddeutschland, wo er den Herzog von Baiern gegen dessen widerspenstige Vasallen unterstützte. Gegen Ende dieses Jahres brachte er auch Nürnberg in seine Gewalt; Herzog Friedrich behauptete sich zwar noch in Schwaben, aber das Gegenkönigthum seines Bruders war gebrochen. Die Unterwerfung Friedrichs erfolgte im Jahre 1135, nachdem Lothar dessen Herzogthum vollständig bezwungen hatte.

* 3. * Als Lothar sich 1126 in Speier aufhielt, kam der hl. Norbert dahin; er war in Deutschland bereits durch seine Wunder und Weissagungen bekannt; im Jahre 1125 war er nach Rom gereiset, um auf einer Pilgerfahrt die Genehmigung des hl. Vaters für seine Stiftung, sowie für eine große Menge von Klöstern, die er bereits errichtet hatte, zu erlangen. Im folgenden Jahre reisete er für den Grafen Theobald von Champagne nach Kärnthen und kam auf der Rückreise nach Speier. König Lothar, der den Heiligen dem Rufe nach kannte, hatte eine große Freude, ihn zu sehen. Er wünschte, ihn predigen zu hören und sich mit ihm über die Angelegenheiten der Kirche und des Reiches zu unterreden. Auch die Einwohner von Speier zeigten gleichen Eifer, ihn zu hören.

Am Hofe Lothars waren zwei Legaten des Papstes Honorius, der Cardinal Gerard, der später unter dem Namen Lucius Papst wurde, und der

Cardinal Peter vom Titel des hl. Marcellus. Albero, Primicerius an der Kathedrale zu Metz, welcher später Erzbischof von Trier wurde, fand sich auch dort wegen einer Angelegenheit seiner Kirche ein. Er war ein Lothringer und gehörte zu den weisesten und eifrigsten Prälaten seines Jahrhunderts. Er gründete mehrere Abteien, unter andern die von Belchamp oder Bechamp bei Luneville. Seine Uneigennützigkeit ging so weit, daß er das Bisthum Halberstadt ausschlug, und daß er sich nicht entschließen konnte, das Erzbisthum Trier anzunehmen, bis ihn der ausdrückliche Befehl des Papstes Innocenz II. zu der Annahme zwang.

Die Domherren von Magdeburg hatten auch zur selben Zeit Abgeordnete in Speier, um die Streitigkeiten zu Ende zu bringen, die ihre Kirche bedrängten. Nach dem Tode des Erzbischofs Rudger konnten die Domherren sich über die Wahl eines Nachfolgers nicht einigen; Lothar hatte nun die Wähler nach Speier beschieden. Man schritt dort zur Wahl eines Erzbischofes. Die Stimmen theilten sich zwischen drei Personen: dem hl. Norbert, Stifter der Prämonstratenser, Albero, Primicerius von Metz, und einem Andern, dessen Name unbekannt ist. Die Wähler waren einen Augenblick unschlüssig, für wen sie sich entscheiden sollten. Norbert, obgleich anwesend in der Versammlung, beachtete nicht, was in derselben vorging, und hielt sich in einem entlegenen Theile des Saales verborgen, ganz in Gott versenkt. Albero zeigte nun auf Norbert hin, und plötzlich waren Alle entschieden. Ohne dem hl. Norbert Zeit zur Besinnung zu lassen, zogen ihn die Abgesandten Magdeburg's in die Mitte der Versammlung, und unter lärmenden Beifallsrufen führten sie ihn mit Gewalt fort, indem sie riefen: „Diesen wählen wir zu unserm Vater, dieser soll unser Hirt sein." Man führte ihn vor den König, der die Wahl sofort billigte. Norbert suchte die Legaten zu seiner Vertheidigung zu bewegen; diese aber mißbilligten den Widerstand seiner Demuth. Trotz seines Widerstrebens und seiner Klagen nöthigte man ihn endlich, sich dem Willen Gottes zu unterwerfen. Bei seinem Einzuge in Magdeburg war eine unzählbare Menschenmenge versammelt. Als er die Stadt erblickte, stieg er von seinem Esel ab und ging in weißer Mönchskleidung und barfuß in der Mitte seiner Begleitung. Man führte ihn in den erzbischöflichen Palast. Der Pförtner ließ zuerst die Personen von Rang, die den Zug eröffneten, eintreten; als er aber nach ihnen einen barfüßigen, ärmlich gekleideten Mann erblickte, verweigerte er ihm den Eintritt und stieß ihn mit den Worten zurück: Die andern Armen sind schon längst eingetreten, du darfst dich nicht so herzudrängen und die Herren belästigen!" Die Nachfolgenden riefen dem Pförtner zu: „Was thust du, Elender, das ist unser Bischof, das ist dein Herr!" In der That, es war der hl. Norbert. Der Pförtner eilte voll Scham fort, sich zu verbergen; aber Norbert rief ihn und sagte lächelnd zu ihm: „Fürchte nichts, mein Bruder, du kennst mich besser als jene, die mich zwingen, in diesen Palast einzuziehen, der mir nicht zukommt." Sobald der neue Erzbischof von seiner Kirche Besitz ergriffen hatte, galt seine erste Sorge nach Vorschrift des Apostels der Ordnung seines Hauses. Er war überzeugt, daß er die Sitten seines Volkes nicht bessern könne, wenn er nicht selbst ein öffentliches Beispiel der Frömmigkeit und Einschränkung gäbe. Seine bisherige strenge Lebensweise setzte er fort, so daß er sich aller Fleischspeisen enthielt. Um die Ordnung in seinem Hauswesen herzustellen, ließ er alle Beamten rufen und fragte sie nach den Einkünften seiner Tafelgüter und den Verwaltern derselben. Nachdem man alles berechnet und aufgezeichnet hatte, fand sich kaum so viel, um vier Monate davon leben zu können. Sehr überrascht fragte der Erzbischof, ob die Kirche früher reicher gewesen und und ob seine Vorgänger ihre Rechte vernachlässigt hätten. Man antwortete ihm, daß einige von ihnen ihren Verwandten Kirchengüter geliehen oder

gegeben hätten, daß andere sie zu Lehen gegeben oder nicht die Kraft gehabt hätten, sich widerrechtlicher Besitznahme zu widersetzen. Alsobald ließ der Erzbischof allen Denen, die Kirchengüter besaßen, ankündigen, daß keiner dieselben noch länger behalte, wenn er nicht nachweisen könne, daß er sie durch Erbschaft besitze. Groß war die Ueberraschung und der Unwille der Räuber, einen so bestimmten Befehl von Seiten eines armen und wehrlosen Mannes zu erhalten, der auf einem Esel reitend gekommen war; sie glaubten erst, es sei dies bloß eine leere Drohung, aber der hl. Erzbischof excommunicirte sie. Dadurch kamen sie in eine mißliche Lage, denn die damaligen Landesgesetze bestimmten, daß alle Jene, welche ein Jahr in der Excommunication verblieben, als ehrlos galten und vor Gericht kein Gehör fanden. So gaben sie denn zum großen Theile den unrechtmäßigen Besitz der Kirchengüter auf, aber nur widerwillig, und gegen den Erzbischof hegten sie einen tödtlichen Haß. Der hl. Prälat übte dieselbe Strenge hinsichtlich der unenthaltsamen Geistlichen; sie glaubten gegen den Bannstrahl der Kirche durch Verjährung geschützt zu sein; die Kraft der Canones und der päpstlichen Anordnungen hatte ihr ausschweifendes Leben nicht unterdrücken können, und die Feigheit der früheren Erzbischöfe hatte sie stolz und unverbesserlich gemacht; ihr Uebel schien eben so unheilbar zu sein, wie es alt war. Aber Norbert, welcher den Erfolg seiner Unternehmungen niemals nach den Regeln der menschlichen Klugheit bemaß, hoffte mit der Gnade Gottes doch die Unordnungen seines Klerus ausrotten zu können. Er wendete zuerst die Kraft des Wortes an, wodurch er wohl die Herzen Einiger rührte, Andere aber aufbrachte. Den Vorstellungen ließ er Drohungen, und diesen die Excommunication folgen. Diejenigen, welche eigensinnig in ihrem unsittlichen Lebenswandel verharrten, entkleidete er aller geistl. Ehren und Würden. Da brach die Verfolgung aus; die Gottlosen verbanden sich, den Muth und den Eifer ihres Erzbischofs zu unterdrücken. Er aber trotzte der Todesgefahr, betrieb unerschrocken das Werk Gottes und stellte die Enthaltsamkeit, welche aus seiner Diöcese verbannt zu sein schien, glücklich wieder her. Um noch erfolgreicher an der Reform der Geistlichkeit und der Heiligung des Volkes zu arbeiten, errichtete Norbert eine Genossenschaft seiner Religiosen zu Magdeburg. Neben seinem Palaste besaßen zwanzig Kanoniker eine Collegiatkirche; es war eine Liebfrauenkirche, die keine bedeutenden Einkünfte hatte; die Kanoniker führten ein wenig erbauliches Leben. Im Einvernehmen mit König Lothar vertheilte sie der Erzbischof an andere Kirchen oder gab ihnen Pensionen und besetzte ihre Stellen am 29. Oct. 1129 mit seinen Religiosen, wie sich aus zwei Urkunden ergibt, deren eine von dem Erzbischofe, die andere vom Könige herrührt. Um dieser Einrichtung größere Festigkeit zu geben, ließ Norbert sie vom Papste Honorius bestätigen. Dieses Haus Gottes stand unter der Leitung Evermods, der einer der ersten Schüler des Heiligen war; es zeichnete sich bald durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit aus. Brennend von demselben Eifer wie ihr Erzbischof, ergriffen sie gemeinschaftlich die geeignetsten Maßregeln, um die unter der Geistlichkeit und dem Volke vernichtete Reinheit der Sitten und der kirchlichen Zucht neu zu beleben. Da diese Ausschweifungen ihre Quelle in dem ungeordneten Leben der Hirten hatten, vertraute er seinen Religiosen die Verwaltung von sechs Pfarreien der bischöflichen Stadt an, und vierzehn andere vertheilte er an verschiedene Kirchen auf dem Lande. Diese weisen Hirten dienten den andern Geistlichen zum Muster, und durch ihre Predigten wurde die Frömmigkeit in der Diöcese neu belebt, während andere Missionäre, welche der Erzbischof nach Slavien geschickt hatte, diese große Provinz mit dem Feuer des Evangeliums entflammten. Der Glaube war daselbst durch Aberglauben verdunkelt; Barbarei und Unwissenheit hatten das Licht der himmlischen Wahrheiten ausgelöscht, und als die neuen Apostel dorthin gingen, um

das Reich Christi wieder herzustellen, fanden sie kaum noch eine Spur der christlichen Religion. Norbert erntete schon Früchte seiner Arbeiten, als der Teufel die Gottlosen aufstachelte, um durch ihre Bemühungen den Erfolg zu hindern. Eine Bande Verbrecher verschwor sich gegen das Leben des hl. Erzbischofs, durch die Hoffnung auf einen geringen Lohn gewannen sie einen Geistlichen zum Werkzeuge ihrer Wuth. Er besprach mit ihnen Tag und Art des Verbrechens; er erspähte den günstigen Moment zur Ausführung des Mordes, und am grünen Donnerstag betrat er den bischöfl. Palast als Büßer gekleidet, den Dolch unter seinem Mantel verbergend; er stellte sich an die Thüre der Kapelle, wo Norbert mit Beichthören beschäftigt war, und bat den Pförtner um Erlaubniß zum Eintritte, um zu beichten. Der Pförtner benachrichtigte den Erzbischof. Norbert, welchem Gott die Verschwörung geoffenbart hatte, ließ den Mörder an der Thüre warten. Nachdem alle Pönitenten gebeichtet hatten, ließ der Erzbischof den Verbrecher eintreten. Er sah ihn scharf an und verbot ihm dann, sich zu nähern. Darauf befahl er einem Bedienten, den Mantel des Verräthers aufzuheben, und man fand einen Dolch. Bei diesem Anblick fragte ihn Norbert mit ruhigem Antlitze, wie einst Jesus Christus den Judas: „Mein Freund, wozu bist du gekommen?“ Diese Worte voll Sanftmuth verwirrten die Seele des Mörders. Der Beweis seines Verbrechens ließ ihn die Strafe fürchten, und die Gegenwart des Bedienten verhinderten ihn, sein Vorhaben auszuführen; es blieb ihm also nichts Anderes übrig, als die Gnade seines Erzbischofs anzurufen. Er warf sich ihm zu Füßen, entdeckte ihm weinend das Geheimniß der Verschwörung und zeigte seine Mitschuldigen an. Wie erstaunt war man, aus dem Munde des Mörders selbst zu erfahren, daß die, welchen Norbert das größte Vertrauen schenkte, Urheber dieser Verschwörung waren. Als der fromme Erzbischof das Erstaunen auf den Gesichtern der Zuschauer sah, sprach er zu ihnen in folgender Weise: „Warum verwundert ihr euch, meine Freunde? Jesus Christus, mein Herr und Vorbild, ist in dieser Nacht den Händen seiner Feinde durch einen Jünger überliefert worden; soll ich ein größeres Vorrecht als mein Meister haben? O wie glücklich wäre ich, wenn ich in der Zeit, wo er sein Leben für uns hingab, unter den Händen derjenigen, die ich unter die Zahl meiner Freunde rechnete, für ihn sterben könnte! An diesem Tage öffnet die Barmherzigkeit ihren Schooß, um die größten Sünder aufzunehmen, und indem Christus stirbt, gibt er den Todten das Leben.“ Norbert verzieh ihm, hielt ihn aber noch einige Tage gefangen, um den ruchlosen Plan der Anstifter aufzudecken. Anstatt daß dieses Uebermaß von Sanftmuth die Feinde entwaffnet hätte, ermuthigte es sie noch mehr zum Verbrechen. Aus Furcht, er möchte etwa ihrer Grausamkeit entrinnen, vertrauten sie ihren Plan einem Geistlichen an, der die Ehre hatte, an seinem Tische zu speisen und in seinem Hause zu wohnen. Dieser wollte den Umstand, daß Norbert täglich in der Frühe mit seinen Kaplänen zur Mette in die Kirche ging, zur Ausführung des Mordes benutzen. Er verbarg sich hinter der Thüre, den Dolch in der Hand und ließ das Gefolge des Erzbischofs vorüber bis auf den Letzten. Sicher, daß dies der Erwartete sei, warf er sich auf ihn und durchbohrte ihn mit seinem Dolche. Als aber der Kaplan, welcher es war, niederstürzend und in seinem Blute schwimmend, einen lauten Schrei ausstieß, erkannte der Mörder seinen Irrthum, entschuldigte sich und entfloh. Man wollte ihm nachsetzen, aber Norbert verhinderte es. „Lasset ihn“, sagte er, „laßt den Unglücklichen in Frieden entweichen; vergelten wir ihm nicht Uebles mit Ueblem. Meine Stunde ist noch nicht gekommen; erwarten wir sie in Geduld. Diejenigen, welche die Hände meines Klerus gegen mich bewaffneten, haben die Lust nicht verloren, mich zu tödten; verlieren wir nicht den Willen, zu sterben. Wenn Gott beschlossen hat, mich von ihrer Wuth zu befreien, so brauche ich ihre

boshaften Rathschläge nicht zu fürchten; wenn er aber will, daß ich durch ihre Hände umkomme, so freuen wir uns, ein Opfer Jesu Christi zu sein." Das war die ganze Rache, die seine Liebe zuließ, die größer war, als die Wuth seiner Feinde. Die Gefahr, welcher er durch den besondern Schutz der göttlichen Vorsehung entgangen war, verdoppelte seinen Eifer in der Vertheidigung der Rechte seiner Kirche. Der Herr eines Dorfes hat sich einen Weinzins angeeignet, den ein Wohlthäter zum hl. Opfer angewiesen hatte. Als Norbert zur Visitation in jene Gegend kam, besuchte er jenen Edelmann und bat ihn, der Kirche den Zins zurückzugeben, dessen er sie beraubt. Der Frevler aber, dessen Seele durch tausend Räubereien verhärtet war, ließ sich durch die Bitten und Drohungen des Erzbischofs nicht bewegen; er antwortete ihm hochmüthig, daß er weder den Bann, noch den Zorn des hl. Mauritius fürchte, mit dem Norbert ihn schrecken wollte. „Nun gut", sagte der Erzbischof, „ich sage es dir voraus, daß du vor Ablauf des Jahres vom Besitzthum vertrieben wirst, das du ungerechter Weise besitzest, und daß Gott, die Sache seiner Altäre selbst rächend, dir zeigen wird, wie gefährlich es ist, die Hand an das Erbtheil Christi zu legen." Die Vorhersagung erfüllte sich bald; kurze Zeit darauf kam der Unglückliche, der gegen Gott Krieg führte, in einem Kriege gegen Menschen um. Weit entfernt, daß dieses öffentliche Strafgericht die unrechtmäßigen Besitzer der kirchlichen Einkünfte eingeschüchtert hätte, verschlimmerte es nur ihren Haß gegen den hl. Norbert. Sie sagten unter sich, wenn er fortführe, mit demselben Ernste die entfremdeten Kirchengüter zurückzufordern, so würde ein Priester bald das Ansehen der Fürsten beeinträchtigen und die angesehensten Häuser verdunkeln; man dürfe nicht länger einen solchen unruhigen Mann dulden, der an nichts Anderes denke, als seinen Klerus durch die Strenge seiner Anordnungen zu entmuthigen und den Adel zu unterdrücken, indem er ihn seiner Herrschaften beraube. Durch solche aufrührerische Reden in den Häusern und auf öffentlichen Plätzen brachte man das Volk zur Auflehnung gegen seinen Hirten. Einer der feierlichsten Akte der Religion gab die Veranlassung zum Ausbruche ihrer finstern Anschläge. Die Kathedrale war durch Unzüchtige geschändet, die ihr Verbrechen am Fuße des Heiligthums vollbracht hatten. Diese Entweihung kam zu den Ohren des Erzbischofs. Nicht zufrieden, darüber nur zu seufzen, hielt er es den kanonischen Vorschriften gemäß für nothwendig, die Kirche neuerdings zu weihen. Er legte dem Kapitel diese Nothwendigkeit dar. Sei es aus Unwissenheit oder aus Widersetzlichkeit, kurz, die Kanoniker widersprachen dem Vorschlage des Erzbischofs und erklärten es für unnütz, diese Sühnung vorzunehmen. Norbert, der die Gesetze der Kirche höher achtete, als den Starrsinn der Kanoniker, lud die Bischöfe von Havelberg und Meißen, seine Suffragane, ein, sich am 30. Juni in Magdeburg einzufinden, um die Weihe der erzbischöflichen Domkirche vorzunehmen. Er machte dem Volke Mittheilung von dem Tage, den er ausersehen hatte, und von den Gründen, die ihn nöthigten, auf die Meinung des Kapitels keine Rücksicht zu nehmen. Während der Rede des Erzbischofes erhob sich ein Murren unter den Kanonikern. Dieser Tumult war ihm ein Zeichen, daß die Feier, die er mit großer Feierlichkeit vornehmen wollte, nicht ohne Störung ablaufen würde; er beschloß deshalb, die Ceremonie des Nachts vorzunehmen. Seine Feinde erlangten Kenntniß davon und boten die Bevölkerung zur Vertheidigung des Heiligthums auf, indem sie Norbert beschuldigten, daß er die Altäre erbreche, den Tabernakel zertrümmere, den Schatz plündere, die Reliquien wegtrage und darnach trachte, sich mit den Reichthümern der Kirche zurückzuziehen. Die Weihe war vollzogen, als die Bevölkerung, aufgehetzt durch die Kanoniker, mit den Waffen in der Hand und schrecklichem Geschrei in die Kathedrale einbrach. Der Erzbischof wollte die Kirche verlassen, um den Tumult zu

beschwichtigen; aber man nöthigte ihn, sich mit seinen beiden Suffraganen in einen Thurm zurückzuziehen, der wie eine Festung gebaut war. Um Mitternacht sang man die Matutin vom hl. Paulus, dessen Fest die Kirche am nächsten Tage beging. Sobald der Tag erschien, erstiegen die Aufrührer den Thurm und bemächtigten sich der Festung. In dieser äußersten Noth trat der hl. Norbert allein vor die Soldaten und sagte: „Ihr wollet nur einen Mann, warum greifet ihr mehrere an? Ich bin's, den ihr suchet; nehmet mein Leben und verschonet das der Andern!" Diese Worte, mit der Würde des in seinem Ornate auftretenden Bischofs gesprochen, wirkten auf die Soldaten wie ein Donnerschlag. Die Verschworenen warfen sich auf die Knie, baten um Vergebung und boten ihm die Hülfe ihrer Waffen zum Schutze gegen die Gefahr des Todes an.

Der Aufruhr beruhigte sich für den Augenblick; aber die Anführer entzündeten ihn auf's Neue, indem sie einige Tage nachher Wein unter die Bevölkerung austheilten. Auf den Rath und die dringenden Bitten der Seinigen verließ der hl. Norbert die Stadt und zog sich in das Kloster von Petersberg zurück. Man empfand in der Stadt sehr bald den erlittenen Verlust. Die Anstifter des Aufruhrs waren die ersten, welche die Rückkehr des hl. Erzbischofs verlangten. Man schickte eine feierliche Gesandtschaft zu ihm, um ihm jede Genugthuung anzubieten, die er fordern würde. Die ganze Stadt ging ihm in feierlicher Procession entgegen. Zurückgekehrt in seine Kathedrale sprach er zum Volke folgende Worte: „Meine Brüder, ich habe euch mit Trauer verlassen, aber durch die Barmherzigkeit Gottes kehre ich mit Freuden zu euch zurück. Der Feind des Friedens, der sich darin gefällt, den Samen der Zwietracht in der Welt auszustreuen, hat die Spaltung unter uns erregt. Dieser Grausame, welcher sein Reich auf den Zwiespalt gegründet hat, sinnt nur darauf, es durch die Zwietracht zu befestigen und auszubreiten, damit er den Hirten der Heerde und die Heerde dem Hirten entreiße, so daß die irrenden Schafe unter der Leitung eines Miethlings in den Abgrund stürzen. Aus diesem Grunde hat der böse Feind ohne Zweifel das für euer Heil so nothwendige, für den Erfolg meines Amtes und für unser gemeinsames Glück so nothwendige gute Einvernehmen gestört; denn er ist eifersüchtig auf die Einigkeit, welche unter uns herrscht. Seine unheilvollen Absichten sind geglückt, ihr wißt es, meine Brüder, und ich mußte dem Unwetter weichen, nachdem ich es vergeblich beschworen hatte. Aber Dank sei dem Gotte des Friedens; Jesus Christus, welcher während des Sturmes zu schlafen schien, ist endlich auf unser Geschrei erwacht, er hat den Winden und dem Meere geboten, und die Ruhe ist zurückgekehrt. Bewahren wir sie und unterhalten wir diesen so kostbaren Frieden, welchen der Teufel uns entrissen hatte, den die Welt uns nicht wiedergeben konnte, den aber der Erlöser durch eine Wirkung seiner Gnade uns neu geschenkt hat. Vereinigen wir unsere Herzen durch das Band der Liebe, damit die bewunderungswürdige Einigkeit, welche unter den ersten Gläubigen herrschte, für immer unter uns neu auflebe. Fürchtet nicht, meine Brüder, damit die Schmerzen, welche ihr mir verursacht, die Zärtlichkeit, die ich euch schulde und die ich nicht einen einzigen Augenblick verloren, zerstört habe. Es erübrigt mir nur noch, den Gott alles Trostes und alles Friedens zu bitten, daß er die Ruhe, die er uns eben geschenkt hat, befestige. Vereinigt eure Gebete mit den meinigen und bemühen wir uns, durch gute Werke die Beharrlichkeit in unserem Berufe zu verdienen, damit der Vater der Barmherzigkeit durch uns verherrlicht werde. Wie in diesem Leben, so von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!" Geistlichkeit und Volk konnte sich der Thränen nicht enthalten bei einer Rede, die von dem ganzen Eifer eines Apostels und der Zärtlichkeit eines Vaters beseelt war. Die Lieblichkeit und Salbung, die

auf seinen Lippen war, machte einen so lebhaften Eindruck auf die Zuhörer, daß man seitdem kein anderes Volk seinem Bischof so ergeben sah[1]).

4 Außer dem hl. Erzbischof von Magdeburg erfreute sich Deutschland noch eines zweiten Apostels; es war dies der hl. Otto, Bischof von Bamberg. Wir haben ihn im Jahre 1124 mit dem Segen des Papstes Calixtus auf einige Zeit seine geliebte Kirche verlassen und sich nach Pommern begeben sehen, wo er das noch heidnische Volk für Jesus Christus gewann. Im Jahre 1127 verließ er mit dem Segen des Papstes Honorius und der Zustimmung Lothars neuerdings Bamberg und begab sich nach Pommern und zwar aus folgender Veranlassung. Als man im Jahre 1115 in der Stadt Julin öffentlich die Götzenbilder verbrannte, versteckten einige Unsinnige die feinsten und verbargen sie bei sich. Später, als das Volk sich bei der Wiederkehr eines alten Götzenfestes Spielen und Festgelagen hingab, zeigten die Unsinnigen jene verborgen gehaltenen Götzenbilder. Dies genügte bei der Ausschweifung solcher öffentlichen Feste, um das Heidenthum wieder in's Leben zu rufen. Aber die Strafe blieb nicht aus. Noch war das Volk mit Spielen und heidnischen Tänzen beschäftigt, als Feuer vom Himmel fiel und die Stadt in solchen Brand setzte, daß die Menschen mühsam mit dem Leben davon kamen. Die Kirche, dem hl. Adalbert von Prag geweiht, die nur von Holz war, wurde auch ein Raub der Flammen; aber das Allerheiligste, das von dem Schiffe nur durch einen Vorhang getrennt und nur mit Stroh gedeckt war, blieb völlig unversehrt in dieser Gluth. Angesichts dieses Wunders bekannte alles Volk laut, daß Christus der wahre Gott sei, rief die Priester zurück, that öffentlich Buße, schwur die Götzen ab und erbaute die Kirche wieder. In Stettin, der Hauptstadt Pommerns, gab es zwei Kirchen, die eine war dem hl. Adalbert von Prag, die andere dem hl. Petrus geweiht. Die Götzenpriester, welche mit Verdruß die Verminderung ihrer Opfergaben wahrnahmen, suchten eine Gelegenheit, um das Volk dem Götzendienste wieder zu gewinnen. Es trat eine große Sterblichkeit ein. Die Priester der falschen Götter wurden darüber vom Volke befragt und antworteten, daß das Unglück nur gekommen sei, weil man die alten Götter verworfen habe, und es würden sicher Alle sterben, wenn die alten Götter nicht durch Geschenke und Opfer wieder versöhnt würden. Es wurde eine Versammlung abgehalten, man berathschlagte, nahm das Heidenthum wieder an und zerstörte die christlichen Kirchen, aber nur zur Hälfte. Als das wüthende Volk bis zum Heiligthum gekommen, drang es nicht weiter vor, sondern sagte zum Hohenpriester der Götzen: „Wir haben das Unsrige gethan, an dir ist's, das noch Uebrige zu thun und das Heiligthum des Gottes der Deutschen zu zerschlagen." Dieser ergriff sogleich eine Streitaxt und schwang sie in der Luft, aber sein Arm erlahmte, und er stürzte unter Schmerzensschrei zu Boden. Da rieth er dem Volke, ihrem Gotte einen Tempel neben dem des Gottes der Deutschen zu erbauen und beide gleichmäßig zu verehren, damit dieser, der sich eben so mächtig erwiesen, ihre Stadt nicht gänzlich zerstöre. Das Volk befolgte diesen Rath.

Als der hl. Otto von Bamberg den Stand der Dinge erfahren hatte, entschloß er sich, seinen geliebten Neophyten zu Hilfe zu eilen. Nachdem er den Segen des Papstes Honorius und die Zustimmung Lothars empfangen hatte, traf er die geeigneten Vorkehrungen, um nicht nur dem Volke, das er besuchen wollte, nicht zur Last zu fallen, sondern die größtmöglichste Freigebigkeit gegen sie üben zu können. Es war am Gründonnerstage 1127. Nachdem er

---

1) Surius, Vita St. Norberti. Der hl. Norbert von Dr. A. Tenckhoff, Münster. 1865.

die hl. Oele geweiht und das Hochamt gefeiert hatte, begab er sich auf den Weg, angethan mit seinen bischöflichen Kleidern. Anstatt durch Böhmen und Polen zu reisen, wollte er seinen Weg durch Sachsen nehmen, um den Bevölkerungen Pommerns zu predigen, die er auf seiner ersten Reise nicht besucht hatte. In Magdeburg wurde er von dem hl. Norbert mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Die Diöcese Havelberg fand er dergestalt von den Heiden verwüstet, daß kaum mehr einige Spuren vom Christenthume zu sehen waren. Die Einwohner begingen gerade mit großem Gepränge ein Fest ihres Götzen. Der hl. Otto weigerte sich dieserhalb, in die Stadt einzutreten, predigte ihnen vor dem Thore und brachte sie ohne große Mühe dahin, diesem sündlichen Aberglauben zu entsagen.

Nachdem er fünf Tage lang durch einen ungeheuern Wald gereiset war, traf er eine wilde Völkerschaft, die, nachdem sie gehört, wer er sei, ihn bat, er möge sie im Glauben unterrichten. Er antwortete ihnen mit vieler Güte, daß er vorerst zu den Völkern gehen müsse, die ihm besonders anvertraut seien, daß er aber dann, wenn sie in ihrem guten Willen verharrten, mit dem Segen des Papstes und der Bewilligung des Erzbischofs Norbert, zu dessen Provinz sie gehörten, von ganzem Herzen gern zu ihnen kommen würde. In Demmin, einer Stadt in Pommern, angekommen, fand er dieselbe unter Waffen im Kriege mit den Leutizen; in derselben Nacht aber sollte Wratislaw, Herzog von Pommern, ihnen zu Hülfe kommen. In der That sah man am andern Tage das ganze Land der Leutizen in Brand. Der Herzog kam des Abends mit einer ungeheuren Beute und war nicht minder von der Ankunft des Bischofs als von dem Erfolge des Krieges erfreut. Man theilte sowohl die Beute als die Gefangenen, und es gab viel Geschrei und Weinen, als das Weib sich von ihrem Manne getrennt sah und der Mann vom Weibe, die Eltern von ihren Kindern. Alle waren noch Heiden. Der hl. Bischof, immer mitleidig mit dem menschlichen Elende, konnte sich der Thränen nicht enthalten. Um ihm eine Freude zu machen, gab der Herzog einigen der Jüngsten und Schwächsten die Freiheit und befahl, daß man die beisammen lasse, die nicht ohne Schmerz getrennt werden könnten. Der hl. Bischof kaufte selbst mehrere von ihnen los, unterrichtete sie im christlichen Glauben, taufte sie und gab ihnen die Freiheit.

Von Demmin begab sich Otto nach Usedom, wo es schon einige Christen gab, welche durch die von ihm im Lande zurückgelassenen Missionare bekehrt worden waren. Der Herzog berief daselbst auf den Pfingsttag einen Landtag der Fürsten und Magistratspersonen und sprach zu ihnen in folgender Weise: „Ihr sehet, wie dieser hl. Bischof alle Ehre und Reichthümer, die er unter den Seinigen hatte, um eures Heiles willen verlassen und sich in so entfernte und unbekannte Gegenden begeben hat, indem er aus Liebe zu Gott weder seine Güter noch seine Freunde schonte. Um euch vom Tode zum Leben zu berufen, hat er sein Leben dem Tode ausgesetzt und sich nicht gescheut, eine so schwierige Reise zu unternehmen. Viele Andere haben schon vor ihm in diesen Gegenden das Wort Gottes verkündet, aber ihr habt sie in eurer Bosheit getödtet; erst kürzlich habt ihr einen gekreuzigt. Die Kapläne meines Herrn haben seine Gebeine gesammelt und mit heiliger Ehrfurcht begraben. Solche Beleidigungen dürfet und könnet ihr nicht meinem geliebten Vater und Herrn, diesem Bischofe, anthun; denn er ist der Gesandte des Papstes und des unüberwindlichen Königs Lothar. Wisset also, daß die, welche ihn gesandt haben, jedes Mißvergnügen, jeden Verdruß, welche ihr ihm zufügt, so ansehen werden, als wäre es ihnen selbst geschehen; sie werden euch und euer Land vernichten. Es kommt mir nicht zu, euch zur Annahme dieser Religion zu zwingen; denn Gott will nicht erzwungene, sondern freiwillige Diener, wie ich aus dem Munde des Bischofs erfahren habe. Deshalb ver=

sammelt euch, erwäget die Angelegenheit eures Heiles, und wenn ihr das Wort Gottes und den Träger dieses Wortes aufnehmen wollet, so beschließet dies nach einem gemeinschaftlichen Uebereinkommen."

Nach dieser Rede versammelten sich die Fürsten und Aeltesten an einem geeigneten Orte. Die Berathung dauerte lange und blieb lange zweifelhaft, besonders weil die Götzenpriester sich in Rücksicht auf ihre eigenen Interessen heftig widersetzten. Die vernünftigere Partei der Berathenden hielt aber fest, daß es ein unendlicher Wahnsinn wäre, sich freiwillig vom Christenthum zu entfernen, nachdem alle romanischen und die benachbarten Nationen sich unter das Joch des christlichen Glaubens gebeugt; es sei recht, den Gott der Christen zu lieben, der so lange Jahre die Widerspänstigen ertragen und ihre Bekehrung mit so viel Geduld erwartet habe, und es sei zu fürchten, daß Gott sie mit einer schrecklichen Rache heimsuchen werde, wenn sie fortführen, sein Joch zurückzustoßen. Endlich bewirkte die göttliche Güte, daß sie einstimmig dem Heidenthum entsagten und die Gnade der h. Taufe verlangten. Bei dieser Nachricht vergoß der gute Hirt Freudenthränen und dankte Gott auf seinen Knieen.

Bald, nachdem er in dieser Stadt die Fürsten getauft hatte, sandte er seine Priester, zwei und zwei, in die andern Städte voraus und ließ die Bekehrung ihrer Fürsten und seine bevorstehende Ankunft ankündigen. Zwei dieser Priester, deren einer Udalrich (Ulrich) war, aus dessen Munde der Biograph Ebbo alle diese Einzelnheiten erfahren hat, begaben sich in eine sehr reiche Stadt, Namens Wolgast, wo sie von der Gemahlin der ersten Magistratsperson sehr ehrenvoll aufgenommen wurden; sie wusch ihnen in demüthiger Verehrung die Füße, deckte den Tisch und setzte ihnen eine überreiche Mahlzeit vor. Sie waren erstaunt, im Reiche des Teufels eine derartige Anmuth, Demuth und Gastfreiheit zu finden. Nach der Mahlzeit nahm einer der Priester, Namens Albuin, die Dame bei Seite und theilte ihr den Grund ihrer Ankunft mit, und daß alle Fürsten in der Versammlung von Usedom den Götzendienst abgeschworen und den Glauben Jesu Christi angenommen hätten. Bei dieser Nachricht fiel sie ohnmächtig zu Boden und blieb lange Zeit halbtodt. Als sie wieder zu sich gekommen, fragte sie Albuin, warum sie die Gnade Gottes so auffallender Weise verabscheue, anstatt sich zu freuen, daß Gott sein Volk heimsuche. Das ist's nicht, was mich so erschreckte, sagte sie; aber mein Herz zittert vor der Gefahr des Todes, die euch von Minute zu Minute bedroht; denn die Obrigkeit dieser Stadt und das ganze Volk haben beschlossen, sobald ihr ankommt, euch augenblicklich zu tödten, und dieses Haus, das bisher so ruhig und friedlich war, das immer den Reisenden gastfrei offen stand, wird durch euer Blut geschändet werden; denn sobald Einer vom Magistrate erfährt, daß ihr hier eingekehrt seid, so ist mein Haus sofort belagert, und wenn ich Unglückliche euch nicht ausliefere, so werde ich mit all den Meinigen verbrannt. Eilet denn hinauf auf den Boden des Hauses und verberget euch daselbst; ich will euer Gepäck und euere Pferde durch meine Leute in das entfernteste meiner Landgüter bringen lassen, damit ich den Verfolgern, die euch suchen werden, sagen kann, weder euere Kleider noch euere Pferde seien bei mir." Die Priester dankten der Frau für die fromme Sorgfalt und thaten, wie sie sagte. Kaum waren sie verborgen und die Pferde weggeschafft, als das Volk wüthend in das Haus drang, alles darin umstürzte und mit Mordgeschrei nach den Fremden fragte, die da eingekehrt wären. Die Frau antwortete: „Sie sind bei mir eingekehrt, das ist wahr; aber sobald sie gegessen haben, sind sie eilig wieder abgereist; ich konnte nicht entdecken, woher sie gekommen und wohin sie gegangen. Verfolget sie, vielleicht holt ihr sie ein!" Wenn sie abgereist sind, ist's unnütz, sie zu verfolgen, rief das Volk, mögen sie ihren Weg fortsetzen, aber sobald sie wiederkehren, können sie des sichern Todes ge-

wärtig sein. So verhinderte die göttliche Vorsehung eine weitere Nachforschung und die Diener Gottes blieben unter dem Dache dieser Matrone wie unter dem einer zweiten Rahab verborgen. Die Veranlassung zu dieser Haussuchung und diesem Tumult war ein Götzenpriester; nachdem er von der neuen Predigt der christlichen Lehre gehört hatte, bediente er sich folgender List. Bedeckt mit dem Mantel und den Abzeichen eines bekannten Götzen verließ er ungesehen die Stadt und erschien einem Bauern plötzlich im benachbarten Walde. Dieser glaubte, er sehe seinen Gott, warf sich zur Erde nieder und vernahm folgende Worte: „Ich bin der Gott, den du anbetest. Fürchte nichts und erhebe dich, gehe in die Stadt und sage dort der Obrigkeit und dem Volke in meinem Namen: Wenn die Jünger des Verführers, der mit dem Herzog Wratislaw in Usedom ist, hierher kommen, so tödtet sie ohne Aufschub; sonst geht die Stadt mit allen Einwohnern zu Grunde!" Der Bauer beeilte sich, den Auftrag auszurichten, und die Bürger beschlossen einstimmig, den Befehl ihres Gottes auszuführen; aber die göttliche Vorsehung rettete die Diener Gottes, und sie verließen ihr Versteck, als nicht lange nachher der Bischof und der Herzog kamen.

An demselben Tage fand noch ein anderes Ereigniß statt. Gegen Abend wollten einige Begleiter des Bischofs den Tempel der Stadt besichtigen und wagten sich unvorsichtig zu weit vor; einige der Einwohner bemerkten dies, bildeten sich ein, diese wollten Feuer anlegen, und rotteten sich alsbald zusammen. Der Priester Udalrich sagte zu seinen Begleitern: „Das ist nicht so von ungefähr, daß sich diese Leute so zusammenrotten; glaubt mir, wir sind verrathen!" Auf dieses hin kehrten sie um und flüchteten, aber ein Geistlicher, Namens Dietrich, der bereits bis zur Pforte des Tempels vorgedrungen war, wußte nicht mehr, wohin er sich retten sollte, und trat kühn in den Tempel ein, bemächtigte sich eines goldenen Schildes, der an der Wand hing und dem Gotte des Krieges geweiht war, und trat so den Aufrührern entgegen. Diese, Leute von ungemeiner Einfalt, glaubten ihren Gott Geravit kommen zu sehen, traten bestürzt zurück und warfen sich zur Erde. Als Dietrich diese Schwäche bemerkte, warf er den Schild weg und floh; er dankte Gott, daß er ihn aus den Händen seiner Feinde errettet hatte.

Der Apostel Pommerns blieb sieben Tage in dieser Stadt, um zu predigen und zu taufen; alsdann ließ er den Priester Johann dort zurück und ging in eine andere Stadt Namens Gützkow. Die Einwohner boten ihm Geld an, damit er einen prachtvollen Tempel stehen ließe, den sie kürzlich erbaut hatten, aber der Heilige fürchtete, daß dies eine Veranlassung zum Abfall für sie werden könnte, und ließ ihn abtragen, dafür aber eine christliche Kirche aufbauen. Als der Fürst dieser Stadt, Namens Mitzlaw, der bereits zu Usedom die Taufe empfangen, gekommen war, um der Weihe der neuen Kirche beizuwohnen, sagte der hl. Bischof zu ihm: „Mein theurer Sohn, den ich für Christus durch das Evangelium wiedergeboren habe, diese äußere Weihe verlangt die innere Weihe deines Herzens; denn du bist der lebendige Tempel Gottes, in dem Christus sich würdigt, durch den Glauben zu wohnen. Wenn du das Haus deines Herzens also zieren willst, daß es Gott eine angenehme Wohnung sein kann, so werde ich diese äußere Weihe mit hoher geistiger Freude vornehmen." Gerührt von diesen Worten antwortete der Fürst mit bewegter Stimme: „Was muß ich denn thun, damit Gott sich würdigt, in meinem Herzen Wohnung zu nehmen?" — „Siehe, um das bitte ich dich, sprach der Bischof; untersuche das Verborgene deines Gewissens; hast du irgend Jemandem etwas mit Gewalt weggenommen, so gib es zurück, wie sich gebührt; hast du des Geldes wegen Gefangene gemacht, gib sie frei zur Ehre Gottes! — Mit Gewalt habe ich Niemanden etwas genommen, sagte der Fürst; aber ich habe viele Gefangene, die mir Bedeutendes schulden. — „Siehe

nach, sagte darauf der Bischof, ob Christen darunter sind." Nachdem der Fürst dies gethan und mehrere christliche Dänen gefunden hatte, schenkte er ihnen ihre Schuld und bot sie dem seligen Vater dar. Der Mann Gottes beglückwünschte ihn dafür und sagte: Mache das Gott so angenehme Opfer, das du begonnen, vollkommen, gib in gleicher Weise auch die Heiden frei, damit sie sich um so bereitwilliger dem Joche des Glaubens unterwerfen. — Was diese anlangt, sagte der Fürst, so haben sie sich großer Verbrechen schuldig gemacht und mir unersetzlichen Schaden zugefügt; aber auf dein Wort, geliebter Vater, sei ihnen Alles erlassen! Der heilige Otto dankte und vergoß Thränen, indem er sagte: Nun wird diese Weihe dem Herrn angenehm sein, da du ihm in deinem Herzen eine Wohnung bereitet hast. Und er begann die feierliche Einweihung.

Durch Zulassung Gottes konnte man aber die Asche nicht finden, die man bereitet hatte, um auf das Pflaster der Kirche nach Vorschrift des Pontificales das lateinische und griechische Alphabet zu zeichnen. Die Diener versicherten, daß sie dieselbe schon längst bei dem Altare zurecht gestellt; indeß fand man nirgends auch nur eine Spur davon. Wie auf höhere Eingebung eilte der Priester Udalrich in einen unterirdischen Raum, wo man Asche aufbewahrte. Beim Geräusche seiner Schritte stieß ein dort verborgener Gefangener klägliches Geschrei aus, streckte ihm die Hand entgegen und sprach: Diener Gottes, habt Mitleid mit mir und befreiet mich aus dieser harten Gefangenschaft. Ich bin der Sohn eines sehr edlen dänischen Fürsten, und der Fürst Mitzlaw hält mich hier wegen 500 Pfund, die mein Vater ihm schuldet, gefangen. Auf diese Erzählung suchte Udalrich den Bischof auf, theilte ihm insgeheim mit, was er eben entdeckt hatte, und fügte hinzu, daß die Weihe ohne Zweifel nicht vollzogen werden könne, wenn dieser Gefangene nicht gleich den übrigen frei gelassen würde. Der Bischof antwortete: dieser Fürst hat uns schon so viel gethan und gewährt, daß ich nicht wage, um noch mehr zu bitten, und ich glaube nicht, daß es in Deutschland einen Fürsten gibt, der so leicht den Bitten nachgibt, wie dieser fremde. Indeß gehe und suche ihn insgeheim auf; vielleicht willigt er ein, obgleich die Sache schwierig ist. Udalrich nahm Adelbert, den Dolmetscher des Mannes Gottes, mit sich und führte den Fürsten Mitzlaw abseits von der Menge. Nachdem er ihn im Namen Jesu Christi gegrüßt, fragte ihn Adelbert, ob alle Gefangenen freigegeben seien. Er bejahte es. „Warum", entgegnete Adelbert, „willst du Jesus Christus täuschen, der nicht getäuscht werden kann? Warum betrübest du seinen Apostel, indem du leugnest und dich verstellest? Siehe, durch deine Verstellung hast du der Weihe ein Hinderniß bereitet; denn die Asche, welche gestern bereitet wurde, ist durch Zulassung Gottes plötzlich verschwunden, und als Udalrich, der Mitarbeiter meines Herrn, den du hier gegenwärtig siehst, andere Asche suchte, fand er, nicht durch Zufall, sondern durch Fügung der göttlichen Vorsehung den Gefangenen, den du vor Gott verbergen wolltest, der doch Alles sieht." Der Fürst, außerordentlich betreten, antwortete: „An diesem Gefangenen liegt mir mehr als an allen andern; deshalb bitte ich dich, diese Sache nicht weiter zu erwähnen, sondern ihn in seinem Gefängnisse zu lassen." Das wolle Gott verhüten, sagte Udalrich, daß so viele gute Werke, die du aus Liebe zu Gott verrichtet hast und dir die Bewunderung meines Herrn, des Bischofs, erworben haben, durch eine einzige Grausamkeit vernichtet werden sollten? — Aber, erwiderte der Fürst, was wird mir für eine Entschädigung für die fünfhundert Talente, die mir sein Vater schuldet, deren Verlust mir einen so ungeheuern Schaden verursacht? — Der Herr, erwiderte Udalrich, wird sie dir hundertfach wiedergeben! — Da rief Mitzlaw: ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich, wenn ich meinen Leib zum Martyrium hingäbe, keine peinvollere Handlung vollbringen könnte, als eben

jetzt; dieser Gefangene, der mir mehr galt, als alle Uebrigen, den ich niemals loszugeben mir vorgenommen hatte, — mag frei sein zur größern Ehre des allmächtigen Gottes und aus Liebe zu meinem Herrn, dem Bischofe." Alsobald ließ er ihn aus seinem Verstecke holen, hob ihn mit eignen Händen auf den Altar und brachte ihn dem Herrn zum angenehmen Opfer dar; dann ließ er die Ketten abnehmen, und alle Anwesenden weinten vor Freude. Der hl. Bischof setzte nun die Weihe mit ungleich größerer Freude fort, als er sie begonnen hatte. Nicht lange nachher versöhnte er die Bewohner der Provinz mit dem Herzoge von Polen, ihrem Oberherrn, den sie beleidigt hatten und von dem sie mit Krieg bedroht wurden.

Etwa eine Tagereise zu Schiffe ist von der Stadt Usedom, wo der Herzog Wratislaw und der Bischof Otto sich aufhielten, die Insel Rügen entfernt, welche damals Veranien genannt wurde. Die Bewohner waren außerordentlich roh und wild. Als sie von den Predigten des hl. Mannes hörten, beschlossen sie, ihn zu tödten, sobald er zu ihnen käme. Er dagegen verlangte in der Hoffnung auf das Martyrium nur um so mehr hinzukommen, je mehr er von den Drohungen hörte. Als seine Vertrauten sowie der Herzog es ihm wegen der Größe der Gefahr widerriethen, suchte er eine Gelegenheit, seinen Plan ohne ihr Vorwissen auszuführen; sie aber merkten seine Absicht und beobachteten ihn unausgesetzt, um ihm keine Gelegenheit zu lassen. Der heilige Mann rügte ihren Mangel an Glauben und Muth; endlich erbot sich der Priester Udalrich großmüthig, allein hinzugehn. Nachdem er den Segen des hl. Bischofs empfangen hatte, begab er sich dreimal auf's Meer, aber jedesmal zwang ihn der Sturm, umzukehren. Der Heilige erkannte daraus, daß die Bewohner von Rügen der Gnade des Evangeliums noch nicht würdig seien.

Nachdem er darauf seine Gefährten in verschiedene Theile der Provinz geschickt hatte, um das begonnene Werk zu vollenden, schlug er vor, selbst nach Stettin zu gehen, um dessen Bewohner von ihrem Abfalle zurückzuführen. Da aber die Geistlichen, welche ihn begleiten sollten, die Stettiner als roh und grausam kannten, fürchteten sie für ihn und für sich selbst und setzten alles in's Werk, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Durch ihre Bitten ermüdet, sprach er zu ihnen: „Ich sehe, wir sind hierher nur zu unserem Vergnügen gekommen; alles, was hart oder schwierig ist, glauben wir vermeiden zu müssen. Doch es sei! Obgleich ich Niemanden zu der Glorie des Martyriums zwingen will, möchte ich doch alle dazu ermuntern, wenn es möglich wäre. Aber ich bitte euch, mich wenigstens nicht zu hindern, wenn ihr mir nicht helfen wollt. Möge jeder über sein Leben verfügen: ihr seid frei, ich bin es auch. Lasset mir meinen freien Willen." Nachdem er sie fortgeschickt hatte, betete er bis zum Abende, dann rief er seinen Diener, befahl ihm, alle Thüren zu schließen, Alle abzuweisen und Niemanden ohne sein Wissen einzulassen. Als dies geschehen war, zog er heimlich Reisekleider an, packte den bischöflichen Schmuck, das Meßbuch und den Kelch in einen Koffer, nahm dies alles auf seine Schultern, ging stillschweigend aus der Stadt und schlug ohne jegliche Begleitung den Weg nach Stettin ein. Da er sich ganz allein sah, pries er Gott für das Gelingen seiner List und fing die Matutin an. Er eilte so, daß er in derselben Nacht noch in Stettin ankommen konnte. Gegen 10 Uhr hatten sich seine Geistlichen zum nächtlichen Officium erhoben und suchten ihn vergeblich; sie befragten seinen Diener und erriethen, was geschehen war. Alsbald eilten sie nach allen Richtungen, die einen zu Fuße, die andern zu Pferde, ihn aufzusuchen. Die zu Pferde waren und die Richtung gegen das Meer eingeschlagen hatten, erreichten ihn in dem Augenblicke, als er einen Kahn besteigen wollte. Sobald er sie erkannte, empfand er große Unruhe und sagte seufzend: „Ach Herr Jesus, eingeborener Sohn Gottes und der Jungfrau, süßer Name meiner Hoffnung,

wirst du mich der Erfüllung meines Verlangens berauben? Bewirke doch, ich bitte dich, daß die Ankommenden mit mir gehen, oder daß sie mich wenigstens nicht hindern, mein Vorhaben auszuführen." Als diese angekommen waren, warfen sie sich ihm zu Füßen; sie weinten, auch der Bischof weinte; die Traurigkeit verhinderte sie lange, zu sprechen. Endlich nach vielen Thränen fragte der Bischof sie betrübt: „Was wollt ihr thun? Kehret in eure Wohnungen zurück und lasset mich meines Weges ziehen!" Das verhüte Gott! riefen die Andern; wir haben genug an dieser großen Beschämung; wir werden dich nie mehr verlassen. Willst du zurückkehren, so gehen wir mit dir; willst du weiter gehen, so thun wir es auch. Aber wenn deine Heiligkeit sich würdigt, unsern Rath anzunehmen, so kehren wir heute zu unsern Brüdern und Dienern zurück, morgen aber, — wir sprechen in voller Aufrichtigkeit, — werden wir dir zum Leben und zum Tode folgen.

Der Bischof kehrte auf diese Bedingung hin zurück, reiste am andern Tage mit seinem ganzen Gefolge nochmals ab und kam glücklich in Stettin an. Die Einwohner der Stadt waren getheilt; die einen verharrten noch im Glauben, die andern, und zwar die größere Anzahl, waren zum Heidenthume zurückgekehrt. Die ersteren freuten sich über die Ankunft des Bischofs, die letzteren fühlten sich dadurch beunruhigt. Er schlug seine Wohnung in einer Kirche auf, die am Eingange der Stadt lag und von ihm auf seiner ersten Reise geweiht worden war. Aufgewiegelt durch die Götzenpriester, kamen die Abtrünnigen bewaffnet herbei, umringten die Kirche mit großem Tumult und schrieen, daß man Alle, welche darin wären, umbringen müsse, vorzüglich das Oberhaupt. Der Bischof, begierig nach dem Martyrium, bekleidete sich mit seinen bischöflichen Gewändern, ließ das Kreuz und die Reliquien emporheben, und indem er Psalmen und Hymnen anstimmte, empfahl er dem Herrn seinen letzten Kampf. Die Barbaren, welche sie singen hörten, waren eigenthümlich überrascht, daß diese Männer im Augenblicke des Todes noch singen könnten; sie hörten ihnen zu, sahen einander an und wie bezaubert von der Kraft der Worte beruhigten sie sich allmählig und sagte untereinander, daß man, um derartige Dinge anzunehmen oder zurückzuweisen, eher die Vernunft als die Gewalt zu Rathe ziehen müsse. Die Vernünftigsten stellten besonders den Götzenpriestern vor, daß es ihre Pflicht wäre, ihre Religion durch geeignete Gründe zu vertheidigen. Während sie so mit einander flüsterten, zogen sie sich nach und nach in ihre Wohnungen zurück. Es war Freitag, der Bischof verbrachte diesen und den folgenden Tag in Fasten und Gebet.

Einer der Vornehmsten der Stadt, Namens Wirthschach, hörte nicht auf, das Reich Gottes und den christlichen Glauben überall zu predigen, sowohl in den öffentlichen Versammlungen und auf den öffentlichen Plätzen, als auch in den Häusern, indem er behauptete, daß die christliche Ueberlieferung, die Lehre des Bischofs, heilig und voll Wahrheit sei. Kurz vorher war er auf einem Streifzuge gegen die Heiden überfallen und gefangen genommen worden, nachdem er viele von den Seinigen verloren hatte. Beladen mit Ketten bat er im Gefängniß Gott um Rettung wegen der Verdienste des Bischofs Otto, der ihn getauft hatte. Da erschien ihm dieser Heilige, löste seine Ketten und gab ihm Aufträge für die Einwohner Stettins. Also wunderbarer Weise aus dem Gefängnisse befreit, fand Wirthschach am Meeresufer einen kleinen Kahn, auf dem er glücklich in sein Vaterland gelangte. Er befestigte ihn an einem der Thore Stettins zum öffentlichen Zeugniß seiner wunderbaren Befreiung und ermangelte nicht, seinen Landsleuten im Namen seines heiligen Befreiers zu verweisen, daß sie in gotteslästerlicher Weise den Götzendienst mit dem Dienste des wahren Gottes verbänden. Als der hl. Bischof vor der Stadt angekommen war, ging ihm Wirthschach, der seitdem immer kühner gesprochen hatte, mit seinen Verwandten und Freunden entgegen,

warf sich ihm zu Füßen, dankte ihm, erzählte ihm den Hergang seiner Gefangenschaft und die Befreiung und forderte ihn auf, muthig das Evangelium zu predigen, indem er ihm seine und der Seinigen Hülfe und Unterstützung in allem zusagte.

Am Sonntage nach dem feierlichen Hochamte zog darauf der hl. Bischof, angethan mit seinem bischöflichen Ornate, in Procession in die Stadt ein. Wirthschach zeigte ihm im Vorübergehen den kleinen Kahn, den er an einem Pfahle befestigt hatte, und erzählte ihm abermals vor allem Volke die Geschichte seiner Befreiung. Der Bischof bestieg eine Bühne, um zu der Menge zu reden. Wirthschach diente als Herold, um den Lärm zu beschwichtigen und Stille zu gebieten. Der größte Theil der Abgefallenen hörte ziemlich gutwillig zu, als der Hohepriester der Götzen, der in dieser Nacht noch den heiligen Bischof zu tödten beschlossen hatte, voll Wuth herbeistürzte und mit einer Fluth von Beschimpfungen die heidnische Bevölkerung aufhetzte. Auf sein Geheiß erhoben sämmtliche Apostaten ihre Lanzen, um sie auf den Heiligen zu schleudern; aber ihre Arme blieben in der Luft festgebannt. Der Götzenpriester, der ihnen ein Beispiel geben wollte, blieb wie sie unbeweglich. Die Gläubigen staunten und priesen Gott. „Ihr sehet, meine Brüder, sagte der Bischof, die Macht unseres Herrn; denn wie ich sehe, ist es Gott, der euch gefesselt hat. Warum werfet ihr nicht eure Lanzen? Warum ziehet ihr eure Arme nicht zurück? Bis wann werdet ihr in dieser Stellung bleiben?" Als Niemand antwortete, setzte der Bischof hinzu: „Sehet eure Götter, für die ihr strittet! Mögen sie euch zu Hülfe kommen, wenn sie etwas vermögen! Hier ist euer Priester, der den Aufstand erregt hat; er möge seine Götter nun anrufen, daß sie euch Rath und Hülfe gewähren. Wenn er etwas vermag, so ist es jetzt dazu Zeit." Der Priester blieb indeß, ebenso wie die Menge der Abtrünnigen, stumm und unbeweglich.

Bewegt von Mitleid sprach endlich der Bischof ganz laut: „Ich danke dir mein Herr Jesus Christus, daß du, wie du zu thun pflegst, zu rechter Zeit die Macht deiner Kraft gezeigt hast, um deine Feinde zu Schanden zu machen und deine Diener zu beschützen. Aber weil du gütig und barmherzig bist, so vergib der Unwissenheit und Verwegenheit dieses Volkes; gib ihnen aus Erbarmen den Gebrauch ihrer Glieder wieder, dessen du sie beraubt hast." Zu gleicher Zeit machte er das Zeichen des Kreuzes über sie und alsbald zeigte sich der Erfolg des Gebetes. Er benutzte dies, um ihnen ihre Verirrung klar zu machen, gab ihnen seinen Segen, entließ sie besänftigt, und begab sich zu der Kirche des hl. Adalbert, von der nur noch der Chor da war; er erbaute sie wieder ganz auf eigne Kosten.

Eines Tages begab er sich dahin und traf auf dem Platze eine Anzahl Kinder, die dort spielten; er grüßte sie in ihrer Speache und als ob er Theil an ihrem Spiele nehmen wollte, bezeichnete er sie mit dem Zeichen des Kreuzes. Als er bis zur Kirche vorgeschritten war, gewahrte er, daß die Kinder ihr Spiel aufgaben und ihm folgten, indem sie, wie es in diesem Alter natürlich ist, neugierig seine Gestalt und seinen Anzug betrachteten. Er hielt still und indem er in liebkosender Weise sich mit ihnen unterhielt, fragte er sie, ob eines unter ihnen schon die Taufe empfangen habe. Die Kinder sahen einander an und bezeichneten die, welche bereits getauft waren; der Bischof nahm diese bei Seite und fragte sie, ob sie die Taufgnade bewahren wollten; sie betheuerten, daß sie dies aus ganzem Herzen wollten. Nun gut, sagte der Bischof, wenn ihr Christen bleiben und den Glauben bewahren wollet, dann müßt ihr nicht mehr mit diesen ungläubigen Kindern spielen, die noch nicht getauft sind. Alsobald vereinigten sich die getauften Kinder den Worten des Bischofs gemäß, sie wiesen die ungetauften zurück und ließen keines mehr zu ihren Spielen zu. Man sah, wie die einen, strahlend darüber, daß sie Christen

waren, vertraulich mit dem Bischof verkehrten, ihn ansahen und begierig ihm zuhörten, selbst mitten unter ihren Spielen, während die andern verwirrt und beschämt wegen ihres Unglaubens sich fern hielten. Aber während der gute Vater mit sanften Worten die christlichen Kinder ihrer Fassungskraft angemessen unterrichtete, ermahnte er die andern so liebreich, daß alle Christen werden wollten und um die Taufe baten.

Indessen berathschlagten die Aeltesten und Weisesten der Stadt über die besten Mittel, das Heil des Vaterlandes und des Volkes zu befördern. Sie erwogen sorgfältig alle Worte und Handlungen des Bischofs, seine Uneigennützigkeit, seine ungeheuern Almosen, die Loskaufung so vieler Gefangenen, die auf eigene Kosten geschehene Erbauung und Wiederherstellung so vieler Kirchen; — und je mehr sie dies erwogen, desto höher stieg ihre Bewunderung und Verehrung für seine Person. Endlich, nachdem sie vom frühen Morgen bis Mitternacht berathen hatten, beschlossen sie einstimmig, den Götzendienst vollständig auszurotten und die christliche Religion anzunehmen. Wirthschach, der der Versammlung beigewohnt hatte, kam noch in derselben Nacht, um dem Bischofe die freudige Kunde mitzutheilen. Am andern Morgen fand der hl. Otto das Volk zu allem bereit; die Abtrünnigen unterwarfen sich der Buße; man zertrümmerte die Götzenbilder und deren Tempel, man stellte die Kirchen wieder her und spendete die Taufe denen, die sie noch nicht empfangen hatten. Zwar suchten die Götzenpriester noch mehr als einmal den Heiligen zu tödten, aber Gott schützte seinen Diener und strafte dessen Feinde so sichtbar, daß das Uebermaß ihrer Bosheit das Gute nur noch mehr befestigte.

Nachdem der Heilige in Stettin alles geordnet hatte, begab er sich nach Julin, dessen Bewohner weniger strafbar und besser gestimmt waren; sie nahmen seine väterlichen Zurechtweisungen mit demüthiger Unterwerfung an und stellten alle Mißbräuche ab. Gott wirkte durch seinen Diener mehrere Wunder; unter anderen gab er einer blinden Frau das Gesicht wieder. Aber neben den Wundern der Güte gegen Unglückliche wirkte er auch solche zur Strafe der Ungelehrigen. Am Tage der Himmelfahrt Mariens traf der Priester Boceus einen Bauer und dessen Frau, die Korn schnitten. Der Priester stellte ihnen vor, daß am Festtage Mariens gefeiert werden müsse. Es war Montag (1127); da sagte der Bauer: „Gestern durfte ich nicht arbeiten, weil Sonntag war; soll ich heute wieder nicht arbeiten? Was ist das für eine Lehre, welche die Menschen hindert, sich mit den nothwendigsten Interessen zu beschäftigen? Wann werden wir unsere Ernte einbringen? Ich glaube gar, du bist eifersüchtig auf unser Wohlergehen.“ Indem er noch im Begriffe war, einige Gotteslästerungen auszustoßen, hieb er mit der Sichel in das Korn, stürzte aber todt zu Boden und hielt in der einen Hand die Sichel, in der andern ein Büschel Korn so fest, daß es unmöglich entfernt werden konnte. Die Frau blieb am Leben, aber nicht ungestraft; sie folgte der Leiche des Gatten zur Kirche, in der einen Hand die Sichel, in der andern ein Büschel Korn haltend, ohne sich davon befreien zu können, bis nach dem Begräbnisse Alle davon überzeugt waren, daß sie für eine unerlaubte Handlung bestraft wurde.

Als die Bewohner von Rügen gehört hatten, daß die Stettiner das Christenthum wieder vollständig angenommen, überzogen sie dieselben mit Krieg, wurden aber gänzlich geschlagen und tief gedemüthigt. Der hl. Otto faßte auf's Neue den Entschluß hinzugehen, aber man stellte ihm vor, daß einer Bestimmung des Papstes gemäß die Insel Rügen dem Eifer des Erzbischofs von Dänemark anvertraut worden sei. Er sandte zu ihm um die Erlaubniß, dort predigen zu dürfen. Der Erzbischof zögerte mit der Antwort, weil er erst die dänischen Fürsten befragen wollte.

Indeß baten der König Lothar und die übrigen deutschen Fürsten Otto, zurückzukehren. Er kehrte denn auch durch Polen und Böhmen nach Bamberg zur Freude des ganzen Volkes zurück am Vorabend des Festes des hl. Apostels Thomas am 20. December, nachdem er zweimal Pommern bekehrt hatte, das erstemal mit dem Segen des Papstes Calixtus und das zweitemal mit dem Segen des Papstes Honorius[1]).

5. Wir haben gesehen, wie der hl. Bernard im Jahre 1113 im Alter von 22 Jahren eine Schar von dreißig jungen und edlen Männern für den Himmel warb; wir sahen ihn das Thal Absynth (Wermuthsthal) urbar machen, den Aufenthalt der Räuber umwandeln in einen Ort der Gnade und des Segens, in eine Pflanzschule von Heiligen. Sein alter Vater Tescelin kam im Jahre 1118, sich mit ihm zu vereinigen, ebenso sein jüngster Bruder Nivard. Viele Weltmänner waren ihnen vorangegangen, hatten sie begleitet und waren ihnen nachgefolgt. Einer von ihnen, Peter v. Roya, spricht von dem Wermuthsthale, das in ein Lichtthal (Clara vallis) umgewandelt war, folgendermaßen: „Obgleich in einem Thale gelegen, ist Clairvaux doch auf hl. Bergen gegründet. Dort ist's, wo der Herr sich bewundernswürdig erweist und zur Ehre seines Namens Außerordentliches wirkt. Wahnsinnige erlangen dort ihren Verstand wieder; der innere Mensch erneuert sich zur selben Zeit, wo der äußere sich aufreibt; Große werden klein, Reiche machen sich arm, Unwissende werden weise, und die Finsterniß der Sünde wird durch die Einwirkung des Lichtes zerstreut. Unter der Menge von Menschen, die sich dort aus allen so verschiedenen Ländern zusammengefunden, findet man nur ein Herz und eine Seele; sie genießen ohne Unterlaß eine geistige Freude in der Hoffnung der ewigen Seligkeit, die sie schon in diesem Leben vorempfinden. An ihrer Aufmerksamkeit, Sammlung und demüthigen Stellung beim Gebete läßt sich erkennen, mit welcher Inbrunst und Reinheit der Seele sie mit Gott verkehren und wie innig die Vereinigung mit ihm ist. Die langen Pausen während ihres Officiums um Mitternacht, die Art und Weise, wie sie die Psalmen recitiren und sich der geistl. Lesung befleißigen, das tiefe Stillschweigen, das sie beobachten, um der Stimme Gottes zu lauschen, die in der Tiefe ihres Herzens zu ihnen spricht, — all dies beweist genügend, welche Annehmlichkeit sie empfinden. Aber wer würde sie nicht bewundern, der sie mit Handarbeit beschäftigt sieht? Während die ganze Gemeinde sich zur Arbeit begibt, oder von ihr zurückkehrt, schreiten sie in Einfalt daher, einer nach dem andern, wie eine Schlachtreihe, angethan mit den Waffen der Demuth, fest aneinander geschlossen durch das Band des Friedens und der brüderlichen Liebe, das den Engeln zur Freude und den Teufeln zum Schrecken gereicht. Der hl. Geist unterstützt sie dermaßen mit der Salbung seiner Gnade, daß es scheint, als ob sie die Anstrengungen und Ermüdungen bei ihrer schweren Arbeit nicht fühlten. Einige unter ihnen hatten in der Welt einen hohen Rang, sie waren ausgezeichnet durch hervorragendes Wissen; gerade diese erniedrigen und verdemüthigen sich um so tiefer, je höher sie früher standen. Wenn ich sie auf dem Felde sehe, den Spaten in der Hand, die Mistgabel und den Rechen führend, oder im Walde die Holzaxt tragend, und daran denke, was sie einst waren und jetzt sind, so erscheinen sie mir, — mit fleischlichen Augen betrachtet — wie Narren und Unsinnige, die der Sprache beraubt, die Verachtung der Menschen und der Spott des Volkes sind; aber mit den Augen des Glaubens betrachtet, erschienen sie mir wie Männer, die verborgen in Gott mit Christus nur für den Himmel leben. Unter ihnen bemerke ich einen Gottfried v. Peronne,

---

1) Sulzbeck, Leben des hl. Otto.

einen Wilhelm v. Saint-Omer und viele andere bedeutende Persönlichkeiten, die ich vordem in der Welt gekannt habe, und die jetzt keine Spur ihres früheren Standes verrathen, denn statt daß sie früher das Haupt hoch trugen, obgleich sie nur übertünchte Gräber voll Todtengebeinen waren, sind sie jetzt hl. Gefäße, die den Schatz aller Tugenden in sich schließen."

Indeß, so heilig die Einsiedler von Clairvaux waren, oder vielmehr eben weil sie es waren und noch mehr werden sollten, prüfte sie der Herr mehr als einmal. Seit dem ersten Jahre ohne Unterbrechung mit der Errichtung des Klosters beschäftigt, konnten sie unmöglich durch Arbeit ihren Unterhalt gewinnen, und da ihre Niederlassung nach der Zeit der Aussaat geschah, brachte ihnen der Erdboden nichts. Mit unendlicher Mühe verschafften sie sich etwas Gerste und Hirse, woraus sie Brod machten, nachdem sie zur Nahrung nur noch in Wasser und Salz gekochte Buchenblätter gehabt hatten. Der Winter fügte zu dieser traurigen Lage noch neue Schrecknisse hinzu, und Clairvaux hatte Uebel jeglicher Art auszustehen.

„Eines Tages — so erzählt ein frommer Geschichtschreiber — fehlte es selbst an Salz. Bernard ruft einen seiner Brüder und spricht: „Guibert, mein Sohn, nimm den Esel und geh' auf den Markt, Salz einzukaufen." Der Bruder antwortet: „Mein Vater, wirst du mir Geld zum Bezahlen geben?" — Habe Vertrauen, sagt der Mann Gottes, was das Geld anlangt, so weiß ich nicht, wann wir solches haben werden; aber da oben ist derjenige, der meine Börse hat, bei dem ich alle meine Schätze hinterlegt habe. Guibert blickt Bernard lächelnd an und spricht: Mein Vater, wenn ich mit leeren Händen gehe, so fürchte ich, werde ich auch mit leeren Händen wiederkehren. — Gehe immerhin, sagt Bernard, aber gehe mit Vertrauen; ich wiederhole dir, der, welcher unsere Schätze besitzt, wird auf dem Wege mit dir sein und dir das Nothwendige gewähren. Nachdem der Bruder den Segen des Abtes empfangen hatte, sattelte er den Esel und begab sich auf den Markt. Guibert war, — so fährt der Chronist fort — ein wenig ungläubiger, als erlaubt ist; nichtsdestoweniger sandte ihm der Gott alles Trostes unerwartet Hülfe; denn als er nicht weit vom nächsten Flecken entfernt war, begegnete ihm ein Priester, der ihn grüßte und fragte, woher er käme. Guibert vertraute ihm den Zweck seiner Sendung und die Noth seines Klosters an, wodurch der mitleidige Priester so gerührt wurde, daß er ihm verschiedene Lebensmittel in Ueberfluß mittheilte. Der glückliche Guibert eilte in das Kloster zurück, und zu den Füßen des Abtes niedergeworfen erzählte er, was ihm auf dem Wege begegnet war, worauf der Mann Gottes mit Sanftmuth zu ihm sprach: Ich sage es dir, mein Sohn, daß dem Christen nichts nothwendiger ist, als Vertrauen; verliere es niemals, und du wirst dich wohl dabei befinden alle Tage deines Lebens."

Indeß waren diese Hilfsmittel und manche andern, die ihnen auf nicht minder wunderbare Weise zugekommen waren, dennoch erschöpft, und Clairvaux verfiel wieder den Schrecknissen einer vollständigen Hungersnoth. Dem Hunger, der Kälte und fast unerträglichen Entbehrungen preisgegeben, verloren die Mönche den Muth und äußerten laut ihren Wunsch, nach Citeaux zurückzukehren. Bernard war selbst von tiefer Traurigkeit befallen bei dem Anblicke so vieler Leiden seiner Kinder, so daß es ihm an Kraft gebrach, sie aufzurichten, ja selbst ihnen das Brod seiner Lehre zu brechen. Und so waren die Mönche — sagt der Annalist von Citeaux — zu gleicher Zeit des körperlichen Brodes beraubt wegen ihrer äußersten Armuth und des Brodes der Seele wegen des Schweigens ihres hl. Abtes.

Dieser Zustand der Dinge, der gegen Ende des Jahres 1115 begonnen hatte, dauerte über den Winter des folgenden Jahres, und es ist nicht zu beschreiben, was Bernard während dieser sechzehn oder siebzehn Monate litt, um

die Auflösung des Klosters zu verhindern und die schreckliche Prüfung zum Nutzen der Brüder zu wenden, die nach dem Rathschlusse Gottes dadurch für immer in der Tugend, im Glauben, im Vertrauen, in der Geduld und Hingebung an die göttliche Vorsehung befestigt werden sollten.

Eines Tages hatte sich Bernard in Thränen gebadet mit seinen Brüdern an den Stufen des Altars niedergeworfen, um mit Seufzern und lauter Stimme die Barmherzigkeit des Erlösers anzurufen, dem sie sich in der Einfalt ihres Herzens geweiht hatten. In diesem Augenblicke hörten sie den Laut einer unbekannten Stimme, die vom Himmel zu kommen schien. Die erstaunten Brüder lauschten mit aufmerksamem Ohre und vernahmen die Worte, die in der ganzen Kirche wiederhallten: „Bernard, steh' auf, dein Gebet ist erhört." Noch waren sie ganz bestürzt von dieser übermenschlichen Stimme, als zwei unbekannte Männer an der Klosterpforte erschienen, die dem hl. Bernard bedeutende Gaben zu Füßen legten. Bald darauf kamen zwei Wagen mit Lebensmitteln beladen aus Chalons, und die Wüste von Clairvaux, benetzt mit dem Schweiße der frommen Mönche und urbar gemacht durch ihre Arbeit begann zu gleicher Zeit einige regelmäßige Hülfsmittel hervorzubringen und den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen.

Frei von den Sorgen für die Zukunft sah Bernard unter seinen Kindern den Frieden und alle himmlischen Tugenden erblühen; er konnte sich nun von seinem Kloster entfernen und den dringenden Einladungen des Bischofs von Chalons Folge leisten, der ihn beauftragte, in den Kirchen seiner Diöcese zu predigen. Diese Missionen übten den heilsamsten Einfluß aus. Das Volk strömte herbei, um den Mann Gottes zu hören, dessen mächtiges Wort Wunder wirkte. Geistliche sowohl als vornehme Laien, nicht zufrieden mit der Aenderung ihres Lebens, schlossen sich dem jungen Abte an und folgten ihm nach Clairvaux, um sich dem klösterlichen Leben zu widmen. „Wie viele gelehrte Männer", schreibt einer der Biographen des hl. Bernard, „wie viele Redner, wie viele Edelleute und Großen der Welt, wie viele Philosophen sind aus den weltlichen Schulen und Akademien nach Clairvaux übergetreten, um sich der Betrachtung himmlischer Dinge und der Ausübung der christlichen Vollkommenheit zu befleißigen!" [1])

6. Ein junger Vetter Bernards Namens Robert war von seiner Geburt an Gott geweiht und von seinen Eltern der Abtei Clugny bestimmt und versprochen; aber da er sich ganz innig an Bernard anschloß und ihre Seelen gewissermaßen eins geworden waren, folgte er ihm nach Citeaux, obgleich er sein vierzehntes Jahr noch nicht erreicht hatte. Da er nicht getrennt von ihm leben konnte, erhielt er die Erlaubniß, im Kloster zu wohnen, ohne das Ordenskleid zu empfangen oder unter die Novizen aufgenommen zu werden, da er dazu noch zu jung war. Zwei Jahre später bei der Gründung von Clairvaux legte Robert nach unaufhörlichen Bitten und Drängen kaum sechszehn Jahre alt feierlich sein Gelübde in die Hände des hl. Abtes ab. Dieser jugendliche Mönch blühte als ein Muster der Reinheit und Unschuld, wie die Lilie im Thale des Segens, und die ältesten Mönche verglichen ihn mit jenem evangelischen Kinde, das der Herr den Aposteln als das Muster der christlichen Vollkommenheit vorstellte. Auch war er für Bernard ein Gegenstand der Vorliebe und ganz besonderer Zärtlichkeit.

Die Wahl des Cisterzienser-Ordens, welche Robert getroffen hatte, ärgerte seit langer Zeit die Mönche von Clugny, welche Rechte auf dieses Kind zu haben glaubten. Ueberdies war Robert reich, und sein Erbe reizte

---

1) Ernald. Vita s. Bern.

die Lüsternheit dieser ausgearteten Mönche; sie suchten daher Gelegenheit, ihn für sich zu gewinnen. Die Abwesenheit Bernard's benutzend, begaben sich Abgeordnete des Abtes Pontius von Clugny zu dem jungen Mönche, überredeten ihn, daß sein geistl. Vater ihn durch übermäßige Strenge tyrannisire, schilderten ihm das viel annehmlichere und bequemere Leben, das man in Clugny führte, bis es ihnen endlich gelang, ihn mit sich nach Clugny zu nehmen, wo man ihn im Triumphe empfing. Um diesen heimlichen Uebertritt zu rechtfertigen und das Gewissen des Ueberläufers zu beschwichtigen, hatte man ein Decret vom Papste erschlichen, dem man vorstellte, daß dieser Mönch schon in seiner Kindheit dem Kloster Clugny übergeben sei.

Der hl. Bernard empfand einen tiefen Schmerz über die Flucht des jungen Mönches, den er so zärtlich geliebt hatte. Nachdem er einige Zeit gewartet, schrieb er ihm folgenden Brief, der mit vollem Rechte für ein Meisterwerk der Zärtlichkeit und Beredtsamkeit gehalten wird. „Ich habe genug gewartet, mein theurer Sohn Robert, und vielleicht schon zu lange gewartet, daß Gott in seiner Gnade dein Herz und das meinige rühren möchte, indem er dir Reue wegen deines Fehltrittes, mir den Trost deiner Reue verliehe. Da aber mein Warten fruchtlos ist, kann ich meine Trauer nicht länger verbergen, noch auch meinen Schmerz zurückhalten. Und darum, so sehr ich auch verachtet bin, komme ich, den zurückzurufen, der mich verachtet, und um den um Verzeihung zu bitten, der mich zuerst um dieselbe bitten sollte. Der höchste Grad von Kummer überlegt nicht, erröthet nicht, vernünftelt nicht und fürchtet nicht, sich zu erniedrigen; er folgt keinem Rathe, keiner Regel, keiner Vorschrift, keinem Maße, alle Geisteskräfte sind nur mit den Mitteln beschäftigt, das Uebel zu mildern, das man erträgt, und das Gut wieder zu finden, das uns glücklich macht. „Aber, — wirst du sagen, — ich habe Niemanden verachtet, habe Niemanden beleidigt! Im Gegentheil, ich bin der Beleidigte; ich habe nichts gethan, als mich von einem Manne zu entfernen, der mich auf tausenderlei Weise quälte. Ist das eine Beleidigung, daß ich ihn verließ? Ist's nicht besser zu weichen, als zu widerstehen, dem Streiche auszuweichen als ihn zu erwidern?" Das ist wahr, ich gebe es zu. Es ist nicht meine Absicht, zu beweisen, sondern allen Beweisen ein Ende zu machen. Ja, man muß die Unbilden auf den zurückwerfen, der verfolgt, und nicht auf den, der die Verfolgung flieht; damit bin ich einverstanden. Ich vergesse die Vergangenheit; ich erwähne nicht den Beweggrund und die Umstände dessen, was geschehen ist; ich untersuche nicht, welcher von uns beiden Ursache hat, sich zu beklagen; ich will sie selbst bis auf das Andenken vernichten; solche Erörterungen sind mehr dazu geeignet, die Uneinigkeit wieder anzufachen als sie auszulöschen. Ich spreche einzig von dem, was mich so innig betrübt, daß ich so unglücklich bin, dich nicht mehr zu sehen, deiner beraubt zu sein, ohne dich leben zu müssen! Ohne dich, für den zu sterben mir Leben wäre, ohne den mir das Leben Tod ist. Ich frage nicht, warum du weggegangen bist, ich klage nur, daß du nicht zurückkehrst. Komm zurück, ich bitte dich, und alles wird in Frieden sein; komm zurück und ich werde glücklich sein und fröhlich singen: „Er war todt und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden!" Ich gestehe, daß ich dein Fortgehen verschuldet habe; ja, ich war zu rauh, zu strenge; ich schonte dich schwachen und zarten Jüngling zu wenig. Es war dies, so viel ich mich erinnere, der Grund deiner Klagen, als du noch hier warst; und wie ich erfahre, bedienst du dich auch dieses Grundes, um mein Verhalten zu beschuldigen. Ich bitte Gott, dir dies nicht anzurechnen. Ich könnte vielleicht zu meiner Rechtfertigung anführen, daß ich der Festigkeit bedurfte, um die Ausbrüche einer brausenden Jugend zu verhindern, um einen jungen Novizen zur Tugend heranzubilden und ihn an die Zucht zu gewöhnen gemäß den Worten der

hl. Schrift: „Züchtige deinen Sohn, und du wirst seine Seele retten!" „Der Herr züchtigt den, den er liebt, und schlägt den, den er unter die Zahl seiner Kinder aufnehmen will." „Die Züchtigungen eines Freundes sind heilsamer, als die Liebkosungen eines Feindes." Aber noch einmal, ich will gerne für den Schuldigen gelten, aus Furcht, daß wenn ich deinen Fehler beweisen wollte, du etwas zu lange überlegen möchtest, wie du ihn verbessern könntest. Nach dem Geständniß, das ich ablege, und nach dem Bedauern, das ich beweise, hast du Unrecht, wenn du mir nicht verzeihen wolltest. Ich gebe zu, daß ich trotz meiner Zärtlichkeit zuweilen bis zur Rücksichtslosigkeit strenge sein konnte; aber meine frühere Rücksichtslosigkeit darf dich für die Zukunft nicht beunruhigen; ich bin jetzt ein Anderer, weil ich voraussetze, daß auch du es bist. Verändert wirst du auch mich verändert finden; an Stelle des Meisters, den du fürchtetest, wirst du sorglos einen Bruder umarmen. O mein Sohn, erwäge, in welcher Weise ich dich zurückzurufen trachte! Nicht, indem ich dir die Furcht eines Sklaven einzuflößen suche, sondern die Liebe eines Sohnes, der sich mit Vertrauen in die Arme eines Vaters wirft, und anstatt mich der Schrecken und der Drohungen zu bedienen, wende ich nur Zärtlichkeit und Bitten an, um deine Seele zu gewinnen und meine Schmerzen zu heilen. Andere würden vielleicht einen andern Weg versuchen; sie hielten vielleicht für nothwendig, dich durch das Bild deiner Sünde, durch die Furcht vor einem rächenden Gotte zu schrecken. Sie würden dir ohne Zweifel den schrecklichen Abfall vorwerfen, der dich verleitete, ein feines Kleid, eine köstliche Tafel, ein reiches Haus den rauhen Kleidern, die du trugst, den einfachen Hülsenfrüchten, die du aßest, der Armuth, die du erwählt hattest, vorzuziehen. Aber wohl wissend, daß du der Liebe zugänglicher bist, als der Furcht, habe ich es nicht für passend gehalten, den zu drängen, der von selbst entgegenkommt, den zu erschrecken, der schon zittert, den zu verwirren, der schon in Verwirrung ist, der seine Vernunft zum Leiter, sein Gewissen zum Richter, seine natürliche Bescheidenheit zur Richtschnur seines Betragens nimmt.

Wenn es ferner auffallend ist, daß ein junger Mönch voll Eingezogenheit und Sittsamkeit sein Gelübde zu brechen wagte und den Ort seiner Gelübde gegen den Willen seiner Brüder und ohne Zustimmung seiner Vorgesetzten verließ, um wie viel befremdender ist es, daß David trotz seiner Heiligkeit, Salomon trotz seiner Weisheit, Samson trotz seiner Stärke unterlag? Ist es überraschend, daß derjenige, welcher das Geheimniß kannte, unsere Stammeltern im Paradiese zu verführen, einen jungen Mann in einer schrecklichen Einöde verführte? Zudem ist dieser nicht durch die Schönheit verlockt, wie die Greise zu Babylon, nicht durch den Geiz verleitet, wie Giezi, nicht durch Ehrgeiz verblendet, wie Julian der Apostat. Er fiel nur, weil er sich dem blendenden Glanze einer falschen Tugend und den Rathschlägen einiger angesehenen Männer überließ. Wollt ihr wissen, wie? Höret!

Ein berühmter Oberer ist von seinem Ordensgeneral hierhergesendet; von außen gleicht er einem Schafe, inwendig ist er ein reißender Wolf; die Wächter wurden dadurch getäuscht. Dieser Wolf ist allein bei einem kleinen Schäflein, das ihn nicht flieht, weil es ihn nicht kennt. Es gibt sich gefangen den süßen Schmeichelworten eines Mannes, der ihm ein neues Evangelium predigt, der das Wohlleben lobpreist und die Abtödtung herabsetzt, der die freiwillige Armuth als Elend darstellt, das Fasten, das Wachen, das Stillschweigen, die Handarbeit Ueberspanntheit nennt, der den Müßiggang Contemplation nennt, der die Leckerhaftigkeit, Geschwätzigkeit, Neugier und alle Arten von Unenthaltsamkeit für Vorsicht und Klugheit ausgibt. „Findet Gott etwa," sagt er, „Gefallen an unsern Leiden? Befiehlt die hl. Schrift, unsere Tage abzukürzen? Welch ein lächerlicher Gehorsam, die Erde umzugraben, Holz zu fällen und Dünger zu tragen? Ist's nicht ein Ausspruch

der ewigen Wahrheit selbst: „Ich liebe Barmherzigkeit und nicht Opfer.“ „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe.“ „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“? Warum erschafft Gott denn das Fleisch, wenn er es zu genießen verbietet? Warum gibt er uns einen Leib, wenn es nicht erlaubt sein sollte, ihn zu ernähren? Gegen wen wird der wohl gut sein, der es nicht gegen sich selbst ist? Wer ist so unvernünftig, sein eignes Fleisch zu hassen?“ Das waren die trugvollen Reden, die den jungen, leichtgläubigen Mönch bethörten. Verleitet von dem Verführer läßt er sich nach Clugny führen. Hier schneidet man ihm die Haare ab, scheert ihm den Bart, wäscht ihn, nimmt ihm seine groben und abgetragenen Kleider ab und gibt ihm neue, werthvolle; alsdann nimmt man ihn unter die Zahl der Mönche auf. Und von welchen Ehrenbezeugungen und von welchem Gepränge ist seine Aufnahme begleitet! Man zeichnet ihn unter seinen neuen Brüdern aus; man lobt ihn bei seiner Unordnung, wie man einen Helden nach einem Siege lobt. Man gibt ihm einen Platz vor den andern und selbst den Vorrang vor mehreren Greisen; die ganze Gemeinde spendet ihm Beifall, beglückwünscht ihn und triumphirt wie über einen Sieg, dessen Beute sie besitzt. O süßer Jesus, was hat man nicht alles gethan, um eine arme Seele zu Grunde zu richten! Und wie hätte sie durch so viele Schmeicheleien nicht verweichlicht, durch so viele Ehrenbezeugungen nicht hochmüthig werden sollen? Konnte sie damals in sich gehen, die Stimme ihres Gewissens hören, die Wahrheit erkennen, in der Demuth verharren?

Unterdeß schickt man seinetwegen nach Rom, man ruft die apostolische Autorität an, und damit der Papst seine Zustimmung nicht verweigere, stellt man ihm vor, daß die Eltern des jungen Mannes denselben schon bei seiner Geburt dem Kloster Clugny gewidmet haben. Niemand widerspricht; man läßt dazu nicht einmal Zeit, sondern verurtheilt Abwesende, die nicht im Stande sind, sich zu vertheidigen; die Ungerechtigkeit wird bestätigt; diejenigen, gegen welche sie begangen wurde, werden verurtheilt, der Schuldige wird straflos freigesprochen, und diese so leicht erlangte Freisprechung wird bestätigt durch eine grausame Dispens von dem Gelübde der Stabilität, welche die Unbeständigkeit eines schwankenden Geistes sicher stellt und ihn vollends in eine falsche und gefährliche Sicherheit versetzt. Der Inhalt der Entscheidung ist, kurz angegeben, folgender: „Der junge Mönch bleibe denen, welche ihn genommen haben, und die, welchen er genommen wurde, haben zu schweigen.“ Muß also eine durch das Blut Jesu Christi erkaufte Seele zu Grunde gehen, weil es den Mönchen von Clugny so gefällt? Man läßt ihn eine neue Profeß, neue Gelübde ablegen, die er niemals halten wird, und indem man bewirkt, daß er seine ersten Versprechen bricht, verdoppelt man seine Uebertretung und läßt ihn Sünde auf Sünde häufen.

Einst kommt Jener, der von neuem richtet, was schlecht gerichtet war, der die unerlaubten Versprechen verurtheilen, den Unterdrückten Recht sprechen und die Sache der Schwachen vertheidigen wird. Es wird ein Tag kommen, wo er nach der Drohung des Propheten selbst die Gerechten richten wird, wie viel mehr erst die Ungerechtigkeit! Der Tag des Gerichtes wird kommen, der Tag, wo das grade und einfältige Herz über die falsche Zunge triumphiren, wo das gute Gewissen mächtiger als alle Schätze sein wird, weil dieser unbestechliche Richter sich weder durch schöne Reden noch durch Geschenke gewinnen läßt. An deinen Richterstuhl, Herr Jesus, appellire ich, dir behalte ich das Urtheil in meiner Sache vor, Herr, Gott der Heerschaaren, unbestechlicher Richter, der du Herzen und Nieren erforschest und weder betrügen noch betrogen werden kannst; du unterscheidest die, welche sich selbst suchen, von denen, welche nur dich suchen. Du weißt, mit welcher Zärtlichkeit ich ihn in seinen Versuchungen unterstützt, wie viel ich für ihn vor dir geseufzt habe, welch

brennenden Schmerz mir seine Unruhe, sein Widerwille und alles, wodurch sein Heil gefährdet wurde, verursacht haben. Jetzt fürchte ich, daß es vergeblich gewesen sei. Ich habe zu viel Erfahrung, um nicht zu wissen, welche Gefahr ein heftiger, hochstrebender, junger Mann läuft, dessen Körper man zärtlich pflegt und dessen Herz man durch Eitelkeiten schmeichelt. Sprich für mich, o Jesus, mein höchster Richter, dessen Erkenntniß untrüglich ist! Urtheile du, welche von den beiden Verpflichtungen die unverbrüchlichste ist, ob die des Vaters, der seinen Sohn weiht, oder die des Sohnes, der sich selbst weiht und sich dabei zu etwas Vollkommeneren verpflichtet.

Und du Benedictus, Diener desselben Gottes, unser Gesetzgeber, urtheile, ob es richtiger ist, der Bestimmung Folge zu leisten, die man über uns getroffen hat, als wir noch Kinder und unfähig einer Wahl waren, oder Gelübde zu erfüllen, die wir selbst nach reiflicher Ueberlegung ausgesprochen haben. Es ist übrigens klar, daß seine Eltern ihn nur versprochen, nicht dargebracht haben; denn es scheint nicht, daß sie in vorgeschriebener Weise für ihn um Aufnahme angehalten haben, daß sie die Hände des Kindes in das Altartuch eingewickelt und daß man ihn nach den gewöhnlichen Formalitäten und in Gegenwart einer gewissen Anzahl von Zeugen geopfert habe. Wenn man diese vorgebliche Weihe durch die Gabe eines Grundstückes, welche man damals machte, und das sie heute noch besitzen, beweisen will, warum nahmen sie denn das eine ohne das andere? Faßten sie denn mehr ihr Interesse als das des Kindes in's Auge? Achteten sie das Grundstück mehr, als die Seele? Was that das Kind ferner in der Welt, wenn es dem Kloster gegeben war? Warum blieb es den Angriffen des Teufels ausgesetzt, da es für Gott erzogen werden sollte? Warum blieb das Schäflein Christi dem mörderischen Zahn des Wolfes zum Raube? Denn, mein lieber Vetter, ich rufe dich selbst zum Zeugen an, aus der Welt kamst du nach Citeaux und nicht nach Clugny! Man ließ dich anhalten, bitten, klopfen; gegen deinen Wunsch zögerte man wegen deines zarten Alters zwei Jahre, bis man dich aufnahm. Endlich, nach einer so langen Probe, nach vielen Bitten, ja selbst Thränen, wie ich mich erinnere, gab man deinem Drängen nach und nahm dich auf, und nachdem du der Regel gemäß ein ganzes Jahr ein strenges Noviziat bestanden hattest, legtest du mit voller Freiheit die Ordensgelübde ab und zogest das weltliche Kleid aus, das du bis dahin noch trugst, um das Ordenskleid anzulegen.

Junger Thor, was hat dich verblendet, gegen deine Gelübde dich aufzulehnen? Werden es nicht deine eigenen Worte sein, wegen derer du nicht gerechtfertigt oder verdammt wirst? Warum dich wegen der Versprechungen deines Vaters beunruhigen, für die du nicht verantwortlich bist, und die von dir selbst ausgesprochenen Gelübde vergessen, für die du Gott Rechenschaft ablegen mußt? Umsonst schmeichelst du dir mit der Dispens von Rom; du bist durch das Wort Gottes selbst gebunden: „Wer immer — spricht er — die Hand an den Pflug legt und hinter sich schaut, ist für das Reich Gottes nicht geeignet"; wenn auch diejenigen, welche dich zurückhalten, dich überreden wollen, es hieße nicht zurückschauen, wenn du ihnen folgest. Sieh dich wohl vor, mein theurer Sohn, dein Ohr nicht den Schmeicheleien der Gottlosen zu leihen, glaube nicht jedem Geiste! Unter so vielen Leuten, die dir ihre Freundschaft anbieten, suche unter tausenden einen klugen Führer. Gehe den Fallstricken einer trügerischen Annehmlichkeit aus dem Wege, frage dich selbst; gehe mit dir selbst zu Rathe; man kennt sich besser als Andere. Nachdem du dein Herz befragt und deine Absichten untersucht hast, laß dein Gewissen antworten wegen der Ursache deines Austrittes; frage es, warum du deine Regel, deinen Wohnort, deine Brüder, selbst mich verlassen hast, der ich mit dir mehr noch im Geiste verbunden bin, als nach dem Fleische. Wenn du

von hier nur fortgegangen bist, um ein strengeres, vollkommeneres Leben zu führen, so bleibe fest dabei, rühme dich mit dem Apostel, das zu vergessen, was hinter dir liegt, und nach dem Ziele der Seligkeit zu streben, wozu Gott uns bestimmt hat. Ist dies aber nicht der Fall, so erröthe und zittere; denn heißt es nicht, hinter sich schauen, heißt es nicht treulos und abtrünnig sein (gestatte, daß ich die Sache beim rechten Namen nenne), wenn du ausartest in dem, was du bei uns versprochen und beobachtet hast, sei es hinsichtlich der Speise und Kleidung, oder einer müßigen, zerstreuten, unstäten, zügellosen Lebensweise.

Ich sage dies nicht, um dich zu beschämen, sondern dich wie einen zärtlich geliebten Sohn zu belehren; denn hättest du selbst mehrere Meister, so hast du doch nur einen Vater: — mich. Ja, es sei mir erlaubt, dir zu sagen, daß ich es bin, der dich durch meine Unterweisungen und mein Beispiel dem Ordensstande gewonnen hat. Ich bin es, der dich mit Milch genährt hat, bereit, dir kräftigere Nahrung zu bieten, wenn du selbst kräftiger geworden sein würdest. Aber ach, du hast dich selbst vor der Zeit entwöhnt, und jetzt fürchte ich, daß alles, was ich durch meine Nachsicht geschont, durch meine Ermahnungen gestärkt, durch meine Gebete unterstützt habe, sich verliere und zerstreue. Und wozu bin ich gebracht worden? Ich beklage weniger die Nutzlosigkeit meiner Mühen, als das Unglück eines Sohnes, der verloren geht. Ich beklage mich darüber, daß ein Fremder mir den Ruhm raubt, dich gebildet zu haben, ohne daß es ihm irgend welchen Schmerz kostet; ich bin unglücklich wie jene Frau, der ihr Kind im Schlafe geraubt und der durch ihre Gefährtin an dessen Stelle das Kind gelegt wurde, das sie erdrückt hatte. Das ist die Beleidigung, die man mir zugefügt, indem man dich meinem Herzen entriß; das ist der Verlust, den ich beweine; das ist das Gut, das ich zurückverlange. Könnte ich meine eigenes Herz vergessen? Sollte ich nicht die grausamsten Schmerzen empfinden, wenn man mir die Hälfte meines Seins nimmt?

Woher kommt es, daß meine Freunde, deren Hände ganz blutig sind, es unternommen haben, mein Herz zu durchbohren? Warum haben sie ihre Zähne und ihre Zunge wie Pfeile und Schwerter geschärft, um mich so tödtlich zu treffen? Ach, wenn ich sie jemals beleidigt hätte (was ich nicht denke), so haben sie sich mit Wucher gerächt; denn ich spreche in Wahrheit, daß sie mir nicht bloß Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch entrissen, sondern daß sie mir die Lust meines Herzens, die Frucht meiner Arbeiten und — um zu sagen, was ich denke — mein anderes Ich geraubt haben. Und in welcher Absicht haben sie es gethan? Hatten sie Mitleid mit dir, waren sie unwillig darüber, daß ein Blinder es unternommen, einen andern zu leiten, und haben sie dich deshalb unter ihre Leitung genommen, um dich zu retten? Grausames Mitleid, das nicht anders dir Heil zu verschaffen wußte, als durch meine Verfolgung, noch anders dir das Leben zu geben, als indem sie mir das meinige raubten. Und wollte der Himmel, daß du auf Kosten meines Lebens lebtest! Aber wie, findet sich das Heil in der feinen Kleidung und im guten Essen? Besteht die Heiligkeit darin, Pelze zu tragen, kostbare Stoffe, lange Aermel und weite Kapuzen und gute Decken und ein gutes Bett zu haben? Wenn das so wäre, was hielt mich hier zurück? Warum gehe ich nicht, um mich mit dir zu vereinigen? Aber alle diese Weichlichkeiten kommen Kranken zu, die sich zu erleichtern suchen, nicht Soldaten, die kämpfen wollen. Nur für die, welche die Paläste der Könige bewohnen, schickt es sich, weichliche Kleider zu tragen. Die Speisen eines ausgesuchten Tisches, die Getränke, die Leckereien, welche man dort aufträgt, schwächen die Seele, während sie den Körper stärken. Ich rufe die frommen Einsiedler Aegyptens an, die nicht einmal Fische aßen. Ueber dies alles ist es nicht möglich, daß der Pfeffer, der

Ingwer und tausend andere Gewürze dem Gaumen schmeicheln, ohne die Begierlichkeit zu reizen. Wie kannst du deine Jugend in Sicherheit wähnen? Glaube im Gegentheile, daß dieses Gemisch einer Unzahl von Bestandtheilen nur erfunden ist, um die Gaumenlust zu reizen, und daß ein mäßiger Mann, der den Hunger abwartet, um zu essen, statt der Reizmittel nur des Salzes und Hungers bedarf.

Aber, wirst du sagen, wie soll ich, nachdem ich mich an solche Süßigkeiten gewöhnt habe, es anfangen, zu meiner früheren Strenge zurückzukehren? Mache wenigstens einige Anstrengungen, rühre die durch den Müßiggang erschlafften Hände, beschäftige dich, und die Bewegung wird dem, was du issest, die Würze geben, welche die Trägheit raubt; was dir in der Ruhe unschmackhaft vorkommt, wird dir nach der Arbeit köstlich munden. Die Arbeit weckt den Appetit, und der Appetit verleiht den Hülsenfrüchten, den Bohnen, dem Brei, dem gröbsten Brode und dem reinen Wasser einen köstlichen Geschmack. Wenn dir die Rauhheit unserer Kleidung Beschwerde macht, sei es im Winter oder im Sommer, so erinnere dich dessen, was du gelesen: „Der, welcher den Frost fürchtet, wird vor Kälte zittern." Wenn du das Wachen, das Fasten und die Handarbeit fürchtest, so betrachte das ewige Feuer, und alles dies wird dir leicht vorkommen. Das Andenken an die Finsterniß und das Gefängniß der Hölle wird bewirken, daß die Einsamkeit ihre Schrecken für dich verliere. Wenn du der genauen Rechenschaft über jedes unnütze Wort gedenken wirst, wird dir das Stillschweigen nicht mehr mißfallen. Die Thränen und das Zähneknirschen, wovon im Evangelium die Rede ist, so wenig du auch daran denkst, werden dir die Strohmatte und das Federbett gleich erscheinen lassen. Endlich sei treu im Aufstehen zur Nachtzeit, um die Psalmen zu singen, wie die Regel es vorschreibt; und das Bett wird dir recht hart vorkommen, wenn du nicht ruhig schläfst. Sei beharrlich in der Händearbeit, wie du es gelobt hast, und was man dir bei Tische aufträgt, wird wenig schmackhaft sein, wenn du es nicht mit Vergnügen issest!

Auf denn, Kämpfer Christi! Erhebe dich, schüttle den Staub ab, kehre zurück in den Kampf und mache, daß man die Schmach deiner Niederlage beim Anblicke deines verdoppelten Muthes vergesse. Es gibt viele Streiter, welche bis zum Siege ausharren; aber es sind nur wenige, welche, nachdem sie die Flucht ergriffen, in den Kampf zurückkehren. Und weil dann die Seltenheit die Dinge kostbar macht, welche Freude würde es für mich sein, dich so tapfer zu sehen, wie nur wenige dessen fähig sind. Wenn es dir an Muth fehlt, woher kommt es, daß du dich fürchtest, wo es nichts zu fürchten gibt, und daß du nichts fürchtest, wo alles zu fürchten ist? Glaubst du durch die Flucht dem Feinde zu entgehen? Schon ist dein Haus umzingelt, schon hat sich der Feind der Außenwerke bemächtigt, er bereitet sich zum Angriffe, dringt bis zu dir vor, und du schläfst! Du hältst dich ganz allein inmitten deiner Genossenschaft ohne Waffen für sicherer, als in deiner Waffenrüstung. Erwache, beeile dich! Vereinige dich wieder mit denen, welche du verlassen hast, und du wirst unüberwindlich sein. Du feiger und weichlicher Soldat, warum fürchtest du die Last und die Härte deines Helmes und Schildes? Hat man denn Muße, diese Last zu fühlen, wenn der Feind uns drängt und die Pfeile von allen Seiten fliegen? Es ist wahr, man kann nicht aus der Kühle des Schattens in die Gluth der Sonne, aus der Ruhe zur Anstrengung übergehen, ohne daß dieser plötzliche Uebergang etwas Mühe verursacht; aber diese Beschwerde mildert sich durch die Gewohnheit, und durch die Gewohnheit wird leicht, was unmöglich schien. Die Tapfersten zittern beim ersten Zeichen zum Gefechte; bald aber macht sie die Hoffnung des Sieges und die Furcht vor der Schande der Niederlage unerschrocken.

Komm also, kühn zu streiten; umgeben von deinen Brüdern, unterstützt von den Engeln, geführt von Christus, kannst du des Sieges nicht verfehlen; er ist's, der an unserer Spitze kämpft; er ruft uns zu: „Vertrauet, ich habe die Welt überwunden!" Wenn Christus für uns ist, wer wird dann wider uns sein? O glückseliger Kampf, den man für Jesus mit Jesus kämpft! Weder die Wunden, noch die Niederlage, noch der Tod, nichts außer einer schmählichen Flucht kann dich des Sieges berauben. Du verlierst ihn, wenn du fliehst; du verlierst ihn nicht, wenn du stirbst. Glücklich bist du, wenn du mit den Waffen in der Hand unterliegst; du stirbst nur, um gekrönt zu werden. Unglücklich bist du, wenn du durch die Flucht Sieg und Krone aufgibst. Gott bewahre dich vor diesem Unglücke, mein vielgeliebter Sohn, Gott bewahre dich davor, er, welcher dich im Gerichte um so härter verurtheilen wird wegen dieses Briefes, den ich dir schreibe, wenn er nicht findet, daß er zu deiner Besserung beigetragen habe." [1])

Dieser so schöne Brief, aus dem man so gut den Geist, die Seele, das Herz und den Stil des hl. Bernard erkennen kann, und welchen wir deshalb mitgetheilt haben, war von einem Wunder begleitet. Um ihn geheimer zu halten, war Bernard aus dem Kloster gegangen nnd hatte sich mit dem Mönche, welchem er ihn dictirte, im Freien niedergelassen; plötzlich fiel ein starker Regen; der Schreiber wollte das Pergament verschließen, aber Bernard sagte zu ihm: „Es ist das Werk Gottes, schreibe ruhig weiter." Er fuhr also fort zu schreiben, und obgleich es ringsum regnete, wurde der Brief doch nicht naß. Wilhelm, Abt von St. Thierry zu Rheims, Freund und Biograph des hl. Bernard, behauptet diese Thatsache von dem Mönche selbst, welcher ihm als Schreiber diente, erfahren zu haben. Dieser Brief, im Jahre 1119 geschrieben, brachte keine Wirkung hervor während der Verwaltung des Abtes Pontius, welcher ihn vielleicht nicht einmal dem Robert mittheilte; aber Petrus der Ehrwürdige, welcher im Jahre 1122 auf Pontius gefolgt war, schickte im ersten Jahre seiner Verwaltung Robert nach Clairvaux zurück. Aus einem seiner Briefe ersehen wir, daß es ihm nicht nur am Herzen lag, diesen Akt der Gerechtigkeit zu vollziehen, sondern daß ihm die besondere Achtung, welche er für den hl. Bernard empfand, dazu bewog, ihm noch mehrere Mönche von Clugny, welche in das Kloster von Clairvaux eintreten wollten, zuzuschicken [2]). Nach seiner Rückkehr lebte Robert noch 65 Jahre in vollkommener Beobachtung der Regel, wie Johannes der Eremit, der gleichzeitige Biograph des hl. Bernard berichtet, und in der Folge wurde er erwählt, die Abtei Maison-Dieu in der Diöcese Besançon zu leiten [3]).

7. Pontius, Abt von Clugny, war ein fähiger Mann, welcher bei der Welt in großem Ansehen stand und mit Kraft die sehr beträchtlichen Rechte und Güter seines Klosters vertheidigte. Aber er kümmerte sich wenig um das Innere seiner Gemeinde, um Beobachtung der häuslichen Zucht; die Sorge dafür überließ er seinem Prior; er selbst war fast immer außerhalb des Klosters und reiste mit einem so stattlichen Gefolge, daß man versichert, er habe bei der Visitation des Klosters von St. Bertin bis hundert Maulthiere gehabt, um sein Gepäck zu tragen. Der General einer Armee würde nicht so viel gehabt haben; aber der Abt von Clugny glaubte, seine Ausgaben nach seinen Einnahmen bemessen zu können, und zufrieden damit, die Vortheile des Oberhauptes zu genießen, vernachlässigte er es, die Verpflichtungen des-

---

1) S. Bern. epist. 1. — 2) Petr. Cluniac. l. 6, epist. 35. — 3) Johann. Eremita, Vita s. Bern. l. 1, n. 5. Ratisbonne, Hist. de S. Bern.

selben zu erfüllen, namentlich die, seinen Untergebenen ein gutes Beispiel zu geben, sie zur Beobachtung der Regel anzuhalten und dieselbe selbst zu beobachten.

Die Mönche von Clugny, welche bis dahin von heiligen Aebten regiert waren, nahmen Aergerniß an dem Aufwande, den der Abt Pontius machte, und an der Art der Verwendung des Klostergutes. Sie begnügten sich lange Zeit damit, unter sich darüber zu murren, endlich aber drang das Murren auch nach außen; die Mönche schrieben an den Papst Calixtus kurze Zeit vor seinem Tode, um ihm ihre Klagen vorzutragen und Hülfe von ihm zu erlangen.

Pontius war gerade in Rom; er wollte nach Frankreich zurückkehren, er nahm Abschied vom Papste und war sehr erstaunt, von diesem zu erfahren, daß seine Mönche sich über sein Betragen beklagt hatten. Zu stolz, um sich zu rechtfertigen, antwortete er, daß er lieber sein Amt niederlegen wolle, als Mönchen vorzustehen, die unzufrieden mit seiner Leitung wären. Der Papst machte erst einige Einwendungen gegen seine Abdankung; da er aber sah, daß Pontius darauf bestand, nahm er sie mit Vergnügen an. Pontius zog sich nach Apulien zurück und von da nach Jerusalem, wo er den Rest seines Lebens zubringen wollte.

8. Der Papst sandte den Mönchen von Clugny den Auftrag, zur Wahl eines neuen Abtes zu schreiten; sie wählten Hugo, Abt von Marcigni; er schien ganz geeignet zu sein, die Nachlässigkeit des Abtes Pontius wieder gut zu machen; kaum aber hatte er fünf Monate regiert, als er starb; und die Mönche wählten zu seinem Nachfolger Petrus Mauritius, dem seine Weisheit und Tugend den Beinamen „der Ehrwürdige" verschafften. Er war erst dreißig Jahr alt und schon Abt in Vezelay und dann in Domere in der Diöcese Grenoble gewesen. Er gehörte zu der Familie Montboissiers, einer der ältesten und angesehensten in der Auvergne, und war ein Nachkomme von Hugo, dem Stifter des Klosters vom hl. Michael de l'Ecluse. Sein Vater hieß Mauritius, seine Mutter Reingarde; sie hatten aus ihrer Ehe zwei Töchter und acht Söhne, von denen Peter der jüngste war. Vier ergriffen das klösterliche Leben, ein fünfter, Namens Heraclius, wurde Kanoniker und später Erzbischof von Lyon. Die Mutter wurde mit zwei von ihren Enkelinnen Nonne in Marcigni. Peter vermehrte sehr bald die Zahl der erbaulichen Beispiele, die er in seiner Familie fand; als Kind war er von seinen Eltern dem Kloster Clugny aufgeopfert; er legte dort seine Gelübde in die Hände des hl. Hugo ab, noch in den letzten Lebensjahren dieses hl. Abtes.

Man hatte sich nicht getäuscht in den Hoffnungen, die man auf die Klugheit und Frömmigkeit Peters setzte, als man ihn zum Abte von Clugny wählte; er stellte in diesem Kloster sehr bald den Frieden und die Ordnung wieder her. Es dauerte aber nicht lange, so bereute Pontius seine Abdankung; er kam von Jerusalem nach Frankreich zurück und wollte mit bewaffneter Hand die Regierung wieder an sich bringen. Der Abt Peter war abwesend; der Prior ließ dem Pontius die Pforte verschließen; dieser aber ließ sie erbrechen und drang mit bewaffneter Mannschaft und mit Weibern in's Kloster. Eine Anzahl Mönche waren für ihn, und es gab deshalb einen innern Krieg im Kloster und viele Gewaltthätigkeiten außerhalb desselben. Nachdem Pontius sich zum Herrn von Clugny gemacht hatte, kerkerte er die Mönche ein, oder verjagte sie, die sich geweigert hatten, ihn anzuerkennen. Er bemächtigte sich der goldenen Kreuze, der Leuchter und goldenen Weihrauchfässer; er schonte nicht der Reliquienkasten und Kelche und verschaffte sich dadurch eine bedeutende Summe Geldes, um damit die Truppen zu unterhalten, die er zur Belagerung

der Schlösser und Meierhöfe des Klosters brauchte. Diese Gewaltthaten übte er vom Anfange der Fasten 1125 bis zum 1. October aus.

Als der Papst Honorius II. dieses große Aergerniß erfuhr, sandte er den Cardinal-Diakon Peter, damit dieser vereint mit Humbald, dem Erzbischofe von Lyon, Hülfe schaffte. Der Legat excommunicirte Pontius und dessen Anhänger. Alsdann befahl der Papst den beiden Prätendenten, sich nach Rom zu begeben, damit er ein Urtheil fällen könnte, nachdem er sie gehört hätte. Peter gehorchte und wurde von einer großen Anzahl Prioren seines Ordens begleitet, die ihn für ihren rechtmäßigen Abt anerkannten. Pontius begab sich ebenfalls dahin und war von einigen Anhängern begleitet; da er aber excommunicirt war, sandte ihm der Papst den Befehl zu, sich erst zu rechtfertigen, bevor er vor ihm erschiene. Pontius empfing diesen Befehl mit Verachtung und Trotz; er antwortete, daß ihn auf Erden kein Mensch excommuniciren könne, und im Himmel habe der hl. Petrus allein die Macht dazu. Gereizt durch eine so unverschämte Antwort bestand der Papst darauf, Pontius nicht zur Audienz zuzulassen, bis die Excommunication von ihm genommen wäre. Er ließ also den Mönchen sagen, die Pontius begleiteten, sie hätten zu erscheinen und seine Sache zu vertheidigen, wenn sie nicht ebenfalls mit ihm verurtheilt werden wollten. Sie antworteten, daß sie gehorchen wollten. Mit bloßen Füßen begaben sie sich zum Palaste des Papstes und begannen damit, sich für schuldig und excommunicirt zu erklären, baten um Absolution von den Censuren und erhielten dieselbe, wonach sie die Angelegenheit des Pontius vertheidigten. Matthäus, welcher später Cardinal wurde und jetzt Prior von St. Martin bei Paris war, vertheidigte die des Peter. Nachdem der Papst beide Parteien gehört hatte, zog er sich mit seinem Rathe zurück, um über den Urtheilsspruch zu verhandeln. Die Entscheidung dauerte sehr lange. Endlich, als er nach einigen Stunden wieder eingetreten war, beauftragte er den Bischof von Porto, den ermittelten Urtheilsspruch zu verkünden, nach welchem die römische Kirche Pontius für einen Usurpator, für sacrilegisch und schismatisch erklärte, ihn aller kirchlichen Würden entsetzte und dem Abte Peter das Kloster Clugny nebst allem dazu Gehörigen überwies. Sobald der Urtheilsspruch verkündigt worden war, vereinigten sich die Anhänger des Pontius mit den andern Mönchen mit so viel Herzlichkeit, daß man hätte meinen können, es habe nie eine Spaltung zwischen ihnen stattgefunden. Diese so traurige Wunde schloß sich in einem Augenblicke so gut, daß man nicht einmal eine Narbe sah. Der Papst ließ Pontius in einen Thurm einsperren, wo dieser Abt kurze Zeit darauf starb. Honorius gab dem Abte Peter Nachricht davon und bemerkte ihm, daß, obgleich Pontius verweigert habe, Buße zu thun, man ihn doch aus Rücksicht für das Kloster Clugny mit Ehren, d. h. in geweihter Erde begraben habe. Er wurde zu St. Andreas ohne großen Prunk beerdigt, denn ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, daß man ihn wie einen Armen und Gefangenen beerdigt habe.

9. Um diese Zeit empfing der hl. Bernard von den Einsiedlern der großen Karthause einen Brief heiliger Freundschaft, auf den er in folgenden Ausdrücken antwortete:

„Bruder Bernard von Clairvaux wünscht den sehr ehrwürdigen Vätern und seinen sehr lieben Freunden, Guigo, Prior der Karthause, und allen heiligen Mönchen seiner Genossenschaft das ewige Heil! Der Brief eurer Heiligkeit hat mir um so mehr Freude gemacht, als ich mir schon lange einen wünschte. Je weiter ich las, desto mehr fühlte ich, daß in meiner Seele ein Feuer entbrannte, und es erschien mir wie ein Strahl desjenigen, welches der Herr auf die Erde gebracht hat. O wie groß muß das Feuer der göttlichen Liebe sein, durch welches Gott eure Herzen verzehrt, da die Funken, die daraus

sprühen, schon so heiß sind. Ja ich gestehe aufrichtig, ich bin so durchdrungen von den flammenden Worten eurer Begrüßung, daß ich glaubte, es seien keine Menschen, welche mich begrüßten, sondern Gott selbst. Es war nicht ein Gruß bloßer Höflichkeit, wie man ihn im Vorübergehen gibt, sondern diese so süße und unerwartete Segnung ging, ich fühle es, aus dem Innersten der Liebe hervor. Der Herr segne euch dafür, daß ihr die Güte hattet, mir zu schreiben und mir die Freiheit gestattetet, euch wieder zu schreiben. Ich hätte niemals anfangen dürfen, wie große Lust ich auch dazu hatte. Ich hätte gefürchtet, eure Ruhe zu stören, eure geheimen Unterredungen mit Gott zu unterbrechen, so wie das ununterbrochene und heilige Stillschweigen, das euch umgibt und durch unnütze Worte jene Ohren zu zerstreuen, die immer aufmerksam auf die Stimme vom Himmel sind ..... Aber die Liebe ist kühner als ich. Diese Mutter inniger Freundschaften klopft an die Pforte eines Freundes ohne Furcht, abgewiesen zu werden, und um von ihren eigenen Angelegenheiten zu euch zu reden, zaudert sie nicht, eure Ruhe zu stören, so lieb sie euch auch sein mag. Sie erhebt euch zum Herzen Gottes und läßt euch von dort herabsteigen, nicht bloß um mich anzuhören, wenn ich spreche, sondern auch, um mich zum Sprechen aufzufordern, wenn ich mir nicht getraue, den Mund zu öffnen. Welche Güte! welche Zuvorkommenheit! Aber ich lobe und bewundere besonders den so reinen Eifer, der euch den Herrn benedeien und euch meinen vermeintlichen Fortschritt in der Tugend rühmen läßt. Es ist mir ruhmreich, von Dienern Gottes geehrt zu werden; es ist mir süß, von ihnen geliebt zu werden, so unwürdig ich mich auch dieser Ehre und Liebe fühle.

Es ist mein Ruhm, meine Freude, die Lust meines Herzens, meine Augen nicht umsonst zu jenen heiligen Bergen erhoben zu haben, von wo mir so mächtige Hülfe kommt. Es ist dadurch über unsere Thäler ein sanftes, befruchtendes Wasser geflossen und wird, so hoffe ich, weiterhin fließen, daß sie Früchte im Ueberfluß hervorbringen lassen wird. Und unter meinen festlichsten Tagen werde ich in steter Erinnerung jenen Tag feiern, an dem ich jenen Mann gesehen und empfangen habe, der mich in eure Herzen eingeführt hat. Ihr sagt mir zwar, daß ich vordem schon darin gewesen, aber ich fühle wohl, daß ich die enge Freundschaft, die uns nun verbindet, den vortheilhaften Berichten schulde, die er euch über mich mitgetheilt hat, freilich mehr nach seiner guten Meinung, als seiner Kenntniß gemäß. Ich kann nicht glauben, daß ein Christ und ein Ordensmann gegen seine Ansicht spreche und sehe an mir die Erfüllung der Worte des Herrn: „Wer den Gerechten wie einen Gerechten empfängt, wird die Belohnung eines Gerechten erhalten“. Ich habe den Gerechten, den ihr mir sandtet, empfangen und erhalte dafür die Belohnung, indem ich bei euch für einen Gerechten gelte. Wenn er etwas zu viel von mir gesagt hat, so hat er weniger nach der Wahrheit, als gemäß der Redlichkeit seines Herzens gesprochen. Ihr habt ihn gehört, ihr habt ihm geglaubt, ihr habt euch gefreut das zu hören, was er euch sagte, und ihr habt mir geschrieben, um mir eure Freude darüber zu bezeugen. Von eurer Seite habt ihr mir eine sehr innige Freude bereitet, nicht bloß durch die Beweise einer ganz besondern Freundschaft für mich, sondern weil ich daraus die Reinheit und Geradheit eurer Herzen klar erkannte und in wenigen Worten sah, von welchem Geiste ihr beseelt seid.[1])“

Nach dieser Einleitung, deren ganze Zartheit in einer Uebersetzung nicht wiedergegeben werden kann, handelt der hl. Bernard von der göttlichen Liebe und den verschiedenen Graden, durch welche man sich zu ihr erhebt. Die

1) S. Bern. Epist. 11.

Welt ahnt nicht einmal diese heilige und unaussprechliche Liebe, welche die Herzen und Seelen in göttlicher Freude vereint.

Gegen Ende des Jahres 1123 benutzte Bernard eine Reise, die er im Interesse seines Klosters zu machen genöthigt war, um sich nach Grenoble zu begeben, wo ihn der hl. Erzbischof Hugo wie einen Gesandten vom Himmel empfing. Dieser Prälat, ebenso ausgezeichnet durch seine Heiligkeit wie durch sein hohes Alter, warf sich vor dem Abte von Clairvaux nieder, der damals erst 32 Jahre zählte, und diese beiden Kinder des Lichtes, sagt der sel. Wilhelm von St. Thierry, vereinigten sich so, daß sie fortan nur ein Herz und eine Seele bildeten und durch die unauflöslichen Bande der Liebe Jesu Christi mit einander verbunden waren. Sie fanden sich in Uebereinstimmung mit dem Urtheile der Königin von Saba über Salomon: jeder von ihnen war entzückt, in dem andern mehr zu finden, als der Ruf verkündigt hatte.

Von mehreren Mönchen begleitet zögerte der Diener Gottes nicht, die Felsen und wilden Berge zu besteigen, auf deren Gipfel die Karthäuser ihre Kreuze und Zellen errichtet hatten. Sein Besuch verursachte eine so hohe Freude, daß noch jetzt, wie man sagt, das Andenken daran lebendig ist und die Jahrhunderte es nicht auszulöschen vermochten.

Indeß gab es einen Karthäuser, der sich an dem glänzenden Reitthiere des hl. Bernard ärgerte; dieser kam in der That auf einem Pferde an, das eine prächtige Decke hatte, und dieser Luxus hatte den guten Mönch peinlich berührt. Er begriff nicht, wie ein solcher Aufzug sich vereinigen lasse mit dem Rufe der Heiligkeit und dem Gelübde der Armuth dieses Mönches. Der Karthäuser konnte seinen Gedanken nicht verbergen und entdeckte ihn einem Mönche aus der Begleitung des hl. Bernard; als dieser davon hörte, verlangte er alsbald das Reitthier zu sehen, indem er unbefangen eingestand, daß er gar nicht darauf geachtet und es nur angenommen habe, wie ein Mönch von Clugny es ihm zum Zwecke seiner Reise geliehen hatte. Diese schlichte Erklärung, welche zeigt, bis zu welchem Grade er seine Sinne abgetödtet hatte, verursachte große Freude in der frommen Genossenschaft und wurde für sie ein Gegenstand der Erbauung.

10. Der Orden von Clugny, welcher bis jetzt mit Recht in der ganzen Kirche Ruhm genossen hatte, fing an, sich seinem Verfalle zuzuneigen. Der Orden der Cistercienser war in seinem ersten Eifer; daraus läßt sich eine gewisse Spannung zwischen ihnen leicht erklären. Die Cistercienser, welche ein sehr geregeltes Leben führten, verurtheilten lebhaft einige Gebräuche oder Mißbräuche der Mönche von Clugny. Diese legten die Uneinigkeit dem hl. Bernard zur Last. Seine Freunde forderten ihn auf, sich gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen; namentlich that dies der Abt Wilhelm von St. Thierry, der ihn bat, die Einigkeit unter diesen beiden Orden wieder herzustellen, jedoch solle er das bezeichnen, was in den Gebräuchen von Clugny der Verbesserung bedürftig sei. Der hl. Bernard theilte seine Apologie in zwei Theile; in dem ersten tadelt er strenge die Cistercienser, welche auf Grund ihres strengen Lebens die Cluniacenser wegen ihrer minder strengen Lebensweise verachteten, in dem zweiten spricht er über die Mißbräuche, welche die alte Observanz in Clugny entehrten.

Er versichert Wilhelm, an den die Arbeit gerichtet ist, daß sowohl er, als auch die Seinigen weit davon entfernt seien, einen religiösen Orden, wie den von Clugny, herabsetzen zu wollen, wo es heilige und so erleuchtete Männer gäbe, daß man sie für Lichter der Welt halte. Er sagt: „Wenn es geschähe, daß wir uns in pharisäischem Stolze über jene erhöben, welche besser sind, als wir, wozu würde uns unsere Abtödtung, unser Fasten, unser Wachen, unsere Händearbeit und die andern Strengheiten unseres Lebens

dienen? Gäbe es nicht ein bequemeres Leben, um zur Hölle zu gelangen? Wer hat mich jemals übel von diesem Orden reden hören, sei es im Geheimen oder öffentlich? Habe ich je ein Glied desselben nicht mit Freude, mit Ehrenbezeugungen und Hochachtung aufgenommen?" Er lobt den Orden wegen seines reinen Lebens, wegen der Liebe, die man da an Fremden übe, wie er selbst es erfahren habe, und beweist seine Achtung für ihn damit, daß er mehrere Cluniacenser abgewiesen habe, die in Clairvaux eintreten wollten, und fügt hinzu, daß unter diesen zwei ihm befreundete Aebte seien, denen er gerathen habe, die Leitung ihrer Klöster zu behalten.

Er zeigt, wie die Verschiedenheit der religiösen Orden in keiner Weise an dem Bande der Einheit und Liebe rütteln dürfe; der Grund, welchen er dafür angibt, liegt darin, daß man nirgends eine sichere Ruhe finden würde, wenn die, welche einen besondern Orden wählten, solche, die anders lebten, verachteten, oder sich von ihnen verachtet glaubten, weil es unmöglich ist, daß ein Mensch für alle Orden sich eigne, noch daß ein einziger Orden alle Menschen umfasse. Er vergleicht die verschiedenen Orden der Kirche mit dem Rocke Josephs, welcher, obgleich von verschiedenen Farben, doch nur einer war, was ein Zeichen der Liebe sei, welche unter all diesen Orden herrschen solle. Ich lobe alle, fügt er hinzu, und ich liebe alle, vorausgesetzt, daß sie fromm und gerecht in der Kirche leben, an welchem Orte sie sich auch befinden mögen, und wenn ich auch in Wirklichkeit nur einem Orden angehöre, so bin ich doch durch die Liebe mit allen verbunden, die mir, wie ich mit Zuversicht hoffe, die Früchte aller Observanzen verschaffen wird, welche ich nicht beobachte.

Indem er sich dann an die Mönche seines Ordens wendet, frägt er sie, wer sie zu Richtern über Andere eingesetzt habe, und warum sie, wenn sie sich der treuen Beobachtung der Regel rühmten, dieselbe verletzten, indem sie Andere tadelten. Er gibt zu, daß die Cluniacenser nicht der Regel gemäß lebten, und zwar in der Kleidung, Nahrung und Arbeit, daß sie Pelze trügen, bei völliger Gesundheit Fleisch oder Fett genössen, daß sie Handarbeit und mehrere andere Uebungen vernachlässigten; aber er hält fest, daß das Reich Gottes in uns sei, wie die hl. Schrift sagt, und dieser sei die Regel des hl. Benedict nicht entgegen; das Wesen dieser Regel bestehe weder in der Kleidung, noch in der äußern Verpflegung des Körpers, sondern in der Tugend des innern Menschen; denn es sei unnütz, ein hartes, mühsames Leben zu führen, wenn das Herz voll Stolz und die Seele der Demuth beraubt sei. Der hl. Bernard hält Observanzen des klösterlichen Lebens nicht für unnütz oder bedeutungslos; im Gegentheile befiehlt er deren Beobachtung; aber er will, daß man sich bei der Beobachtung derselben bestrebe, die Seele mit christlichen und klösterlichen Tugenden zu schmücken. Der Vorwurf der Verleumdung, welchen der hl. Bernard im ersten Theile seines Werkes seinen Ordensgenossen macht, kann nicht die treffen, welche in Clairvaux unter seiner Leitung standen, da er im Eingange sagt, daß er und die Seinigen weit entfernt davon seien, einen andern Orden zu schmähen.

In dem zweiten Theile spricht er von den Gewohnheiten von Clugny, die von den Cisterciensern der andern Klöster aus Unbesonnenheit getadelt wurden; es sei nicht recht, die Diener eines Andern zu verurtheilen, was vom hl. Paulus ausdrücklich verboten werde. Der hl. Bernard gibt gerne zu, daß die Stifter des Ordens zu Clugny die Disciplin derart geordnet hätten, daß dort eine viel größere Anzahl ihr Heil finden könnte, und er nimmt sich wohl in Acht, auf ihre Rechnung all die Eitelkeiten und den Ueberfluß zu setzen, die von Einzelnen eingeführt wurden. „Ich staune, woher eine so große Unenthaltsamkeit in den Mahlzeiten, so viel Uebermaß in der Kleidung, den Betten, den Reitthieren und Gebäuden unter die Mönche gekommen sei,

und wie man sagen könne, daß Frömmigkeit und Zucht dort desto besser beobachtet werden, jemehr man sich darin gehen lasse[1])." In das Einzelne eingehend, tadelt er die Verschwendung bei den Gastmählern, die man Fremden gab, und vergleicht die Art, diese aufzunehmen, mit dem, was in der Zeit des hl. Antonius geschah; er sagt: „Wenn es sich traf, daß jene Mönche einander aus Liebe besuchten, so waren sie so eifrig, einander mit dem Brode der Seele zu bewirthen, daß sie das dem Leibe nöthige Brod vergaßen und oft den ganzen Tag zubrachten, ohne zu essen, sich nur mit geistlichen Dingen beschäftigend; aber jetzt findet sich Niemand mehr, welcher das himmlische Brod verlangt, Niemand, der es gibt; man unterhält sich weder über die hl. Schrift, noch von dem, was sich auf das Heil der Seele bezieht. Während der Mahlzeit werden nur frivole Reden gehalten, denen man um so eifriger zuhört, je mehr man den Mund mit Speisen füllt." Von dem Ueberflusse in der Nahrung geht er über auf den Aufwand in der Kleidung. Die Regel des hl. Benedict befiehlt, daß sie vom billigsten Stoffe gefertigt werde. Man hält sich nicht mehr daran; die Mönche lassen sich ein Habit von demselben Stoffe machen, von dem ein Ritter seinen Mantel nimmt, so daß die Vornehmsten der Welt, seien es nun Könige oder Kaiser, es nicht verschmähen würden, sich der Mönchskleider zu bedienen, wenn sie nur einen ihrem Stande angemessenen Schnitt hätten.

Sache der Aebte war es, diese Unordnungen zu unterdrücken, aber sie machten sich selbst derselben schuldig. Der, welcher selbst strafwürdig ist, tadelt Andere nicht. Der hl. Bernard wirft ihnen die Pracht ihres Gefolges vor, das oft aus so viel Menschen und Pferden bestanden, daß das Gefolge eines Abtes für zwei Bischöfe genügt hätte. Von dem Abte Suger von St. Denys sagte er: „Ich habe einen gesehen, der mehr als sechzig Pferde hatte." Der hl. Bernard duldete nur sehr ungern den Prachtaufwand in den Klosterkirchen sowohl hinsichtlich ihrer Größe als ihrer Ausschmückung und der Gemälde. Er sagt, daß diese nur die Neugier der Gläubigen reizen, sie verhindern, auf ihre Gebete zu achten, und in gewissem Sinne die alten Gebräuche der Juden erneuern. Aber mit Macht erhebt er sich gegen die wunderlichen Malereien, welche man in der Clausur der Klöster selbst an den Orten anbrachte, wo die Mönche gewöhnlich ihre Lesung hielten, Gefechte, Jagden, Affen, Löwen, Centauren und andere Ungeheuer, welche doch nur Zerstreuungen herbeiführen konnten und die Mönche vielleicht mehr beschäftigten, als die Bücher, welche sie in den Händen hielten. „Wenn man sich solcher Unschicklichkeiten nicht schämt, — fügt er hinzu, — so scheue man doch wenigstens die Ausgabe."

Der hl. Bernard hätte noch andere Mißbräuche in dem Orden von Clugny aufdecken können; aber die Ungeduld des Bruders Oger, diese Apologie an Wilhelm von St. Thierry zu überbringen, nöthigte ihn, hier aufzuhören. Außerdem bedachte er, daß wenige Ermahnungen, aber in Sanftmuth und Frieden ertheilt, nützlicher sind, als viele, welche von Hochmuth und Aergerniß begleitet sind. „Wolle Gott, sagt er, daß das Wenige, was ich geschrieben habe, Niemandem Aergerniß gebe; denn indem ich die Laster tadele, beleidige ich die Lasterhaften, wie ich sehr wohl weiß. Vielleicht auch fügt es der liebe Gott, daß diejenigen, welche ich beleidigt zu haben fürchte, mir Dank wissen, wenn sie ihr Betragen ändern."

Er schließt mit folgenden Worten an den Abt von St. Thierry, den er als dem Orden von Clugny angehörig betrachtet: „Ich lobe und veröffentliche, was es Lobenswerthes in eurem Orden gibt; wenn es etwas

1) S. Bern. opera, edit. Gaume, t. I. col. 1235.

Tadelnswerthes gibt, rathe ich euch, es zu verbessern. Das ist der Rath, den ich meiner Gewohnheit gemäß auch meinen andern Freunden gebe; ich bitte euch, ebenso in Rücksicht auf mich zu handeln[1]).“

Peter der Ehrwürdige, Abt von Clugny, verfaßte seinerseits eine Apologie seines Ordens und richtete dieselbe an den hl. Bernard, dem er ebensoviel Achtung als Freundschaft erwies. In das Einzelne der Vorwürfe eingehend, die man den Cluniacensern machte, sagt er: „Man beschuldigt uns, daß wir Novizen zur Profeß zulassen, ohne Prüfung und ohne das Noviziatsjahr abzuwarten, das von der Regel vorgeschrieben ist; aber wenn der Herr zu dem reichen Jünglinge sagt: „Wenn du vollkommen sein willst ꝛc.“ — bewilligte er ihm dann auch ein Jahr, um an seine Bekehrung zu denken? Wenn er vom hl. Petrus verlangt, daß er seine Netze, und vom hl. Matthäus, daß er seine Zollstätte verlasse, hat er sie nicht in einem Augenblicke zu Aposteln gemacht? Indem wir versprechen, der Regel des hl. Benedict zu folgen, haben wir da gelobt, das Evangelium nicht zu befolgen? Wir thun nichts gegen diese Regel, wenn wir nach den Regeln der Liebe handeln, indem wir einige Novizen ohne die Probezeit eines ganzen Jahres aufnehmen, indem wir fürchten, daß sie ihren Beruf verlieren, und daß man sie der Gefahr aussetze, in die Welt zurückzukehren, wenn sie nicht durch den Gedanken an ihr Gelöbniß davon zurückgehalten werden. Er fügt hinzu, daß der hl. Benedict, obgleich ein Probejahr durch die Regel vorgeschrieben sei, nichtsdestoweniger dem Abte die Macht zugestehe, alles so anzuordnen, daß die Seelen gerettet würden, und es sei nicht zu verwundern, wenn die klösterliche Disciplin Veränderungen erlitten habe, da selbst die kirchliche Zucht nach verdenen Umständen sich geändert habe.

Man frägt uns, fährt Peter von Clugny fort, mit welchem Rechte wir uns Pelze erlauben, von denen die Regel nichts sagt; wir antworten darauf, daß die Regel sie nicht verbietet, und daß sie im Allgemeinen erlaubt, die Brüder so zu kleiden, wie Klima und Jahreszeiten es verlangen. Sie hat nichts festgestellt bezüglich der Kleider, sondern überläßt alles der Klugheit des Abtes.“ Er gibt denselben Grund an für die Unterkleider, die Ausstattung der Betten und die Vermehrung der Nahrung der Mönche.

„Wir nehmen, sagt man, Jene wieder auf, die schon dreimal aus dem Kloster geflohen sind; das ist wahr, aber hat Jesus Christus nicht dem hl. Petrus verziehen? Hat er ihn nicht mit der Sorge über seine Heerde betraut und ihn zum Fürsten und Haupte der Apostel gemacht, selbst nachdem dieser ihn dreimal verleugnet hatte? Muß die Pforte der Barmherzigkeit dem Sünder nicht bis zum letzten Athemzuge geöffnet bleiben? Die Regel selbst verbietet nicht, den zum dritten Male wieder aufzunehmen, der aus eigner Schuld aus dem Kloster getreten ist; sie sagt nur, er solle wissen, daß ihm nach seinem dritten Austritte die Thüre verschlossen sei, aber nicht, daß man sie nicht mehr öffnen könne.

Man beschuldigt uns in Betreff der Fasten, sie geändert oder fast ganz beseitigt zu haben; aber wir glauben nicht, von der Regel des hl. Benedict abgewichen zu sein, ausgenommen vielleicht die Mittwoche und Freitage von Pfingsten bis zum 13. September, an welchen Tagen man bis zur Non nicht essen soll, wo hingegen man an den andern Tagen zur Zeit der Sext oder um Mittag speiset; aber auch die Feststellung dieser Stunden ist der Klugheit des Abtes überlassen. Es ist nichtig, uns die Vernachlässigung der Handarbeit vorzuwerfen; die Regel schreibt sie nur vor, um dem Müßiggange vorzubeugen. Nun, wir vermeiden ihn, indem wir uns mit hl. Uebungen beschäf-

---

1) S. Bern. Oper. edit. Mab., pag. 524 sqq.

tigen, mit Gebet, Lesung und Psalmengesang." Peter v. Clugny führt an, daß der hl. Maurus, als er vom hl. Benedict nach Frankreich gesandt war und sah, daß das Kloster, welches er in der Diöcese Angers erbaut hatte, mit allen zum Leben nothwendigen Dingen ausreichend versehen war, ohne daß die Mönche genöthigt waren, sich durch Handarbeit dieselben zu erwerben, diesen Mönchen nur geistliche Uebungen vorgeschrieben habe. Dieses Beispiel ist aus einer apokryphen Lebensbeschreibung dieses Heiligen entnommen. Peter verwirft als kindisch den Vorwurf, den die Cistercienser den Cluniacensern machten, daß sie sich bei der Ankunft und Abreise der Gäste vor ihnen nicht nieder werfen und ihnen die Füße nicht waschen. „Wenn diese Uebung, sagt er, nicht ohne Gefahr für das Heil unterlassen werden könnte, wie Jene sagen, welche uns diesen Vorwurf machen, so würde es nöthig sein, daß sich die Gemeinde immer im Gastzimmer befände, oder daß die Gäste in der Clausur oder in den Werkstätten aufgenommen würden. Aber die Folge davon würde sein, daß die Mönche nicht mehr Mönche wären und daß sie bei der großen Anzahl von Gästen kein klösterliches Leben führen könnten, indem sie fortwährend genöthigt wären, mit Weltleuten jeden Ranges und selbst mit Frauen zu verkehren. Es würde ferner daraus hervorgehen, daß man das Officium beseitigen müsse, um den Fußwaschungen obzuliegen. Wir thun in dieser Beziehung, was wir können, fährt Abt Peter fort, und um diesen Punkt der Regel nicht zu vernachlässigen, wäscht jeder Mönch, vom Abte angefangen, jährlich drei Gästen die Füße und bietet ihnen Brod und Wein an. Die Kranken allein sind von dieser Uebung dispensirt." Gemäß der Regel des hl. Benedict soll der Abt ein Verzeichniß aller zum Kloster gehörigen Werkzeuge und Hausgeräthe haben, und er soll mit den Gästen an demselben Tische essen. Die Mönche, welche nicht beim gemeinschaftlichen Officium sind, sollen es da recitiren, wo sie sich befinden, und dieselben Kniebeugungen machen, als ob sie im Chore wären; wenn die Brüder sich begegnen, soll der Jüngere den Aelteren um den Segen bitten; an die Klosterpforte soll man einen ältern, weisen Mönch stellen, der allen Ankommenden Deo gratias antworte. Nichts von allem diesem geschah bei den Cluniacensern, und obgleich die Regel nur von einem einmaligen Gelübde der Stabilität, der Conversion und des Gehorsams spricht, so erneuerten sie dasselbe doch jedesmal, wenn sie das Kloster wechselten. Peter antwortet, daß der Abt nicht alles selbst thun könne und durch die Regel befugt sei, einen Theil seiner Verpflichtungen auf Andere zu übertragen, und daß sie ihm deshalb befiehlt, Dekane zu wählen; daß er wohl gehalten sei, mit den Gästen zu essen, wenn sie mit Speisen des Klosters genährt würden; es würde aber unschicklich sein, alle Fremde ohne Unterschied im Refectorium essen zu lassen, und ebenso unpassend wäre es, wenn der Abt die Mönche verließe, um mit den Gästen ohne Unterschied zu speisen; in Clugny sei es Gebrauch, daß er im Refectorium esse, außer im Falle der Krankheit, oder wenn die Stellung der Gäste derartig sei, daß der Abt ihnen Gesellschaft leisten müsse; die Mönche dieser Congregation unterließen die Kniebeugungen nicht, wenn sie auf dem Felde seien, außer bei schlechtem Wetter, hätten aber alsdann zum Ersatze ein Miserere zu beten; die jungen Mönche müßten bei der Begegnung mit Aeltern außerhalb der regelmäßigen Orte mit lauter Stimme um den Segen bitten, aber im Innern der Clausur denselben nur durch eine tiefe Verbeugung verlangen und das Stillschweigen beobachten. Wenn man auch nicht immer einen älteren Mönch an die Pforte stelle, trage man doch Sorge, daß es verständige und treue Personen seien; es sei auch nicht nöthig, an die Pforte zu klopfen, auf daß sie geöffnet werde, noch für den Pförtner, Deo gratias zu antworten, da die Thüren den Tag über nicht geschlossen werden; es sei ferner nicht unpassend, daß die Mönche das Gelübde der

Stabilität erneuern, wenn sie das Haus wechseln, weil die Regel dies einem fremden Mönche gestatte. Um auf die Klagen zu antworten, daß man die Mönche eines andern Klosters in dem von Clugny ohne Erlaubniß des betreffenden Abtes und ohne Empfehlungsbriefe aufnehme, sagt Petrus, daß man keineswegs einen Mönch aus einem andern Kloster ohne Zustimmung seines Abtes aufnehmen solle, wenn dieser Abt in Rücksicht auf diesen Mönch die Pflichten eines Hirten erfüllt habe und Sorge für seinen Unterhalt trage, ohne welchen die Seele sich nicht retten, noch der Körper sich erhalten könne; aber wenn dieser Mönch sich nicht retten könne und nichts habe, die körperlichen Bedürfnisse zu befriedigen, so dürfe er seinen Abt ohne dessen Erlaubniß verlassen, und die Abtei von Clugny habe aus diesem Grunde vom hl. Stuhle ein Privilegium erhalten, alle Mönche aufzunehmen, welche wegen einer oder der andern dieser Ursachen genöthigt seien, ihr Kloster zu verlassen.

„Ihr wollt, sagten die Cistercienser zu den Cluniacensern, keinen eignen Bischof haben, was gegen den Gebrauch der ganzen Kirche ist; woher sollt ihr denn den hl. Chrysam, die hl. Weihen, die Consecration eurer Kirchen, die Benediction eurer Friedhöfe und all das bekommen, was in canonischer Weise ohne den Bischof oder seine Anordnung nicht vorgenommen werden kann."

Der Abt von Clugny antwortet: „Wir haben einen eignen Bischof, welcher der Papst ist, der erste, der würdigste aller Bischöfe, ihm allein gehorchen wir; von ihm allein könnten wir, wenn es erforderlich wäre, interdicirt, suspendirt und excommunicirt werden. Er hat die Kirche von Clugny keinem andern Bischofe, in dessen Besitze sie gewesen wäre, weggenommen, sondern er hat sie nur auf die Bitten der Stifter bewahrt, damit sie ihm allein so unterworfen sei, wie sie es geordnet haben; da der Papst zu weit entfernt ist, um uns die hl. Oele zu geben, uns die Weihen zu ertheilen und alle andern Funktionen vorzunehmen, hat er uns erlaubt, uns in allen diesen Sachen an jeden beliebigen katholischen Bischof zu wenden. So entfernen wir uns in nichts von den Gebräuchen anderer Mönche, noch von denen der Christen." Er citirt verschiedene, den Mönchen durch die Päpste bewilligten Ausnahmen, um die Bischöfe zu hindern, daß sie die Ruhe der Klöster stören, oder über deren Einkünfte und Untergebene verfügen. Daraus schließt er: Wenn die Päpste, welche der Stiftung von Clugny vorangingen, die Mehrzahl der Klöster theilweise von der Abhängigkeit von den Bischöfen eximirten so konnten ihre Nachfolger sie vollständig frei machen.

„Aus welchem Grunde, mit welchem Rechte, fahren die Cistercienser fort, besitzt ihr die Güter der Pfarrkirchen, Erstlinge und Zehnten? Sie gehören nicht den Mönchen; die Canones bestimmen sie für die Geistlichen". — Wenn all diese Dinge, antwortet der Abt Petrus, den Geistlichen wegen des Predigens und der Ausspendung der Sakramente verliehen werden, warum sollen die Mönche nicht dasselbe genießen wegen der Gebete, des Psalmengesanges, der Almosen und anderer guten Werke, welche sie zum Heile des Volkes verrichten? — Ihr besitzt, sagt man, Schlösser, Dörfer und Diener beiderlei Geschlechtes; ihr bezieht Abgaben und Tribut, ihr übernehmt selbst die Geschäfte von Anwälten, ohne zu beachten, daß ihr dadurch aus eurem Stande heraustretet. — „Die ganze Erde gehört dem Herrn, erwidert der Abt von Clugny, wir nehmen ohne Unterschied alle Gaben der Gläubigen an, und hierin thun wir nichts gegen die Regel, welche dem Novizen erlaubt, all seine Güter den Armen zu geben, oder damit dem Kloster eine feierliche Schenkung zu machen, ehe er sich durch die Profeß bindet. Diese Regel nimmt keine Art von Besitz aus; sie setzt also voraus, daß die Mönche alles besitzen können: Schlösser, Dörfer, Ländereien, Geräthe und Diener jeder Art." Er stützt seine Antwort auf verschiedene Beispiele aus dem Leben

Gregors des Großen und einiger andern Heiligen. Sodann fügte er hinzu, wenn den Mönchen der Besitz zeitlicher Güter zugestanden sei, dürfe er auch folgerichtig von ihnen auf dem Rechtswege gegen Usurpatoren vertheidigt werden; es gebe zudem kein Gesetz, das den Mönchen die Anwaltschaft in ihrer eigenen Angelegenheit verbiete.

Am Ende seines Briefes unterscheidet der Abt Peter zwei Arten der Gebote Gottes: ewige und unwandelbare und solche, die der Veränderung je nach Zeit und Umständen unterworfen seien. Von den erstern wird man uiemals dispensirt, wie von dem Gebote, Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst zu lieben; aber die andern, welche die hl. Väter, die h. Concilien oder die Ordensstifter zu Urhebern haben, dürfen und sollen geändert werden, wenn es die Liebe erfordert. Die Aebte haben alsdann das Recht, zu dispensiren. Mit diesem Prinzip entschuldigt er die in Clugny vorgekommenen Aenderungen bezüglich der Kleidung, Nahrung und einiger andern klösterlichen Observanzen. Er begründet noch die Nothwendigkeit solcher Dispensen mit der Abschwächung der menschlichen Natur seit den Zeiten des hl. Benedict, wo sie viel stärker und kräftiger gewesen sei, und folgert, daß die Cistercienser, welche ihren Brüdern die nothwendigen Erleichterungen zur Erhaltung der Gesundheit verweigern, der Liebe ermangeln und gegen die Regel des hl. Benedict sündigen, die nur Liebe athme[1]).

Die allgemeinen Grundsätze, welche der Abt Petrus in seiner Apologie vorbringt, sind an sich wahr und gerecht; aber um diese handelte es sich nicht. Es kam vielmehr auf die mißbräuchliche Anwendung an, welche die Mönche und Aebte von Clugny davon machten. Die kurz vorher erfolgte und ganz gerechte Verurtheilung des Abtes Pontius läßt zur Genüge erkennen, daß die Klagen nicht ohne Grund waren. Wenn Petrus als Ursache angibt, daß seit dem hl. Benedict die menschliche Natur geschwächt worden sei, so beweist dies nur, daß das, was in Clugny schwächer geworden, nicht die Natur war, sondern der Wille und der Eifer. Heute, 14 Jahrhunderte nach dem hl. Benedict, ist die Natur in seinen Schülern noch dieselbe, sobald der Wille und der Eifer dieselben sind; Zeugen dafür sind die Kinder des hl. Bruno, die Karthäuser; es bezeugen dies die wahren Söhne des hl. Bernard, die Cistercienser unserer Tage, die Trappisten; die Trappisten und Karthäuser, welche sich über die ganze Erde verbreiten wie eine vom Herrn gesegnete Saat, gewinnen überall, ohne daß sie es wollen, die Achtung und Ehrfurcht der Welt, während Ordensleute, welche wie die damaligen Mönche von Clugny glaubten, sie müßten um das Wohlwollen und die Achtung der Welt zu gewinnen, sich nach dem Geschmacke und den Grundsätzen derselben richten, nur Gleichgültigkeit und Verachtung geerntet haben, ohne Ruhm und ohne Nachkommenschaft am Tage der Prüfung unterlegen sind und rings um ihre Klosterruinen nur einen Ruf hinterlassen haben, der noch mehr zu Grunde gerichtet ist, als ihre zerstörten Wohnungen.

Die Welt, die nach sich selber urtheilt, hält die Aebte von Clairvaux und Clugny für Feinde; denn sie kennt die wahre Frömmigkeit und Freundschaft nicht. Man sah vielleicht niemals zwei Männer, die durch eine vertrautere Freundschaft geeinigt waren. In folgender Weise schreibt der hl. Bernard an den Papst Eugen im Jahre 1146:

„Es mag sonderbar erscheinen, dir den Herrn von Clugny empfehlen zu wollen, sich als Beschützer dessen aufzuwerfen, unter dessen Schutz sich alle Welt begibt; indeß wenn mein Brief auch überflüssig ist, so befriedigt er ein Bedürfniß meines Herzens. Vermöge dieses Briefes reise ich mit einem

1) Biblioth. Patr. t. 22, l. 1, epist. 28.

Freunde, dem ich körperlich nicht folgen kann. Es gibt nichts, was uns zu trennen vermöchte; nicht die Höhe der Alpen, nicht der Schnee, der sie bedeckt, nicht die Länge des Weges, nichts wird uns trennen. Ueberall bin ich anwesend, überall stehe ich ihm zur Seite; nirgends wird er ohne mich sein. Ich bin ihm sehr verbunden für seine Güte; sie ist es, die mir für das bezahlt, was ich ihm schulde, indem ich ihm selbst ohne meinen Willen folgen darf. Ich beschwöre eure Heiligkeit, in diesem großen Manne ein ausgezeichnetes Glied Jesu Christi anzuerkennen, ein Gefäß der Ehre, voll der Gnade und Wahrheit, angefüllt mit guten Werken. Möge ihn eure Heiligkeit ebenso beglückt durch eure Güte zurücksenden, wie er durch seine Rückkehr eine unzählige Menge Menschen beglücken wird. Möget ihr eure Gnaden in Fülle über ihn ergießen, damit er sie auch auf uns ausdehnen könne; denn wenn eure Heiligkeit es nicht wissen sollte, — er ist es, der den Armen unserer Congregation beisteht, der ihnen von den Gütern seiner Abtei so viel Lebensunterhalt spendet, als er kann, ohne daß seine Ordensmitglieder darüber murren. Es gibt nichts, was eure Heiligkeit ihm nicht gewähren könnte, wenn er im Namen Jesu darum bittet. Ich sage: im Namen Jesu; denn wenn er euch, wie ich argwöhne, darum bittet, von der Leitung seines Ordens entbunden zu werden, so wird Niemand, so wenig er ihn auch kennen mag, glauben, daß er im Namen Jesu bitte. Wenn ich mich nicht täusche, ist er noch frömmer und besser, als ihr ihn früher gesehen habet. Kaum war er Abt, als er mit Eifer sein Kloster in vielen Punkten reformirte, so in Beobachtung der Fasten, des Stillschweigens, in der Beschränkung der kostbaren Kleiderstoffe und einer übertriebenen Sauberkeit[1])."

Man sieht aus diesem Briefe, daß Peter der Ehrwürdige im Grunde ebenso dachte wie der hl. Bernard. Unter anderen hielt er ein Generalkapitel, um die meisten der Mißbräuche abzuschaffen, welche der hl. Bernard in seiner Apologie bezeichnet. Er entwarf zu diesem Zwecke ausgezeichnete Statuten, die in der Bibliothek von Clugny erwähnt werden und ebenso von dem Historiker Ordericus Vitalis, einem Mönche von St. Evroul, welcher diesem Kapitel selbst beiwohnte[2]). Bernard berichtete dem Papste, daß Peter sein Amt niederlegen wollte; er beabsichtigte es aber nur um deßwillen, weil er sich nach Clairvaux zurückziehen und dort als einfacher Mönch unter dem Gehorsame seines Freundes leben wollte. Man ersieht dies aus folgendem Briefe, den Peter im Jahre 1149 an ihn schrieb:

„Der hellstrahlenden, festen Säule des klösterlichen Ordens, oder vielmehr der Kirche, dem Herrn Bernard, dem Abte von Clairvaux, wünscht Peter, demüthiger Abt von Clugny, den Frieden, welchen der Herr denen verheißen hat, die ihn lieben. Wenn es erlaubt wäre, wenn die Vorsehung sich nicht widersetzte, wenn der Lebensweg des Menschen in seiner Macht stände, möchte ich mich lieber unzertrennlich deiner geliebten Seligkeit anschließen, als unter den Sterblichen herrschen.

In der That, können alle Kronen der Welt verglichen werden mit dem Werthe einer Gesellschaft, welche die Menschen leidenschaftlich wünschen und selbst die Engel aufsuchen? Denn ich kann wohl ohne zu lügen sagen, daß diese himmlischen Geister dich schon als ihren Mitbürger betrachten, obgleich du dich noch nicht des seligen Aufenthaltes erfreuest, auf den du hoffest. Was mich anlangt, so hoffe ich dort mit dir ewig zu leben, wenn ich das Glück habe, hienieden mit dir bis zu meinem letzten Seufzer vereinigt zu sein. Sollte ich dir nicht nachlaufen können, angezogen durch den Wohlgeruch deiner Tugenden? Und da es mir nicht erlaubt ist, immer bei dir zu sein,

---

1) St. Bern. Epist. 277. — 2) Order. Vital. l. 3, ad ann. 1132.

möchte ich dich doch wenigstens oft besuchen, oder wenn auch dies nicht sein kann, möchte ich das Vergnügen haben, Personen zu sehen, die von dir kommen. Da mir dies Glück so selten zu Theil wird, so bitte ich deine Heiligkeit, mich wenigstens durch den Mönch Nicolaus zu besuchen und mit mir das Weihnachtsfest zu begehen. Da er dich liebt und du ihm viel Vertrauen schenkst, und er das meinige vollständig besitzt, werde ich dich, mein heiliger Bruder, in ihm sehen, durch ihn hören; ich werde dir durch ihn einige Geheimnisse anvertrauen, welche ich deiner Weisheit mitzutheilen habe. Ich empfehle mich und die Unsrigen mit der größten Inbrunst und Ergebung deiner hl. Seele und den Heiligen, welche dem Herrn unter deiner Leitung dienen[1])."

11. Suger, Abt von St. Denys und Minister des Königs Ludwig von Frankreich, war mehr als irgend einer den Mißbräuchen ergeben, welche der hl. Bernard bei den Mönchen von Clugny so sehr rügte. Er hörte von der Schrift des hl. Mannes sprechen und wollte sie selbst lesen. Er zog daraus nicht weniger als Peter der Ehrwürdige Nutzen für die Reform sowohl seiner Person als seines Klosters. Bernard schrieb ihm darauf in folgender Weise. „Man verkündigt in unserer Gegend eine erbauliche Neuigkeit; die Gottesfürchtigen freuen sich darüber und sind beglückt durch solch eine wunderbare Umwandlung. Man lobt euch allerwärts, und fromme Seelen freuen sich darüber. Selbst diejenigen, denen euer Name unbekannt ist, können nicht anhören, was ihr seid und was ihr waret, ohne die Wirkungen der Gnade zu bewundern und den Urheber derselben zu preisen. Aber was uns besonders mit Freude erfüllt und das Wunder eurer Bekehrung besiegelt, ist dies, daß euer Eifer euch antrieb, eure Mönche Theil nehmen zu lassen an den Gefühlen, die der Himmel euch einflößte, und in's Werk zu setzen, was geschrieben steht: „Diejenigen, welche mich hören, laden Andere ein, auch auf mich zu hören; saget bei hellem Lichte, was ich euch im Finstern gesagt habe, und predigt von den Zinnen der Häuser, was man euch in's Ohr gesagt hat." Ein tapferer Feldherr, der seine Soldaten liebt und sie zurückweichen und vom Feinde in Stücke zerhauen sieht, wird lieber mit ihnen sterben als sie schmachvoll überleben wollen, obgleich er weiß, daß er allein entweichen kann. Er bleibt fest auf dem Kampfplatze; er schlägt sich mit Muth und setzt sich nach allen Seiten hin den entblößten Schwertern aus, er sprengt mitten in die Schaaren und wirft sich in das stärkste Gefecht, wo die Gefahr am drohendsten ist; mit Wort und Schwert schreckt er seine Feinde und ermuthigt die Seinigen. Er widersetzt sich dem Schlagenden, vertheidigt den Unterliegenden; mit einem Worte, verzweifelnd daran, daß er sie Alle retten könne, ist er bereit, für jeden Einzelnen zu sterben. Aber, während er sich anstrengt, den Fortschritten der Sieger Einhalt zu thun, während er diejenigen aufrichtet, die gefallen sind, und die zusammen ruft, welche geflohen sind, kommt es oft vor, daß seine Tapferkeit gegen alle Erwartung eine glückliche Wendung hervorbringt. Seinerseits nun zerstreut er die Kräfte des Feindes; er siegt, während die Andern zu siegen wähnten, und seine Krieger, deren Niederlage gewiß erschien, erfreuen sich des Sieges.

Warum aber eine christliche That durch weltliche Beispiele erheben wollen, als ob die Religion selbst deren nicht genug böte? Zweifelte Moses an dem, was Gott ihm verheißen, daß er nach Vernichtung des Volkes, das er anführte, das Oberhaupt eines noch zahlreicheren Volkes werden würde? Welche Zärtlichkeit hatte er nichtsdestoweniger für dasselbe! Mit welchem

---

1) St. Bern. Epist. 264.

Eifer widersetzte er sich dem Zorne Gottes! Mit welcher Inbrunst betete er nicht für die Aufrührer! „Wenn du mir Gnade erweisest, — sagte er, — so erweise sie auch ihnen, oder tilge mich aus deinem Buche!“ Eifriger Mittler, dessen Uneigennützigkeit die Gerechtigkeit Gottes entwaffnet! Liebevoller Führer, der, mit seinem Volke durch die Bande der zärtlichsten Liebe verbunden, den Leib, dessen Haupt er ist, zu retten sucht, oder mit ihm untergehen will.

Jeremias hatte eine solche Anhänglichkeit an seine Mitbürger, daß er seiner Liebe seine Neigung opferte, das Exil und die Knechtschaft der Annehmlichkeit seiner Heimath und seiner Freiheit vorzog und lieber mit seinen Brüdern gefangen sein wollte, als sie in ihren Nöthen verlassen, obgleich es in seiner Macht stand, in Judäa zu bleiben. Paulus, von demselben Geiste beseelt, will für seine Brüder dem Anathem verfallen, weil er fühlt, daß die Liebe eben so stark ist wie der Tod. Siehe, das sind die Beispiele, denen du gefolgt bist! Ich füge diesen noch das Beispiel Davids bei, das mir beinahe entfallen wäre. Dieser große Heilige, gerührt von den Verheerungen, welche die Pest unter seinem Volke angerichtet hatte, eilt dem Engel der Vernichtung entgegen und beschwört ihn, die Rache des Herrn über ihn und sein Haus allein auszugießen.

Wer hat dir denn solche Vollkommenheit eingeflößt? Ich wünschte, das versichere ich, aber hoffte niemals, so große Dinge von dir zu hören. Wie konnte man sich in der That aber auch einbilden, daß du mit einem Male die höchste Stufe der Tugend und den Gipfel der Verdienste erringen würdest? Aber Gott verhüte, daß ich seine unendliche Güte mit der Kleinheit meines Glaubens und Vertrauens messe! Er thut alles, was er will, ohne Unterschied der Person, unabhängig von der Zeit und trotz aller Hindernisse. Die Heiligen verurtheilten deine Unordnungen, rührten aber deine Mönche nicht an; sie waren entrüstet über deine Ausschreitung, aber nicht über die ihrigen. Deine Mitbrüder murrten gegen dich und nicht gegen deine Gemeinde; sie griffen nur dich allein an; du brauchtest nur dich zu ändern, und ihre Kritik hatte keinen Halt mehr. Deine Aenderung allein würde ihre Unzufriedenheit und ihre Vorwürfe verstummen gemacht haben. Das Einzige, was uns empörte, war die übergroße Pracht des Anzuges und der Pferde. Es genügte, dich dieser Sache entsagen zu sehen und das Kleid zu wechseln, um unsere gerechten Vorwürfe zum Schweigen zu bringen. Aber nicht zufrieden, uns zu beruhigen, erwirbst du dir noch unsere Lobpreisungen. In der That, gibt es etwas Größeres und etwas Ruhmreicheres als das, was du gethan hast? Muß eine so plötzliche und seltene Aenderung nicht als ein Werk des Allerhöchsten bewundert werden? Der Himmel erfreut sich über die Bekehrung eines einzigen Sünders; um wie viel mehr über die Bekehrung eines ganzen Hauses und eines solchen Hauses, wie das deinige ist!

Dieses Haus, das sein Alter und die Gunst der Könige so berühmt gemacht hat, war der Schauplatz der Ränke und des Krieges; man gab dem Kaiser, was ihm gebührte, Gott aber wurde nicht in derselben Weise gedient. Ich habe es nicht gesehen, aber ich habe sagen hören, daß das Kloster von Soldaten überlaufen, von Anklägern und Anwälten überfüllt gewesen sei, so daß alles von dem geräuschvollen Lärm der weltlichen Angelegenheiten widerhallte und selbst Frauen freien Eintritt hatten. Wie hätte man in solcher Verwirrung sich mit heiligen Gedanken und mit Gott beschäftigen können! Jetzt ist man ganz in ihn versenkt; man ist beflissen, die Eingezogenheit zu üben, die Beobachtung der Regel erblühen zu lassen, sich mit geistlicher Lesung zu nähren; ein ununterbrochenes Stillschweigen, eine tiefe Ruhe erhebt den Geist zum Himmel. Der süße Gesang der Hymnen und Psalmen ge-

währt den Mönchen die Erholung von der Strenge der Abtödtung und der Arbeit. Die Scham über die Vergangenheit versüßt die Bitterkeit der Gegenwart, und die Früchte des guten Gewissens, welche man schon genießt, erzeugen eine Liebe zu den zukünftigen Gütern, die nicht getäuscht wird, und eine Hoffnung, die sich nie als trügerisch erweisen wird. Die Furcht vor den Gerichten Gottes ist nicht mehr der Beweggrund der brüderlichen Liebe, die da herrscht; die vollkommene Liebe hat sie verdrängt. Die Langeweile und der Ekel sind verschwunden bei der Abwechselung von hl. Uebungen, die man vornimmt. Ich schildere den gegenwärtigen Stand des Hauses nur, um den Urheber dieser Wunderdinge zu preisen und den zu loben, der das Werkzeug und der Mitarbeiter gewesen ist. Der Herr bedurfte deiner Hülfe nicht; aber um mit dir den Ruhm dieses großen Werkes zu theilen, wollte er die Mühen mit dir theilen[1]."

12. Heinrich, Erzbischof von Sens, folgte dem Beispiele Sugers und verbesserte sein verweltlichtes Leben. Er schrieb an den hl. Bernard, um ihn um Unterweisung über die bischöflichen Pflichten zu bitten. „Was bin ich, rief der hl. Mann aus, daß ich einen Bischof unterweisen soll? und wer bin ich weiter, daß ich ihm nicht gehorchen sollte? Dieselbe Ursache bestimmt mich, zu gewähren und zurückzuweisen; es ist Gefahr auf beiden Seiten, mehr aber noch im Ungehorsam. Seitdem du von Gott die Schlüssel des Himmelreiches erhalten und nach dem Beispiele der starken Frau die Hand an schwierige Dinge gelegt hattest, hatte ich Kummer, als ich hörte, daß du deine Pflichten nicht erfülltest, und ich beklagte dich, weil ich wußte, daß man dir Verdruß verursachte. Ich erinnerte mich daher dieser Worte des Propheten: „Die, welche sich auf das Meer begeben, um inmitten der Wellen zu arbeiten, sind vielen Stürmen ausgesetzt, die sie bald bis zu den Wolken erheben, bald bis in die Abgründe versenken. Inmitten so vieler Uebel verschmachtet ihre Seele vor Schmerz; sie sind verwirrt wie ein trunkener Mann, und alle Klugheit verläßt sie." Bei diesem Gedanken hatte ich Mitleid mit dir, anstatt mit der Menge dich zu verurtheilen. Ach! sagte ich, wenn das Leben der andern Menschen eine ununterbrochene Versuchung ist, um wie viel mehr Gefahren ist das Leben eines Bischofes ausgesetzt, der mit der Sorge für seine Heerde belastet ist! Ich bin in einer Höhle verborgen, bin eine Lampe, die unter dem Scheffel mehr raucht als leuchtet, und auch in diesem Stande bin ich durchaus nicht geschützt vor der Heftigkeit der Stürme; ich bin unaufhörlich bedrängt, werde hin und her bewegt durch das Wehen der Versuchung wie ein schwaches Rohr. Wie wird es erst dem gehen, der auf den Berg erhöht ist, der auf den Leuchter gestellt ist! Ich habe nur mich zu hüten, und doch bin ich mir selbst ein Gegenstand des Falles und des Ueberdrusses, ich bin mir zur Last, bin gezwungen, mich zu erzürnen gegen die Ungebundenheit meiner Zunge, gegen die Unvorsichtigkeit meines Auges, das mich ärgert. O, von wie viel Kümmerniß wird der verzehrt, wie vielen Angriffen ist der ausgesetzt, welcher mit der Sorge über Andere betraut, außer seinen eigenen Versuchungen niemals ohne Kampf von außen und ohne Schrecken von innen ist.

Aber, was mich deinetwegen beruhigt, ist die angenehme Nachricht, die sich von deiner Provinz bis hierher verbreitet hat, eine Nachricht, welche die üblen Gerüchte über deine Vergangenheit auslöscht, die ich nicht von wenig glaubwürdigen Menschen erfahren habe, sondern von dem ehrwürdigen Bischofe von Meaux, einem Prälaten von anerkannter Aufrichtigkeit. Es ist

---

1) St. Bern. Epist. 78.

einige Zeit her, daß er, von dir mir berichtend, mit einer Miene der Zufriedenheit und der Ueberzeugung dessen, was er sagte, sprach: „Ich glaube, daß er sich in Zukunft von dem Rathe des Bischofs von Chartres leiten lassen wird.“ Diese Nachricht freute mich, weil ich sicher bin, daß dieser Prälat ein sehr guter Rathgeber ist. Er konnte mir keinen bessern Beweis deiner guten Gesinnung geben, sowie keine sicherere Hoffnung für deine Fortschritte in der Tugend. Vertraue dreist diesen beiden Bischöfen sowohl deine Person als auch deine Diöcese an; unter solcher Leitung ist nicht nur dein Ansehen, sondern auch dein Gewissen in Sicherheit.

Uebrigens urtheilst du richtig, daß die Aufgabe eines Hirten und Bischofs ohne Rath schwer zu erfüllen sei. Die Weisheit selbst, die Mutter des guten Rathes, sagt von sich selbst, daß sie im Rathe wohne. Aber in jedem Rathe ohne Unterschied?

Ich bin bei dem Rathe, der von der Klugheit geleitet wird. Noch mehr warnt sie dich durch den Mund des Weisen, vor ungetreuem Rathe auf deiner Hut zu sein. Theile deine Angelegenheiten deinem Freunde mit und entdecke dein Geheimniß keinem Fremden. Sie mahnt dich noch durch den Mund eines andern Weisen: „Habe viele Freunde, aber wähle dir einen Rathgeber unter tausenden“, — um dir zu beweisen, daß es schwer ist, einen guten zu finden, so nothwendig es auch ist, einen zu haben. Erweist Gott dir demnach nicht eine besondere Gnade, dir etwas zu geben, was so selten in der Welt ist, nicht nur einen geschickten Rathgeber, sondern sogar zwei, ausgezeichnet durch Klugheit und Freundschaft? Er ließ dich sie finden in deiner Provinz, damit du sie nahe bei dir zu habest, und unter deinen Suffraganen, um dir das Recht zu geben, dich ihrer zu bedienen. Mit solchen Leitern wirst du nicht übereilt in deinen Urtheilen sein, nicht zornig im Strafen, nicht lässig, etwas zu tadeln, weder zu strenge, um nicht zu verzeihen, noch zu schwach, die Unordnungen zu dulden, nicht unmäßig in deiner Tafel, noch sonderlich in deiner Kleidung, nicht leichtsinnig im Versprechen, nicht langsam in der Erfüllung des gegebenen Wortes, nicht verschwenderisch in deinen Wohlthaten. Man wird in deiner Diöcese nicht mehr dieses alte Laster herrschen sehen, welches von der Begierlichkeit täglich erneuert wird, die Simonie und den Geiz, welcher die Mutter derselben und Götzendienst ist; mit einem Worte: unter dem Beistande solcher Räthe wirst du dein Amt ehren wie der Apostel. Ich sage Amt, um anzuzeigen, daß du dienen und nicht herrschen sollst. Du wirst durch dasselbe nicht dich selbst ehren; denn wer seinen eignen Vortheil sucht, der will sich selbst ehren und nicht sein Amt.

Aber hüte dich, diese Ehre in den Aufwand deiner Kleider, die Pracht deiner Pferde, den Prunk deiner Paläste zu setzen, sondern vielmehr in die Unschuld deiner Sitten, den Eifer der Pflichterfüllung und die Uebung guter Werke. Wie viele gibt es leider, die das Gegentheil thun, die ihre Körper aufs prächtigste zieren und sich nicht um den Schmuck der Seele kümmern. Werden diese sich nicht gegen mich erzürnen, wenn ich ihnen die Ermahnung des Apostels in’s Gedächtniß rufe, die er dem schwachen Geschlechte und den Personen der niedrigsten Stufe in der Kirche gab: „Zeichnet euch nicht aus durch kostbare Kleider!“ Gebraucht nicht der Arzt dasselbe Eisen, um den König sowohl als den Mann aus dem Volke zu heilen? fügt man dem Kopfe eine Beleidigung zu, wenn man ihm mit derselben Scheere die Haare abschneidet, mit der man sich die Nägel schneidet? Wenn sie erzürnt darüber sind, daß ich sie den Frauen gleich stelle, daß vielmehr der Apostel sie in dieselbe Verurtheilung einschließt; warum ärgern sie sich nicht viel mehr darüber, in dieselben Fehler verfallen zu sein? Sie sollten sich schämen, daß sie ihren Ruhm nicht in die Uebung guter Werke setzen, sondern in die Arbeit einiger Frauen, in gewebte Stoffe, in Pelzwerk, von ihren Händen verfertigt.

Möchten sie sich fürchten, mit roth gefärbtem Hermelinpelze die Hände zu bedecken, die dem Dienste Gottes geweiht sind, und die furchtbaren Geheimnisse berühren, ihre Brust damit bedecken, die allein von der Weisheit geschmückt sein soll, ihren Hals damit zu umhüllen, dem es ruhmreicher und süßer wäre, sich unter das Joch Jesu Christi zu beugen. Das sind nicht die Abzeichen eines leidenden Gottes, die sie nach dem Beispiele der Martyrer tragen sollen; es ist unwürdiger Putz, ein Gegenstand der Neugierde und Verschwendung der Frauen, die mit nichts anderem beschäftigt sind, als mit der Welt und dem, was ihr gefällt. Aber du, Priester des Allerhöchsten, wem willst du gefallen? Der Welt oder Gott? Wenn der Welt, warum bist du Priester? Wenn Gott, warum unterscheidest du dich nicht von den Laien? Wenn du der Welt gefallen willst, warum bist du Priester geworden? Man kann nicht zweien Herren dienen; wer die Welt zum Freunde haben will, erklärt sich zum Feinde Gottes. Der Prophet sagt: Die den Menschen gefallen wollten, wurden zerstreut und gestürzt, und Gott lachte ihrer Eitelkeit. „Wenn ich den Menschen gefallen wollte, sagt der Apostel, wäre ich kein Diener Christi." Sobald du also anfängst, den Menschen gefallen zu wollen, hörst du auf, Gott zu gefallen und wenn du aufhörst, ihm zu gefallen, kannst du ihn nicht mehr besänftigen. Warum also bist du Priester? Wenn du Gott gefallen willst, warum richtest du dich nach der Weise der Welt? Wenn der Priester der Hirt ist und das Volk die Heerde, wäre es vernünftig, wenn kein Unterschied zwischen ihnen stattfände? Wenn mein Hirt mir nachahmt, der ich eines seiner Schafe bin, wenn er wie ich dahergeht, zur Erde gekehrt, das Angesicht erniedrigt, die Augen gesenkt, suchend, wie er seinen Bauch fülle, während seine Seele vor Hunger verschmachtet, wie unterscheidet er sich da von mir? Wehe der Heerde, wenn der Wolf kommt! Es wird Niemand da sein, der ihn hindert, der ihn festhält, der ihm seine Beute entreißt! Ziemt es sich für den Hirten, seine Gelüste zu befriedigen wie ein Thier, sich im Kothe zu wälzen, sich an die Erde zu heften, anstatt wie ein Mensch zu leben mit erhobenem Haupte und emporgerichteten Augen, anstatt himmlische Dinge zu suchen und zu genießen. Schließlich ist der Hirt, den ich tadle, gegen mich empört, da ich es wage, den Mund zu öffnen; er gebietet mir Stillschweigen, er schreit, daß es sich für einen Mönch nicht gezieme, sich zum Richter seines Bischofes aufzuwerfen. Gefiele es Gott, mir die Augen zu schließen, damit ich nicht sehe, was er mir zu verurtheilen verbietet. Ist es denn eine so große Vermessenheit von mir, der ich nur ein Schaf bin, wenn ich bei der Wahrnehmung, daß sich zwei wilde Thiere auf meinen Hirten stürzen, die Eitelkeit und der Vorwitz, einige Schreie ausstoße, damit man ihm zu Hülfe komme, ihn ihren blutigen Rachen entreiße, wenn er in Gefahr ist, von ihnen zerrissen zu werden? . . . . Wenn ich endlich mich enthalten wollte, über seinen Aufwand zu murren, hätte er weniger Grund zu erröthen? Hat nicht Jeder die Stimme seines Gewissens? Was würden diese Prälaten sagen, wenn ein Anderer, kühner als ich, zu ihrer Beschämung nicht, wie ich es gethan habe, die Auctorität des Apostels, noch die des Evangeliums oder eines Propheten oder Kirchenvaters anführte, sondern die Worte eines heidnischen Dichters: „Sagt uns, o Priester, was soll das Gold" — ich sage nicht: „in den Tempeln", sondern: auf den Geschirren eurer Pferde? Wie viel erträglicher wäre es in den Tempeln! Ich kann gut über diese Unordnung schweigen, der Hof kann sie ruhig bemänteln: das Elend des Armen, der Hunger, dem er preisgegeben, ist eine laute Stimme, die überall hin gehört wird. Die Welt sagt kein Wort, weil sie euch nicht hassen kann. Und wie will sie der Sünde steuern, wenn sie den Sünder lobt und dem Lasterhaften Beifall spendet? Die Armen, welchen alles mangelt, die der Hunger drängt, erheben laut die Klage: „Sagt uns, o Bischöfe, was soll

das Gold an euern Geschirren? Werden uns diese vergoldeten Geschirre vor der Kälte und vor dem Hunger schützen? Was nützen, während wir elend durch Hunger und Kälte leiden, so viele Schabraken und aufgehäufte Decken in euern Vorrathskammern? Uns gehört, was ihr verschwendet; uns entreißet ihr mit Unmenschlichkeit, was ihr der Eitelkeit opfert. Auch wir sind mit dem Blute Christi wieder erkauft; wir sind folglich eure Brüder. Urtheilet, was es heißet, den Brüdern ihren Antheil zu entziehen, um eure Augen zu weiden. Unser Leben vergrößert euern überflüssigen Aufwand; ihr entziehet unserer Nothdurft, was ihr eurer Pracht zufügt. So verursacht eure Begierlichkeit ein doppeltes Uebel: ihr kommt um, indem ihr unsere Güter verschwendet; ihr lasset uns umkommen, indem ihr sie uns raubet. Eure Pferde sind beladen mit Edelsteinen, wir gehen mit nackten Füßen; eure Maulesel sind reich mit Decken belegt und glänzen mit Schnallen, Kettchen, Schellen und Lederriemen, die mit goldenen Nägelchen und einer Menge anderer kostbaren Zierrathen geschmückt sind, und ihr verweigert euern Brüdern unbarmherzig etwas, um ihre Blöße zu bedecken. Außerdem ist alles, was ihr besitzet, nicht die Frucht eures Handels oder eurer Arbeit, es ist nicht das Erbtheil eurer Väter, falls ihr nicht in eurem Herzen sprechen wollet: „Laßt uns das Heiligthum Gottes als Erbtheil besitzen." Das sind die Klagen, welche die Armen an Gott richten, zu dem die Herzen reden; aber sie werden sich einst kühn gegen jene erheben, welche sie unterdrücken; der Vater der Waisen und der Richter der Wittwen wird sich für sie erklären. Er wird sagen: „So oft ihr es unterlassen habt, dem Geringsten unter diesen Kleinen beizustehen, so oft habt ihr mir euern Beistand versagt." Was dich anlangt, ehrwürdiger Vater, so hüte dich, den Ruhm deines Amtes in Aufwand und Prunk zu setzen. Diese pomphaften Aeußerlichkeiten gefallen nur dem Auge, das den Schein liebt.

Das, was inwendig und verborgen ist, blendet das Auge nicht, ist aber nicht weniger glänzend, es schmeichelt dem Gaumen nicht, ist aber nicht weniger erhaben. Die Keuschheit, die Nächstenliebe, die Demuth schmeicheln zwar den Sinnen nicht, sind aber nichtsdestoweniger schön. Ihre Schönheit hat so viele Reize, daß sie die Blicke Gottes auf sich zieht"[1]). Im weiteren Verlaufe dieses Briefes verbreitet sich der hl. Bernard über diese drei Tugenden als den Hauptschmuck des Priesterthums und des bischöflichen Amtes.

13. Was der hl. Bernard über den Prunk gewisser Bischöfe sagt, galt vorzüglich vom Bischofe von Paris, Stephan von Senlis. Dieser war ein Hofmann und ein besonderer Freund Ludwigs des Dicken, welcher ihn mit Gunstbezeugungen überhäufte, um ihn an seine Person zu fesseln. Stephan wurde indeß von den Reden und Schriften des hl. Bernard gerührt; das Beispiel Sugers und des Erzbischofs von Sens vollendete seine Bekehrung. Er verließ den Hof, um sich fortan nur noch mit der Sorge für seine Heerde zu beschäftigen. Der König, welcher gut aber jähzornig war, fühlte sich durch diesen unerwarteten Rücktritt verletzt; seine Freundschaft für den Bischof verwandelte sich in Haß. Einige Geistliche, welche der Bischof durch die Wiederherstellung der Zucht unzufrieden gemacht hatte, brachten den König vollends gegen ihn auf. Bischof Stephan wurde seiner Güter beraubt und stand selbst in Lebensgefahr. Er belegte seine ganze Diöcese mit dem Interdict und zog sich zu dem Erzbischofe von Sens, seinem Metropoliten zurück. Die beiden Prälaten begaben sich zusammen nach Citeaux, wo damals das große Kapitel der Ordensäbte versammelt war; dort legten sie ihre Beschwerde gegen den König vor, welcher ebensowohl wie die beiden Bischöfe von diesen

1) S. Bern. Epist. 42.

hl. Ordensmännern bruderschaftliche Zuschriften erhalten hatte. Der hl. Bernard richtete folgendes Schreiben an ihn:

„Dem hochberühmten Könige Ludwig von Francien Stephan, Abt von Citeaux, und das Generalkapitel der Aebte und Mönche derselben Congregation; Gruß, Gesundheit und Friede in Jesus Christus. Der höchste Herr des Weltalls hat dich zum Herrscher hienieden gemacht, und wenn du ein gerechter und weiser König bist, wird er dich auch im Himmel herrschen lassen. Wir flehen ihn mit Inbrunst an, daß deine gegenwärtige Regierung so treu sei, daß du eines Tages eine glückliche, endlose Herrschaft verdienst. Aber wer hat dir gerathen, dich mit so großer Heftigkeit der Wirkung unserer Gebete zu widersetzen, obgleich du sie einst in Demuth eifrig begehrtest? Mit welcher Stirne werden wir unsere Hände zum Bräutigam der Kirche erheben, die du so unbedacht und ohne Grund betrübst? Sie beklagt sich bei ihrem Bräutigam und Herrn schwer gegen dich, daß du sie angreifest, anstatt sie zu vertheidigen. Du siehst daraus, wessen Haß du dir zuziehst, nicht den des Bischofs von Paris, sondern den des himmlischen Herrn, eines schrecklichen Gottes, welcher die größten Fürsten demüthigen kann, der erklärt, daß wer seine Diener beleidigt, ihn selbst verletzt.

Wir machen dich freimüthig darauf aufmerksam; wir lieben dich zu sehr, um dich nicht zu warnen und zu bitten, daß du um der Freundschaft willen, mit der du uns beehrst, und um der brüderlichen Gemeinschaft willen, die du mit uns eingehen wolltest und die du durch diese Feindseligkeit zerstörest, doch so bald als möglich ein so großes Uebel endest. Wenn wir das Unglück haben, nicht gehört zu werden, wenn du die Rathschläge derer verachtest, die du als Brüder und Freunde behandelst und die täglich Gott für dich, deine Kinder und dein ganzes Reich bitten; so können wir uns nicht enthalten, dir zu sagen, daß wir genöthigt sind, der Kirche Gottes und ihrem Dienste in der Person des ehrwürdigen Bischofs von Paris, unseres Vaters und Freundes, nach unsern schwachen Kräften zu dienen. Er ruft arme Mönche gegen einen mächtigen König an und bittet uns mit dem Rechte eines Bruders, dem hl. Vater zu seinen Gunsten zu schreiben; aber wir halten es für geeignet, uns zuerst an deine Hoheit zu wenden, und zwar um so mehr, da der Bischof sich erbietet, sich mit dir durch die Vermittelung der Mönche unserer Congregation zu verständigen, vorausgesetzt, daß man ihm vorher zurückgibt, was man ihm ungerechter Weise entrissen hat, was ja auch allen Regeln der Gerechtigkeit entspricht. Wir haben es aufgeschoben, uns für ihn zu verwenden, bis wir deine Absicht erfahren haben. Wenn Gott dir eingibt, unsern Rathschlägen zu folgen, und unsere Vermittelung zur Wiederaussöhnung mir deinem Bischofe, oder besser gesagt, mit Gott selbst, anzunehmen, so sind wir bereit, zu diesem Zwecke alle Beschwerden auf uns zu nehmen und uns an einem dir beliebigen Orte einzufinden. Sollten wir aber nichts bei dir erreichen, so ist es unsere Pflicht, einem Freunde beizustehen, einem Bischofe zu gehorchen[1])."

Dieser Brief besänftigte den König nicht. Die Bischöfe der Provinz Sens suchten mit dem hl. Bernard und einigen andern Aebten diesen Fürsten in Paris auf. Sie warfen sich ihm zu Füßen und beschworen ihn, dem Bischof Stephan seine Gnade wieder zuzuwenden. Der König hörte nicht auf sie; aber der hl. Bernard kam am andern Tage wieder und machte ihm lebhafte Vorwürfe darüber und sprach: „Herr, euer Eigensinn wird durch den Tod eures ältesten Sohnes Philipp gestraft werden." Die Unbeugsamkeit des Königs hatte ihren Grund darin, daß der Papst Honorius, bei welchem er sich beklagt hatte, das Interdict aufhob, welches der Bischof

1) St. Bern. Epist. 45.

Stephan und die andern Bischöfe der Provinz über die Diöcese Paris verhängt hatten. Der hl. Bernard beklagte sich darüber beim Papste selbst und schrieb ihm folgenden Brief:

„Dem höchsten Bischofe Honorius die Aebte der Armen Christi, Hugo von Pontigny und Bernard von Clairvaux Alles, was das Gebet der Sünder vermag. Wir können dir nicht verhehlen, worüber die Bischöfe seufzen, oder vielmehr die ganze Kirche, deren Kinder wir sind, obgleich dessen nicht würdig. Wir sagen dir, was wir gesehen haben, denn die dringende Nothwendigkeit hat uns unsern Klöstern entrissen, und da haben wir gesehen, was wir sagen. Wir haben es mit Schmerz gesehen und wir sagen es mit Schmerz: die Ehre der Kirche ist zu den Zeiten des Honorius schwer verletzt. Schon hatte die Demuth oder vielmehr die Standhaftigkeit der Bischöfe den Zorn des Königs gebeugt, als leider die Autorität des höchsten Bischofs den Stolz dieses Fürsten verdoppelte und den Muth der Prälaten, welche ihm widerstanden, niederschlug.

Es ist wahr, daß man deine Frömmigkeit überlistet hat, man ersieht dies aus deinem Briefe; man hat sich der Lüge bedient, auf daß du ein so gerechtes und nothwendiges Interdict aufhebest. Soll aber jetzt, wo die Lüge an den Tag gekommen ist, die Ungerechtigkeit ungestraft gegen eine so hohe Majestät gelogen haben? Wir sind übrigens sehr erstaunt, daß man zu Gunsten einer Partei urtheilen konnte, ohne die andere zu hören. Wir sind nicht so verwegen, es zu tadeln; aber mit kindlicher Liebe wenden wir uns an das Herz unseres Vaters, um ihm zu sagen, wie sehr der Gottlose darüber triumphirt, und der Arme leidet. Uebrigens geziemt es sich uns nicht, dir vorzuschreiben, bis zu welchem Punkte du die Lasterhaften ertragen und mit den Unglücklichen Mitleid haben sollst; darüber, vielgeliebter Vater, frage dein Herz um Rath. Gehabe dich wohl!"[1])

Der hl. Bernard schrieb im Namen des Bischofs Gottfried von Chartres wegen derselben Angelegenheit noch einen andern Brief an den Papst Honorius. Dieser Prälat theilte ihm mit, daß er mit den andern Bischöfen der Provinz zum Könige gegangen sei, um ihn zur Rückgabe der Güter des Bischofs von Paris zu bewegen, aber nichts erreicht habe. Als der König sah, daß sie sich der kirchlichen Waffen bedienen wollten, versprach er, allen Schaden gut zu machen; zur selben Zeit aber erhielt er den Brief des hl. Vaters, der das Interdict wieder aufhob, und so weigerte er sich, sein Versprechen zu halten. Einige Zeit darauf ritt der Prinz Philipp, den sein Vater, Ludwig der Dicke, Ostern 1129 zum König hatte salben lassen, durch die Straßen von Paris; ein Schwein, das einem Fleischer entlaufen war, stürzte sich zwischen die Beine seines Pferdes; das erschreckte Thier bäumte sich und warf seinen Reiter an einen Eckstein. Furchtbar verwundet wurde Philipp in das nächste Haus getragen, woselbst er in der folgenden Nacht am 13. October 1131 im Alter von sechszehn Jahren starb. Er wurde von allen Franzosen lebhaft betrauert, da er zu den besten Hoffnungen berechtigte[2]). So ging die Vorhersagung in Erfüllung, die der hl. Bernard dem Vater mitgetheilt hatte. Von dem furchtbaren Schlage getroffen, zögerte er nicht länger, sich mit dem Bischofe von Paris zu versöhnen.

14. Während der König Ludwig der Dicke diesen Bischof, sowie einige andere beunruhigte, verhinderten ihn unvermuthet Staatsangelegenheiten sich mehr, als gut war, in die Angelegenheiten der Kirche zu mischen. Karl der

---

1) St. Bern. Epist. 46. — 2) Suger, Vita Ludov. Grossi. Order. Vital. l. 12.

Gütige, Graf von Flandern, sein Verwandter, wurde in der Kirche des hl. Donatus zu Brügge von einer rebellischen Partei grausam ermordet. Der König rückte mit einem Heere aus, um diese Frevelthat zu strafen, und gab die Grafschaft Flandern Wilhelm Clito, dem Sohne Roberts von der Normandie, den er mit einer Schwester Adelaidens, der Königin von Frankreich, verheirathete an Stelle der Tochter des Grafen von Anjou, von der wegen zu naher Verwandtschaft sich zu trennen ihn die Päpste Calixtus II. und Honorius II. verpflichteten.

Karl, Graf von Flandern, mit dem Beinamen der Gütige, rechtfertigte vollkommen diesen Namen und er verdiente gleich seinem Vater und seinem Vetter, die Martyrerkrone durch einige rebellische Unterthanen zu empfangen. Er war der Vetter des Martyrers Kanut, des Königs der Obotriten und Herzogs von Schleswig. Er war der Sohn des hl. Kanut, Königs von Dänemark, und Adelens, der Tochter des Robert Friso und Enkelin Roberts, des Königs von Frankreich. Adele kam nach dem grausamen Tode ihres Gemahles zurück nach Flandern zu ihrem Vater, dem Grafen Robert, und wurde in der Folge mit Roger, dem Herzoge von Sicilien, vermählt. Der junge Karl lernte den Kriegsdienst im Kampfe gegen die Saracenen in Palästina und zeichnete sich dann in Flandern unter den Grafen Robert und Balduin aus. Balduin konnte die Heilung einer Stirnwunde nicht erlangen, nahm deshalb das Mönchskleid und gab seine Grafschaft seinem Vetter Karl.

Die Eifersucht der benachbarten Fürsten verwickelte den neuen Grafen von Flandern in mehrere Kriege. Der Herzog von Löwen, der Graf von Berg, der Graf von St. Pol, der von Hesdin und Thomas von Couci trachteten, ihm Flandern zu entreißen; aber er machte alle ihre Anstrengungen zu Schanden und ließ sie ihre Verwegenheit bereuen.

Er benutzte den Frieden, den er durch seine Tapferkeit errungen hatte, um an der Abstellung mancher Mißbräuche zu arbeiten, die sich in seinen Besitzungen eingeschlichen hatten. Um sie besser kennen zu lernen und um die Verbesserung an sich selber anzufangen, gab er den Prälaten und dem niedern Klerus volle Freiheit, ihm die dazu geeigneten Vorschläge zu machen. Er betrachtete sich als den Vater aller seiner Unterthanen, besonders der Armen. Während der Hungersnoth im Jahre 1125 schickte er die Armen zu Hunderten auf seine Ländereien, um ernährt zu werden. Bei sich hatte er eine so große Anzahl, daß er an einem Tage zu Ypern sieben tausend acht hundert Brode als Almosen austheilte. Während dieser Hungersnoth verbot er, Bier zu brauen, damit das Getreide gespart und besser zu Brod verwendet würde. Wenn er weder Brod noch Geld mehr hatte, um es den Armen zu geben, beraubte er sich zuweilen seiner kostbaren Kleider, um sie damit zu bekleiden. Er begann jeden Morgen sein Tagewerk mit der Austheilung von Almosen, und aus Ehrerbietung für Jesus Christus, den er in ihrer Person ehrte, that er dies mit bloßen Füßen, demüthig ihre Hand küssend, in die er das Almosen legte. Er hatte, sagt ein alter Chronist, ununterbrochen in seiner Gesellschaft drei angesehene Mönche, Doctoren der Theologie, welche ihm täglich nach dem Abendessen ein oder zwei Kapitel aus der Bibel vorlasen und erklärten. Er verbot einem Jeden unter Strafe, ein Glied zu verlieren, bei dem Namen Gottes zu schwören, oder bei irgend einer Sache, die sich auf Gott und seine Heiligen bezog, und wenn Jemand aus seinem Hause bei diesem Fehler ertappt wurde, so ließ er ihn außerdem vierzig Tage bei Wasser und Brod fasten. Er war ungemein ernst und strenge gegen die Wahrsagerinnen, Zauberer, Schwarzkünstler und andere derartige Leute. Er verjagte und verbannte aus Flandern alle Juden und Wucherer, welche vordem dort ohne Tribut gelebt hatten, und sagte, er wolle

sie dort nicht dulden, bis sie ihren Mord des Sohnes ihres Herrn wieder gut gemacht und gebüßt hätten.

Wenn der fromme Graf in seinem Palaste Bischöfe, Aebte oder andere Geistliche erscheinen sah, ließ er ihre Geschäfte, wegen derer sie gekommen waren, auf der Stelle erledigen, damit sie nicht länger am Hofe aufgehalten würden, wo er sie nicht gerne sah, wenn sie nicht durch ihr Amt dort gefesselt waren. Als er einst am Feste Epiphania einen Abt in seinem Palaste sah, fragte er ihn: „Mein Herr Abt, wer wird heute das Hochamt in eurem Kloster singen?" Der Abt antwortete: „Fürst, ich habe hundert Mönche, welche des hl. Dienstes warten werden." Der Graf erwiderte: „Aber bei einem so großen Feste gehört ihr in's Chor und in's Refectorium zu euren Mönchen, sie zu erbauen und zu erquicken; darum haben euch unsere Vorfahren so viele Besitzungen gegeben." — „Die Nothwendigkeit hat mich hierher geführt, sagte der Abt, denn wir werden durch einen Herrn unterdrückt." Der Graf entgegnete: „Es hätte genügt, zu schreiben oder Jemanden zu schicken; meine Aufgabe ist es, euch zu vertheidigen und die eurige, für mich zu beten."

Er ließ darauf den Herrn vor sich rufen, und als er gefunden hatte, daß er Unrecht hatte, sagte er zu ihm: Wenn ich nochmals Klagen über euch höre, werde ich euch kochen lassen, wie mein Vorfahr Einen kochen ließ, der eine Wittwe unterdrückte.

Karl der Gütige war derart von Fremden geachtet, daß man ihm während der Gefangenschaft Balduin II. das Königreich Jerusalem anbot und nach dem Tode Heinrichs V. das Kaiserreich im Abendlande; er schlug aber das eine wie das andere aus.

Indeß zog ihm seine Liebe zu den Armen und seine Gerechtigkeit den Haß der Lasterhaften zu. Bertulf, Propst von St. Donat zu Brügge, Erzkaplan und Kanzler des Hofes von Flandern, hatte unter den vorhergehenden Grafen große Reichthümer angehäuft. Er besaß große Ländereien und hatte eine Menge Verwandte, Freunde und Lehensleute, und obgleich seine Familie ursprünglich dem Stande der Hörigen angehörte, stellte er sich doch den vornehmsten Herren gleich und war nach dem Grafen der Mächtigste. Um sich eine noch festere Stütze zu verschaffen, hatte er seine Nichten an Edelleute verheirathet.

Während der Hungersnoth hatte er Korn in den Magazinen aufgespeichert; der Graf ließ sie mit Gewalt öffnen und das Korn zu einem mäßigen Preise an die Einwohner von Brügge verkaufen. Die Verwandten des Propstes zeigten sich darüber ungehalten; ihre Häuser wurden abgedeckt oder verbrannt. Einer der Edelleute, welche die Nichten des Propstes geheirathet hatten, hatte einen Streit mit einem andern und forderte ihn der damaligen Sitte gemäß zu einem gerichtlichen Zweikampfe vor dem Grafen auf; dieser aber weigerte sich, sich mit Jemandem zu schlagen, der seinen Adel dadurch verloren habe, daß er eine Frau aus dem Stande der Hörigen geheirathet habe; so war es dem Landesgesetze gemäß. Dies gab Veranlassung, nach dem Herkommen des Propstes und seiner Familie zu forschen, von welcher der Graf behauptete, daß sie zu seinen Hörigen gehörten. Seit lange im Besitze seiner Freiheit, konnte der Propst diesen Schimpf nicht verschmerzen; er zieh Karl der Undankbarkeit und behauptete, daß er ohne ihn nicht Graf von Flandern geworden wäre. Sein Haß ging endlich so weit, daß er, als der Graf nach Brügge gekommen war, in der Nacht eine Berathung mit seiner Familie hielt, in welcher der Tod des Fürsten beschlossen wurde. Am folgenden Morgen begab sich Karl, nachdem er die gewöhnlichen Almosen ausgetheilt hatte, in die Kirche des hl. Donatus. Während seine Kapläne die Prim und die Terz sangen, betete er vor dem Altare der hl. Jungfrau

und nach wiederholten Kniebeugungen warf er sich auf das Pflaster nieder, um die 7 Bußpsalmen aus einem Buche zu beten, indem er mehrere Geldstücke bei sich hatte, die sein Kaplan ihm dahin gelegt hatte, damit er auch während des Gebetes seiner Gewohnheit gemäß Almosen spenden könnte.

Die Verschworenen waren benachrichtigt, daß der Graf in der Kirche war; Burchard, ein Neffe des Propstes, kam dahin mit sechs andern, alle mit entblößten Schwertern unter dem Mantel. Als er sich dem Grafen genähert, berührte er ihn leise mit dem Schwerte, damit er sein Haupt erhebe, wie um zu sehen, wer es war. Alsbald gab ihm Burchard einen so heftigen Hieb vor die Stirn, daß das Gehirn auf das Pflaster spritzte, und obgleich dieser erste Schlag mehr als hinreichend war, so versetzten ihm die andern doch noch mehrere; sie hieben ihm auch einen Arm ab, den er ausstreckte, um einer armen Frau ein Almosen zu geben. Es war dies am 2. März 1127. Man wollte den Leib nach Gent bringen; aber die Geistlichkeit und das Volk von Brügge widersetzten sich dem umsomehr, da ein Lahmer augenblicklich geheilt wurde, als er den Sarg berührte. So begrub man ihn vorerst ohne Ceremonien an dem Orte, wo er getödtet worden war, hielt aber die Todtenfeier in einer andern Kirche, weil die des hl. Donatus durch den Mord entweiht worden war. Von den Großen Flanderns gerufen, kam der König Ludwig der Dicke mit bewaffneter Hand, um die Aufrührer zu unterwerfen; er ergriff die Hauptanstifter des Verbrechens und ließ sie unter furchtbaren Qualen hinrichten. Auf Befehl des hl. Johannes, des Bischofs von Thironanne, wurde daß Leben des seligen Grafen wenige Monate darauf geschrieben; es geschah dies nochmals durch die beiden Zeitgenossen Galbert, Syndikus von Brügge, und den Mönch Elnath[1]). Der selige Karl der Gute wurde im Lande immer als ein Heiliger verehrt. Er hinterließ keine Kinder und die Grafschaft Flandern kam an Wilhelm, den Sohn Roberts, des Herzogs der Normandie.

15. Der hl. Bernard war inzwischen neuerdings krank geworden. Sein Freund, Wilhelm von St. Thierry, selbst krank, ging zu ihm, um sich seiner Unterhaltung zu erfreuen und mit ihm zu sterben, indem er voraussetzte, daß seine Stunde gekommen sei. Beide dienten einander in ihrer Krankheit als Krankenwärter und besonders in Betreff der geistigen Bedürfnisse. Bernard erklärte seinem Freunde mehrere Stellen aus dem hohen Liede; Wilhelm schrieb sie jeden Tag auf. Außer zu diesen Unterhaltungen benutzte Bernard seine Genesung, um das Werkchen über die Gnade und den freien Willen zu verfassen. Folgendes war die Veranlassung. Er unterhielt sich eines Tages mit seinen Brüdern über die wunderbaren Wirkungen der Gnade und fügte mit dem Ausdrucke der Dankbarkeit hinzu, daß die Gnade ihm zuvorgekommen sei im Guten, daß sie es sei, welche dem Guten Anfang, Fortschritt und Vollendung verleihe. Bei diesen Worten sagte einer der Zuhörer: „Wenn die Gnade alles thut, was wird dann unser Lohn sein? wo sind unsere Verdienste? was ist unsere Hoffnung?" Der hl. Bernard antwortete mit dem hl. Paulus: „Gott hat uns nicht gerettet wegen der Werke der Gerechtigkeit, die wir vollbracht haben, sondern aus Barmherzigkeit. Und wie, fuhr er fort, glaubst du der Urheber deiner Verdienste zu sein und dich retten zn können durch deine Werke der Gerechtigkeit, du, der du nicht einmal den Namen unseres Herrn aussprechen kannst ohne die Gnade des hl. Geistes? Hast du das Wort dessen vergessen, der gesagt hat: „Ohne mich

1) Vgl. Wattenbach, Deutschl. Geschichtsquellen, 2. Aufl. S. 490.

könnt ihr nichts!“ und — „Es liegt nicht an dem, der will, oder der läuft, sondern an Gottes Erbarmen.“ Du wirst mir antworten: Was wird aus dem freien Willen? Meine Antwort ist kurz: er wirkt sein Heil.“

Der hl. Bernard bemerkt ferner, daß während die Gnade in uns unser Heil wirkt, der freie Wille mitwirkt durch seine Zustimmung, durch seinen Gehorsam gegen die Befehle Gottes, durch seinen Glauben an die Verheißungen und durch den Dank für die erwiesenen Wohlthaten. Es gibt drei Arten von Freiheit: die Freiheit der Natur, die Freiheit der Gnade und die Freiheit der Glorie. Wir haben die erste durch die Schöpfung erhalten: sie befreit uns von der Nothwendigkeit; die zweite haben wir durch die Erlösung: sie befreit uns von der Sünde; die dritte, welche uns nur mit dem Besitze der ewigen Glorie gegeben wird, sichert uns den Sieg über Verwesung und Tod. Der hl. Bernard entwickelt diese drei Ideen und unterwirft alles der Prüfung des Abtes Wilhelm, dem er das Werkchen widmet. Indeß unterscheidet der hl. Bernard nicht so klar und bestimmt, wie nachher der hl. Thomas und die katholische Kirche, Natur und Gnade, die natürliche Ordnung und die übernatürliche, welche Unterscheidungen viele Zweifel sehr gut aufklären und viele Schwierigkeiten beseitigen, denn man begreift bald mit dem Engel der Schule, daß nach der natürlichen Ordnung der gefallene Mensch selbst ohne die Gnade noch etwas Gutes kann, daß er aber ohne die Gnade nichts übernatürliches Gutes kann, noch je gekonnt hat.

Immer noch krank, hatte der hl. Abt von Clairvaux kaum seine amtlichen Amtsverrichtungen wieder übernommen, als er zu einem Concil berufen wurde, dessen Eröffnung für den Anfang des Jahres 1128 zu Troyes bestimmt war. Die Streitigkeit des Bischofs von Paris mit dem Könige und verschiedene andere Nöthen der Kirche von Frankreich hatten den Papst Honorius bestimmt, die französischen Prälaten unter dem Vorsitze seines Legaten, des Cardinals Matthäus, des Bischofs von Albano, zu versammeln. Der Cardinal wollte, daß der hl. Bernard dem Concile beiwohne und schrieb ihm, um ihn dazu zu bewegen. Obgleich noch sehr leidend, antwortete der hl. Mann in folgenden Ausdrücken:

„Mein Herz war bereit, euch zu gehorchen, aber mein Leib nicht gleichermaßen; denn mein Fleisch, glühend von brennender Fieberhitze und erschöpft vom Schweiße, war zu schwach, dem Geiste zu folgen, der bereit ist. Es hat nicht an mir gelegen, die Krankheit hat sich meinen Wünschen widersetzt. Möchten unsere Freunde diese Entschuldigung für gerecht halten, die keine gelten lassen und sich der Bande des Gehorsams bedienen, die mich umschließen, um mich täglich meinem Kloster zu entreißen und in die Welt zu werfen. Möchten sie doch überlegen, daß ich keine falschen Vorwände erfinde, um mich frei zu machen; sondern daß die Krankheit, mit welcher Gott mich heimgesucht hat, ihnen begreiflich macht, daß kein Rathschluß dem seinigen widerstehen kann. Sie würden ohne Zweifel unwillig geworden sein, wenn ich ihnen geantwortet hätte: ich habe mein Kleid abgelegt, wie soll ich es wieder anlegen? Ich habe meine Füße gewaschen, warum soll ich sie wieder beschmutzen?

Aber jetzt müssen sie gegen die Anordnungen Gottes Einwendungen auffinden, oder sich denselben unterwerfen. Er ist es, der mich in die Unmöglichkeit versetzt hat, auszugehen, selbst wenn ich es wollte. Sie sagen, es ist eine wichtige Angelegenheit, eine dringende Nothwendigkeit, die uns zwingt, dich zu berufen. Warum werfen sie denn nicht ihre Augen auf einen Mann, der solchen großen Angelegenheiten gewachsen ist? Wenn man mich so achtet, so weiß ich doch meinerseits das Gegentheil. Welcher Art übrigens auch diese Geschäfte sein mögen, sie gehen mich nichts an.

In der That, diese Geschäfte, um derentwillen ihr euch so sehr bemüht, euern Freund selbst auf Kosten seiner Ruhe und seines theuern Stillschweigens zu belästigen, sind entweder leicht oder schwierig. Sind sie leicht, so wird man sie auch ohne mich fertig bringen; sind sie schwierig, so bin ich nicht fähig, damit an's Ziel zu gelangen, es sei denn, ich stände in so hohem Ansehen, daß man mir das Wichtigste und selbst Unmögliches vorbehielte und daß man sich einbildete, ich könne, was keiner kann. Wenn das ist, o mein Gott, dann hast du dich nie so geirrt, wie in dem Urtheile über mich. Warum hast du das Licht, das auf dem Leuchter stehen sollte, unter den Scheffel gestellt, oder um es genauer auszudrücken, warum hast du mich zum Mönche gemacht? Warum hast du in den Zeiten der Verwirrung und der Unordnung einen der Welt so nothwendigen Mann in deinem Zelte verborgen, dessen selbst die Bischöfe nicht entbehren können? Aber ich merke, daß ich, indem ich von meinen Freunden spreche, mißgestimmt werde und erregt zu einem Manne spreche, dessen Erinnerung allein mir Heiterkeit und Freude zurückruft. Wisset indeß mein Vater, daß ich nicht gereizt bin, sondern bereit, euern Befehlen zu gehorchen. Von eurer Nachsicht hängt es ab, mich in den Fällen zu schonen, wo es nach eurer Ansicht thunlich ist[1]).“

Der Cardinal Matthäus, von edlen Eltern in der Gegend von Rheims entsprossen, war Mönch und Prior zu Clugny, als Peter der Ehrwürdige, sein Abt, ihn nach Rom mitnahm, um dort seine Sache gegen den Ex-Abt Pontius zu vertheidigen. Matthäus dachte an nichts Anderes, als nach vollzogenem Urtheilsspruche in der Sache, die er sehr gut geführt hatte, zurückzukehren, als der Papst Honorius ihn zum Cardinal und Bischof von Albano erhob. Der neue Cardinal änderte nichts in seinen klösterlichen Gewohnheiten. Man begreift, daß Bernard ihn sehr liebte.

Ungeachtet seines schönen Briefes, ja vielleicht grade wegen desselben, erhielt Bernard eine formelle Einladung, bei dem Concil zu erscheinen. Er reiste dann mitten im Winter nach Troyes ab. Unter seiner Anleitung schlichtete die ehrwürdige Versammlung die Streitigkeiten der Kirche Frankreichs; sie stellte auch mehrere auf Verbesserung der Sitten der Geistlichen bezügliche Canones auf, die zwar nicht bis auf uns gekommen sind, aber mehrere Zeitgenossen rühmen deren Energie und Klugheit sehr.

16. Bei dem Concil war unter Anderen auch Hugo von Payens, Meister des neuen Templerordens, mit fünf seiner Mitbrüder. Dieser neue Ritterorden hatte neun Jahre vorher in Jerusalem seinen Anfang genommen, d. h. im Jahre 1118. Mehrere edle und gottesfürchtige Ritter hatten sich dem Dienste Gottes geweiht und in die Hände des Patriarchen die Gelübde der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams abgelegt wie die Kanoniker. Die beiden bedeutendsten waren Hugo von Payens und Gottfried von St. Aldemar. Da sie weder eine Kirche noch eine bestimmte Wohnung hatten, räumte ihnen der König von Jerusalem eine Wohnung in seinem Palaste neben dem Tempel ein, woher der Name Templer stammt. Die Kanoniker des Tempels gaben ihnen einen Platz in diesem Palaste, um dort ihre eigene Wohnung zu errichten. Der König und die Herren, der Patriarch und die Prälaten gaben ihnen einige Einkünfte von ihren Ländereien zu ihrer Nahrung und Kleidung. Das erste Versprechen und die erste Pflicht, die ihnen durch den Patriarchen und die andern Bischöfe zur Vergebung ihrer Sünden auferlegt

1) St. Bern. Epist. 21.

wurde, war der Schutz der Wege gegen Räuber und Feinde, um vorzüglich den Pilgern Sicherheit zu verschaffen.

Es waren ihrer noch nicht mehr als neun, als diese sechs sich bei dem Concil zu Troyes einstellten, wohin sie der Papst gewiesen hatte. Sie legten dort, so weit ihr Gedächtniß ausreichte, die Verpflichtungen dar, die sie in diesem militärischen Orden zu beobachten begonnen hatten. Das Concil entschied sich dahin, ihnen eine geschriebene Regel zu geben, damit sie genauer und besser beobachtet würde, und bestimmte, daß dieselbe unter der Autorität des Papstes und des Patriarchen von Jerusalem festgestellt werden sollte. Man beauftragte damit den hl. Bernard, der die Regel durch Johann von St. Michel aufschreiben ließ. Die Regel, die diesen Namen trägt, ist in 72 Artikel eingetheilt, von denen aber mehrere erst seit Ausbreitung des Ordens hinzugefügt worden sind, ja selbst lange Zeit nachher. Nach dieser Regel bestimmte der Papst Honorius und der Patriarch Stephan für sie einen weißen Habit; bis dahin hatten sie keine besondere Kleidung.

Folgendes sind die Artikel der Regel, die als die ersten gelten. „Die Ritter des Tempels sollen dem ganzen Chorgebete bei Tag und Nacht beiwohnen; sind sie durch ihren militärischen Dienst daran gehindert, so werden sie dreizehn Paternoster statt der Metten, sieben statt jeder der kleinen Horen und neun statt der Vesper beten.

Für jeden verstorbenen Mitbruder werden sie sieben Tage lang 100 Paternoster beten und 40 Tage hindurch einem Armen die Mahlzeit des Verstorbenen verabreichen.

Sie werden an drei Tagen in der Woche Fleisch essen: am Sonntage, Dienstage und Donnerstage, an den vier übrigen Tagen werden sie sich des Fleischessens enthalten und am Freitage auch der Eier und der Milchspeisen, wie in der Fastenzeit. Jeder Ritter darf drei Pferde und einen Reitknecht haben. Sie werden weder Vögel noch anderes Wild jagen."

Dieses waren denn die Anfänge des Templerordens, des zweiten Ritterordens, denn der des hl. Johannes von Jerusalem war vorher gegründet worden. Uebrigens ist die Regel der Templer in der Eidesformel kurz enthalten, welche der Ritter bei seinem Eintritte in den Orden ablegte. In folgender Fassung findet man sie in den Cistercienserannalen:

„Ich schwöre, daß ich durch meine Worte, meine Waffen, auf alle mir mögliche Weise und bei Verlust selbst meines Lebens vertheidigen will die Geheimnisse des Glaubens, die 7 Sakramente, die 14 Glaubensartikel, das apostolische Symbolum, sowie das des hl. Athanasius, das alte und neue Testament mit den von der Kirche anerkannten Erklärungen der hl. Väter, die Einheit der göttlichen Natur und die Dreiheit der Personen in Gott, die Jungfrauschaft der hl. Jungfrau Maria vor und nach der Geburt ihres Sohnes. Ferner gelobe ich dem Großmeister des Ordens Gehorsam und Unterwerfung nach den Statuten unseres seligen Vaters Bernard. Ich werde über's Meer in den Kampf ziehen, so oft die Nothwendigkeit es erfordert. Ich werde niemals vor drei Ungläubigen fliehen, selbst wenn ich allein bin. Ich werde eine ununterbrochene Keuschheit beobachten; ich werde durch mein Wort, meine Waffen und in der That den Ordensmännern beistehen, besonders den Aebten und Mönchen des Ordens von Cisterz, als unsern besondern Brüdern und Freunden, mit denen wir in enger Verbindung stehen. Zum Zeugniß dessen schwöre ich, freiwillig alle diese Verpflichtungen zu halten. So wahr mir Gott helfe und sein hl. Evangelium."

Hugo von Payens und die andern Templer waren von dem Könige von Jerusalem Balduin II. und den Fürsten seines Reiches in das Abendland gesendet worden, um die Völker zur Hülfe für das hl. Land aufzufordern,

besonders zu der Belagerung von Damaskus, welche sie beschlossen hatten. Sie kehrten im folgenden Jahre (1129) zurück und führten eine Menge von Edelleuten mit sich.

Stephan, Patriarch von Jerusalem, welcher die Regel der Templer bestätigte, folgte im Jahre 1128 auf Gormund, welcher während der Belagerung eines Schlosses bei Sidon krank wurde und starb, nachdem er zwölf Jahre den Stuhl von Jerusalem inne gehabt hatte. Stephan, der ihm folgte, war aus der Gegend von Chartres und mit dem Könige Balduin verwandt. Obgleich er in seiner Jugend studirt hatte, trug er die Waffen und war Vicomte von Chartres; sodann wurde er Mönch bei St. Jean de la Vallée in derselben Stadt und später Abt. Als Pilger nach Jerusalem gekommen, wartete er auf passende Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren, als er einstimmig von der Geistlichkeit und dem Volke zum Patriarchen von Jerusalem gewählt wurde. Er hatte gute Sitten, war aber hochmüthig, eifersüchtig auf seine Rechte und hartnäckig in seinen Entschlüssen. Seitdem er geweiht wurde, hatte er Streitigkeiten mit dem Könige, behauptete, daß die Stadt Joppe ihm gehöre und selbst Jerusalem seit der Einnahme von Ascalon; sein Tod endete den Unfrieden bald; er hatte den Stuhl von Jerusalem nur zwei Jahre inne[1]).

Der Templerorden verbreitete sich in kurzer Zeit in außerordentlicher Weise. Hugo, Großmeister desselben, bat den hl. Bernard wiederholt, ihnen eine Ermahnungsrede zu schreiben. Der hl. Bernard that dies in einem Buche, in dem er den neuen Orden sehr hervorhebt, oder wie er sagt, die neue Art von Miliz, die den früheren Jahrhunderten unbekannt war; er begründet sein Lob durch den doppelten Kampf, den sie gegen körperliche und geistige Feinde führen, und auf die Beweggründe, welche die Templer zu dem Kriege gegen die Feinde der Religion veranlassen. Sie werden nicht vom Zorne getrieben, noch vom Ehrgeize, oder von Ruhmsucht, oder dem Geize; sie unterscheiden sich sehr von den weltlichen Kriegern, von denen sehr oft derjenige, welcher tödtet, schwer sündigt, und der, welcher getödtet wird, auf ewig zu Grunde geht. Sie streiten für ihren Herrn Jesus Christus ohne Furcht, zu sündigen, wenn sie tödten, und ewig zu verderben, wenn sie fallen; denn sei es, daß sie den tödtlichen Streich geben oder empfangen, so sind sie keines Verbrechens schuldig; im Gegentheile gereicht es ihnen zum Ruhme; tödten sie, so ist das ein Vortheil für Christus; werden sie getödtet, so ist dies ihr eigener Vortheil. Der Christ wird verherrlicht durch den Tod eines Heiden, weil Christus selbst dadurch verherrlicht wird. Nichtsdestoweniger sagt der hl. Bernard, darf man die Heiden nicht tödten, wenn man sie auf andere Weise verhindern kann, die Gläubigen anzugreifen oder zu unterdrücken; aber in dem vorliegenden Falle ist es viel rathsamer, sie zu tödten, damit die Ruthe der Sünder nicht die Gerechten treffe. Man sieht, daß der hl. Bernard den Krieg gegen die Ungläubigen nur als Vertheidigungsmittel für das Christenthum billigt; man führt ihn ja auch nur aus diesem Grunde. Aber er denkt, daß der Soldat in den gewöhnlichen Kriegen seine Seele in Gefahr bringt, wenn die Veranlassung zum Kriege keine gerechte ist und wenn er selbst keine gute Absicht hat.

Der hl. Bernard beschreibt alsdann das Leben der Tempelritter zu Hause und im Kriege. In Allem ist der Gehorsam ihre Regel. Ihre Schritte werden von dem Vorstande bestimmt. Auf seine Anordnung wird die Nahrung und Kleidung vertheilt. In der einen wie in der andern wird alles Ueberflüssige vermieden, man berücksichtigt nur die Nothwendigkeit. Sie leben ge-

---

1) Guilh. Tyr. l. 13.

meinschaftlich, in angenehmer Gesellschaft, mäßig und bescheiden, haben weder Frauen noch Kinder, noch irgend etwas Eignes, nicht einmal ihren Willen, sind aber sehr beflissen, unter sich Frieden und Einigkeit zu erhalten. Niemals träge oder auswärts zerstreut, bessern sie — wenn sie nicht im Kriege sind, was selten vorkommt, — ihre Kleider und Waffen aus, oder thun, was immer ihnen vom Obern aufgetragen wird und der ganzen Genossenschaft zum Nutzen gereicht. Ohne Ansehen der Person oder des Ranges erweist man dem Würdigsten Ehre. Man hört unter ihnen weder Murren noch unpassende Worte; der Schuldige würde nicht ungestraft bleiben. Man verabscheut Schach, Würfelspiel und Jagd und erlaubt sich selbst nicht einmal das Vergnügen der Falkenjagd. Sie verwerfen die Schauspiele und alles, was damit in Verbindung steht; sie schneiden ihre Haare ab, nehmen selten ein Bad, sind meist mit Staub bedeckt und von der Sonne verbrannt. Sobald die Stunde des Kampfes gekommen ist, bewaffnen sie sich innerlich mit dem Glauben und äußerlich mit Eisen, und nachdem sie sich sorgfältig auf die Handlung vorbereitet haben, greifen sie den Feind mit Kraft an, setzen all ihr Vertrauen auf den Gott der Kriegsschaaren nach dem Beispiele der Machabäer. Wunderbare Erscheinung! Man sieht sie zugleich sanfter als die Lämmer und grimmiger als Löwen, und man kann sagen, daß sie Mönche und Soldaten zu gleicher Zeit sind, denn sie haben die Milde der ersteren und die Kraft und die Tapferkeit der letzteren. Der hl. Bernard setzt hinzu: Das Tröstlichste bei diesem neuen Orden ist, daß die meisten von denen, welche eintraten, früher Verbrecher gewesen sind, die allen Arten von Lastern ergeben waren; ihre Bekehruug hat zwei gute Folgen: die eine ist, daß das Land von denen befreit wird, die es unterdrückten und plünderten, die andere ist, daß dem hl. Lande Hülfe gewährt wird.

Alles, was der hl. Bernard hier sagt, ist sicher wahr: aber eine große Anzahl solcher Berufenen setzten den neuen Orden großer Gefahr der Entartung aus. Ein anderer Grund zum Verfalle des Ordens war, wie wir noch Gelegenheit haben werden zu sagen, der Einfluß der Reichthümer. Der Ruf dieser Ritter war in ganz Europa groß, und es war kein Dorf, geschweige denn eine Stadt, wo man nicht für den Unterhalt und das Wohlergehen des Ordens Gaben spendete. Mit der Zeit nahmen sie gleichen Rang mit den bedeutendsten Grundbesitzern Europa's ein. Matthäus Paris berichtet, daß die Hospitaliter im Anfange des 12. Jahrhunderts neunzehn tausend Domainen oder Lehensgüter in der christlichen Welt besaßen; die Templer besaßen neun tausend, ohne andere Einkünfte zu rechnen, die ihnen durch die Freigebigkeit der Brüder, der Patrone und der Gläubigen zuflossen. Die Disciplin lockerte sich dadurch. Kaum dreißig Jahre später, als der hl. Bernard ihnen ihre Regel gegeben hatte, schilt er sie folgendermaßen aus:

„Ihr bedecket eure Pferde mit Seide, schmücket eure Küraſſe mit ich weiß nicht welch einem flatternden Stoffe, ihr malet eure Lanzen, zieret mit Gold, Silber und Edelsteinen Schilder, Sattel, Zügel und Sporen. Anstatt daß ein Krieger tapfer, gewandt, klug und schnell zum Schlagen, behend zum Laufen sein soll, hindert ihr euer Gesicht durch wallendes Haar, eure Schritte durch lange Gewänder, verbergt ihr eure zarten Hände unter langen Aermeln. Unter euch entzündet sich ungezähmter Zorn, eitle Ruhmbegierde und der Durst nach irdischen Gütern".

II. Pontificat des Papstes Innocenz II.

17. Während der allgemeinen Unterwerfung der christlichen Völker unter das geistige Oberhaupt der Christenheit, den Stellvertreter Christi, weissagte der hl. Erzbischof Norbert von Magdeburg, von einem innern Lichte erleuchtet, eine allgemeine Verfolgung der Kirche und eine Art antichristlicher Herrschaft. Er erklärte sich darüber in einer Unterredung mit dem hl. Bernard, der anderer Ansicht war[1]), aber die Ereignisse nach dem Tode des Honorius II. zeigten ihm die Wahrheit und den Sinn dieser Weissagung.

18. Zur Zeit des Papstes Leo IX. gab es in Rom einen Juden, der sich durch Wucher und andere jüdische Mittel außerordentlich bereichert hatte. Er empfing die Taufe und zu Ehren des Papstes nahm er den Namen Leo an. Da das Geld regiert, so war es dem reichen Juden gelungen, sich durch Verheirathung seiner zahlreichen Söhne und Töchter mit römischen Adligen zu verbinden. Einer seiner Söhne, Petrus Leonis (Pierleone) nach seinem Vater genannt, vermehrte noch seine Reichthümer und Verbindungen; er unterstützte im Investiturstreite den Papst Paschalis II., was wiederum sein Ansehen noch besonders steigerte. Ein Sohn des Petrus Leonis, der denselben Namen führte, war von Kindheit an zum geistlichen Stande bestimmt. Nach Frankreich gesandt, um dort seine ersten Studien zu machen, führte er ein so freies Leben, daß er von seinen Mitschülern für den zukünftigen Antichrist und den Ruin der Welt gehalten wurde.

Um die Schändlichkeit seiner ersten Jugend in Vergessenheit zu bringen, wurde er Mönch zu Clugny. Zurückgekehrt nach Rom, wurde er durch den Einfluß seiner Familie zum Cardinal befördert und zu verschiedenen Legationen verwendet, wobei er aber durch seine Ausschweifungen mehr Aergerniß gab, als er durch die von ihm verkündeten Verordnungen erbauen konnte.

Als im Jahre 1130 Papst Honorius gefährlich erkrankte, versammelten sich die Cardinäle in der Kirche des hl. Apostels Andreas und setzten fest, daß die Wahl des Papstes acht Personen übertragen werden sollte, den Cardinal-Bischöfen von Präneste und von Sabinum, den Cardinal-Priestern Peter von Pisa, Peter Rufus und Petrus Leonis und den Cardinal-Diakonen Gregor von S. Angelo, Jonathas und dem Kanzler Aimerich, so daß, wenn der Papst, der seinem Ende nahe war, wirklich gestorben wäre, derjenige, welcher durch allgemeine Uebereinstimmung der Bevollmächtigten oder durch den bessern Theil derselben erwählt würde, von allen als Herrscher und römischer Papst anerkannt werden sollte. Der Cardinal-Bischof von Präneste verordnete noch in Uebereinstimmung mit den andern, daß, wenn einer sich der so vollzogenen Wahl widersetzen würde, er dem Banne verfiele, und daß, wenn Jemand einen Andern zu wählen versuchen würde, diese Wahl nichtig wäre, und der Gewählte dadurch unfähig würde, jemals eine kirchliche Würde zu bekleiden. Dieses bestätigte Petrus Leonis mit seinem eigenen Munde und fügte hinzu, daß man nicht zu fürchten brauche, er werde irgendwie Veranlassung zu einem Aergernisse in der Kirche geben, denn er würde sich lieber in den Abgrund stürzen als Aergerniß geben. Zuletzt wurde festgesetzt, daß die Wähler sich am andern Morgen versammeln sollten. Aber Petrus Leonis und Jonathas sonderten sich von ihren Collegen ab, kamen nicht mehr zu ihnen zurück, hielten Convertikel und arbeiteten daran, einen Altar des Fluches zu errichten.

Die Sache ging durch den Einfluß und die Geschenke seiner Verwandten und die Ränke seiner Anhänger so weit, daß dieser Vorläufer des Antichrist sich vorzeitig über Alles erhoben haben würde, wenn nicht der Papst Honorius, den man bereits todt glaubte, sich dem Volke am Fenster gezeigt hätte[2]).

---

1) S. Bern. Epist. 56. — 2) Vgl. Watterich, II, 180: Epist. Hub. episc. Luc.

Angesichts solcher Complotte sahen diejenigen, deren Herzen Gott gerührt, mit Schrecken die Gefahr der Kirche. Der Papst Honorius war gestorben und am Freitage nach Aschermittwoch, am 14. Februar 1830, begraben worden. Gleich darauf wählten von den acht nach gemeinsamer Uebereinkunft bestimmten Wählern der Bischof von Präneste, der Bischof von Sabinum, der Cardinalpriester Rufus und der Kanzler Aimerich den fünften der Wähler, den Cardinaldiakon von S. Angelo, zum Papste und zwar unter Zustimmung der anwesenden Bischöfe, Cardinalpriester, Diakonen und Subdiakonen; nur Peter von Pisa protestirte gegen die Wahl, aber er mit den beiden abwesenden Petrus Leonis und Jonathas bildeten nur eine Minorität der Wähler. Der Erwählte widerstand lange den Bitten der Wähler; zweimal stieß er den rothen Mantel zurück, den man ihm anlegen wollte; das zweite Mal geschah es mit solcher Kraft, daß er zerriß. Er war von den Anstrengungen, die er gemacht hatte, derart angegriffen, daß man fürchtete, er würde erliegen. Als er des neuen Mantels ansichtig wurde, den man herbeibrachte, stellte er mit von Schluchzen und Thränen erstickter Stimme auf's eindringlichste vor, wie unwürdig und unfähig er zur Uebernahme einer so hohen Würde sei, namentlich unter so schwierigen Verhältnissen. Die Versammlung unterbrach ihn mit folgenden Worten: „Die drohende Gefahr und die Nothwendigkeit lassen keine Entschuldigung zu. Der Löwe ist bereit, sich auf seine Beute zu stürzen, auf die er, wie du weißt, von Kindheit an wartet. Wenn man dem Einbruche nicht zuvorkommt, gibt es keine Hoffnung mehr auf Freiheit, keine Regel für die gute Sitte; die alte Würde der römischen Kirche ist verloren, ihr Ruhm ist in Schande verwandelt; diese so gefürchtete Macht wird den Geringsten der Menschen zum Gegenstande der Verachtung. Bis jetzt war die römische Kirche das Haupt der Welt durch die Festigkeit des Glaubens, die Vollmacht der Gewalt, die Reinheit der Sitten, die Strenge der Zucht, die Klugheit in allen Geschäften und das allbekannte Beispiel der Frömmigkeit; bis jetzt war sie der Schrecken der Lasterhaften, die Stütze der Guten, die Zuflucht der Unglücklichen. Aus ihrer Unversehrtheit schöpften die untergebenen Kirchen ihre Kräfte; in der Gesundheit dieses Hauptes fanden die verwundeten Glieder das Heilmittel für ihre Leiden. Aber es naht der Abfall, es naht die Vernichtung dieser alten Macht wie die aller gutgesinnten Menschen. Ihr Fall kündigt sich offenbar dadurch an, daß dieser Sohn der Sünde, der Sohn des Verderbens aufsteht, um als Widersacher zu handeln und sich über Alles zu erheben, was Gott heißt oder als göttlich verehrt wird, und um sich im Tempel Gottes niederzulassen, als ob er selbst Gott wäre. Aus diesen so klaren Worten des Apostels erkennen wir, daß der, von welchem wir sprechen, der Antichrist ist, oder sein Vorläufer, ihm die Wege zu bereiten. Schon sammelt er sich Helfer zu seinem Einbruche, schon ruft er in der Kirche die gotteslästerliche Partei zusammen, welche er durch seine Familie, seine Macht, seine Freigebigkeit und seine Versprechen geworben hat. Der Wolf greift die vom Hirten verlassenen Schafe an; er beeilt sich, zuerst auf den erledigten Stuhl gelangen, welchen er vielleicht nicht einzunehmen wagen würde, wenn er schon durch einen rechtmäßigen Hirten besetzt wäre. Dir überträgt die Kirche ihre höchsten Angelegenheiten; durch deine Vorsicht will sie geleitet, durch deine Sorge befreit werden. Sie ist es, die dich in ihrem Schooße genährt und erzogen hat, die dir mit ihren Gnaden zuvorgekommen ist zu einer Zeit, wo sie deiner nicht bedurfte. Heute fordert sie die Dankbarkeit für ihre Wohlthaten und verlangt, daß du sie in ihren äußersten Nöthen nicht verlassest. Wirst du den Ruf deiner Mutter nicht hören? Du weigerst dich unter dem Vorgeben deiner Unwürdigkeit, als ob wir nicht wüßten, wer du bist. Wenn du dich für würdig hieltest, wärest du sicher dessen unwürdig. Du fürchtest aus lobenswerther Bescheidenheit die Höhe einer Würde, die in

sich das Erhabene des Königthums wie des Priesterthums vereinigt; wir laden dich aber nicht zur Ehre ein, sondern zur Gefahr. Wir verkennen nicht, was der Widersacher gegen uns anzettelt; schon zieht er das Schwert, schon schärft er seine Pfeile; er rechnet darauf, daß er nicht anderes zum Apostolate gelangt, als durch Vergießung unsers Blutes. Aber so groß auch die Todesgefahr für uns ist, wir wollen lieber von der Hand Gottes den Preis unsers für ihn vergossenen Blutes erwarten, als ihm Rechenschaft für das Blut der Kirche geben müssen. Nun, auf dieser Bahn, die uns zum Tode führt, wollen wir dich nicht nur zum Gefährten, sondern zum Führer haben. Biete dich mit uns als ein Schlachtopfer dar. Es ist nicht erlaubt, demjenigen das Leben zu verweigern, der es uns gegeben hat, wenn er es von uns wieder verlangt. Wenn du denn nicht gefühllos bist für die Bedrängnisse einer trostlosen Mutter, für unsere Thränen, für die Ehre, die Pflichten des Gehorsams, so füge dich unserem Verlangen. Wenn du dasselbe erfüllst, werden wir dir unsere Unterwerfung beweisen; wenn du widerstehst, wirst du die Strafe des Ungehorsams zu tragen haben; denn nach dem Tode des Papstes haben wir, bis man ihm einen Nachfolger gegeben hat, dieselbe Gewalt, zu befehlen und zu strafen, die er bei Lebzeiten hatte."

Nach diesen Worten schickten sich die Cardinäle an, den Bannfluch über den erwählten Papst auszusprechen, indem sie ihm noch immer den rothen Mantel darboten. Bei dieser Sachlage zog der demüthige Cardinal Gregor vor, sich lieber den Nachstellungen des Petrus Leonis auszusetzen, als dem Bannstrahle seiner Brüder. Er nahm die Wahl an und wurde unter dem Namen Innocenz II. zum Papste ausgerufen. Dies geschah am 14. Februar 1130, um neun Uhr des Morgens. Diese merkwürdigen Einzelnheiten, die uns die Versammlung der treuen Cardinäle als einen Senat christlicher Helden zeigen, sind uns von einem gleichzeitigen Schriftsteller, dem Bischofe Arnulf von Lisieux zugekommen, der damals in Italien war, und sie dem Bischofe Gottfried von Chartres mittheilte.

Nachdem die Mehrzahl der acht Wahl-Cardinäle in Uebereinstimmung mit einem Theile des übrigen römischen Klerus den neuen Papst erwählt hatten, führten sie ihn, umringt von einer großen Menge von Gläubigen, in die Laterankirche, setzten ihn auf den päpstlichen Stuhl und huldigten ihm mit einer Unzahl frommer Personen. Von da begaben sie sich in den Palast, beendigten die gebräuchlichen Ceremonien und übergaben ihm alle päpstlichen Insignien seiner Vorgänger. Um neun Uhr, zur Zeit der Terz, war alles vorschriftsmäßig beendigt.

Am selben Tage, zur Zeit der Sext, ließ sich Petrus Leonis, der sechste der acht Wähler, von den beiden noch übrigen und einem bedeutenden Theile des römischen Klerus zum Papste wählen. Die Wahl dieses Gegenpapstes geschah in der Kirche des hl. Marcus, nicht weit von der Burg seiner Brüder. Des andern Tages begab er sich bewaffnet zur Peterskirche, umringte sie mit Kriegsmaschinen, zertrümmerte die Bedachung und das Mauerwerk und drang mit Gewalt mit seinen Trabanten in die Basilika des Apostelfürsten. Am nächstfolgenden Tage bemächtigte er sich in gleicher Weise durch Eisen nnd Feuer der Kirche vom Lateran, zertrümmerte den päpstlichen Thron und plünderte den Schatz des hl. Laurentius. Einen Tag nachher griff er den Palast an, in dem der Papst Innocenz residirte; er wurde aber mit Verlust und Schande zurückgeworfen. Bald sprach man von nichts als den Verheerungen, die er in den Kirchen angerichtet hatte, der Plünderung des Schatzes des hl. Petrus und der Beraubung von Fremden, die nach Jerusalem und Rom pilgerten.

Innocenz II. schrieb am 18. Februar, vier Tage nach seiner Wahl, als er noch nicht geweiht war, an die Gläubigen Deutschlands, um ihnen anzu=

zeigen, daß er die Legation Gerhards bestätige, und um sie einzuladen, den König Lothar im folgenden Jahre, wenn er komme, die kaiserliche Krone in Rom zu empfangen, nach Italien zu begleiten. Er schrieb dasselbe und am nämlichen Tage an Lothar selbst[1]). In einem andern von Rom jenseit der Tiber vom 3. Mai datirten Briefe erzählt er ihm in wenig Worten die Geschichte seiner Wahl und der des Gegenpapstes. Er zeigt ihm an, daß er ihm den Erzbischof Walter von Ravenna schicke, damit dieser ihm genauer berichte und sich mit ihm über mehrere Angelegenheiten berathe. Zum Schlusse ermahnte er ihn, seine Pflicht als Vertheidiger der Kirche unter diesen Umständen wohl zu erfüllen[2]).

19 †. Die Wähler des Gegenpapstes Anaklet schickten dem Könige Lothar einen Wahlbericht, nach welchem siebenundzwanzig Cardinäle und ein großer Theil des römischen Klerus Anhänger des Anaklet waren; auf Seiten des Innocenz standen dagegen nach der Lebensbeschreibung desselben von Boso anfänglich nur sechszehn Cardinäle, zu denen nachher drei von der Gegenpartei übertraten; Anaklet hatte somit die Majorität der Cardinäle für sich, aber diese entschied wegen der Vereinbarung über die acht Wähler nicht über die Gültigkeit der Wahl. Die Vereinbarung über die acht Wähler wird selbst in einem von der Partei des Anaklet an den Erzbischof Didacus von Compostella übersandten Berichte angegeben[3]), aber in dem Berichte an Lothar wird dieser Umstand nicht erwähnt, sondern es wird hier besonders hervorgehoben, daß die Wähler durch keine Gewaltthätigkeit und durch keine Macht bewogen worden seien; dieser Bericht schimpft dann weiterhin über die Gegenpartei und schließt mit einer thörichten Ermahnung an den König Lothar[4]).

Auch die Wähler des Innocenz übersandten an Lothar einen Bericht und hoben darin besonders hervor, daß Innocenz drei Stunden früher als der Gegenpapst gewählt sei; in Betreff genauerer Angaben wird auf mündliche Mittheilung des Erzbischofs Walter von Ravenna verwiesen, der das Schreiben überbringen sollte[5]). Dieser wurde mit zwei päpstlichen Schreiben vom 11. Mai und vom 20. Juni als Legat nach Deutschland geschickt.

Der Erzbischof Adalbero von Bremen war zur Zeit der Wahl in Rom und wurde für Anaklet gewonnen; dieser gab ihm am 24. Februar bei seiner Rückkehr ein Schreiben an die deutschen Bischöfe und ein anderes an den König und die Königin mit. Der Erzbischof von Salzburg erhielt dagegen vom Erzbischofe Walter von Ravenna die Mittheilung, daß die Wahl Anaklets durch gewaltsame und simonistische Mittel erschlichen sei[6]). Als Norbert dies erfuhr, ersuchte er den Erzbischof von Ravenna und auch den Bischof Hubert von Lucca um Nachrichten über die Sachlage. Der Bericht Walters[7]) erklärte den Innocenz für kanonisch gewählt, den Anaklet für einen apostatischen Eindringling. Der Bischof Hubert sandte einen sehr ausführlichen Bericht an Norbert[8]), in dem die Nachricht von besonderer Wichtigkeit ist, daß acht Wähler ernannt waren und daß Petrus Leonis und Jonathas sich von den andern Wählern getrennt hatten und es verschmähten, zu ihnen zurückzukehren, und daß die Wahl des Anaklet schon vor dem Tode des Honorius erfolgt sein würde, wenn der kranke Papst sich nicht am Fenster dem Volke gezeigt hätte. Hubert berichtet ferner, daß nach dem Tode des Hono-

---

1) Jaffé, Regesta N. 5317 et 5318. — 2) Ibidem N. 5320. — 3) Watterich, II, 187 f. — 4) Ibid., II, 185 ff. — 5) Ibid., II, 182 f. — 6) Dümmler, Forsch. VIII., 164. — 7) Watterich, II, 181. — 8) Ibid., II, 179 ff.

rius die Exequien zwar nicht in hergebrachter Weise, aber doch so, wie Zeit und Umstände gestatteten, gehalten seien, und daß darauf fünf von den ernannten Wählern in Verbindung mit Bischöfen, Cardinalpriestern, Diakonen und Subdiakonen die Wahl vornahmen; nachher sei Petrus Leonis von der andern Partei gewählt und habe sein angemaßtes Amt mit Kirchenplünderungen begonnen[1]). Norbert trat dann sofort entschieden für Innocenz auf.

Außer Walter war auch der Cardinal Gerhard als Legat von Innocenz an Lothar und die Reichsfürsten gesandt worden. Gerhard schrieb im September an den Bischof Otto von Bamberg, daß er vom Könige ehrenvoll aufgenommen worden sei, daß dieser aber seine Antwort bis zu einer Berathung der Fürsten verschoben habe.

Im October trat in Würzburg eine Synode zusammen, auf welcher sechszehn Bischöfe, ein päpstlicher Legat und Lothar nebst vielen Reichsfürsten anwesend waren: Innocenz wurde auf derselben als rechtmäßiger Papst anerkannt, und dadurch war der Streit für Deutschland entschieden.

20. Der erste Bischof Galliens, welcher dem Beispiele des hl. Norbert folgte, wenn nicht voranging, war der hl. Bischof Hugo von Grenoble. Dieser tugendhafte Prälat hatte einige Jahre zuvor Abgeordnete an den Papst Honorius gesandt, die ihm die Erlaubniß erbitten sollten, das bischöfliche Amt niederzulegen. Dieser Wunsch, welchen er schon im Anfange seiner Amtsverwaltung hatte, begleitete ihn durch sein ganzes Leben und wuchs mit dem Alter und dessen Gebrechen. Der hl. Greis hielt sich für einen unnützen Knecht, welcher den bischöflichen Platz, dessen Ehren und Einkünfte besitze, ohne es zu verdienen und die Verpflichtungen zu erfüllen. Honorius nahm keinerlei Rücksicht auf seine Bitte und schickte die Gesandten mit Trostbriefen zurück, in welchen er ihn zur Ausdauer ermuthigte. Der hl. Hugo ließ sich nicht zurückweisen; er ging selbst nach Rom und beschwor den Papst, ihn sein Leben in Ruhe beschließen zu lassen und der Kirche von Grenoble einen bessern Hirten zu geben. Aber der Papst verharrte in der Ueberzeugung, daß er durch sein Ansehen und sein gutes Beispiel seiner Heerde nützlicher sein würde, als irgend ein anderer. Alles was Hugo sonst noch von ihm verlangte, bewilligte er; er tröstete ihn, so viel er konnte und schickte ihn mit Ehrenbezeugungen heim.

Der hl. Hugo rechtfertigte das Urtheil des Papstes durchaus. Nach der Wahl des Papstes Innocenz II., noch ehe dessen Nuntien in Frankreich angekommen waren, um dort das Schisma des Gegenpapstes zu verdammen, begab sich der Bischof von Grenoble mit mehreren anderen Bischöfen nach Puy in Velay, obgleich er krank und schon hoch bejahrt war, denn er zählte ungefähr 78 Jahre. Er wußte bestimmt, daß Petrus Leonis nicht wegen seines Verdienstes, sondern durch das Ansehen seiner Familie und durch Gewalt zum Papste gewählt worden war, deshalb nahm er keine Rücksicht auf die Achtung und die guten Dienste, welche Peter und dessen Vater ihm ehemals erwiesen hatten, sondern sah nur auf die Gerechtigkeit und das Wohl der Kirche und excommunicirte ihn auf diesem Concil als schismatisch. Diese Excommunication fiel wegen des Ansehens des hl. Hugo schwer in's Gewicht.

Die Excommunication des Gegenpapstes Anaklet war die letzte denkwürdige Handlung des Bischofs von Grenoble; seine Kränklichkeit vermehrte sich von Tag zu Tag und lange Zeit vor seinem Tode mußte er das Bett hüten. Er verlor gänzlich das Gedächtniß für alles Zeitliche, was er je in

---

1) Watterich, II, 179 ff.

der Welt unternommen oder gesehen hatte; aber durch ein eigenthümliches Wunder vergaß er nichts, was sich auf den Dienst Gottes bezog, und mit seinen Geistlichen betete er täglich die Psalmen auswendig. Die Mönche von Calais, einem Kloster, welches er selbst gegründet, kamen zu ihm, um ihn während seiner Krankheit zu bedienen, und sie hielten sich für reich bezahlt für ihre Dienste durch die Erbauung, welche sie empfingen. Wenn Hugo bemerkte, daß ihm der Schmerz einige ungeduldige Worte entrissen hatte, klagte er sich darüber an und befahl denen, welche ihm dienten, ihm die Disciplin zu geben; aber da man glaubte, ihm hierin nicht gehorchen zu dürfen, zerfloß er in Thränen und betete mehrmals das Confiteor, um Verzeihung von Gott zu erlangen. Hugo, welcher durch die Carthäuser dem Papste Innocenz II. von dem traurigen Zustande, in dem er sich befand, hatte Nachricht geben lassen, erhielt endlich die Erlaubniß, an seine Stelle für den Stuhl von Grenoble einen hl. Carthäuser, auch Hugo genannt, weihen zu lassen. Darauf blieb ihm auf Erden nichts mehr zu wünschen übrig, und er vereinigte sich endlich mit seinem Schöpfer; er starb am 1. April 1132 im Alter von 80 Jahren.

Von dem erbaulichen Leben und dem hl. Tode Hugo's in Kenntniß gesetzt, nahm ihn Innocenz II. unter die Zahl der Heiligen auf und befahl dem Prior der Carthause, Guigo, seine Lebensgeschichte zu schreiben. Er verlangte dies von ihm in dem folgenden Briefe, den man als das Decret seiner Canonisation betrachten kann.

„Innocenz, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, an unsern vielgeliebten Sohn Guigo, Prior der Carthause, apostolischen Gruß und Segen. Um den Wohlthaten Gottes zu entsprechen, haben wir seiner Majestät zunächst Dank gesagt, als wir von dem Leben des seligen Hugo und den Wundern hörten, welche durch seine Verdienste bewirkt worden. Nachdem wir hierauf den Rath der Erzbischöfe, Bischöfe, Cardinäle und Anderer aus unserer Umgebung eingeholt, haben wir angeordnet, daß man ihn als einen Heiligen ehre und den Tag seines Todes feierlich begehe. Da ihr jedoch eine genaue Kenntniß seines Lebens und seiner Wunder habt, befehlen wir euch kraft der Autorität des hl. Petrus, darüber nieder zu schreiben, was ihr wisset, damit die Geistlichkeit, wenn sie das Leben liest, und das Volk, das es hört, davon erbaut werden und durch die Fürbitte des hl. Bischofs die Nachlassung ihrer Sünden erlangen. Wir beten für euch, und segnen unsere theueren Söhne der Carthause. Pisa, den 22. April."

Guigo schrieb wirklich das Leben des hl. Hugo und widmete es dem Papste Innocenz II. Niemand war besser darüber unterrichtet, als dieser fromme Schriftsteller, denn er hatte lange Zeit mit dem hl. Hugo gelebt und war sein besonderer Freund.

Der König von Frankreich, Ludwig der Dicke, berief ein Concil nach Etampes, nachdem er erfahren hatte, was in Rom geschehen war. Dort sollte geprüft werden, welcher von den beiden Päpsten Innocenz und Anaklet canonisch gewählt sei. Der hl. Bernard wurde namentlich zu diesem Concile berufen und zwar durch den König und die bedeutendsten Bischöfe. Er begab sich mit großer Furcht auf den Weg, denn er kannte sehr wohl die Gefahr und die Wichtigkeit der Angelegenheit; aber er wurde durch einen Traum getröstet. Er sah darin eine große Kirche, in welcher einstimmig das Lob Gottes gesungen wurde. Das befestigte seine Hoffnung auf Frieden.

Gerard, Bischof von Angouleme, welchem Papst Honorius die Legation von Aquitanien übergeben, hatte sich nicht zum Concile von Etampes begeben können, schickte aber einen Gesandten dahin, welchem er mit seinem Siegel versehene Briefe mitgab; in diesen bezeugt er, daß er die beiden Bewerber kenne, daß er bis in's Einzelne Kenntniß von der Weise habe, in

welcher sie gewählt worden, daß kein Grund vorhanden sei, daran zu zweifeln, daß das Recht auf Seiten des Innocenz sei; die Sitten dieses Prälaten seien vortrefflich; er sei zuerst und durch die Häupter der Geistlichkeit gewählt worden; Petrus Leonis habe dagegen mit Hülfe seines Einflusses und seines Reichthums den h. Stuhl usurpirt; zudem sei er wegen seiner Sitten so verschrieen, daß wenn ihm seine Wahl selbst irgend welches Recht gäbe, er wegen seines schändlichen und ärgerlichen Wandels von der päpstlichen Würde ausgeschlossen werden müßte.

Es waren bei dem Concil zu Etampes mehrere Augenzeugen dessen, was sich bei den beiden Wahlen zugetragen hatte. Zudem hatte man von Rom Mittheilungen erhalten, die einen Beschluß über die vorliegende wichtige Angelegenheit ermöglichten. Nach Gebeten und Fasten hielten der König und die Bischöfe eine Sitzung. Alle kamen durch gemeinschaftlichen Beschluß überein, dem hl. Bernard die Sache zu übertragen und sich seiner Ansicht anzuschließen. Er nahm diesen Auftrag auf den Rath einiger treuen Freunde mit Zittern an, und nachdem er sorgfältig die Form der Wahl geprüft hatte, sowie die Würdigkeit der Wähler, das Leben und den Ruf dessen, der zuerst gewählt worden war, erklärte er, daß Innocenz als der wahre Stellvertreter Jesu Christi anerkannt werden müsse. Sämmtliche Concilsmitglieder stimmten dieser Ansicht durch Acclamation bei. Man sang das Te Deum zum Danke, und der König sowohl als alle Bischöfe unterzeichneten die Wahl des Innocenz und gelobten ihm Gehorsam[1]).

Gerard, Bischof von Angouleme, war einer der Eifrigsten, dem Papste Innocenz Gehorsam zu bezeugen; indeß hatte sein Interesse größeren Antheil an seiner Eile als die Pflicht. Dieser ehrgeizige Prälat wollte, daß Innocenz ihm die Legation von Aquitanien ließe; aber man hatte so viele Klagen über sein Betragen gehört, daß der neue Papst glaubte, ihm dieses wichtige Amt nicht ferner anvertrauen zu können. Gerard war so gekränkt über diese Zurückweisung, daß er sich sogleich an den Gegenpapst Anaklet wendete, der ihn bereitwillig in seiner Legation bestätigte, um einen Prälaten zu gewinnen, der ihm in Frankreich bedeutende Dienste leisten konnte. Gerard folgte nur zu treu den Rathschlägen, die ihm sein Aerger gegen Innocenz eingab; er unterließ nichts, was in Frankreich die Partei des Gegenpapstes fördern konnte, und war schuld an all den Uebeln, welche das Schisma hervorbrachte, wie wir sehen werden.

21. Der Gegenpapst seinerseits war nicht unthätig. Er schrieb an den König von Jerusalem und an den Kaiser von Constantinopel, aber ohne Erfolg. Er schrieb sowohl selbst als durch Andere mehrere Briefe an den König Lothar von Deutschland; dieser aber antwortete auf keinen; er sandte Briefe und einen Bevollmächtigten mit dem Titel eines Legaten an den König von Frankreich, der sich aber mit allen Bischöfen seines Reiches für den rechtmäßigen Papst erklärte. Es war nur ein einziger normännischer Fürst, bei dem der Gegenpapst Erfolg hatte, Roger, Herzog von Sicilien. Dieser Fürst war mächtig, aber er wollte es noch mehr sein; er erfreute sich des Titels eines Herzogs; aber es gelüstete ihn nach dem eines Königs. Schlau wie ein Normanne benutzte er die Gelegenheit. Ein Gegenpapst von jüdischer Abstammung ging ihn an, ihn als seinen Papst anzuerkennen. Der Normanne sagte unter der Bedingung zu, daß er Anaklet's Schwester zur Frau und mit ihr das Fürstenthum Capua und die Herrschaft Neapel und obendrein den Titel eines Königs von Sicilien bekomme; alles dieses mit der Verpflichtung,

---

1) Suger. Vita Lud. Ernald, Vita S. Bern.

daß er dem römischen Papste Huldigung leiste und ihm jährlich sechshundert Goldstücke zahle. Ein Cardinal des Gegenpapstes wurde gesandt, den neuen König zu Palermo am Weihnachtsfeste 1130 zu krönen. So berichten die Schriftsteller jener Zeit, Petrus Diakonus und Falco Beneventanus. Auch der hl. Bernard sagte, daß der Gegenpapst Anaklet nur einen einzigen Fürsten für sich habe, den Herzog von Apulien, der durch den lächerlichen Preis einer usurpirten Krone erkauft sei.

22. In Rom, wo der Antipapst durch seine Freigebigkeit das Volk und einen Theil der Großen gewonnen hatte, sah sich der rechtmäßige Papst Innocenz II. mit den Seinigen von allen Seiten eingeschlossen, so daß sie nirgends hingehen und auch Niemand zu ihnen kommen konnte, ohne sein Leben zu gefährden. In dieser äußersten Bedrängniß entschloß sich der Papst, Rom zu verlassen und sich nach Burgund und Frankreich zurückzuziehen. Nachdem er insgeheim zwei Galeeren ausgerüstet hatte, schiffte er sich mit allen treuen Cardinälen ein, mit Ausnahme des Bischofs Konrad von Sabina, den er als seinen Vicar in Rom zurückließ; durch die Mündung der Tiber gelangte er in's offene Meer und kam glücklich in Pisa an. Er wurde mit allen möglichen Ehrenbezeugungen empfangen, verweilte einige Zeit daselbst und ordnete in gesetzmäßiger Gewalt mehrere Angelegenheiten sowohl in der Stadt selbst als auch in dem übrigen Theile Toscana's. Alsdann nahm er Abschied von den Pisanern, dankte ihnen für ihre Dienstleistungen, und nachdem er sich wieder eingeschifft, kam er nach Genua, wo er einen Waffenstillstand zwischen den beiden Städten vermittelte; er hoffte, nach seiner Rückkehr den Frieden zum Abschlusse zu bringen. Von Genua gelangte er nach St. Gilles in der Provence. Als Peter der Ehrwürdige, Abt von Clugny, seine Ankunft erfahren hatte, sandte er sechszig Pferde oder Maulesel mit aller dazu gehörigen Ausstattung, sowohl für ihn, als die Cardinäle und ihr Gefolge, und lud ihn nach Clugny ein, um dort von den Anstrengungen der Reise auszuruhen. Der Papst nahm die Einladung mit Vergnügen an und blieb elf Tage daselbst und weihte auch die neue Kirche des hl. Petrus.

Von Clugny begab sich der Papst nach Clermont, woselbst er ein Concil hielt, auf dem er den Gegenpapst excommunicirte und mehrere Verordnungen traf. Er empfing daselbst den Erzbischof Konrad von Salzburg, den Bischof Egbert von Münster und den Abt von Görz, welche die auf der Synode zu Würzburg am 18. Oktober allgemein beschlossene Anerkennung des Papstes Innocenz mittheilten. Als der Papst noch in Clugny war, kam der Abt Suger, ihn im Namen des Königs zu begrüßen, der aber hoffte, bald persönlich seine Ehrfurcht bezeigen zu können.

Als der Papst um Epiphanie des folgenden Jahres nach dem Kloster Fleury (St. Benedict an der Loire bei Orleans) gekommen war, beeilte sich der König mit der Königin und seinen Kindern, ihm Beweise seines Gehorsams zu geben, und er beugte, um uns der Ausdrücke Sugers zu bedienen, sein gekröntes Haupt zu den Füßen des Papstes, wie er es vor dem Grabe des hl. Petrus gethan haben würde.

Mehrere englische Bischöfe neigten zu Anaklet und der König Heinrich zögerte, sich für eine Partei zu erklären, bis die Bischöfe seines Reiches die ihrige ergriffen hätten. Innocenz sandte ihm den hl. Bernard. Dieser hl. Abt fand den König sehr eingenommen gegen Innocenz. Gerard von Angouleme hatte ihm heuchlerischer Weise geschrieben, um die Anerkennung Innocenz's zu verhindern, und mehrere englische und normännische Bischöfe waren durch ihn verführt worden. Als Bernard sah, daß König Heinrich seinen Vorstellungen nicht nachgeben wollte, sagte er zu ihm: „Fürst, warum fürchtet ihr, euch dem Innocenz zu unterwerfen?“ Ich fürchte, sagte der

König, eine Sünde zu begehen. Wenn es das ist, was euch abhält, sagte Bernard, so könnt ihr euer Gewissen beruhigen; sorget nur dafür, Gott für eure anderen Sünden Genugthuung zu leisten; diese Sünde nehme ich auf mich. Auf diese Worte hin gab der König nach und begab sich mit einem großen Gefolge von Bischöfen und Fürsten nach Chartres zum Papste. Nach dem Beispiele des Königs von Frankreich warf er sich Innocenz zu Füßen und gelobte ihm für sich und seine Unterthanen kindlichen Gehorsam; dies geschah am 13. Januar 1131. Alsdann begleitete er ihn nach Rouen, wo er ihm beträchtliche Geschenke machte und auch durch die Großen und selbst durch Juden Geschenke darbringen ließ.

23 †. König Lothar feierte das Weihnachtsfest zu Gandersheim und dahin kam zu ihm der Cardinal Gerhard als päpstlicher Legat mit der Botschaft, daß der Papst sehr nach einer Unterredung mit dem Könige verlange[1]). Als Ort der Zusammenkunft wurde Lüttich bestimmt. Der Papst kam am 22. März, einem Sonntage, mit einem großen Gefolge dahin, in welchem sich fünfzehn Cardinäle, der Erzbischof von Rheims, der Abt Bernard von Clairvaux und sehr viele Kleriker befanden. Der König empfing den Papst mit der größten Feierlichkeit in Begleitung vieler Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Priester, Reichsfürsten, Grafen, Edelleute und einer unabsehbaren Volksmenge des deutschen Reiches, und leistete beim Empfange die Dienste eines Marschalls, indem er den päpstlichen Zelter am Zaume führte und beim Absteigen am Dome den Bügel hielt[2]). Es wurden dem Papste glänzende Geschenke dargebracht und zu seiner Ehre folgte ein Fest dem andern[3]). Unter dem Vorsitze des Papstes und in Gegenwart des Königs wurde eine Synode gehalten, auf der fünfzig Bischöfe versammelt waren, von denen zweiunddreißig oder sechsunddreißig dem deutschen Reiche angehörten. Der Bischof Otto von Halberstadt war von seinen Kanonikern beim Papste Honorius der Simonie angeklagt und von Honorius abgesetzt worden; auf die Fürbitte des Königs und vieler Bischöfe wurde er wieder in sein Bisthum eingesetzt. Die alten Verordnungen über Cölibat und über Meidung der Messen concubinarischer Priester wurden erneuert[4]). Der Bischof Bernard von Hildesheim brachte die Bitte um Canonisation seines Vorgängers, des Bischofs Godehard, vor und verlas vor der ganzen Versammlung die Lebensgeschichte desselben. Godehard war in der Zeit von 997 bis 1022 Abt in den Klöstern Altaich, Tegernsee, Hersfeld und Kremsmünster, von denen ihm die drei letzteren nach einander zur Wiederherstellung des klösterlichen Lebens übertragen wurden. Im Jahre 1022 wurde er von Heinrich II. zum Bischofe von Hildesheim präsentirt und vom Hildesheimischen Klerus gewählt. Schon bei seinen Lebzeiten und ganz besonders nach seinem im Jahre 1038 erfolgten Tode wurde er von Gott durch viele Wunder verherrlicht und stand beim Volke in hoher Verehrung. Innocenz versprach nach der Verlesung der Lebensgeschichte, daß die Sache bei der nach Rheims auf den 18. Oktober angesetzten Synode erledigt werden sollte[5]). Am Sonntage Lätare zog der Papst in feierlicher Procession, wie sie in Rom üblich war, von der Kirche des hl. Martin nach der des hl. Lambert, las dort die Messe und setzte dem Könige und der Königin die Kronen auf. Bei dieser Feier wurden die Decrete des Concils verkündet[6]). Ueber Anaklet und den Gegenkönig Konrad und dessen Bruder Friedrich war der Bann erneuert worden.

---

1) Annal. Desibod. in Böhmer's Fontes, III, 208. — 2) Suger, Vita Lud. — 3) Anselm Gembl. — 4) Annal. Erphesfurd. — 5) Browerius, Vita S. Godehardi. — 6) Anselm. Gembl.

Das Hauptanliegen des Papstes, weshalb er nach Lüttich kam, war das Gesuch um Hülfe gegen das römische Schisma. Lothar versprach dieselbe bereitwillig, bemerkte aber vorher, wie Otto von Freisingen berichtet[1]), daß das Reich durch die Liebe zu den Kirchen sehr geschmälert sei und daß es die Investitur zu seinem großen Schaden aufgegeben habe. Diese Bemerkung war unter den damaligen Umständen vollständig richtig. Die Bisthümer fingen nämlich an, sich zu kleinen Staaten zusammenzuschließen; in einem solchen Staate rissen die Grafengeschlechter, die Vasallen und Ministerialen des Bisthums an sich, was sie nur bekommen konnten, und die Domkapitel waren mit Angehörigen dieser Familien besetzt. Bei den Bischofswahlen trat nun an die Stelle der Berücksichtigung der Reichsinteressen, die bei den kaiserlichen Ernennungen obgewaltet hatte, der Einfluß der kleinlichen Familieninteressen, und die durch den Investiturstreit den Kaisern abgerungene Freiheit der Kirche ging an den damals in der Entwickelung begriffenen niederen Adel wieder verloren, da es an einer einheitlichen Organisation des Diöcesanklerus fehlte. Wie wenig Interesse für die Ehre des Reiches und die Unterdrückung des römischen Schismas Lothar damals bei der hohen Geistlichkeit fand, zeigte sich beim Antritte seines Römerzuges.

Wie Ernald in der Biographie des hl. Bernard mittheilt, soll Lothar in Lüttich die Investitur der Bischöfe vom Papste zurückverlangt haben, und die Römer sollen darüber in große Angst gerathen sein. Es ist möglich, daß die Römer die deutschen Verhältnisse so wenig kannten, daß sie die Wiedereinführung der frühern Investitur für möglich hielten; hätte Innocenz sie bewilligt, so würde er an Adelbert von Mainz, Norbert von Magdeburg, Otto von Bamberg, Konrad von Salzburg und Friedrich von Köln sehr gefährliche Gegner gefunden haben, und Lothar wird mit seinem klaren Blicke bald eingesehen haben, daß sein Wunsch ein Mißgriff war. Deßungeachtet kann vorübergehend ein aufgeregter Wortwechsel entstanden sein, bei dem der hl. Bernard sich entschieden, wie Ernald berichtet, dem Könige widersetzte und Innocenz die vom hl. Bernard gerühmte Festigkeit zeigte. Es ist möglich, daß es sich bei dem Streite nur um die im Wormser Concordate vereinbarte Form der Investitur der deutschen Bischöfe handelte, die bei der Wahl Lothars abgeändert worden war. Dieser Vorfall störte übrigens das gute Einverständniß zwischen Innocenz und Lothar durchaus nicht, und der Bischof Egbert von Münster wurde nach Italien geschickt, um die Ankunft des deutschen Heeres anzukündigen und die Anhänger des Papstes aufzurichten.

24. Der Papst blieb nicht lange Zeit in Lüttich; er ging wieder nach Frankreich, und nach kurzem Aufenthalte in Auxerre begab er sich nach Tours, um sich des Grafen Gottfried Martel von Touraine, Anjou und Maine zu versichern. Nachdem er durch Orleans und Etampes gekommen war, betrat er unter dem Zurufe einer unermeßlichen Menge Volkes, das ihm entgegenging, Paris. Er wollte das Osterfest zu St. Denys feiern und wurde dort in Procession empfangen. Am Gründonnerstage machte er der Geistlichkeit bedeutende Geschenke, wie dies in Rom gebräuchlich ist, und am Ostertage ging er beim Anbruche des Tages auf einem Umwege mit seinem Gefolge in die Kirche von St. Denis de l'Etrée. Nachdem er sich in dieser Kirche mit seinen Pontifical-Gewändern bekleidet und die Tiara auf das Haupt gesetzt hatte, bestieg er ein weißes, reich aufgezäumtes Pferd. Die Vasallen und Ministerialen von St. Denys gingen zu beiden Seiten und

---

1) Chronicon, VII, 18.

dienten ihm als Marschälle. Auch die Cardinäle setzten sich zu Pferde und ritten zwei und zwei unter dem Hymnengesang, bis zur Klosterkirche. Die breite Straße war mit prächtigen Teppichen geschmückt, und die Menge war so groß, daß Einige, welche vor dem Papste hergingen, möglichst weit Geld unter das Volk warfen, um dieses ein wenig zu entfernen. In der Abtei angekommen, hielt der Papst mit größter Feierlichkeit die Ostermesse; nach derselben fand er im Kloster große Tische hergerichtet, wo er und die Cardinäle seines Gefolges das Osterlamm aßen, während sie nach römischer Art auf Polstern lagen. Aber die andern Speisen des ihnen aufgetragenen reichen Mahles nahmen sie auf gewöhnliche Weise zu sich.

Drei Tage nach Ostern kehrte der Papst nach Paris zurück. Verschiedene Körperschaften eilten ihm weit entgegen, um ihn zu begrüßen. Auch die in Paris ansässigen Juden kamen und boten ihm ein auf einer Rolle geschriebenes und mit einem Schleier bedecktes Exemplar des Gesetzes an. Indem der Papst dieses Geschenk annahm, sagte er zu ihnen: „Möge der Allmächtige den Schleier, der die Augen eures Geistes bedeckt, hinwegnehmen[1].“ Während seines Aufenthaltes in Paris wurde der Papst von einem offenbaren Wunder in Kenntniß gesetzt, welches kürzlich in dieser Stadt auf die Fürbitte der hl. Genovefa geschehen war, und er befahl, daß zum Andenken jährlich eine Dankfeier gehalten würde. Folgendes ist der Gegenstand dieses Wunders, welches der argwöhnischste Unglaube nicht in Zweifel zu ziehen vermöchte.

Eine Krankheit, welche das hl. Feuer genannt wurde, bedrängte im Jahre 1130 Frankreich und besonders das Gebiet von Paris. Stephan, der Bischof dieser Stadt, verordnete Fasten und Gebete, um den Zorn Gottes zu beschwichtigen; desungeachtet vermehrte sich das Uebel von Tag zu Tag. Die Kranken kamen in so großer Anzahl in die Kathedrale, um die Mutter Gottes um ihre Fürbitte anzuflehen, daß die Kanoniker kaum das Officium verrichten konnten und oft darin unterbrochen wurden. Die Trostlosigkeit war allgemein. Der Bischof erinnerte sich, daß die hl. Genovefa die Stadt Paris oft aus Nöthen, von denen sie geplagt oder bedroht wurde, befreit hatte; er faßte ein lebhaftes Vertrauen, daß diese Heilige sich bei Gott für eine Stadt, welche sie als Patronin verehrte, verwenden werde. Voll von dieser Hoffnung ging er in die Kirche der hl. Genovefa, ließ die Chorherren zum Kapitel versammeln (es waren damals weltliche Chorherren) und bat sie, der Stadt zu Hülfe zu kommen, indem sie eine Procession mit dem Reliquienkasten der hl. Genovefa veranstalteten. Sie willigten von ganzem Herzen ein; der Bischof bestimmte den Tag dazu und ordnete an, daß man im ganzen Umfange seiner Diöcese an demselben fasten solle. Als der Tag der Procession gekommen war, nahm man den Reliquienkasten von dem Orte, wo er ruhte, herab; die Kanoniker dieser Kirche warfen sich im Gebete vor ihm nieder, bis der Bischof in Procession mit seiner ganzen Geistlichkeit und von einer unzähligen Menschenmenge gefolgt daselbst ankam. „Denn, sagt der gleichzeitige Schriftsteller, welcher diese Erzählung niedergeschrieben, es ist eine unverbrücklich gehaltene Sitte, daß der Reliquienkasten der hl. Genovefa, wenn er fortgetragen wird, ihre Kirche mit großer Pracht und Feierlichkeit verläßt und mit denselben Ceremonien zurückgebracht wird.“ Die Volksmenge hielt die Procession auf, so daß sie nur mit Mühe durch die Straßen kommen konnte. Alle Kranke waren in der Kathedrale; der Bischof ließ sie zählen, und man fand deren 103. In dem Augenblicke, als der Reliquienkasten der hl. Genovefa in die Kirche gebracht wurde, waren sie alle geheilt, nur drei ausge-

1) Suger, Vita Lud.

nommen, denen es an Vertrauen fehlte. Die ansteckende Krankheit hörte im ganzen Königreiche auf. Angesichts eines so offenbaren Wunders ertönte die Kathedrale von dem Rufen des Volkes, so daß die Geistlichkeit die Hymnen zu Ehren der Heiligen nicht singen konnte. Das Volk verlangte selbst, daß man den Reliquienkasten in der Kathedrale zurückbehalte; die Chorherren von der Kirche der hl. Genovefa fürchteten Gewalt, umgaben den Reliquienkasten, um ihn zu schützen, und kehrten, sobald es ihnen möglich war, zurück. Sie kamen indeß erst kurz vor Einbruch der Nacht zu Hause an.

Papst Innocenz war nun kurze Zeit darauf nach Paris gekommen; er befahl, daß man alle Jahre das Gedächtniß dieses Wunders feiere, und zum Danke für diesen so ausgezeichneten Schutz der hl. Genovefa ließ man zu ihrer Ehre eine neue Kirche bauen, welche den Namen St. Genovefa des Ardents erhielt, zur Erinnerung an die Heilung derjenigen, welche von der ansteckenden Krankheit, dem sogenannten hl. Feuer, „die Brennenden" hießen, weil sie durch diese grausame Krankheit gleichsam brennen mußten. Der Schriftsteller, welcher uns dieses Wunder erzählt, scheint glaubwürdig zu sein. „Niemand zweifele an dem, was wir berichten, sagt er, denn wir berichten nicht, was wir gehört, sondern was wir gesehen haben[1])."

Nachdem der Papst einige Tage in Paris verweilt hatte, reiste er ab, um verschiedene Kirchen des Königreiches zu besuchen, wornach er seinen bleibenden Aufenthalt in Compiegne nahm, indem er dort die Zeit des Concils abwartete, welches zu Rheims am Tage des hl. Lucas 1131 anberaumt war. Ganz Frankreich war voller Freude, daß es in seiner Mitte einen seiner Stelle so würdigen Papst besaß; aber diese Freude wurde bald durch einen sehr traurigen Unfall, nämlich durch den Tod Philipp's, des ältesten Sohnes des Königs, gestört. Der hl. Bernard hatte dem königlichen Vater diesen Tod vorhergesagt. Sobald der Papst von diesem traurigen Ereignisse Kunde erhielt, sandte er den Cardinalbischof Matthias von Albano, den frühern Prior von St. Martin bei Paris, und den Bischof Gottfried von Chalons-sur-Marne, um dem Könige sein Beileid zu bezeigen. Die Großen Frankreichs riethen dem Könige, das Concil von Rheims und die Anwesenheit des Papstes zu benutzen, um seinen zweiten Sohn Ludwig zu Rheims salben zu lassen.

Der König folgte diesem Rathe, und als die für das Concil bestimmte Zeit gekommen war, begab er sich mit der Königin, seinen Kindern und dem gesammten Adel Frankreichs nach Rheims.

25. Das Concil war auf das Fest des hl. Lucas, den 18. October, festgesetzt, welcher Tag auf einen Sonntag fiel; es begann deshalb erst am Montage, am 19. October, denn es war eine alte Gewohnheit, die Concile immer an diesem Wochentage zu beginnen. Es waren daselbst aus allen Theilen der christlichen Welt dreizehn Erzbischöfe, 263 Bischöfe und sehr viele Aebte, Geistliche und Mönche anwesend. Die Akten dieses Concils sind verloren gegangen und wir haben nur noch die Canones, die wir gleich anführen werden; aber wir haben noch verschiedene Nachrichten über die auf dem Concile vorgekommenen Ereignisse.

Nachdem man an den ersten Tagen des Concils die Censuren gegen den Gegenpapst Anaklet verkündet und Disciplinarverordnungen aufgestellt hatte, dachte der König daran, das Vorhaben auszuführen, wegen dessen er nach Rheims gekommen war. Am 24. October, einem Sonnabende, kam er mit seinem Majordomus, dem Grafen von Vermandois, und mit mehreren

---

1) Acta SS. 3. Jan.

andern Fürsten zum Concile. Nachdem er dem Papste die Füße geküßt hatte, setzte er sich neben ihn und schilderte den Tod seines Sohnes in einer Weise, die alle anwesenden Väter des Concils zu Thränen rührte. Der Papst richtete darauf eine herzliche Trostrede an den König. Seine mit väterlicher Zärtlichkeit gesprochenen Worte trockneten die Thränen des Königs und besänftigten seinen Schmerz. Der Papst erhob sich, betete das Vaterunser und ertheilte dem Prinzen Philipp die Absolution. Darnach befahl er sämmtlichen versammelten Prälaten, am folgenden Morgen des 25. Oktober, der auf einen Sonntag fiel, im bischöflichen Ornate nach der Kathedralkirche zu kommen, um der Salbung des Prinzen Ludwig beizuwohnen.

An jenem Tage, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, schien die Sonne strahlender als gewöhnlich, und es schien, als wollte der Himmel das Fest mit seinem Glanze schmücken. Der Papst begab sich am Morgen mit seinem Gefolge in die Kirche des hl. Remigius, bei welcher der König und sein Sohn ihre Wohnung genommen hatten. Die Mönche empfingen ihn in Procession. Nachdem der Papst sich mit seinen Pontifical-Gewändern bekleidet, begab er sich mit dem Prinzen Ludwig in die Kathedralkirche, umgeben von vielen Geistlichen und Adligen und einer großen Volksmenge. Der König, die Fürsten, die Erzbischöfe, einige Bischöfe und Aebte und die Kanoniker erwarteten den Papst und den Prinzen an der Kirchthüre. Sobald der Papst mit dem Prinzen eingetreten war, führte er ihn an den Altar und salbte ihn mit dem hl. Oele. Der König war so getröstet, seinen Sohn mit dem aufrichtigsten Beifall aller seiner Unterthanen gekrönt zu sehen, daß er für einen Augenblick den Tod des Prinzen Philipp zu vergessen schien, und er kehrte voll Freude zurück, die Sorge für die Regierung seines Königreiches wieder auf sich zu nehmen.

Am Tage nach der Salbung überreichte der hl. Norbert, Erzbischof von Magdeburg, dem Papste ein Schreiben, in welchem der König Lothar versprach, an der Spitze seines Heeres den Gegenpapst vertreiben zu wollen. Hugo, Erzbischof von Rouen, überbrachte ebenfalls ein Schreiben von dem Könige von England mit den Versicherungen seines Gehorsames und seiner Ergebenheit. Alphonso, König von Arragonien und Navarra, und Alphonso, König von Castilien, sandten durch die Bischöfe ihrer Reiche ähnliche Zeugnisse ihrer Unterwerfung und baten den Papst um Hülfe gegen die spanischen Morabethen.

Große Freude machte dem Papste ein Brief der Einsiedler von der Karthause. Der Abt von Pontigni überbrachte ihn, und der Bischof von Chartres las ihn dem gesammten Concile vor.

Diese hl. Religiosen beanspruchen keinen andern Titel als den der Armen der Karthause. Sie theilen dem Papste mit, daß sie zu Gunsten der Kirche von Grenoble an ihn schreiben, weil sie dazu durch die Bitten der Geistlichkeit und besonders durch die des Bischofs genöthigt seien. Der Bischof sei durch Alter und Kränklichkeit niedergebeugt und könne in Beziehung auf die bischöflichen Functionen nicht mehr unter die Lebenden gerechnet werden; der Abt von Pontigni habe es bei einem Besuche übernommen, dem Papste die Bitte des Bischofs und der Geistlichkeit von Grenoble mündlich vorzutragen. Die Karthäuser fügen hinzu: „Da wir uns die Freiheit genommen haben, zu sprechen, wir, die wir nichts sind, so bitten wir dich demüthig, dich durch alles das, was der römischen Kirche in deiner Zeit geschieht und was sie leidet, nicht erschrecken zu lassen; stütze dich vielmehr auf die Allmacht Gottes und bewaffne dich mit der unüberwindlichen Rüstung, welche der Apostel den Kämpfern des himmlischen Königs bietet, nämlich mit dem Schilde des Glaubens, dem Helme des Heiles und dem Schwerte des Geistes, welches nicht den Körper verwundet, sondern den

14*

Lastern und Irrthümern die Wurzeln abschneidet.“ Nachdem sie noch mit Kraft gegen Petrus Leonis und gegen Gerard von Angouleme gesprochen, fügten sie hinzu: „Demüthig zu den Füßen deiner Majestät niedergeworfen, bitten wir für alle Christen, für die neuen religiösen Orden, den von Cisterz, den von Fontevrault und für die ganze Welt; denn deine Diöcese ist nicht ein Theil der Erde, sondern die ganze Welt; denn wie es nur einen Gott, nur einen Mittler, nur eine Welt und nur eine Sonne gibt, so gibt es auch nur einen Stellvertreter des hl. Petrus, d. h. nur einen Papst, und es kann nur einen geben. Darum schuldest du der ganzen Welt die Kraft der Disciplin, die Gradheit der Gerechtigkeit und das Beispiel der Unschuld, welche selbst dein Name ausdrückt[1]):

Bernard, Bischof von Hildesheim, hatte sich wegen der Canonisation des hl. Godehard nach Rheims begeben, wie zu Lüttich bestimmt worden war. Er brachte Beweise für die Heiligkeit und die Wunder desjenigen vor, dessen Heiligsprechung er beantragte. Der selige Oldegaire, welchen man genöthigt hatte, die Verwaltung des Erzbisthums Tarragona neben dem Bisthume von Barcelona, in dessen Besitze er war, zu übernehmen, hielt eine Rede über die Ordnung, welche man bei der Uebertragung oder Erhebung der Reliquien des hl. Godehard beobachten müsse, und der Papst erließ zur Canonisation dieses hl. Bischofs eine zu Rheims vom 29. October datirte Bulle. Damit endete das Concil; man gab auf demselben 17 Canones, deren gedrängter Inhalt hier folgt:

Wer immer durch Simonie ein Beneficium erhält, soll dessen beraubt werden; Käufer und Verkäufer sollen für ehrlos erklärt werden. Bischöfe und Geistliche sollen nur der Heiligkeit ihres Standes angemessene Kleider tragen und nicht von solcher Farbe, welche diejenigen ärgern könnte, die sie erbauen sollen. Unter Strafe der Excommunication wird es verboten, die Güter der Bischöfe bei ihrem Tode zu plündern. Diese Güter sollen der Kirche oder den Nachfolgern der Prälaten reservirt werden. Dieselbe Strafe wird gegen diejenigen bestimmt, welche das Vermögen der Priester oder anderer Geistlichen nach dem Tode derselben berauben. Dem Subdiakon, welcher verheirathet ist, oder eine Concubine hat, soll jedes kirchliche Officium oder Beneficium entzogen werden. In Uebereinstimmung mit den Decreten der Päpste Gregor VII., Urban II. und Paschalis II. wird es verboten, die Messe eines Priesters zu hören, von dem man gewiß weiß, daß er verheirathet ist, oder im Concubinate lebt. Den Mönchen und regulirten Chorherren wird es verboten, nach ihrer Profession noch die weltlichen Gesetze oder Medicin zu studiren, um Geld zu gewinnen; weil es schändlich sei, daß sich Religiosen in den Schlichen der Gerichtshöfe geschickt machen wollen, und weil es gefährlich sei, den Körper heilen zu wollen, da man dabei Gegenstände sehe, welche die Schamhaftigkeit verletzen. Bischöfe und Aebte, welche leiden, daß ihre Chorherren oder Religiosen noch ferner diese Studien betreiben, sollen abgesetzt werden.

Es werden die Anordnungen, welche sich auf die Beobachtung des sogenannten Gottesfriedens beziehen, erneuert. Priester, Geistliche, Mönche, Bauern, welche gehen und kommen, sollen immer in Sicherheit sein, ebenso die Arbeiter und die Thiere, mit welchen sie das Feld bebauen. Dieser Art von Personen soll niemals irgend welche Gewalt angethan werden. Der Waffenstillstand soll von Sonnenuntergang am Mittwochen bis zum Sonnenaufgange am Montage, vom Advent bis zur Octave von Epiphania und vom Sonntage Quinquagesima bis zur Pfingstoktave dauern und zwar unter Strafe der Excommunication, welche von allen Bischöfen bestätigt werden soll.

---

1) Chronicon Mauriniac.

Es werden die Versammlungen und Märkte verboten, auf denen die Kriegsleute ihre Zusammenkünfte halten, um zu kämpfen und ihre Geschicklichkeit und ihre Kräfte zu zeigen. Es war dies eine Art von Turnier. Wenn Jemand in diesen Kämpfen getödtet wird, ist es verboten, ihm ein kirchliches Begräbniß zu geben, obgleich man ihm das Sakrament der Buße und der Wegzehrung bewilligen soll, wenn er es verlangt. Wenn Jemand auf Eingebung des Teufels gegen einen Geistlichen oder Mönch die Hand erhebt, soll er excommunicirt sein, und kein Bischof darf sich anmaßen, ihn zu absolviren, bis er sich dem Papste gestellt hat, um zu thun, was er ihm auferlegen wird. Das ist eines der ersten, ausdrücklich bezeichneten Beispiele eines dem Papste durch ein Concil vorbehaltenen Falles.

Der letzte Canon bezieht sich auf die Mordbrenner; man bemüht sich, den Schrecken einzuflößen, welchen jeder Christ vor diesem Verbrechen haben soll. Wer an irgend ein Haus Feuer legt, wird excommunicirt; stirbt er, so soll ihm das Begräbniß versagt werden, und verlangt er die Absolution, so darf sie ihm nicht eher gegeben werden, als er den Schaden ersetzt hat, und man soll ihm als Buße auferlegen, ein Jahr lang gegen die Türken in Palästina oder gegen die Mauren in Spanien zu kämpfen. Es wird ferner bestimmt, daß wenn ein Erzbischof oder ein Bischof in der Beobachtung irgend eines dieser Artikel nachlässig ist, er den durch den Mordbrenner verursachten Schaden bezahlen und außerdem ein Jahr lang seiner Functionen enthoben sein soll.

26. Nach dem Concil von Rheims bat der Papst den französischen König um Erlaubniß, seinen festen Aufenthalt in Auxerre zu nehmen, bis der deutsche König Lothar im Stande sein würde, ihn nach Rom zurückzuführen. Ludwig der Dicke bewilligte es sehr gerne, und die Bischöfe und Aebte Frankreichs verpflichteten sich, den Papst und seinen Hof während der Verbannungszeit freigebigst zu unterhalten. In allen Städten, durch welche der Papst kam, wurde er mit großen Freuden- und Ehrfurchtsbezeugungen begrüßt, nur in Noyon erfuhr er einige Beschimpfungen. Eine große Feuersbrunst, welche bald darauf fast die ganze Stadt und ihre Domkirche verheerte, wurde als eine Strafe Gottes dafür angesehen.

Aquitanien, wo das Schisma durch die Ränke Gerards von Angouleme entstanden war, zog besonders die Aufmerksamkeit des Papstes auf sich; er sandte den Bischof Joscelin von Soissons und den hl. Bernard von Clairvaux zum Herzoge Wilhelm IX. von Aquitanien, um diesen Fürsten von der Partei des Gegenpapstes abzubringen. Wilhelm schien, von der Heiligkeit des hl. Bernard bewogen, sich dessen Autorität zu unterwerfen; sobald aber nach der Abreise der päpstlichen Gesandten Gerard von Angouleme wieder mit ihm gesprochen hatte, fiel er dem Schisma abermals anheim. Der hl. Bernard schrieb ihm alsbald und machte ihm Vorwürfe über seine Unbeständigkeit und über die Gewaltthätigkeiten, die er gegen die Kanoniker von St. Hilaire begangen hatte; aber der Eifer des hl. Abtes triumphirte damals nicht über die Hartnäckigkeit des Herzogs. Glücklicher war er in Bezug auf einen hervorragenden Erzbischof, der bisher gezögert hatte, sich gegen die Schismatiker zu erklären.

Hildebert, der von dem Bisthume Mans nach dem Erzbisthume Tours versetzt war, hielt seine Entscheidung noch zurück; er schien noch zweifelhaft, welcher der beiden Parteien er sich anschließen sollte. Der hl. Bernard, mit dem er seit kurzem eine besondere Freundschaft geschlossen hatte, schrieb ihm folgenden Brief, und schon im Gruße bat er ihn, alles im rechten Geiste zu prüfen. — „Um zu dir mit den Worten eines Propheten zu reden, sehen meine Augen nichts, was mich tröstet, weil der Tod Uneinigkeit unter die Brüder bringt; denn einige scheinen einen Vertrag (wie Isaias sagt) mit dem

Tode und einen Bund mit der Hölle geschlossen zu haben. In der That, hier ist Innocenz, der Gesalbte des Herrn, wie dieser zum Falle und zur Auferstehung Vieler gesetzt.

Die aus Gott sind, schließen sich ihm gerne an; wer gegen ihn ist, gehört entweder dem Antichrist, oder ist es selber. Die Verwüstung ist am hl. Orte; man legt Feuer an, um sich zum Herrn desselben zu machen. Man verfolgt Innocenz und mit ihm alle Unschuld. Er flieht bei dem Anblicke des Löwen (leo). Und wer würde durch sein Gebrüll nicht erschreckt werden? sagt ein Prophet. Er flieht, um jener Lehre des Herrn zu gehorchen: „Wenn man euch in der einen Stadt verfolgt, so flieht in eine andere.“ Er flieht, und indem er den Aposteln nachahmt, zeigt er, daß er ihr würdiger Nachfolger ist. Paulus erröthete nicht, sich in einem Korbe von der Mauer der Stadt Damaskus hinabsenken zu lassen, um denen zu entgehen, die ihm nach dem Leben trachteten, und er that es weniger, um sich zu retten, als um seine Verfolger nicht zu reizen, weniger, um sich von dem Tode zu befreien, als um sie davor zu bewahren. Ist es nicht gerecht, daß derjenige, welcher in den Fußstapfen dieses Apostels wandelt, auch dessen Stelle in der Kirche einnimmt?

Uebrigens ist die Flucht des Innocenz nicht vergeblich; sie ist ermüdend, aber in den Folgen ruhmreich. Aus Rom vertrieben, wird er von der ganzen Welt aufgenommen; man kommt von den äußersten Enden der Welt, um ihm Hülfe anzubieten; es ist nur ein Semei, Gerard von Angouleme, welcher nicht aufhört, diesen flüchtigen David zu verfluchen. Trotz der Anschläge und der Wuth der Bösen wird er an den Höfen der Könige geehrt; überall wird er mit Ruhm gekrönt. Gibt es einen Fürsten, der ihn nicht als den Auserwählten Gottes anerkennt? Die Könige der Franzosen, Engländer, Spanier und endlich der der Römer empfangen Innocenz als Papst und als besondern Hirten ihrer Seelen. Der einzige Achitophel weiß noch nicht, daß alle seine Pläne vereitelt sind. Vergebens schmiedet dieser Unglückliche Ränke gegen das Volk Gottes, gegen die Heiligen, welche sich fest an den Heiligen anschließen und sich weigern, die Knie vor dem Baal zu beugen. Niemals wird er durch seine Arglist dem aufrührerischen Frevler die Herrschaft über Israel und die h. Stadt verschaffen, welche die Kirche des lebendigen Gottes, die Säule des Glaubens, die Grundfeste der Wahrheit ist. „Ein dreifaches Band zerreißet schwer“ — sagt die hl. Schrift. Eine Wahl durch die Besten, die Beistimmung der Mehrzahl, und was noch mehr ist, — die Heiligkeit der Sitten, — diese drei Dinge empfehlen Innocenz bei Jedermann und bestätigen ihn als den rechtmäßigen Papst.

Man erwartet endlich mit äußerster Ungeduld, mein Vater, daß du dich entschließest, ihn anzuerkennen. Dein bisheriges Zögern mißbillige ich nicht; diese Langsamkeit ist das Zeichen einer weisen Besonnenheit, die nichts leichtsinnig unternimmt. Maria antwortete auf den Gruß des Engels erst, als sie nachgedacht hatte, von woher er ihr käme; dem Timotheus ward befohlen, die Hände nicht mit Eilfertigkeit aufzulegen. Aber als Freund wage ich dich zu ermahnen, nichts zu übertreiben und nicht weiser zu sein, als nothwendig ist. Ich gestehe es, ich schäme mich, daß die alte Schlange durch erneute Kühnheit nicht etwa Frauen, sondern dein so festes Herz anzugreifen und eine solche Säule der Kirche zu erschüttern wagt. Wir hoffen indeß, daß wenn sie dieselbe erschüttert, sie doch nicht umstürzen wird, weil der Freund des Bräutigams steht und mit Freuden auf die Stimme des Bräutigams hört, auf die Stimme des Trostes und des Heiles, die Stimme des Friedens und der Eintracht“.[1])

---

1) St. Bern. Epist. 124.

Dieser Brief des hl. Bernard an Hildebert von Tours war nicht ohne Wirkung; der fromme und gelehrte Prälat blieb dem Papste Innocenz bis zum Ende seines Lebens treu ergeben; kurze Zeit darauf starb er, am 18. December 1131, ungefähr 80 Jahr alt. Er wurde in seiner Domkirche begraben, und man versichert, daß an seinem Grabe sich mehrere Wunder ereigneten. Einige Schriftsteller haben ihm auch ohne Bedenken den Titel eines Heiligen gegeben; indeß erweiset ihm weder die Kirche von Mans, deren Bischofsstuhl er 29 Jahre und 6 Monate inne gehabt hat, noch die von Tours, welche er fast sieben Jahre regierte, irgend welche Verehrung.

Wir haben von Hildebert eine große Anzahl von Werken verschiedener Art, nämlich: drei Bücher seiner Briefe, Predigten für alle Sonn- und Festtage des Jahres, das Leben der hl. Radegundis und des hl. Abtes Hugo von Clugny; verschiedene Abhandlungen moralischen und theologischen Inhaltes, nämlich: eine Abhandlung über die Kämpfe des Fleisches und des Geistes, eine andere über das Nützliche und Anständige, eine dritte über den Glauben, welche ein Grundriß der gesammten Theologie ist, eine vierte über das heiligste Altarsakrament mit einer Erklärung der Gebete und Ceremonien der Messe in Prosa und in Versen.

Der Stil Hildeberts ist gewählt und zierlich, besonders in seinen Briefen, in denen Gelehrsamkeit, Geist, Gefühl und Geschmack vorhanden sind. Peter von Blois erzählt, er habe sie in seiner Jugend auswendig lernen müssen, um seinen Stil zu bilden. Man findet in den verschiedenen Schriften Hildeberts Züge, die uns erkennen lassen, wie die damalige Kirchenzucht war, und die uns Beweise für die ununterbrochene Lehre über die Hauptgeheimnisse unseres Glaubens bieten.

Man kann sich kaum mit größerer Genauigkeit über die wirkliche Gegenwart Jesu Christi ausdrücken, als Hildebert es thut. Er sagt: „Wir dürfen nicht zweifeln, daß auf die Segensworte des Priesters das Brod in den wahren Leib des Herrn verwandelt wird, so daß die Substanz des Brodes keineswegs bleibt. Der Herr hat jedoch gewollt, daß die Farbe und der Geschmack des Brodes bleiben und daß die wahre Substanz seines Leibes unter dieser Gestalt verborgen bliebe.“ In einer andern Rede bediente er sich des Ausdruckes „Transsubstantiation“ — um die unaussprechliche Veränderung zu bezeichnen, welche auf unseren Altären vor sich geht, und er ist der erste Kirchenschriftsteller, welcher diesen Ausdruck gebraucht hat, der so ganz geeignet ist, das auszudrücken, was die Kirche immer von diesem Geheimniß geglaubt hat.

Gottfried von Larroux, der später Erzbischof von Bordeaux wurde, war damals ein sehr berühmter Professor und seine Gelehrsamkeit verschaffte ihm großes Ansehen. Der hl. Abt von Clairvaux schrieb ihm einen schönen Brief, in dem er ihn auffordert, seine Talente zur Vertheidigung der Kirche anzuwenden. Er sagt darin: „Bei der Blume sucht man Duft, bei der Frucht Schmackhaftigkeit. Durch den Duft deines Rufes erfreut, wünschen wir, vielgeliebter Bruder, dich auch an der Frucht deiner Werke zu erkennen. Nicht wir allein, nein, Gott selbst verlangt, daß du ihm in diesem Augenblicke helfest, er, der keines Menschen Hülfe bedarf. Welche Ehre, mit seinen Absichten mitzuwirken! Welches Verbrechen, dies zu können und es doch nicht zu thun! Du stehst in gutem Ansehen bei Gott und den Menschen; du besitzest Wissenschaft, Freimüthigkeit und eine lebhafte, überzeugende und einschmeichelnde Beredtsamkeit. Wirst du, mit so schönen Talenten ausgerüstet, die Braut Christi in ihrer dringenden Noth verlassen, da du der Freund ihres Bräutigams bist? In der Noth erkennt man die wahren Freunde. Wie, du verharrst in feiger Ruhe, während die Kirche, deine Mutter, in Unruhe ist? Die Ruhe hatte ihre Zeit; bisher durftest du dich ohne Vorwurf

einer hl. Muße hingeben; aber jetzt ist es Zeit, gegen diejenigen zu handeln, die das Gesetz Gottes zerstören wollen. Das Thier der Apokalypse, das nur Gotteslästerungen ausstößt und die Heiligen bekriegt, hat sich auf den Stuhl Petri gesetzt wie ein Löwe, der auf seine Beute lauert. Ein anderes Thier brüllt neben dir wie der junge Löwe in seiner Höhle. Jenes ist wilder, dieses listiger; beide vereinigen sich gegen den Herrn und seinen Gesalbten. Zerreißen wir ihre Bande! Schütteln wir ihr Joch ab!

Wir haben in unsern Gegenden im Vereine mit andern eifrigen Dienern Gottes daran gearbeitet, die Gemüther zu vereinigen; wir haben die Könige aufgefordert, die Rathschläge der Bösen zu zerstreuen und allen Hochmuth zu vernichten, welcher sich gegen die Wissenschaft Gottes erhebt, und dies ist nicht fruchtlos gewesen. Die Könige von Deutschland, Frankreich, England, Schottland, Spanien und Jerusalem und die Gesammtheit der Geistlichkeit und der Bevölkerung begünstigen und stützen den Papst Innocenz, wie Söhne ihren Vater, wie Glieder ihr Haupt, und sind besorgt, die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens zu bewahren. Auch ist es gerecht, daß die Kirche denjenigen anerkenne, dessen Ruf erhabener und dessen Wahl heiliger ist, sowohl bezüglich der Anzahl als auch der Verdienste derjenigen, welche ihn erwählt haben. Warum, mein Bruder, bleibst du in der Unthätigkeit? Wann wird dich die gefährliche Schlange, die in deiner Nähe zischt, aus dem Schlummer wecken? Wir wissen sehr wohl, daß du, ein Sohn des Friedens, dich niemals wirst hinreißen lassen, die Einheit zu zerstören; aber das ist nicht genug; du mußt sie vertheidigen und aus allen Kräften diejenigen bekämpfen, welche sie vernichten wollen. Der Verlust deiner theuern Ruhe wird ersetzt durch den neuen Ruhm, den du dir erwirbst, wenn du das Thier in deiner Nachbarschaft bezähmst oder zum Schweigen bringst, und wenn Gott durch deine Mithülfe dem Rachen des Löwen eine beträchtliche Beute entreißt; ich will sagen, wenn du den Grafen von Poitou gewinnst[1])."

Es war dies der Graf, der das Schisma in Aquitanien begünstigte und sich zu allen Gewaltthätigkeiten Gerards von Angouleme hergab. Der hl. Bernard unterließ nichts, diesen Fürsten zu gewinnen, der der Kirche so viel Gutes erweisen konnte, als er ihr Uebles that. Er veranlaßte Hugo von Burgund, einen Verwandten des Grafen, ihm folgenden Brief zu schreiben, den er selbst verfaßte:

„An Wilhelm, durch Gottes Gnade erlauchten Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien, Hugo, durch dieselbe Gnade Herzog von Burgund, welcher wünscht, denjenigen zu fürchten, welcher schrecklich ist und mit den Fürsten spielt. — Die Verwandtschaft und Freundschaft, welche uns verbinden, erlauben mir nicht länger, rücksichtlich deiner Verirrung zu schweigen. Wenn sich ein Privatmann verirrt, so geht er allein unter, aber der Irrthum eines Fürsten reißt alle seine Unterthanen mit fort. Indeß weißt du sehr wohl, daß wir die Unterthanen nicht haben, um sie zu verlieren, sondern um sie zu erhalten. Derjenige, durch den die Fürsten herrschen, hat uns über seine Völker gesetzt, um sie zu beschützen, nicht um sie zu verderben; er hat uns zu Dienern, nicht zu Herren seiner Kirche gemacht. Du hast ihr durch dich selbst und durch deine Macht Dienste geleistet; wie kommt es, daß du dich so überraschen ließest? Wie konntest du dich so weit vergessen, deine Mutter und Herrin in ihrer Bedrängniß zu verlassen, wenn nicht etwa deine Räthe dich zu überzeugen versuchen, daß die Kirche sich auf die Familie des Petrus Leonis beschränkt? Aber die Wahrheit selbst überführt diese Betrüger und den Antichrist, ihren Anführer, da sie durch den Mund Davids bezeugt,

---

1) St. Bern. Epist. 125.

daß sich die Kirche bis an die Grenzen der Erde und über alle Familien aller Nationen verbreiten werde.

Es ist wahr, daß der Herzog von Apulien zu seiner Partei gehört, aber er ist der einzige Fürst, und noch dazu hat er diesen durch den lächerlichen Preis einer geraubten Krone gewonnen. Was sind denn die schönen Eigenschaften ihres vermeintlichen Papstes, die uns auf seine Seite ziehen könnten? Wenn das allgemeine Gerücht wahr ist, so ist er nicht einmal würdig, eine armselige Hütte zu beherrschen, und wäre es nicht wahr, so geziemt es sich für das Oberhaupt der Kirche, nicht bloß gute Sitten, sondern auch einen guten Ruf zu haben. Also, mein lieber Vetter, ist es das Sicherste, den als allgemeinen Papst anzuerkennen, den die Allgemeinheit dafür anerkennt, denjenigen, den alle religiösen Orden und die Gesammtheit der Könige anerkennen. Es wird dies zu deiner Ehre und deinem Heile gereichen. Der Papst Innocenz ist allgemein geachtet; seine Sitten sind rein, sein Ruf tadellos, seine Erwählung kanonisch. Seine Feinde selbst geben die ersten beiden Punkte zu; bezüglich seiner Wahl geben sie Unrichtigkeiten vor, um ihre Gültigkeit anzutasten; aber der sehr christliche Lothar hat sie vor kurzem des Betruges und der Verläumdung überwiesen." [1])

In derselben Zeit schrieb der hl. Bernard in seinem eigenen Namen einen salbungsvollen Brief an die Bischöfe von Aquitanien, namentlich an die von Limoges, Poitiers, Perigueux und Saintes, um sie gegen die Verfolgungen Gerards von Angouleme zu stärken und die falschen Behauptungen der Schismatiker zu widerlegen. Er sagt ihnen: „Die Tugend wird im Frieden erlangt; sie bewährt sich in der Widerwärtigkeit, triumphirt im Siege. Jetzt ist es an der Zeit, meine sehr ehrwürdigen Väter, die eurige zu zeigen. Das Schwert, welches den ganzen mystischen Leib Jesu Christi bedroht, ist besonders über euern Häuptern gezückt; je näher es euch ist, um so mehr ist es zu fürchten, desto gefährlicher und tödtlicher sind seine Streiche. Gezwungen, dieselben unaufhörlich abzuwehren, seid ihr in die Nothwendigkeit versetzt, entweder mit Schmach zu weichen, oder mit unermüdlicher Kraft zu widerstehen. Der neue Diotrephes, dessen Ehrgeiz nach dem Vorrange strebt, weigert sich, mit euch denjenigen anzuerkennen, der im Namen des Herrn kommt und der von der gesammten Kirche anerkannt ist, und nimmt denjenigen auf, der in seinem eigenen Namen kommt. Ich bin nicht überrascht davon; sein Ehrgeiz, der trotz seines hohen Alters noch glühend ist, läßt ihn nach einem prunkenden Titel jagen. Wenn ich ihn dieser Eitelkeit zeihe, geschieht es nicht ohne Grund; ich schließe sie aus seinen eigenen Worten. Schrieb er nicht vor kurzer Zeit an den römischen Kanzler, um ihn zu bitten, daß man ihn mit dem Titel eines Legaten beehre und daß man ihm die Last dieses Amtes übertrage? Jemehr Demuth er in seiner Sprache heuchelt, desto niedriger erscheint sein Betragen. Aber ach! vielleicht wäre sein Ehrgeiz weniger schädlich geworden, wenn er befriedigt worden wäre; er hätte damit vielleicht nur sich selbst geschadet, während er jetzt die ganze Christenheit bekriegt. Sehet, wie weit die Liebe zum Ruhme geht!

Das Amt eines Legaten ist eine schwere Last, besonders für einen Greis, daran läßt sich nicht zweifeln; indeß hält es dieser Greis für eine noch schwerere Bürde, den Rest seines Lebens ohne sie zu verbringen . . . . Er schreibt selbst zuerst oder doch unter den Ersten an den Papst Innocenz und verlangt, sein Legat zu werden; er wird abgewiesen. Erbittert über diese Abweisung verläßt er seine Partei, gesellt sich zu der seines Mitbewerbers, und rühmt sich, dessen Legat zu sein."

---

1) St. Bern. Epist. 227.

Nachdem der hl. Bernard über den Ehrgeiz Gerard's von Angouleme gesprochen, der die Hauptursache des Schismas gewesen, spricht er also über seine Gewaltthätigkeiten: „Ich kann es nicht ohne Thränen sagen, dieser Feind des Kreuzes hat die Kühnheit, die Heiligen aus ihren Kirchen zu vertreiben, die sich weigern, jenes Thier anzubeten, das seinen Rachen geöffnet hat, um den Namen des Herrn und seinen Tabernakel zu lästern. Er strengt sich an, Altar gegen Altar zu errichten, neue Aebte und neue Bischöfe einzusetzen, nachdem er die alten vertrieben hat; mit einem Worte, Katholiken der Würden zu entsetzen und Schismatiker damit zu bekleiden. Wehe denjenigen, welche einwilligen, auf solche Weise befördert zu werden!"

Von dem Gegenpapste Anaklet spricht der hl. Bernard also: „Was man auch thun mag, der Ausspruch des hl. Geistes wird in Erfüllung gehen; der Abfall, der durch die Schrift vorhergesagt worden ist, wird kommen, aber wehe dem Menschen, durch welchen er kommt! Es wäre ihm besser, nicht geboren zu sein. Und wer ist dieser Mann der Sünde, der trotz der kanonischen Erwählung des Oberhauptes der Kirche sich des heiligen Ortes bemächtiget, nicht weil er heilig, sondern weil er hervorragend ist, der sich desselben bemächtiget mit den Waffen in der Hand und durch Geld, ohne Tugend und ohne Verdienst, und der sich nun auch gleicherweise darauf behauptet?

Die sogenannte Wahl, die er so sehr hervorhebt, oder um richtiger zu sprechen, die Rotte der Verschworenen, die ihn erwählt, hat nur zum Vorwande und zur Gelegenheit für die Verdorbenheit seines Herzens gedient, und man muß ein Betrüger sein, um dieser Wahl den Namen einer rechtmäßigen zu geben. In der That, nach der Grundregel des kanonischen Rechtes darf nach einer ersten Wahl keine zweite erfolgen. Es hat eine erste stattgefunden, folglich ist die zweite nichtig. Gesetzt den Fall, es hätten bei der ersten einige Formalitäten und gewohnte Feierlichkeiten gefehlt, wie die Urheber des Schismas behaupten; mußte man da zu einer zweiten vorschreiten, ohne die Fehler der ersten untersucht und sie durch einen authentischen Urtheilsspruch für nichtig erklärt zu haben? Aus diesem Grunde müssen jene Aufwiegler, welche gegen den Rath des Apostels so eilig waren, dem verwegenen Räuber des Papstthums die Hände aufzulegen, als die Urheber des Schismas und die Hauptmitschuldigen an der Bosheit ihres Anführers angesehen werden.

Uebrigens verlangen sie jetzt, daß die Sache gerichtet werde; was man ihnen früher angeboten, nehmen sie zur Unzeit an, damit sie im Weigerungsfalle scheinbar Recht behalten, und im Falle des Zugeständnisses Zeit gewinnen, etwas anzuzetteln. Sie sagen: „ohne Rücksicht auf das, was vorgegangen ist, verlangen wir, gehört zu werden; alsdann wollen wir uns jedem beliebigen Urtheile fügen. Ist dies nicht eine schlimme Niederlage? schlechte Ausflucht? Es blieb euch kein anderes Auskunftsmittel und kein anderes Hülfsmittel, um die Einfältigen zu verführen, und denen, die böse Absichten haben, Waffen in die Hand zu geben, um eure Bosheit zu übertünchen. Ihr konntet keine andere Sprache zu eurer Rechtfertigung führen. Aber Gott hat bereits entschieden, worüber ihr nach Ablauf der Zeit eine Untersuchung angestellt haben wolltet. Das Urtheil, das er gefällt hat, ist die Evidenz der Thatsache selbst. Wer wäre so kühn, sich demselben zu widersetzen; wer wollte es wagen, an ein anderes zu appelliren? Es ist von den Erzbischöfen Walther von Ravenna, Hildegar von Tarragona, Norbert von Magdeburg, Konrad von Salzburg anerkannt und gebilligt worden, es ist von den Bischöfen Egbert von Münster, Hildebrand von Pistoja, Bernard von Pavia, Landulf von Asti, Hugo von Grenoble und Bernard von Parma angenommen worden. Die ausgezeichneten Verdienste so vieler Prälaten, ihr Ansehen, ihre Heilig-

keit, die selbst ihren Feinden Ehrfurcht einflößt, haben mich bestimmt, sie als Führer zu wählen, mich, der ich an Rang und Verdienst unendlich tief unter ihnen stehe. Ich sage nichts von der großen Anzahl der Erzbischöfe und Bischöfe von Toscana, der Campagna von Rom, der Lombardei, der von Deutschland, Aquitanien, Frankreich, Spanien und der gesammten Kirche des Orients. Ihre Namen sind im Buche des Lebens verzeichnet und können nicht in einem kurzen Briefe enthalten sein.

Alle haben einstimmig Petrus Leonis verworfen und sich für Gregor unter dem Namen Innocenz erklärt. Sie waren weder durch Geld bestochen, noch durch List verführt, noch durch Verwandtschaft gebunden, oder durch die Drohungen einer weltlichen Macht gezwungen. Sie sind dieser Partei beigetreten, um dem Willen Gottes zu gehorchen, von dem sie überzeugt waren und dem zu widerstehen sie nicht die Schwachheit hatten. Ich nenne hier keine Prälaten aus unserem Frankreich; deren Zahl ist zu groß, und wenn ich einige besonders bezeichnete, würde man nicht verfehlen, mich der Schmeichelei zu zeihen. Aber ich kann nicht mit Stillschweigen so viele hl. Mönche übergehen, die, der Welt abgestorben, ein in Christus verborgenes Leben führen. Aller andern Sorge enthoben, außer der, wie sie Gott gefallen, erforschen sie seinen hl. Willen und glauben ihn zu erkennen. Die Camaldulener Mönche, die von Vallumbrosa, von der Karthause, von Clugny und Marmoutiers, meine Brüder von Cisterz, die von St. Stephan von Caen, von Tiro, Savigni, mit einem Worte die gesammte Geistlichkeit und die durch ihr hl. Leben empfehlenswerthen religiösen Orden folgen ihren Bischöfen wie Schafe ihren Hirten. Im Vereine mit ihnen schließen sie sich an Innocenz, sie vertheidigen ihn mit Eifer, sie gehorchen ihm und erkennen ihn als den rechtmäßigen Nachfolger der Apostel an.

Was soll ich von den Königen und Fürsten der Erde sagen? Vereinigen sie sich nicht mit ihren Völkern, um Innocenz als den Bischof ihrer Seelen zu verehren? Gibt es endlich irgend Jemanden, ausgezeichnet durch Würde und Tugend, der nicht ein Gleiches thut? Nach all dem gibt es noch hartnäckige Rechthaber, die gegen diese Einmüthigkeit Einspruch erheben. Sie machen der ganzen Welt den Prozeß. Ihre kleine Anzahl möchte der ganzen Christenheit Gesetze vorschreiben, indem sie dieselbe nöthigen will, durch ein zweites Urtheil eine Wahl zu bestätigen, die sie bereits verworfen hat." Der hl. Bernard schließt seinen Brief, indem er die Bischöfe Aquitaniens ermahnt, den Schismatikern muthig zu widerstehen, besonders dem Bischofe von Angouleme[1]).

Sie widerstanden ihm auch in der That und hatten in Folge dessen viel zu leiden. Er vertrieb mehrere Bischöfe von ihren Sitzen; er entsetzte Wilhelm, Bischof von Poitiers, und Eustorge, Bischof von Limoges, und beförderte an deren Stellen unwürdige Subjecte. Der größte Theil der Kanoniker von Poitiers folgte ihrem Bischofe in die Verbannung, und fast die ganze Diöcese hörte nicht auf, Wilhelm als ihren rechtmäßigen Bischof anzuerkennen. Eustorge von Limoges zog sich in das Schloß von St. Martial, am Thore der Stadt zurück, von wo aus der Räuber seines Bischofsstuhles täglich die Glocken hören konnte, die geläutet wurden, während die Excommunication über ihn verkündigt wurde. Gerard hielt das Erzbisthum Bordeaux für sich zurück, ohne Angouleme zu verlassen; aber es gelang ihm nicht, sein Volk schismatisch zu machen, denn in unruhigen Zeiten sind die Diöcesen, deren Bischöfe in den Irrthum verwickelt sind, nicht immer jene, in welchen die Verführung die meisten Fortschritte macht.

---

1) St. Bern. Epist. 126.

Wilhelm, Bischof von Saintes, bat Vulgrin, den Erzbischof von Bourges, an die Kirche von Bordeaux, die Bischöfe von Agen, Perigueux, Poitiers und Limoges zu schreiben, um ihnen die Anerkennung Gerards zu verbieten und dessen Excommunication anzubefehlen.

Wilhelm, Bischof von Poitiers, schrieb auch an diesen Prälaten wegen der Gewaltthätigkeiten Gerards. Vulgrin suchte in der Eigenschaft eines Primas von Aquitanien dieser Kirche zu Hülfe zu kommen; er schrieb Briefe, um die Bischöfe zu unterstützen, und cassirte die sogenannte Wahl, welche die Geistlichkeit von Bordeaux bezüglich Gerards getroffen hatte.

Als Papst Innocenz II. in Frankreich war, woselbst alle Städte wetteiferten, ihn mit der größten Feierlichkeit zu empfangen, wollte er in Begleitung der Cardinäle, Bischöfe und seines ganzen Hofes das Kloster zu Clairvaux besuchen. Die Kinder des hl. Bernard bereiteten ihm einen Empfang, den einer aus ihnen folgendermaßen beschreibt: „Die Armen Christi empfingen ihn mit außerordentlicher Liebe. Sie gingen ihm entgegen nicht mit Purpur und Seide geschmückt, nicht mit goldbedeckten Evangelienbüchern, sondern in ihre armen Ordenskleider gehüllt, ein ärmliches Kreuz von Holz tragend; nicht mit geräuschvollen Fanfaren, stürmischem Jubel, sondern mit einem bescheidenen Gesange. Die Bischöfe weinten, der Papst selbst weinte und Alle bewunderten die Strenge dieser Genossenschaft, als sie bemerkten, daß die Mönche trotz der freudigen Feierlichkeit, ihre Augen auf den Boden geheftet, ihre Blicke nicht neugierig herumschweifen ließen, so daß sie Niemanden sahen, während sie von Allen gesehen wurden. Die Römer sahen nichts in der Kirche, was die Habsucht reizen konnte; es waren nur nackte Wände da. Die Mönche besaßen nichts, um dessenwillen man sie beneiden konnte, wenn nicht um ihre heiligen Sitten. Und die Hinwegnahme dieser wäre nicht nachtheilig gewesen; denn nahm man ihre Frömmigkeit zum Muster, so raubte man sie ihnen nicht. Alle freuten sich im Herrn; aber die Feier bestand in großen Tugenden, nicht in großen Gastmählern. Das Brod war anstatt aus reinem Weizenmehl aus solchem Mehl, aus dem die Kleie noch nicht ausgeschieden war; man trank gewöhnlichen Landwein anstatt süßen Weines, aß Kräuter anstatt Fleisch und trug Hülsenfrüchte auf, um alle Sorten von Fleisch zu ersetzen. Nur zufällig fand man einige Fische vor; man setzte sie vor den Papst, mehr um gesehen, als um gegessen zu werden[1]).

27. Nachdem Innocenz II. durch St. Gilles und die Provence gereist war, kam er über die Gebirge von Genua nach der Lombardei und feierte in der Stadt Asti das Osterfest, welches im Jahre 1132 auf den 10. April fiel. Von da kam er nach Piacenza, woselbst er mit den Bischöfen und andern Prälaten der Lombardei, der Provinz Ravenna und der Mark Ancona ein Concil hielt.

[Am 29. Juni bestätigte er Aquileja als Metropolitankirche von sechszehn Bisthümern und verlieh dem Patriarchen Piligrin von Aquileja das Pallium und verschiedene Auszeichnungen. Er kam darauf über Cremona, Brescia und S. Benedetto nach Nonantula, wo er im October einen Streit zwischen Modena und Bologna schlichtete. Mit Ausnahme von Mailand und einigen andern Städten, die noch zu Anaklet hielten, war Innocenz im ganzen nördlichen Italien anerkannt. Nachdem er im November mit Lothar auf den Roncalischen Feldern zusammengetroffen war, kam er in der zweiten Hälfte des Januar 1133 nach Pisa, wo er den Frieden] zwischen dieser Stadt und

1) Ernald. Vita S. Bern.

Genua vermittelte. Er sandte den hl. Bernard als Friedensvermittler nach Genua.]

Dieser erzählt selbst, wie er in dieser Stadt aufgenommen wurde. „O welchen Trost habe ich empfunden in der kurzen Zeit, die ich bei euch (in Genua) zugebracht habe! Nein, nie werde ich dich vergessen, frommes Volk, ehrwürdige Nation, erhabene Stadt. Mochte ich am Morgen oder am Abende oder am Mittage das Wort Gottes verkünden, immer eiltet ihr aus aufrichtiger Frömmigkeit in Menge herbei. Ich brachte euch den Frieden, und weil ihr Kinder desselben seid, hat er sich auf euch herabgelassen. Ich streute den Samen aus, nicht den meinigen, sondern den göttlichen, und weil er auf fruchtbares Erdreich fiel, brachte er hundertfältige Frucht. Ich blieb nur kurze Zeit, weil ich Eile hatte, aber ich fand weder Verzögerung noch Hindernisse; ich hatte die Freude, fast an einem Tage zu säen und zu ernten und als Frucht meiner Ernte den Verbannten die Hoffnung auf ihr Vaterland, den Sklaven und Gefangenen die auf ihre Freiheit, den Feinden Furcht, den Schismatikern Verwirrung, endlich der Kirche Ruhm und der christlichen Welt Freude zu bringen. Was bleibt mir nun noch zu thun übrig, als euch, meine vielgeliebten Freunde, zur Beharrlichkeit aufzumuntern, zu jener Tugend, welche alle andern krönt und den Charakter der Helden ausmacht![1])

Der Papst Innocenz ließ die Gesandten der Genueser rufen und schloß zwischen ihnen und den Pisanern Frieden. Um sich den beiden Völkerschaften, die ihm so viele Dienste erwiesen hatten, erkenntlich zu zeigen, befreite er den Bischof Cyrus von Genua von der Oberherrschaft des Erzbisthumes Mailand, übertrug ihm selbst die erzbischöfliche Würde und überwies ihm die Bischöfe von Bobbio, Brugneto und drei andere in Corsica. Zur selben Zeit erklärte er den Erzbischof von Pisa zum Primas von Sardinien und unterstellte ihm unter anderen das Bisthum Populonia sowie drei andere auf der Insel Corsica, womit er beide Völkerschaften zufrieden stellte. Aus Hochachtung und Dankbarkeit wollte der neue Erzbischof von Genua seinen Stuhl dem hl. Bernard überlassen; dieser aber weigerte sich zweimal, wie er ja auch schon mehrere Bisthümer in Frankreich ausgeschlagen hatte.

In dem südlichen Italien fanden auch einige Bewegungen statt. Der Herzog Roger von Sicilien, welcher von dem Gegenpapste den Königstitel erhalten hatte, sah in Campanien und Apulien Aufstände ausbrechen; er unterdrückte einige, indeß erlitt er schließlich eine bedeutende Niederlage. Die Stadt Benevent vertrieb den Statthalter des Gegenpapstes und erklärte sich für den rechtmäßigen Papst Innocenz II.

Auch in Rom erhob sich eine Partei für Innocenz, an deren Spitze Leo Frangipane und Petrus Latro standen.

28 †. Bevor Lothar die in Lüttich versprochene Romfahrt antreten konnte, hatte er noch verschiedene Angelegenheiten in Deutschland zu ordnen. In Niederlothringen war ein leidlicher Zustand hergestellt; Theodorich von Elsaß war allgemein anerkannter Graf von Flandern und Artois und Gottfried von Löwen hatte den Papst Innocenz um Lossprechung von den Censuren und um Fürsprache bei Lothar ersucht. Die Streitigkeiten wurden im Jahre 1131 zu Lüttich geschlichtet. Walram von Limburg behielt das Herzogthum Niederlothringen, und Gottfried galt als Herzog von Löwen. Die durch den Tod des Erzbischofs Meginher von Trier, der am 1. October zu Parma im Kerker starb, eingetretene Erledigung des erzbischöflichen Stuhles führte längere Wirren herbei, da die Geistlichkeit, der Adel und die Bürgerschaft

---

1) St. Bern. Epist. 129.

über die Wahl in Streit geriethen. Lothar begab sich mit dem Cardinallegaten Matthäus von Albano nach Trier. Der Trierer Klerus bat den Legaten, ihm eine geeignete Person vorzuschlagen, und als dieser den Primicerius Albero von Montreuil als geeignet bezeichnete, wollte Lothar die Investitur nur dann versprechen, wenn die Wahl mit Einhelligkeit erfolgte, und beschied die Trierer auf einen Termin in Mainz.

Der König begab sich nach dem Elsaß, wo Herzog Friedrich von Schwaben wieder Fortschritte gemacht und Kirchengüter verwüstet hatte. Lothar zog mit einem Heere gegen ihn, zerstörte einige Burgen, konnte aber den Herzog nicht zu einer Schlacht nöthigen. Straßburg, das für den König besondere Wichtigkeit hatte, war durch den fortwährenden Streit des Bischofs mit der Geistlichkeit und der Bürgerschaft gefährdet. Auf einem zu Mainz am 24. Juni gehaltenen Concil ließ Bruno sich bewegen, in Gegenwart des Königs und des Cardinallegaten Matthäus von Albano zu verzichten; sein Gegner Gebhard wurde Bischof von Straßburg und wußte sich zu behaupten. Es waren Abgeordnete von Trier da, um die Investitur für den Metzer Primicerius Albero zu erbitten, der König verweigerte sie jedoch, weil der Wahl die Einhelligkeit fehlte.

Durch die Ermordung des Kanut Laward, der Herzog von Schleswig und als König von Slawien Nachfolger des Obotritenkönigs Heinrich war, wurde Lothar zu einem Feldzuge gegen Dänemark veranlaßt. Kanut Laward war ein Sohn des im Jahre 1103 auf der Kreuzfahrt gestorbenen dänischen Königs Erich. Da Laward bei diesem Tode noch unmündig war, bemächtigte sich damals sein Oheim Niels der dänischen Krone, und da Niels und dessen Sohn Magnus dem Laward Nachstellungen bereiteten, floh dieser zu Lothar. Später kehrte er zurück und erhielt das Herzogthum Schleswig, und Lothar verlieh ihm nach dem Tode des Obotritenkönigs Heinrich die Krone von Slawien. Laward gerieth mit Niels in Streit nnd wurde in Folge desselben unter Mitwirkung des Magnus ermordet. Die Dänen auf Seeland und Schonen empörten sich darauf gegen Niels und erhoben Erich, einen Halbbruder des Laward, zum Könige, aber Niels und Magnus behaupteten sich in Schleswig und Jütland, und in das erledigte Slawien theilten sich Pribislaw und Niklot. Erich rief nun den König Lothar zu Hülfe, und als dieser mit einem Heere bis zum Danewirk gekommen war, erschien Magnus demüthig vor Lothar, bekannte sich als dessen Vasall und zahlte 4000 Mark Kriegskosten. Die Dänen verlangten, daß auch Niels sein Reich von Lothar als Lehen empfange, aber Lothar wies dies zurück. Die slawischen Häuptlinge Pribislaw und Niklot wurden darauf überwunden und mußten Vasallen des deutschen Königs werden.

Am Weihnachtsfeste war der König in Köln, wo nach dem Tode des Erzbischofs Friedrich die Wähler sich über den Nachfolger nicht einigen konnten. Die Mehrzahl hatte den Propst Gottfried von Xanten gewählt, aber der König erklärte diese Wahl für ungültig und begünstigte mit dem päpstlichen Legaten und den Fürsten den Propst von St. Gereon, einen Grafen von Berg. Nachdem Lothar im Februar 1132 in Bamberg mit dem Herzog von Böhmen über die Romfahrt verhandelt hatte, kam er zur Osterfeier nach Aachen, wo über die Trierer Bischofswahl verhandelt wurde. Albero hatte sich, als er die Investitur nicht bekommen konnte, zum Papste begeben und war von ihm zu Vienne geweiht worden. Nach seiner Rückkehr hatte er sich dann der Stadt Trier bemächtigt und kam darauf nach Aachen, um die Investitur zu erbitten; der König verweigerte sie anfänglich sehr ernst, gab aber schließlich den Bitten der päpstlichen Legaten nach; aber bald nach dem Empfange der Investitur trat Albero gegen den Herzog Simon von Oberlothringen,

den Halbbruder Lothars, in einer Weise auf, die trotz des Rechtes doch sehr rücksichtslos war.

Lothar hatte schon im Jahre 1131 für die Zeit seiner Abwesenheit den Herzog von Baiern zum Stellvertreter ernannt und ihm den Kampf gegen den Herzog Friedrich von Schwaben ganz besonders aufgetragen. Nachdem endlich die dringendsten Sachen geordnet waren, wurde Würzburg zum Sammelplatze des Heeres bestimmt, wo Lothar das Fest Mariä Himmelfahrt feiern wollte[1]).

29 †. Von den deutschen Stämmen betheiligten sich nur die Sachsen nebst Fulda an dem Römerzuge; der König wurde begleitet von den Erzbischöfen von Magdeburg und Bremen, den Bischöfen von Osnabrück, Paderborn, Halberstadt und Havelberg, den Aebten von Nienburg, Lüneburg und Fulda und den weltlichen Fürsten Markgraf Konrad von Plötzke und Graf Albrecht von Ballenstädt. Die Zahl der Ritter betrug 1500, zu denen noch 300 Böhmen unter Jaromir, einem Neffen des Herzogs Sobeslaw, hinzukamen. Mit einer so geringen Macht den Zug anzutreten, war ein kühnes Wagniß, und der alte König mußte im höchsten Grade empört sein, daß die deutschen Bischöfe ihn nicht besser unterstützten. Als das kleine Heer auf seinem Zuge nach Augsburg gekommen war, entstand aus einem unerheblichen Streite zwischen einigen Bürgern und königlichen Kriegsknechten ein furchtbarer Tumult; die Glocken wurden angeschlagen, man sammelte sich auf beiden Seiten mit den Waffen und der König argwöhnte Verrath, worin er noch mehr bestärkt wurde, als er die Vasallen und Ministerialen des Bisthums sich vor dem Dome in Schlachtordnung stellen sah. Es entbrannte ein furchtbarer Kampf; der Bischof von Augsburg war herbeigeeilt um die Kämpfenden zu trennen, aber es gelang nicht, und nur mit Mühe wurde er von den Seinigen vom Kampfplatze weggebracht. Feuer und Schwert wüthete in der Stadt, Kirchen und Klöster wurden erbrochen und geplündert und es wurden scheußliche Mißhandlungen verübt, die besonders den Böhmen zur Last gelegt werden. Der König ließ die Befestigung Augsburgs niederreißen und verließ darauf am 2. September die unglückliche Stadt.

Im November war er auf dem Roncalischen Felde angekommen und hielt dort einen Reichstag; die erschienenen geistlichen und weltlichen Herren huldigten ihm als dem Könige von Italien, aber es waren nur wenige. Die Städte verschlossen ihre Thore vor ihm, und man lachte über das kleine Heer. Im December und Januar lagerte das Heer in kleinen Orten des Gebiets von Bologna; in dieser Zeit wurde Konrad von Plötzke durch den Pfeil eines Meuchlers getödtet; Albrecht von Ballenstädt wurde später mit der Nordmark belehnt.

Im Anfange des März gelangte Lothar nach Calicnaja in der Gegend von Pisa, wo er wieder mit dem Papste zusammentraf. Es wurde beschlossen, daß der Papst der Meeresküste entlang und der König auf der Heerstraße im Innern des Landes nach Viterbo ziehen sollten, wo sie wieder zusammentreffen wollten. Dem deutschen Heere hatten sich die Bischöfe von Parma, Cremona, Asti, Ivrea und Alba und verschiedene italienische Vasallen angeschlossen, so daß die Zahl der Ritter 2000 betrug. Von Viterbo zog man darauf nach Orta, wo man über die Tiber ging, und gelangte gegen Ende des April in die Nähe Roms, wo man bei S. Agnese vor dem Nomentanischen Thore das erste Lager aufschlug. Der Stadtpräfect Theobald und einige andere römische

---

1) Vgl. Damberger, VIII, 110—128. Giesebrecht, Gesch d. deutsch. Kz. IV, 64—75.

Herren erschienen im Lager und versprachen dem Papste und dem Könige, die Thore zu öffnen. Am Sonntage Rogate, am 30. April, erfolgte der Einzug; der Papst nahm seine Wohnung im Lateran, der König bezog einen Palast auf dem Aventin und der größere Theil des Heeres lagerte außerhalb der Stadt bei St. Paul. Anaklet war noch im Besitze der Leostadt und einiger Burgen in Rom. Robert von Capua und Rainulf von Alife kamen dem Papste mit 300 Rittern zu Hülfe und eine Flotte der Pisaner und Genueser unterwarf ihm Civita vecchia und die Meeresküste. Da Anaklet keine Aussicht hatte, von Roger Hülfe zu bekommen, suchte er Lothar durch Verhandlungen hinzuhalten, wie sich aus folgendem Schreiben des Königs an die christlichen Reiche ergibt.

„Lothar, durch Gottes Gnade König der Römer, an die Könige, Erzbischöfe, Bischöfe, Fürsten und alle Gläubigen u. s. w. Es hat dem Rathschlusse der göttlichen Majestät gefallen, uns zum Beschützer und Vertheidiger der heiligen römischen Kirche zu bestellen, und deshalb mußten wir uns eifrig um ihre Befreiung bemühen. Als wir nun in Begleitung von Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, Fürsten, Herzogen, Grafen und Markgrafen unsers Reiches sowie auch von italienischen Bischöfen, Grafen und Baronen mit einem Heere nach der Stadt zogen, haben wir oft Gesandte jenes schismatischen Petrus Leonis empfangen. Unter dem Vorwande der Gerechtigkeit behauptete er öffentlich und laut, man müsse ihm, da er sich einer richterlichen Entscheidung unterwerfen wolle, Gehör gestatten, und dürfe ihn nicht mit feindlicher Bekämpfung belästigen. Durch ihre langen Einreden wurden wir angetrieben, dieses den Bischöfen und Cardinälen, die beim Herrn Papste Innocenz waren, vorzubringen. Diese aber antworteten gemäß ihrer Kenntniß der kanonischen Bestimmungen und der kirchlichen Einrichtungen, daß die gesammte Kirche Gottes ihr Urtheil darüber schon ausgesprochen und den Petrus Leonis und dessen Mitschuldige verurtheilt habe, und was der Gesammtheit zustand, dürfe nicht Privatsache werden.

Wir aber nahmen dieses in Geduld an und führten unsern Vater, den Papst Innocenz, glorreich nach der Stadt, brachten ihn zu seinem Lateransitze und schlugen auf dem Aventin unser Lager auf. Auch dort hörte Petrus Leonis nicht auf, durch Petrus, den frühern Bischof von Porto, und durch andere Anhänger unter dem Vorwande der Gerechtigkeit uns und unsere Fürsten anzugehen. Sie versprachen auch mündlich und schriftlich, uns zur Sicherung des Urtheils Befestigungen und Bürgen zur Genüge zu übergeben. Da wir nun in der Kirche Gottes den Frieden ohne Blutvergießen wiederherzustellen wünschten, so haben wir persönlich das, was jene uns gesagt hatten, den Brüdern, welche dem Herrn Papste Innocenz anhingen, mitgetheilt. Da sie den Frieden liebten und in Betreff der Gerechtigkeit kein Bedenken hatten, übergaben sie freiwillig unserer Hand sowohl sich selbst als auch den Leo und dessen Söhne, ferner Centius, Frangipane, Petrus Latro und die Bürgen. Die Gegenpartei aber suchte Zeit zu gewinnen und hat uns einige Zeit lang durch betrügerische Verheißungen von unserm Vorhaben abgehalten. Da sie nach wiederholter Aufforderung ihr Versprechen nicht erfüllen wollten, sind sie nebst Petrus Leonis und dessen Anhängern als Meineidige und Feinde der göttlichen und königlichen Majestät verurtheilt worden von den Fürsten unsers Hofes, nämlich von den Erzbischöfen Norbert von Magdeburg, unserm Kanzler, und Adalbero von Bremen, den Bischöfen Diethard von Osnabrück, Bernard von Paderborn, Anselm von Havelberg, Bernard von Parma, Robald von Alba, Otto von Asti, Ubert von Cremona, Guido von Ivrea, den Aebten von Fulda, Nienburg und Lüneburg, den Markgrafen Albrecht und

Heinrich, dem Bannerträger Otho, den Grafen Hermann, Wilhelm, Goyzo, Hildebrand und Tancred und Albert von Castel."[1])

Da die Peterskirche noch in der Gewalt des Petrus Leonis war, wurde die Krönung Lothars und seiner Gemahlin im Lateran vorgenommen. Der König schwur vor der Krönung folgenden Eid: Ich König Lothar verspreche und schwöre dir, Herr Papst Innocenz, und deinen Amtsnachfolgern Sicherstellung des Lebens und der Freiheit, deine päpstliche Würde und Ehre zu vertheidigen, die Regalien des hl. Petrus, die du besitzest, zu bewahren, und die du noch nicht besitzest, nach Kräften dir wieder zu verschaffen.

Ueber das Mathildische Allod wurde eine Vereinbarung abgeschlossen, über welche der Papst dem Kaiser folgende Urkunde ausstellte. „Papst Innocenz II. dem erhabenen Kaiser Lothar und der Kaiserin Richet (Richinza). Wenn die heilige Amtsgewalt der Päpste und die kaiserliche Macht durch das Band einer wahren Liebe miteinander verbunden sind, kann dem Allmächtigen der schuldige Dienst ungehindert geleistet werden, und das christliche Volk erfreut sich des lieben Friedens und der Ruhe. Denn in dieser Welt ist nichts Berühmteres als der Papst, nichts Erhabneres als der König, nichts leuchtet mit herrlicherem Glanze, als der rechte Glaube des Fürsten, nichts kann so wenig untergehen, wie die wahre Religion. Alles dieses erglänzet, Gott sei Dank, an deiner Person um so heller, da du von deiner Jugend an die Religion liebtest und Gerechtigkeit übtest und jetzt in diesen Tagen ohne deine Person und dein Vermögen zu schonen für den Dienst des hl. Petrus viele Mühen und große Gefahren erduldet hast. Da nun nach dem Zeugnisse der hl. Schrift sogar schlechte Väter ihren Kindern gute Gaben verleihen müssen, so ist es billig, daß wir, die wir nach göttlicher Anordnung mit väterlicher Sorgfalt für alle Kinder der katholischen Kirche sorgen müssen, deine Person inniger lieben und dem ganz besonderen Vertheidiger der Kirche die kaiserliche Macht sowohl dem kirchlichen Dienste gemäß als in zeitlicher Hinsicht in den Angelegenheiten vermehren, welche zur Erhaltung der Reichskraft und zum Nutzen und zur Freiheit dienen. In dieser Hinsicht wird das Allod der Gräfin Mathilde seligen Andenkens, das sie bekanntlich dem hl. Petrus übertragen hat, euch von uns übertragen, und wir übergeben es aus der Verwaltung des apostolischen Stuhles, und in Gegenwart unserer Brüder, der Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, wie auch der Fürsten und Barone investiren wir mit dem Ringe, so jedoch, daß du uns und unsern Nachfolgern jährlich einen Zins von hundert Pfund Silber zahlest, und daß nach deinem Tode der Besitz ohne Schmälerung und ungehindert an das Eigenthumsrecht der römischen Kirche zurückfalle. Wenn wir oder unsere Nachfolger in jenes Land kommen, dort bleiben oder durchreisen müssen, sind wir in Betreff der Aufnahme, der Verpflegung und des sichern Geleites zu ehren, wie der apostolische Stuhl beschließt. Wer die Burgen inne hat oder die Regierung führt, hat dem hl. Petrus und uns und unsern Nachfolgern Treue zu schwören. Außerdem verleihen wir aus Liebe zu euch dem edlen Herzog von Baiern, eurem Schwiegersohne, und eurer Tochter, seiner Gemahlin, dasselbe Land mit dem genannten Zins und unter den angegebenen Bedingungen, jedoch so, daß dieser Herzog den Lehnseid leiste und dem hl. Petrus und uns sowie unsern Nachfolgern Treue schwöre. Nach ihrem Tode soll das genannte Allod der Gräfin Mathilde ungeschmälert und ungehindert dem Rechte und dem Eigenthum der römischen Kirche wieder anheim fallen; das Recht und

1) Watterich, II, 212.

Eigenthum der römischen Kirche soll immer und in allem vorbehalten bleiben.“ [1])

Auch über die Investitur kamen Verhandlungen vor, und Norbert soll dem Verlangen des Kaisers, die frühere Investitur wieder zu gewinnen, entgegen getreten sein [2]). Nach einer Bulle vom 8. Juni 1133 [3]) wurden der kaiserlichen Gewalt die derselben zustehenden kanonischen Gewohnheitsrechte bestätigt, und es wurde verboten, daß im deutschen Reiche ein zur bischöflichen Würde oder zur Leitung einer Abtei Gewählter die Regalien in Besitz zu nehmen wage, ehe er sie von Lothar begehrt und ihm geleistet habe, was er nach dem Rechte schuldig war. Dieses Verbot war wohl durch das eigenmächtige Vorgehen des Erzbischofs Albero von Trier veranlaßt worden. Der Kaiser hatte wahrscheinlich die Beseitigung der bei seiner Wahl vorgekommenen Abänderung des Wormser Vertrages verlangt. Das der kaiserlichen Gewalt zustehende kanonische Gewohnheitsrecht war die Ertheilung der Investitur nach erfolgter freier Wahl und Weihe. Die Ertheilung der Investitur vor der Weihe bei den deutschen Prälaten war nur ein persönliches Privileg des Kaisers Heinrich V., das mit Recht bei der Wahl Lothars beseitigt wurde.

Die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen erhielten eine wichtige Erweiterung ihrer Metropolitansprengel; dem erstern wurden alle Bischöfe von Pommern und Polen unterstellt, und dem letztern die Bischöfe von Dänemark, Schweden, Norwegen, Faröer, Grönland, Halsingald, Island, Skridivindia und Slavien.

30. [Lothar verweilte nach der Krönung noch einige Monate in Tuscien und am Po, um sich in den Besitz der Mathildischen Güter zu setzen; im Anfange des August war er am Fuße der Alpen und am 23. August war er in Freising. Die ungeachtet der unzureichenden Kräfte ausgeführte Romfahrt erhöhte das Ansehen des Kaisers in Deutschland ganz bedeutend, und durch seine fernern glücklichen Unternehmungen stellte er den Glanz des Kaiserthums wieder her und gewann die Mittel zu einem erfolgreicheren Zuge nach Italien.

Nach dem Abzuge des Kaisers blieb ein Theil der Stadt Rom und des Patrimoniums Petri im Besitze der Getreuen des Papstes Innocenz, und die kaiserlichen Grafen in den Marken hatten den Auftrag, ihnen beizustehen. Innocenz scheint sich noch am 2. Oktober im römischen Gebiete aufgehalten zu haben; am 16. November war er in Pisa, wo er längere Zeit blieb. Er erwartete, daß der Kaiser nach der Bewältigung der deutschen Wirren abermals nach Italien kommen werde, um der Kirche gegen ihre Feinde beizustehen. Im Anfange des November schrieb er ein Concil nach Pisa auf Pfingsten 1135 aus.] Der hl. Bernard wurde namentlich dahin berufen. Er begab sich auf den Weg, aber gelangte nur mit Mühe in der Stadt an; denn überall hielten ihn die Leute an, um ihn zu hören, zu sehen und sich der Segnungen seiner Gegenwart zu erfreuen. Besonders die Mailänder suchten seinen Rath. Von Konrad, den sie als König anerkannt hatten, verlassen, und durch das Beispiel der benachbarten Republiken ermuthigt, verlangten sie nach Aussöhnung mit dem Papste und wollten sich Lothar unterwerfen. Dem hl. Bernard übertrugen sie diese doppelte Aufgabe; aber die Nähe des anberaumten Concils nöthigte ihn, die Reise nach Mailand aufzuschieben, und er schrieb ihnen folgenden Brief: „Ich ersehe aus euern Briefen eure wohlwollende Gesinnung für mich. Da ich mir keineswegs bewußt bin,

---

1) Watter. II, 209 f. — 2) Vita Norb. c. 21. — 3) Jaffé, Bibl. V, 522.

dieselben zu verdienen, so glaube ich sicher, daß Gott sie euch eingibt. Ich bin der berühmten und mächtigen Stadt für ihre Güte sehr erkenntlich und schätze sie hoch, besonders zu einer Zeit, wo ich mit Befriedigung sie dem Schisma entsagen und in den Schooß ihrer Mutter zurückkehren sehe. Wenn es mir ehrenvoll ist, bei meiner Niedrigkeit und Geringheit von einer so berühmten Stadt zum Vermittler eines so großen Gutes gewählt worden zu sein, so ist es nicht minder ehrenvoll für euch, euch durch einen solchen Vermittler zum Frieden und zur Einigkeit mit euren Nachbarn bewegen zu lassen, da alle Welt weiß, daß ihr von mehreren verbündeten Städten vergeblich angegriffen seid. Ich eile nun, dem Concile beizuwohnen; nach demselben rechne ich darauf, zu euch zurückzukehren und mich zu überzeugen, ob ich wirklich die Gunst finden werde, die ihr versprechet. Möge es dem Urheber der Gnade gefallen, mir einen günstigen Erfolg zu verleihen!"[1])

Es waren einige Mißhelligkeiten zwischen Innocenz II. und dem Könige von Frankreich, Ludwig dem Dicken, entstanden, der die Bischöfe seines Reiches hinderte, nach Pisa zu reisen. Um diese Hindernisse zu beseitigen, schrieb Bernard, der allgemeine Vermittler, an den König mit folgenden Worten: „Die Königreiche der Erde und ihre Rechte bleiben ihren Herren unversehrt und unverletzt, wenn sie den göttlichen Bestimmungen und Anordnungen nicht widerstehen. Warum, o Herr, entbrennt denn euer Zorn gegen den Erwählten des Herrn, den auch eure Hoheit aufgenommen und erwählt hat als Vater für euch und als einen Samuel für euren Sohn? Der königliche Zorn waffnet sich nicht gegen Fremde, sondern gegen sich und die Eurigen. Es ist nicht zu verwundern, wenn nach den Worten der Schrift: „Der Zorn des Menschen nicht wirkt, was vor Gott gerecht ist." Er verblendet in der That so sehr, daß man die Gefahr nicht sieht und den Schaden nicht merkt, denen man seinen Vortheil, seine Größe, sein Heil aussetzt. Man beruft ein Concil; was liegt denn Nachtheiliges darin für den Ruhm eurer Majestät und das Wohl des Reiches? Dort wird der ganzen Kirche die Anhänglichkeit eurer Hoheit vor Augen gestellt werden, daß ihr als der erste der Könige, oder wenigstens als einer der ersten durch die tapfere und christliche Vertheidigung eurer Mutter der Wuth der Verfolger entgegen getreten seid. Dort wird die große Versammlung euch den schuldigen Dank abstatten, und von tausend Heiligen wird für euch und die Eurigen gebetet werden. Wer auch nur wenig Gefühl für die Leiden der Kirche hat, kann nicht verkennen, wie sehr ein Concil nothwendig ist. Aber, wird man sagen, die Hitze ist so überaus groß! Sind unsere Körper von Eis? Sagen wir lieber, daß es unsere Herzen sind. Ach, Niemand kümmert sich, wie der Prophet sagt, um den Schaden Josephs. Doch darüber ein anderes Mal. Jetzt erkläre ich, der geringste an Würde aber nicht an Treue in eurem Reiche, daß es nicht vortheilhaft ist, ein nothwendiges Gut verhindern zu wollen. Ich habe die triftigsten Gründe, so zu sprechen, und würde sie hier darlegen, wenn ich nicht wüßte, daß dem weisen Manne eine einfache Andeutung genügt. Sollte übrigens durch die Strenge der apostolischen Autorität etwas geschehen sein, worüber eure Hoheit mit Recht unzufrieden ist, so werden eure Getreuen, die zum Concile kommen, sich aus allen Kräften bemühen, daß es widerrufen oder gemildert werde, wie es für eure Ehre nothwendig ist. Mit ihnen werden auch wir nicht unterlassen, was wir vermögen."[2])

Die einfache Mittheilung des hl. Bernard verfehlte ihre Wirkung nicht. Die französischen Bischöfe vereinigten sich mit einer beträchtlichen Anzahl von

1) St. Bern. Epist. 133. — 2) St. Bern. Epist. 255.

Prälaten des ganzen Abendlandes und das Concil wurde am 30. Mai 1135[1]) unter dem Vorsitze des Papstes eröffnet. Leider besitzen wir die Akten dieses Concils nicht; man weiß nur, daß Bischöfe und Aebte aus Spanien, Gascogne, England, Frankreich, Burgund, Deutschland, Ungarn, der Lombardei und aus Toscana anwesend waren. Auf diesem Concile wurde Petrus Leonis neuerdings excommunicirt und seine Anhänger ohne Hoffnung auf Wiedereinsetzung abgesetzt. Ebenso wurde Alexander, Bischof von Lüttich, abgesetzt; er starb bald darauf aus Gram über diese Nachricht. Endlich noch bestätigte Innocenz die Absetzung des Erzbischofs Anselm von Mailand, der bereits vorher excommunicirt worden war und den die Mailänder vertrieben hatten, um den rechtmäßigen Papst anzuerkennen. Das Concil verfaßte mehrere Canones.

Die Seele dieser Versammlung war der hl. Bernard. Sein Biograph, der gegenwärtig war, sagt, daß er allen Berathungen beiwohnte. Er wurde von Allen hoch verehrt und man sah Bischöfe an seiner Thüre warten. Nicht der Stolz war es, was den Zutritt zu ihm erschwerte, sondern die Menge derer, die ihn sprechen wollten, so daß es trotz seiner Demuth den Anschein hatte, als ob er die Autorität des Papstes besäße[2]).

31. Nach dem Concile von Pisa sandte der Papst den hl. Bernard nach Mailand, wo er sehnlichst erwartet wurde, und mit ihm zwei Cardinäle, Guido, Bischof von Pisa, und Matthäus, Bischof von Albano, um die Mailänder mit der Kirche wieder auszusöhnen und das Schisma zu beseitigen, in welches sie ihr Bischof Anselm hineingezogen hatte. Der hl. Bernard fand es für gut, daß die beiden Cardinäle noch Gottfried, Bischof von Chartres, mit sich nahmen, dessen Verdienst er bereits mehrfach anzuerkennen Gelegenheit hatte[3]).

Kaum waren sie von den Apenninen herabgestiegen, so berichten die Schriftsteller jener Zeit, so erhob sich ganz Mailand, um dem Manne Gottes entgegen zu gehen. Die Adligen, die Bürger, die einen zu Pferde, die andern zu Fuße, die Reichen und die Armen verließen ihre Wohnungen, als ob sie die Stadt verlassen wollten, und gingen scharenweise dem Diener Gottes mit unglaublicher Ehrfurcht entgegen. Von Freude erfüllt bei seinem Anblicke, schätzten sich Alle glücklich, seine Stimme zu hören. Sie küßten ihm die Füße, und soviel er sich auch sträuben mochte, konnte er doch nicht verhindern, daß man sich vor ihm zu Boden warf und auf die Knie niederließ. Sie rissen Fäden aus seinem Gewande, um sie als Heilmittel ihrer Krankheiten aufzubewahren, überzeugt, daß alles, was er berührt hatte, heilig sei und zu ihrer Heiligung beitragen würde. Das Freudengeschrei und die lauten Zurufe der Menge, die ihm vorausging und folgte, dauerte bis zu seinem Einzuge in die Stadt, sagt Ernald, und nachdem er lange im Gedränge aufgehalten worden war, gelangte er endlich in die prachtvoll für ihn hergerichtete Wohnung.

Und als die Sache, wegen welcher der Diener Gottes und die beiden Cardinäle nach Mailand gekommen waren, zur öffentlichen Verhandlung kam, unterwarf sich die Stadt, ihren Groll und ihre alten Ansprüche vergessend, derart dem hl. Abte, daß man mit Recht die Verse des Dichters anwenden konnte: „Alles weicht, wenn er spricht und unterwirft sich seinem Worte; nichts kann, nichts will seinem Gebote widerstehen“ Der Friede wurde bald geschlossen, die Kirche versöhnt und durch einen feierlichen Akt die Eintracht unter dem entzweiten Volke wiederhergestellt. Als diese Angelegenheit beendet war, ergaben sich ganz andere.

---

1) Jaffé, Reg. 573. — 2) Ernald. Vita Bern. — 3) Idem.

Der Teufel übte seine Wuth an einigen von ihm Besessenen aus, und man hielt ihm die Fahne Jesu Christi entgegen. Auf Befehl des Mannes Gottes flohen die bösen Geister erschreckt und zitternd aus ihren in Besitz genommenen Wohnungen und wurden durch eine höhere Kraft und Macht vertrieben. Dies war ein neues Amt des hl. Legaten, der dazu zwar vom römischen Hofe keinen Auftrag erhalten hatte, aber im Einklange mit dem göttlichen Gesetze und der Glaubensregel zum Zeugnisse seiner Sendung Briefe vorzeigte, die mit dem Blute Jesu Christi geschrieben und mit dem Siegel des Kreuzes gesiegelt waren, vor denen alle Mächte der Welt und der Hölle sich beugen müssen.

Die Schriftsteller jener Zeit fügen hinzu: „Man hat in unsern Tagen von keinem Glauben gehört, der dem dieses großen Volkes gleich käme, und von keiner Tugend, die mit der dieses großen Mannes zu vergleichen wäre. Es gab zwischen ihnen nur einen demüthigen und frommen Streit: der Heilige schrieb den Ruhm der Wunder dem lebendigen Glauben des Volkes zu, und das Volk behauptete dies von der ausgezeichneten Heiligkeit des Dieners Gottes; Alle waren der festen Zuversicht, daß er von Gott erlange, was immer er begehre.

So führte man ihm eine Frau zu, die seit sieben Jahren von einem unreinen Geiste gequält wurde, und bat ihn, sie davon zu befreien. Der Heilige wurde verwirrt wegen der Meinung, die man von ihm hatte, und seine Demuth ließ es nicht zu, Außergewöhnliches zu unternehmen; andererseits erröthete er, geringeren Glauben zu haben, als dieses Volk, und er fürchtete, Gott zu beleidigen, wenn er seiner Allmacht mißtraute; so überließ er sich endlich dem hl. Geiste, und nachdem er sich in's Gebet begeben hatte, vertrieb er den Teufel, und die Frau wurde ruhig. Die Anwesenden erhoben, von Freude hingerissen, die Hände und dankten Gott; das Gerücht davon verbreitete sich alsbald und setzte die ganze Stadt in Bewegung. Man sammelte sich von allen Seiten, die Arbeit ruhte; man sprach nur von dem Manne Gottes und konnte nicht satt werden, ihn zu sehen und zu hören; man drängte sich hinzu, um ihn anzurühren oder seinen Segen zu empfangen.

Ein anderes Mal führte man in Gegenwart einer großen Anzahl von Personen in der Kirche des hl. Ambrosius eine sehr bejahrte Dame von hohem Range zu ihm. Der Dämon, von dem sie seit lange besessen war, hatte sie des Gesichtes, des Gehörs und der Sprache beraubt, sie fletschte mit den Zähnen und streckte die Zunge wie einen Elephantenrüssel aus; sie glich vielmehr einem Ungeheuer als einem Weibe. Ihre verzerrten Züge, der schreckliche Anblick und grauenhafte Athem gaben Zeugniß von der Unreinigkeit des Geistes, von dem ihr Körper besessen war. Nachdem der Diener Gottes sie angeblickt hatte, erkannte er, daß der Teufel sie gewaltig gefesselt hielt, und daß er nicht so leicht aus einem Hause weichen würde, dessen Herr er schon lange gewesen war. Deshalb wandte er sich an das in großer Menge herzugeströmte Volk und empfahl ihm, mit Inbrunst zu Gott zu beten. Umgeben von Geistlichen und Ordensleuten, die bei ihm am Fuße des Altares waren, befahl er, die Frau vorzuführen und sie mit starker Hand festzuhalten. Die Arme leistete Widerstand; von übermenschlicher und teuflischer Macht getrieben, warf sie sich unter fürchterlichen Krämpfen nieder, schlug die sie Haltenden und stieß mit den Füßen nach dem Diener Gottes, der sanft und ruhig blieb, ohne sich über die Frechheit des Dämons zu beunruhigen. Er stieg demüthig den Altar hinan und begann die Feier des hl. Opfers. So oft er das Zeichen des hl. Kreuzes über die consecrirte Hostie machte, kehrte er sich zu der Frau und ertheilte ihr die Kraft desselben Zeichens, und jedesmal zeigte der böse Feind durch Verdoppelung seiner Wuth und Raserei, daß er den Stachel dieser mächtigen Waffe fühlte.

Als das Gebet des Herrn beendet war, stieg der Heilige die Stufen des Altares herab, um den Feind Gottes in nächster Nähe zu bekämpfen; er legt den Leib des Herrn auf die Patene und hält diese über das Haupt der Frau und spricht: „Böser Geist, siehe hier deinen Richter, die höchste Macht; widerstehe, wenn du kannst! Siehe hier den, der bevor er den Tod für unser Heil litt, sagte: „die Zeit ist gekommen, in welcher der Fürst dieser Welt hinausgeworfen wird!" Siehe hier den hl. Leib, der von der hl. Jungfrau geboren, auf dem Kreuzesholze ausgestreckt und in das Grab gelegt wurde, von den Todten auferstanden und vor den Augen der Jünger in den Himmel aufgefahren ist! Durch die furchtbare Kraft dieser anbetungswürdigen Majestät befehle ich dir, unreiner Geist, den Leib dieser ihrer Magd zu verlassen und nie mehr die Kühnheit zu haben, sie wieder zu berühren!

Gezwungen, die Frau zu verlassen, in der er nicht mehr wohnen durfte, quälte er sie um so grausamer und übte um so größere Wuth und Raserei an ihr aus, als ihm nur noch geringe Zeit dazu blieb. Der hl. Bernard kehrte an den Altar zurück, vollendete das Brechen der Hostie des Heiles und gab dem Diakon den Friedenskuß, damit er ihn dem gesammten Volke mittheile, und in diesem Augenblicke wurde der Frau der Friede und die Gesundheit wiedergegeben. So bewies der Satan, schließt der Biograph jener Zeit, zwar nicht durch freiwilliges Zeugniß, aber durch die erzwungene Flucht, die Kraft und Wirksamkeit der göttlichen Geheimnisse.

Die Frau, welche nun ihren Verstand und den Gebrauch ihrer Sinne wiedererhalten hatte, sagte Gott öffentlich Dank, und da sie den hl. Abt als ihren Befreier erkannte, warf sie sich zu seinen Füßen nieder. Die Kirche erscholl von dem lauten Freudengeschrei. Die Gläubigen jeden Alters und Geschlechtes gaben ihre Bewunderung durch laute Rufe und Jubelgesänge zu erkennen; man läutete die Glocken; der Herr wurde einstimmig gepriesen und die ganze Stadt, hingerissen von Liebe zum hl. Bernard, erwies ihm fast übermenschliche Ehre.

Das Gerücht von dem, was sich in Mailand ereignete, verbreitete sich weithin, und der Ruf des Mannes Gottes erscholl durch ganz Italien. Ueberall verkündete man, daß ein großer Prophet aufgestanden, mächtig in Wort und That, der durch die Kraft Christi die Kranken heilte und die Besessenen befreite. Da ihn die Menge, die von der Frühe bis zum Abende an seiner Thüre lagerte, belästigte und durch das Gedränge fast erstickte, stellte er sich an das Fenster seiner Wohnung, und von dort aus segnete er das Volk. Es waren sehr viele Leute aus den benachbarten Städten und Dörfern gekommen; die Fremden sowohl als die Einheimischen folgten dem Diener Gottes auf Schritt und Tritt, begierig, ihn zu sehen und zu hören und Zeugen seiner Wunderthaten zu sein. So schreibt sein gleichzeitiger Biograph Ernald.

„Eines Tages, sagt der Chronist Herbert, als sich der Heilige in einem großen Saale befand, umringt von einer ungeheuren Menge, die sich um ihn drängte, machte ein sorgfältig gekleideter Mann von stattlichem Aussehen mehrere Anstrengungen, sich ihm zu nähern, ohne daß es ihm gelang. Endlich ließ er sich auf die Erde nieder, und bald kroch er auf Händen und Füßen, bald kletterte er über die Schultern derer, die vor ihm standen; in dieser Weise durchbrach er die Menge und fiel dem Heiligen zu Füßen, sie mit Küssen bedeckend. Der ehrwürdige Rainald, der dicht bei ihm stand und von dem wir diese Thatsache erfahren haben, wußte, wie peinlich dem Heiligen dergleichen Auftritte waren, und er wollte deshalb den Vorfall rasch zu Ende führen; aber der Mann, noch immer niedergeworfen, kehrte sich zu ihm und rief mit lauter Stimme. „Laßt mich, laßt mich diesen Diener Gottes betrachten und anrühren, diesen wahrhaft apostolischen Mann; denn ich sage

euch und schwöre es bei dem christlichen Glauben, ich habe diesen Apostel mitten unter den Aposteln Christi gesehen.“ Von Bewunderung ergriffen, wünschte Rainald diese Vision gründlicher zu wissen, aber die Scheu vor der Gegenwart Bernard’s hinderte ihn, weiter zu fragen. Man kann sich indeß denken, welchen Eindruck dieser Zwischenfall auf die Menge machte.

Der Heilige fand nirgends Ruhe, weil Alle, welche mühselig und beladen waren, in seiner Arbeit und Ermüdung Ruhe suchten und fanden. Die ihn Verlassenden begegneten neuen Besuchenden, die ihn zu sehen verlangten, und es war eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von Leuten, die um Gnaden baten. Einer ungeheuren Menge verlieh er die Gesundheit wieder, und zwar einigen, indem er ihnen geweihtes Wasser zu trinken gab, und andern durch seine bloße Berührung, und in derselben Stadt erhielt er von dem Vater des Lichtes die Macht, durch das bloße Kreuzzeichen Blinden das Augenlicht wieder zu geben.

Das wunderbarste unter all den großen Wundern war die tiefe Demuth, mit welcher der hl. Mann jene wunderbare Macht ausübte, die Gott ihm zur Erbauung der Kirche übertragen hatte. Er schien für den Ruhm, die Ehren und Auszeichnungen, die ihm von allen Seiten erwiesen wurden, ganz unempfindlich, und taub und gleichgültig für die lärmenden Beifallsbezeugungen der Menge zu sein. Er empfand überdieß fortwährend heftige körliche Leiden und liebte dieselben, weil sie ihn immer an das allgemeine Loos aller Sterblichen erinnerten, und weil er aus der Erfahrung des großen Apostels wußte, daß die Tugend sich in der Schwachheit vollendet.

Wie wunderbar! Seit seinem Eintritte in das klösterliche Leben war dieser große Heilige immer nahe daran, zu sterben, und jede seiner Handlungen schien die letzte Anstrengung eines hinsterbenden Lebens zu sein. Gebrochen und fast erloschen diente dieser hinfällige Körper der göttlichen Vorsehung, den sie wunderbar belebte, um die Geschicke der Kirche und der Reiche zu ordnen.

Trotz seiner augenscheinlichen Gebrechlichkeit hatte sich der Heilige zu Mailand wie zu Genua und Rheims gegen das Verlangen der Bevölkerung zu wehren, die ihn beschwor, das Hirtenamt zu übernehmen.

Eines Tages kamen alle Gläubigen, der Magistrat und die Geistlichkeit an der Spitze, in Procession zu seiner Wohnung, um ihn mit Gewalt auf des erzbischöflichen Stuhl zu führen. Bei dieser Lage der Dinge schien Widerstand fast unmöglich, er suchte deshalb einen Ausweg. „Morgen, sagte er, werde ich zu Pferde steigen, und mich der Vorsehung überlassen. Trägt mich das Pferd außerhalb eurer Mauern, werde ich mich für frei von jeder Verpflichtung halten; bleibt es aber innerhalb der Stadt, dann werde ich euer Erzbischof.“ Am andern Morgen bestieg er ein Pferd und im Galopp fortreitend entfernte er sich eiligst aus den Mauern Mailands.[1])

In Folge der Befehle des Papstes Innocenz begab er sich nach Pavia und Cremona, um diese beiden Städte zu versöhnen. In der ersten wurde er mit derselben Hingebung empfangen wie in Mailand und wirkte noch mehrere Wunder. Aber die Cremonenser, aufgebläht von einigen Erfolgen, wollten nichts von seiner Vermittelung wissen. Er kam noch ein zweites Mal nach Mailand, um das Gute, das er dort begonnen hatte, zu vollenden, und es schlossen sich ihm so viele an, daß er ein neues Kloster seines Ordens bevölkern konnte, das im folgenden Jahre in der Nachbarschaft gegründet wurde und den Namen Caravalle erhielt.

---

1) Annal. Cisterc. p. 265, n. 5. Landulph. Jun. Chronic.

An die Stelle des schismatischen und abgesetzten Erzbischofs Anselm erwählte man Robald, den Bischof von Alba in Montferrat, und der Papst gab Mailand die Würde einer Metropole zurück, die er ihm früher genommen hatte. Anselm, der sich zum Gegenpapste Anaklet begeben wollte, wurde von den Katholiken festgenommen und starb gegen Ende des Jahres.

Indeß erhoben sich neuerdings einige Wolken zwischen dem Papste Innocenz und den Mailändern. Diese behaupteten, daß ihr Erzbischof als Nachfolger des hl. Ambrosius dem Papste nicht den Eid des Gehorsams zu leisten habe und auch nicht aus seiner Hand das Pallium zu empfangen brauche. Der neue Erzbischof schlug einen Mittelweg ein; er ging nach Pisa und leistete den Eid des Gehorsams, nahm aber nicht das Pallium, um sein Volk nicht zu sehr zu verstimmen. Der Papst wurde unzufrieden darüber und glaubte, Strenge anwenden zu müssen.

Der hl. Bernard, der dies aus einem Briefe ersehen hatte, schrieb ihm, um den neuen Erzbischof zu entschuldigen. „Nach welcher Seite, schreibt er, soll sich dieser unglückliche Prälat wenden? Verbannt aus dem angenehmen Aufenthalt in der Chaldäerstadt Ur (seiner früheren bischöflichen Stadt), ist er verurtheilt, mit wilden Thieren zu leben? Will er dir gehorchen, heiliger Vater, so setzt er sich grausamen Menschen aus, die ihn zu vernichten drohen; fügt er sich mit kluger Verstellung der augenblicklichen Forderung, so zieht er sich deinen Zorn zu, der ihm viel furchtbarer ist, als die Wuth der wildesten Thiere. Bedrängt von allen Seiten, scheint es ihm noch erträglicher, ohne Diöcesanen, als ohne Oberhaupt zu sein; er zieht mit Recht die Ehre deiner Gunst dem Stuhle von Mailand vor.“ Schließlich bittet der hl. Bernard den Papst, noch ein Jahr zu warten, bis es dem neuen Erzbischofe gelänge, sein Volk besser zu stimmen. „Vielleicht wird die Stadt Mailand ihre Sünde beweinen und würdige Früchte der Buße bringen.“ [1])

Nachdem er dem Papste Sanftmuth und Geduld angerathen, ermahnt er die Mailänder in folgendem Briefe zur Demuth und zum Gehorsam. „Gott behandelt euch als Vater und die römische Kirche hat für euch alle Zärtlichkeit einer Mutter. Und was hat sie nicht schon für euch gethan? Ihr hattet gewünscht, daß sie euch Gesandte von hohem Range sende, um euch und Gott selbst, dessen Diener sie sind, Ehre zu erweisen; sie hat es gethan; ihr wünschtet, daß sie die einstimmige Wahl eures Erzbischofes bestätige, sie hat es gethan; ihr verlangtet, daß sie gewähre, was die Canones nur im äußersten Nothfalle gewähren, euer Bisthum zur Metropole zu erheben und eurer Stadt den Titel eines Erzbisthums wiederzugeben, der ihr genommen worden war; ihr wünschtet, daß man eure Kriegsgefangenen, die zu Piacenza waren, freilasse; ich will und ich kann es nicht verbergen, sie hat auch dieses gethan. Bei welcher Gelegenheit endlich hat diese liebevolle Mutter ihrer Tochter auch nur einen Augenblick etwas verweigert, was sie ihr vernünftiger Weise bewilligen konnte? Und als Uebermaß der Wohlthaten sendet sie euch das Pallium, welches die Fülle der kirchlichen Würde und Macht ist. Gestatte mir nun, erhabenes und berühmtes Volk, mit dir als aufrichtiger Freund zu reden, der für euer Heil eifert; wenn Rom nachgiebig gegen euch ist, so schwächt diese Nachgiebigkeit keineswegs seine Macht. Glaubet mir, mißbraucht seine Güte nicht, damit ihr nicht von seiner Macht niedergedrückt werdet.

Du wirst mir sagen: ich werde ihm die Unterwerfung leisten, die ich ihm schuldig bin; aber darüber hinaus gehe ich nicht. Nun gut. Wenn du

---

1) S. Bern. Epist. 314.

das thust, wirst du ihm eine unbegrenzte Unterwerfung beweisen. Da Rom der Sitz des Oberhauptes der Apostel ist, hat es die Fülle der Gewalt über alle Kirchen der Welt, so daß ihm widerstehen Widerstand gegen die Befehle Gottes ist. Rom kann, wenn es dies für nützlich hält, Bisthümer gründen, denselben Vorrechte geben, oder sie ihnen nehmen, ein einfaches Bisthum zum Erzbisthum erheben, oder ein Erzbisthum wieder zu einem einfachen Bisthum machen. Es kann Personen von den höchsten kirchlichen Würden, so oft es dies für nothwendig hält, vor seinen Richterstuhl fordern, und wenn es unter ihnen Rebellen gibt, stehen ihm Waffen zu Gebote, dieselben zu züchtigen. Ihr habt sie empfunden; was hat eure Empörung und euer Widerstand genützt? Wozu haben die schlechten Rathschläge eurer falschen Propheten geführt? Welchen Vortheil hattet ihr von einem Verfahren, wegen dessen ihr jetzt erröthet? Erkennet endlich eine Macht an, die euch so lange die Ehre eines Erzbisthums vorenthielt. Welche Vertheidiger sandtet ihr gegen seine gerechte Strenge, als eure Uebergriffe es nöthigten, euch eurer früheren Vorrechte zu berauben und eurer Kirche alle Suffraganen zu nehmen? Ihr würdet noch heute dieselbe unvollständige, ungestaltete Körperschaft sein, wenn seine Milde nicht seine Macht gemäßigt hätte. Und wer wird es hindern, seine Schläge zu verdoppeln, wenn ihr es fortan erzürnet? Hütet euch wohl, neuerdings in seine Ungnade zu fallen, aus Furcht, daß ihr es nicht mehr so leicht besänftigen würdet. Und wenn einer euch glauben machen will, daß sich euer Gehorsam nicht über Alles zu erstrecken brauche, so ist er entweder verführt, oder er will euch verführen. Ihr habt nur zu sehr die Fülle und den Umfang der Autorität des apostolischen Stuhles erfahren. Folget meinem Rathe, ich bin kein Verführer; seid gehorsam und sanftmüthig. Gott ist mit den Demüthigen. Die Sanftmüthigen und Friedfertigen werden das Erdreich besitzen. Nun, da ihr die Gnade eurer Herrin und Mutter wiedererlangt habet, bewahret sie sorgfältig und verdient durch eure Anhänglichkeit, daß sie eure Privilegien bestätige und neue verleihe."[1]) [Diese Ansichten des hl. Bernard haben, wenn man die von ihm angegebenen Bedingungen unberücksichtigt läßt, eine höchst bedenkliche Seite. Wenn der Papst ohne Berücksichtigung des bestehenden Rechtes und ohne Verständigung mit dem Episkopate alles umstürzen könnte, so gäbe es keine Schranke für die Willkür desselben. Man darf nicht übersehen, daß der Papst seinen Zusammenhang und seine Verbindung mit dem Episkopate nicht unberücksichtigt lassen darf, und daß er ohne Verbindung mit dem Episkopate ein Ketzer wäre.]

Indem Innocenz und der hl. Bernard so daran arbeiteten, alle Völkerschaften und Städte Italiens mit der Kirche zu versöhnen, hatten sie sich noch das Ziel gesetzt, diese Städte und Völker untereinander zu versöhnen, und den besonderen Kriegen, welche der öffentlichen Sicherheit Eintrag thaten, ein Ende zu machen. Mehrere französische Prälaten, die von dem Concil zu Pisa zurückkehrten, wurden von bewaffneten Banden angegriffen und mißhandelt. Peter der Ehrwürdige, Abt von Clugny, welcher unter diesen war, beschwerte sich beim Papste und bat, wegen dieser Vorfälle die ganze Strenge der Gerechtigkeit walten zu lassen[2]).

32. Der hl. Bernard kehrte in ganz anderer Weise zurück. Bei seiner Rückkehr über die Alpen stiegen die Hirten von den Höhen ihrer Felsen herab und baten von weitem um seinen Segen; alsdann kletterten sie wieder hinauf und kehrten zu ihren Heerden zurück und freuten sich, ihn gesehen und seinen Segen empfangen zu haben. Als er nach Clairvaux zurückkehrte, empfingen

1) S. Bern. Epist. 131. — 2) Petr. Cluniac. l. 1, epist. 27.

ihn seine Brüder mit hl. Freude, die auf ihren Gesichtern leuchtete, ohne dem religiösen Ernste und der Bescheidenheit Eintrag zu thun. Er fand nach so langer Abwesenheit nichts in der Gemeinde in Unordnung, keine Klagen zu hören, keine Streitigkeiten zu schlichten; die Eintracht war vollkommen bewahrt geblieben.

Die Welt, welche vom Klosterleben nur die äußern Abtödtungen sieht, wie ein Vorübergehender an einem Garten nur die Dornenhecke sieht, die ihn umgibt, hat keine Ahnung von der hl. Freude, der gegenseitigen und übernatürlichen Liebe, die in einer eifrigen Gemeinde herrscht. Wir haben davon ein Beispiel an den hl. Ordensmännern der Karthause, denen es so sehr schwer fiel, die Abwesenheit ihres Vaters, des hl. Bruno, zu ertragen; es schien, als ob man ihnen Herz und Seele entrissen hätte. Dieselben himmlischen Verhältnisse sieht man zwischen Bernard und seinen Brüdern zu Clairvaux. Als so viele berühmte Kirchen ihn anflehten, ihr Hirt zu werden, willigte der Heilige nicht ein, aber er that dies nicht aus Uebermuth oder Verachtung; er sagte ihnen, daß er nicht sein eigner Herr, sondern an den Dienst seiner Brüder gefesselt sei. Und als die Brüder diese Antwort des Heiligen hörten, antworteten sie ihrerseits: Wir haben alles verkauft, was wir besessen, um diese kostbare Perle zu kaufen, die wir gefunden hatten; jetzt können wir die Güter nicht wiedererlangen, die wir verkauft haben. Wenn wir nun den Preis sowohl, den wir gegeben, als den Gegenstand verlören, den wir erworben haben, wenn wir unserer Güter und unserer Perle beraubt würden, so würden wir in unsern Hoffnungen sehr betrogen werden und müßten wie die thörichten Jungfrauen anderswo Oel betteln, nachdem wir das unserige verloren hätten. Die guten Mönche thaten noch mehr; sie verschafften sich einen Brief vom Papste, daß man ihnen den Gegenstand ihrer Freude nicht rauben dürfe und daß die Tröstung Anderer ihnen nicht zur Betrübniß gereiche.

Als Bernard nach Clairvaux zurückgekehrt war, stellten ihm seine Räthe, nämlich seine Brüder und der Prior Gottfried, nachheriger Bischof von Langres, vor, daß das Kloster für eine so zahlreiche Genossenschaft nicht mehr ausreiche und daß es an einem zu beschränkten Orte gebaut sei, um erweitert werden zu können; sie zeigten ihm daher einen bequemeren. Der heilige Abt aber sagte: „Ihr sehet, daß dieses Haus mit großen Kosten erbaut wurde; wenn wir es abbrechen, werden die Leute in der Welt sagen, daß wir leichtsinnig sind, oder daß uns die Reichthümer den Kopf verdreht haben, obgleich wir nicht reich sind; denn ihr wisset, daß wir kein Geld haben, und es würde folglich dem Evangelium zufolge Verwegenheit sein, einen Bau zu unternehmen." Sie antworteten: „Das wäre richtig, wenn Gott, nachdem unser Bau vollendet war, aufgehört hätte, uns Bewohner zu senden; da er aber seine Heerde täglich vermehrt, muß man entweder diejenigen fortweisen, die er sendet, oder für ihr Unterkommen sorgen; und man darf nicht zweifeln, daß er selbst Sorge tragen werde." Der Abt ergab sich, und sobald der Plan des Neubaues bekannt wurde, spendete Theobald, Graf von Champagne, große Summen und versprach noch größere. Die benachbarten Bischöfe, die Adligen und reichen Kaufleute spendeten ebenfalls freiwillig und mit Freude dazu. Die Mönche legten selbst Hand an mit den Arbeitern, um die Steine zu behauen, zu mauern, Holz zu fällen, das Flußwasser in Kanäle zu leiten, und so wurde die Arbeit in kürzerer Zeit beendet, als man gehofft hatte[1])

---

1) Ernald.

33. Der hl. Bernard blieb nach seiner Rückkehr aus Italien nicht lange in Clairvaux; Gottfried, Bischof von Chartres und Legat des Papstes Innocenz in Aquitanien, bat und erlangte seine Hülfe zur Ausrottung des Schismas, in welches Gerard von Angouleme diese Provinz hineingezogen hatte. Bernard sagte die Reise zu, nachdem er die Abtei Buzai errichtet haben würde, die erst kürzlich von der Gräfin Ermengard von Bretagne gestiftet worden war, die daselbst als Nonne eintrat. Wie wir gesehen haben, hatte Bernard schon früher eine Reise nach Aquitanien unternommen und zwar auf Befehl des Papstes, der damals in Frankreich war (1131), mit Joscelin, dem Bischofe von Soissons. Sie waren nach Poitiers gekommen, um mit dem Herzoge und dem Bischofe von Angouleme zu unterhandeln, aber diese Zusammenkunft blieb ohne Erfolg; der Bischof Gerard lehnte sich gegen den Papst Innocenz auf und reizte seinen Klerus so sehr auf, daß man anfing, die Katholiken öffentlich zu verfolgen; der Dechant von Poitiers brach sogar nach der Abreise des hl. Bernard den Altar ab, an welchem dieser die hl. Messe gelesen hatte.

Der Herzog von Aquitanien, die alleinige Stütze des Schismas diesseit der Alpen, war Wilhelm IX., geboren im Jahre 1099; er folgte seinem Vater Wilhelm VIII. im Jahre 1127 in der Regierung. Anfänglich erkannte er Innocenz als rechtmäßigen Papst an, nachher aber ließ er sich vom Bischofe von Angouleme zum Schisma verleiten.

Er war jähzornig, aber nicht ohne Religion. Nachdem er die Mönche von St. Jean d'Angely am Tage des hl. Johannes bei der Verrichtung des Officiums beschimpft, und ihnen die Opfergaben weggenommen hatte, leistete er vor dem gesammten Kapitel Ersatz. Dann ging er in ihrer und seiner Barone Gegenwart mit bloßen Füßen mit Ruthen in der Hand in die Kirche, und indem er sich vor dem Altare niederwarf, bekannte er sich schuldig, und zum Schadenersatz machte er dem Kloster eine beträchtliche Schenkung, deren Urkunde vom Jahre 1131 und von dem Pontifikate Anaklets datirt ist. Mit Zustimmung dieses Fürsten hatte sich Gerard des Erzbisthums Bordeaux bemächtigt, ohne das Bisthum Angouleme aufzugeben; aber als das Geld, das er unter seine Anhänger vertheilte, vergeudet war und die Wahrheit mehr und mehr zur Anerkennung kam, fingen die Großen an, ihn zu verlassen. Er hielt sich darum nur in den Orten auf, wo er sich am sichersten glaubte, und fand sich nicht gerne bei öffentlichen Versammlungen ein.

Man theilte dem Herzoge durch geeignete Personen mit, daß der Abt von Clairvaux, der Bischof von Chartres und andere Bischöfe und fromme Männer mit ihm über den Frieden der Kirche zu verhandeln wünschten, und man bat ihn, diese Zusammenkunft nicht abzulehnen, da sich möglicherweise sehr leicht erreichen ließe, was jetzt unmöglich schien. Man versammelte sich zu Pathenai und sprach so eindringlich über die Einigkeit der Kirche und das Unglück des Schismas, daß der Herzog erklärte, er könnte sich entschließen, den Papst Innocenz anzuerkennen, aber er vermöchte es nicht über sich, die von ihm vertriebenen Bischöfe wieder einzusetzen, da sie ihn zu sehr beleidigt hätten, und er habe geschworen, ihnen nie zu verzeihen. Man sprach noch hin und her, und da sich die Verhandlung in die Länge zog, griff der hl. Bernard nach mächtigeren Waffen und ging an den Altar, um das hl. Opfer darzubringen. Diejenigen, welche konnten, wohnten demselben bei, d. h. die Katholiken traten in die Kirche ein; der Herzog, weil einer andern Gemeinschaft angehörig, wartete an der Thüre.

Als die Consecration geschehen und der Friede des Herrn dem Volke ertheilt war, legte Bernard von übermenschlicher Regung ergriffen den Leib des Herrn auf die Patene, nahm sie in die Hand, und mit flammendem Gesichte und blitzenden Augen trat er vor; nicht mehr bittend, sondern drohend

sprach er zum Herzoge die schrecklichen Worte: „Wir haben dich gebeten, und du hast uns verachtet! Siehe hier den Sohn der Jungfrau, der zu dir kommt, das Haupt und den Herrn der Kirche, die du verfolgst! Siehe hier deinen Richter, in dessen Namen sich alle Knie beugen im Himmel, auf der Erde und in der Hölle, in dessen Hände deine Seele fällt! Wirst du diesen auch verachten? Wirst du ihn ebenso verachten, wie du seine Diener verachtet hast?" Bei diesen Worten brachen alle Anwesenden in Thränen aus, und mit Inbrunst betend, erwarteten sie den Ausgang dieser Handlung in der Hoffnung, irgend ein Zeichen vom Himmel zu sehen. Als der Herzog sah, wie sich der hl. Bernard näherte, von Eifer entbrannt und den Leib des Herrn in der Hand haltend, wurde er von Schrecken ergriffen und am ganzen Leibe zitternd fiel er fast bewußtlos zur Erde nieder. Als seine Edelleute ihn aufhoben, fiel er wieder auf sein Angesicht. Er sprach nichts, sah Niemand an, der Speichel floß über seinen Bart; er stieß tiefe Seufzer aus und schien von der Epilepsie ergriffen.

Da näherte sich der Diener Gottes, stieß ihn mit dem Fuße an und befahl ihm, sich zu erheben und stehend den Richterspruch Gottes zu vernehmen. „Siehe hier, sagte er, den Bischof von Poitiers, den du von seiner Kirche vertrieben hast; gehe, dich mit ihm zu versöhnen, ihm den Friedenskuß zu geben, und führe ihn selbst auf seinen Bischofsstuhl zurück. Stelle die Einigkeit in allen deinen Besitzungen wieder her und unterwirf dich dem Papste Innocenz, wie die ganze Kirche es thut." Der Herzog konnte nicht antworten; aber er ging auf den Bischof zu, gab ihm den Friedenskuß, und mit derselben Hand, mit welcher er ihn von seinem Sitze verjagt hatte, führte er ihn zur großen Freude der ganzen Stadt wieder zurück. Darnach sprach der hl. Abt vertrauter und milder zum Herzoge und ermahnte ihn väterlich, sich nicht mehr zu solchen Unternehmungen herzugeben, die Langmuth Gottes nicht mehr durch dergleichen Verbrechen herauszufordern und den Frieden in nichts zu stören, den er eben geschlossen hatte.

So wurde allen Kirchen Aquitaniens der Friede wiedergegeben; Gerard allein verharrte in seiner Bosheit; aber der Zorn Gottes brach auch bald über ihn herein, man fand ihn todt in seinem Bette mit ganz aufgeschwollenem Leibe. So war er ohne Beichte und Wegzehrung umgekommen. Seine Neffen begruben ihn in einer Kirche, aus der ihn aber der Bischof von Chartres alsbald ausgraben und entfernen ließ. Man verwies auch aus der Kirche von Poitiers seine Neffen, die er dort zu Würden erhoben hatte, und verjagte endlich seine ganze Familie, die ihre vergeblichen Klagen in fremde Länder trug[1]).

Der Bischof Gottfried von Chartres gab während dieser Reise besondere Beweise von Uneigennützigkeit, und während der ganzen Zeit seiner Legation, die mehrere Jahre dauerte, lebte er auf eigene Kosten. Als ihm ein Priester einst einen Stör anbot, wollte er ihn durchaus nur unter der Bedingung annehmen, daß der Priester sich den Preis dafür auszahlen ließ, was dieser ungern und erröthend that. Als ihm eine Dame in einer Stadt einmal aus Verehrung ein Handtuch und 2 oder 3 sehr schöne Teller, die aber nur aus Holz waren, anbot, sah er sie eine Zeitlang an, lobte sie sehr, war aber zu deren Annahme nicht zu bewegen[2]).

Seit seiner Aussöhnung mit der Kirche war der Herzog Wilhelm von Aquitanien ein ganz anderer Mensch; er befliß sich ernstlich, alle begangenen Fehler wieder gut zu machen. In seinem Testament, das er in Gegenwart des Bischofes von Poitiers machte, bezeugt er große Reue über seine Sünden,

---

1) Ernald. — 2) S. Bern. de consid. l. 4, c. 5.

empfiehlt sich in die Hände Jesu Christi und erklärt, daß er ihm folgen und aus Liebe zu ihm allem entsagen wolle. Er empfiehlt seine Töchter dem Könige von Frankreich und bietet ihm seine Tochter Eleonore als Gemahlin für seinen Sohn an mit der Mitgabe von Aquitanien und Poitou. Nachdem er so seine Angelegenheiten geordnet hatte, unternahm Wilhelm IX. eine Pilgerfahrt nach St. Jacob in Gallizien, und nach Empfang der hl. Wegzehrung starb er vor dem Altare des hl. Jacob am 9. April 1137 im Alter von 38 Jahren[1]).

34. Nachdem der hl. Bernard den Frieden in Aquitanien wieder hergestellt hatte, kehrte er voll Freuden nach Clairvaux zurück. Da er nun ein wenig Ruhe und Muße fand, nahm er andere Arbeiten vor; er zog sich in eine kleine Zelle, die mit Erbsenstroh bedeckt war, allein zurück, um sich der Betrachtung göttlicher Dinge zu widmen. Der erste Gegenstand, der sich ihm darbietet, ist das hohe Lied, das nur himmlische Liebe und Wonne der geistigen Vermählung athmet. Die Frucht seiner Betrachtungen über dieses göttliche Buch waren die Predigten, die er seinen Brüdern darüber hielt und die im Advent des Jahres 1135 begannen. Er setzte sie im darauffolgenden Jahre fort und sprach oft mehrere Tage hintereinander; oft aber auch war er verhindert durch Geschäfte und Besuche, die ihn nöthigten, eher aufzuhören, als ihm lieb war. Er hielt seine Reden zuweilen aus dem Stegreif; die Novizen durften ihnen beiwohnen, die Laienbrüder aber nicht, und er hebt öfter hervor, daß seine Zuhörer in den hl. Schriften unterrichtet sein müßten. Die Zeit für diese Predigten war meistens früh vor der hl. Messe und der Handarbeit oder des Abends. Der hl. Bernard hielt so die ersten 23 während des Jahres 1136 und in dem darauf folgenden Jahre bis zu seiner dritten Reise nach Rom. Die erste beginnt er also: „Man muß euch, meine Brüder, andere Dinge sagen als den Leuten in der Welt, oder wenigstens auf andere Art. Sie bedürfen den Worten des Apostels zufolge der Milch, ihr des kräftigen Fleisches.“ Er bemerkt alsdann, daß sie in den beiden andern Büchern Salomons, den Sprichwörtern und dem Ecclesiastes, genügend unterrichtet sein müßten.

Ein anderer Bernard, ein Karthäuser aus einem Hause nahe bei Belley, hatte den Heiligen um einige geistliche Werke gebeten, er aber weigerte sich aus Furcht, daß er nichts des frommen Einsiedlers Würdiges hervorbringen könnte. Endlich versprach er ihm die ersten Predigten über das hohe Lied durch einen Brief, in dem er unter Anderm sagt: Du bist drängend in deiner Forderung, ich hartnäckig in meiner Weigerung; aber wenn ich mich weigere, achte ich dich deshalb nicht weniger, ich will nur meinen Ruf wahren. Ich bin nicht fähig, etwas deiner Würdiges hervorzubringen! Ach, könnte ich sonst einer Person etwas abschlagen, für die ich selbst mein Leben hingeben würde, einem vertrauten Freunde, einem geliebten, theuern Bruder, den ich von ganzem Herzen in Jesus Christus liebe? Aber ich habe weder den Geist noch die Muße, um zu thun, was du wünschest. Es handelt sich hier nicht um ein leichtes Werk, das keine Arbeit kostet. Wenn dem so wäre, würdest du weniger drängen und mir nicht so oft in der lebhaftesten, drängendsten Weise schreiben. Soviel Feuer und Lebhaftigkeit haben mich vorsichtig gemacht, nachzugeben. Warum das? Aus Furcht, deinen Erwartungen nicht zu entsprechen und dir ein Nichts zu geben anstatt der großartigen Dinge, die du von mir erwartest. Das war bis jetzt der Grund meiner Furcht und Weigerung. Kann dies Jemanden befremden, daß ich nicht geben will, was

---

1) Annal. Cisterc. Order. Vital. l. 13.

zu bieten ich mich schäme? Ja, ich gestehe es ein, ich bedaure, diese Arbeit anzubieten, weil ich überzeugt bin, daß sie nutzlos ist und zu nichts dient, als das geringe Genie des Verfassers zu zeigen. Wie kann man sich entschließen, etwas zu geben, das dem Gebenden keine Ehre und dem Nehmenden keinen Nutzen verschafft? Aber warum so viel Entschuldigungen! Bist du nicht selbst ganz und gar geneigt, mich zu entschuldigen? Ich willige ein, daß deine Augen dich überführen, ich weiche deinem Ungestüm, und um dir allen Argwohn zu benehmen, lasse ich dich sehen, was ich vermag. Uebrigens ist es ein Freund mit dem ich es zu thun habe; ich vergesse, daß ich eine Art von Narrheit begehe, indem ich ihm willfahre. Ich lasse also einige Predigten abschreiben, die ich vor Kurzem über das hohe Lied gehalten habe, und obgleich ich sie noch nirgends erscheinen ließ, werde ich sie dir in den nächsten Tagen zusenden.

Nachdem der Papst Innocenz die Verdienste des Karthäusers Bernard erkannt hatte, wählte er ihn für ein Bisthum in der Lombardei. Der hl. Bernard schrieb in Betreff dieser Sache an den Papst folgenden Brief: „Ich habe sagen hören, hl. Vater, daß du Bernard, den von Gott und den Menschen geliebten Ordensmann zu den mühevollen Obliegenheiten des Episkopates berufen hast. Ich glaube es gerne, denn es ist deines Amtes würdig, ein verborgenes Licht auf den Leuchter zu stellen und nicht zu erlauben, daß ein Mann, der fähig ist, Andern das Leben der Gnade mitzutheilen, es für sich allein besitze. Wie lange wird diese Fackel brennen und mit ihrem Lichte unter dem Scheffel verborgen bleiben? Möge sie leuchten! O daß sie auf den Leuchter der Kirche gestellt würde! dies wünsche ich; aber an einem Orte, an dem die Stürme nicht zu heftig wüthen, damit sie nicht erlösche. Wer hätte noch nicht von dem Uebermuthe und dem unruhigen Geiste des lombardischen Volkes sprechen gehört? Wem ist dies so bekannt wie dir? Du weißt es besser als ich, wie sehr die Diöcese, in die du ihn rufest, ungeordnet und schwierig zu leiten ist. Was wird, ich bitte dich, ein junger Mönch, dessen Gesundheit bereits angegriffen, der an die Ruhe der Einsamkeit gewöhnt ist, mitten unter einem wilden, ausgelassenen, aufrührerischen Volke thun? Wie wird sich so viel Heiligkeit mit so viel Bosheit, so viel Einfalt mit so viel Doppelzüngigkeit vereinbaren? Habe die Güte, ihn für einen passenderen Platz aufzusparen, für ein Volk, das er mit mehr Nutzen zu leiten vermag, um nicht durch zu große Eile die Frucht zu vereiteln, die er in einer gedeihlicheren Gegend zu bringen im Stande ist[1]).“

Der Papst folgte dem Rathe, den der hl. Abt in diesem Briefe in so liebenswürdiger Weise gab. Der Karthäuser Bernard wurde zum Bischofe von Belly erhoben, aber nach wenigen Jahren kehrte er in seine geliebte Karthause zurück.

35 †. Nach der Rückkehr aus Italien feierte Lothar das Fest Mariä Geburt zu Würzburg, und es kamen viele geistliche und weltliche Fürsten zum kaiserlichen Hofe, um den Kaiser zu begrüßen. Auch bei den folgenden Hoftagen und Reichsversammlungen war die Betheiligung der Fürsten viel bedeutender, als vor der Romfahrt; die Reichsgewalt war durch die Kaiserkrönung sichtlich gekräftigt worden, und dies diente zur Beilegung der Fehden, durch welche der hohe Adel seine Ansprüche zu vertreten und deutsche Landschaften zu verwüsten pflegte. Die Hauptsache der Regierung Lothars bestand in Verhandlungen und Entscheidungen über Streitigkeiten der Vasallen, aber auch die Bischofswahlen nahmen ihn sehr in Anspruch. Auf der genannten

1) S. Bern. Epist. 155.

Versammlung in Würzburg erhielten die Investitur der Bischof von Regensburg und der erwählte Bischof von Augsburg; dem für Basel gewählten wurde sie dagegen verweigert, und durch kaiserlichen Einfluß wurde dann der Abt von Nienburg, welcher die Romfahrt mitgemacht hatte, zum Bischof von Basel gewählt. Der Primas Adalbert war damit sehr unzufrieden und schrieb darüber an den hl. Otto von Bamberg: „Was fehlt dem Uebermaße unsers Schmerzes noch, da wir sehen, daß kanonische Wahlen der Bischöfe nach dem Winke des Fürsten umgestoßen werden, und daß er nach seinem Belieben Solche einschiebt, die ihm zusagen. Dies ist in der Baseler Kirche geschehen."[1]) Es war leider ein Erbfehler der Kaiser, daß sie sich mit Vorliebe in kirchliche Angelegenheiten einmischten, aber es war ebenfalls ein Erbfehler der Domkapitel, daß sie der staatlichen Regierung fortwährend Gelegenheiten zur Einmischung darboten. Es ist zu bedauern, daß der Primas sich mit nutzlosen Klagen begnügte, statt die Macht zu gebrauchen, die in seine Hand gelegt war. Er konnte durch eine Reichssynode eine genau bestimmte Wahlordnung für die Bischofswahlen aufstellen lassen und hätte dadurch viele Anlässe zu Unordnungen und fremder Einmischung abgeschnitten.

Der Kaiser feierte das Osterfest am 15. April 1134 zu Halberstadt, und unter den vielen anwesenden Fürsten befand sich auch Magnus, der Sohn des dänischen Königs, um die von Lothar verlangte Genugthuung für eine in Dänemark an mehreren Deutschen verübte Mißhandlung zu leisten. Erich hatte, als Lothar in Italien war, den Kampf gegen Niels und Magnus fortgesetzt und seinen Bruder Harald, der zu den letztern übergetreten war, in eine Burg bei Roeskilde eingeschlossen, wobei er von den in Roeskilde angesessenen Deutschen unterstützt wurde. Harald entkam aus der Burg nach Jütland zum Könige Niels, kehrte von da mit einer Mannschaft nach Seeland zurück, und nachdem er Erich vertrieben hatte, wurde an den Deutschen, die ihn unterstützt hatten, grausame Rache genommen. Da Lothar nun einen Feldzug zur Züchtigung der Dänen beabsichtigte, so schickte der König Niels seinen Sohn Magnus, um die geforderte Genugthuung zu leisten. Dieser entrichtete zu Halberstadt eine große Summe Geldes, erneuerte den Lehnseid und gelobte eidlich, daß weder er noch einer seiner Nachfolger die Regierung ohne Genehmigung des Kaisers antreten werde. Er empfing darauf vom Kaiser das Reich Dänemark zu Lehen und wurde von ihm zum Könige gekrönt. In königlichem Schmucke trug Magnus dem gekrönten Kaiser das Schwert in der Osterprocession vor.

Nicht lange nachher kamen Magnus und Niels in ihren Kämpfen gegen Erich um, und dieser gelangte in den Besitz des dänischen Reiches. Um sich mit Lothar darüber zu verständigen, schickte er im Jahre 1135 eine Gesandtschaft nach Magdeburg, wo der Kaiser das Pfingstfest feierte.

Im Mai des Jahres 1134 war der Kaiser an der untern Elbe, und dort kam zu ihm der hl. Vicelin, der damals Pfarrer zu Faldera (Neumünster) war und später Bischof von Oldenburg wurde. Er war zu Hameln an der Weser geboren, erhielt den ersten Unterricht in der Domschule zu Minden und kam darauf in die Schule zu Paderborn, wo er sich durch vorzüglichen Fleiß auszeichnete. Er war nachher längere Zeit Vorsteher der Schule in Bremen und begab sich von dort nach Frankreich, um dort seine Studien fortzusetzen. Im Jahre 1126 kam er nach Magdeburg zum hl. Norbert, von dem er die Priesterweihe erhielt, und ließ sich darauf vom Bremer Erzbischofe Adalbero als Missionar nach Holstein schicken, wo er mit großem Erfolge wirkte.

---

1) Cod. Udalr. 366.

Als Lothar im Jahre 1134 in Bardewik war, kam Vicelin zu ihm und rieth ihm, zum Schutze des christlichen Glaubens und zur Befestigung der deutschen Herrschaft im Wagrierlande den Aelberg an der Trave zu befestigen. Der Kaiser untersuchte die Sache, und als er sich von der Zweckmäßigkeit des Vorschlages überzeugt hatte, bot er die Nordelbinger zum Baue der Burg auf dem Aelberg auf; auch die Wendenfürsten Pribislaw und Niklot mußten dabei helfen. Die Burg wurde Sigeberg (Segeberg) genannt und bei derselben wurde ein Kloster erbaut, für dessen Unterhalt sechs slavische Ortschaften zu sorgen hatten. Dieses Kloster und die Kirche zu Lübeck wurden dem Vicelin übergeben[1]).

Auf dem Hoftage zu Merseburg, wo der Kaiser am 3. Juni das Pfingstfest feierte, wurde die Unterwerfung der Staufischen Brüder Friedrich und Konrad beschlossen. Um diese Zeit verlor der Kaiser durch den am 6. Juni erfolgten Tod Norbert's einen treuen Rathgeber, und er ehrte dessen Verdienste durch seine persönliche Gegenwart bei dem am 12. Juni gefeierten Leichenbegängnisse.

Im August sammelte Lothar ein Heer bei Würzburg, um von Franken in Schwaben einzudringen. Herzog Heinrich von Baiern zog mit seinem Heere nach Ulm und nahm diese Stadt nach einer kurzen Belagerung ein; mit Ausnahme der Kirchen wurde fast alles verbrannt.

Der Feldzug des Kaisers in Schwaben dauerte reichlich zwei Monate; die Burgen, welche Widerstand leisteten, wurden gebrochen und die Anhänger des Herzogs so schwer gezüchtigt, daß man, wie ein Chronist berichtet, sich nicht erinnerte, daß je von einem Könige Aehnliches geschehen sei[2]). Uebrigens fanden alle Diejenigen Gnade, welche sich unterwarfen und Treue schwuren. Die Macht Friedrichs wurde vollständig gebrochen, so daß er sich entschloß, um Gnade zu bitten. Als der Kaiser am 7. November in Fulda war, kam Friedrich dorthin und flehte barfuß und im Bußgewande die Kaiserin um ihre Fürbitte beim Kaiser an, und diese erwirkte ihm, daß der anwesende Legat ihn vom Banne löste und daß der Kaiser ihm gegen das eidliche Gelöbniß der Treue und der Unterwerfung unter das Urtheil des nächsten Reichstages zu Bamberg Begnadigung in Aussicht stellte.

Dieser Reichstag zu Bamberg wurde am 17. März 1135 in sehr glänzender Weise gehalten; es waren die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier, Salzburg, Bisanz, Magdeburg und Bremen nebst vielen ihrer Suffragane anwesend, sowie auch die meisten weltlichen Reichsfürsten. Der hl. Bernard war vom Papste dahin gesandt, um vom Kaiser Hülfe gegen die Schismatiker zu erbitten. Herzog Friedrich sträubte sich anfänglich, um Verzeihung und Gnade zu bitten, ließ sich nachher aber doch durch die Ermahnung des hl. Bernard dazu bewegen. Der Kaiser gewährte ihm volle Verzeihung unter der Bedingung, daß er vom Papste die Lösung vom Banne gewinne und das kaiserliche Heer im nächsten Jahre auf dem Römerzuge zur Befreiung der Kirche begleite. Friedrich behielt das Herzogthum Schwaben und seine Besitzungen.

In Bamberg wurde mit Zustimmung der Fürsten ein allgemeiner Friede auf zehn Jahre angeordnet und beschworen, und diese Friedensverhandlungen wurden auf dem Reichstage zu Magdeburg um Pfingsten fortgesetzt und zum Abschlusse gebracht. Seit Heinrich III. war ein solcher Friede nicht mehr gewesen; „zur Zeit Lothars, berichtet Helmold in seiner Chronik, begann ein neues Licht zu scheinen; nicht in Sachsen allein, sondern im ganzen Deutschland herrschte Ruhe, Ueberfluß und Friede zwischen Reich und

1) Helmold, Chronicon Slav, — 2) Böhmer, Fontes, III. 579.

Kirche." In Magdeburg erschienen auch dänische Gesandte, welche wahrscheinlich dem Kaiser die Unterwerfung Erich's anboten.

In Ungarn waren damals Thronstreitigkeiten zwischen Bela, der von dem kinderlosen Stephan II. zum Nachfolger ernannt war, und Boris, dem Halbbruder Stephan's, dem die Nachfolge im Reiche versprochen war. Der Herzog von Polen kämpfte für Boris gegen Bela, und der Herzog von Böhmen kämpfte für Bela gegen die Polen. In Magdeburg brachten nun der Herzog von Böhmen und Gesandte aus Ungarn und Polen den Streit vor den Kaiser, und dieser entschied, daß der Herzog von Polen sich in eigener Person auf dem nächsten Reichstage zu Merseburg einfinden sollte.

Der Reichstag zu Merseburg wurde um Mariä Himmelfahrt gehalten. Boleslaw, der Herzog von Polen, erbot sich hier, Pommern nebst der Insel Rügen vom Kaiser zu Lehen zu nehmen, unverbrüchliche Treue zu schwören und den rückständigen Tribut für zwölf Jahre, zusammen 6000 Pfund, zu zahlen. Er leistete darauf den Vasalleneid, und trug dem Kaiser in der feierlichen Procession das Schwert vor.

In Merseburg erschienen Gesandte des byzantinischen Kaisers Johannes mit kostbaren Geschenken, um den deutschen Kaiser um Hülfe gegen den Normannenfürsten Roger zu bitten. Auch der Doge von Venedig hatte Gesandte geschickt, welche ebenfalls Klagen gegen Roger vorbrachten. Lothar sandte den Bischof Anselm von Havelberg, welcher der griechischen Sprache mächtig war, nach Constantinopel, um mit den Griechen Vereinbarungen über den Krieg gegen Roger abzuschließen.

Auf dem Hoftage zu Mühlhausen am 29. September 1135 unterwarf sich endlich auch der Gegenkönig Konrad dem Kaiser. Die Kaiserin erwirkte ihm Gnade unter der Bedingung, daß er die Lösung vom Banne vom Papste erbitte und das kaiserliche Heer auf dem bevorstehenden Zuge nach Italien begleite. Wie Friedrich von Schwaben erhielt auch er seine Güter und Lehen zurück, und er wurde vom Kaiser zum Reichsbannerträger ernannt. Die salische Erbschaft bekamen die staufischen Brüder Konrad und Friedrich als Reichslehen, soweit über dieselbe nicht schon anderweitig verfügt war.

Lothar berichtete darauf dem Papste die Unterwerfung Friedrich's und Konrad's und bemerkte dabei, daß sein Feldzug zur Befreiung der Kirche nur noch durch die Halberstädter Wirren verzögert werde. Auf einem Reichstage zu Speier um Weihnachten solle die Romfahrt berathen werden; zu diesem Reichstage möge der Papst Legaten und ein Schreiben senden, um die Erzbischöfe und Aebte zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Kirche und das Reich ernstlich anzuhalten [1]).

Der Bischof Otto von Halberstadt war von seinem Klerus beim Papste verklagt und von diesem ungeachtet der Gegenvorstellung Lothar's abgesetzt worden. Bei der Wahl des Nachfolgers war keine Einigkeit, und die Minorität appellirte an den Papst. Diese Wahl wurde für ungültig erklärt, und am 1. März 1136 wurde zu Goslar in Gegenwart des Kaisers, des päpstlichen Legaten Gerhard, des Erzbischofs von Mainz und des Bischofs von Hildesheim eine andere Wahl vorgenommen und dadurch der lange Streit beendet.

Auf den Versammlungen zu Merseburg um Pfingsten und zu Goslar um Peter und Paul wurde über die bevorstehende Romfahrt berathen. Der Aufbruch wurde auf das Fest Mariä Himmelfahrt angesetzt; an diesem Tage sollten sich Alle in Würzburg einfinden; die Heerschau auf dem Roncalischen Felde sollte um Michaelis stattfinden, und dort sollte der Erzbischof von

---

1) Watter., II, 216.

Arles mit den übrigen Burgundern eintreffen. Da Anselm von Havelberg mit den schönsten griechischen Versprechungen zurückgekehrt war, so rechnete Lothar bei den Angriffen gegen Roger auf die Mitwirkung der Griechen.

36 f. Als der Kaiser das Fest Mariä Himmelfahrt in Würzburg gefeiert und verschiedene Reichsangelegenheiten geordnet hatte, trat er mit einem ansehnlichen Heere die Romfahrt an. In dem kaiserlichen Heere befanden sich die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg, die Bischöfe von Merseburg, Havelberg, Utrecht, Lüttich, Toul, Basel, Constanz und Regensburg, die Aebte von Fulda, Lüneburg, Stablo, Reichenau, Lorsch und Murbach, und die Laienfürsten Herzog Heinrich von Baiern, Herzog Konrad, Herzog Ulrich von Kärnthen, Markgraf Konrad von Meißen, die Pfalzgrafen Otto von Rheineck und Otto von Wittelsbach nebst verschiedenen Grafen. Das deutsche Heer zog durch das Etschthal, in welchem ihm zweimal ein schwacher Widerstand entgegentrat, und gelangte nach Verona, das dem Kaiser bei seinem ersten Zuge die Thore versperrt hatte, aber jetzt keinen Widerstand wagte. Nachdem an verschiedenen andern Orten Waffengewalt angewendet war, wurde um Allerheiligen auf der roncalischen Ebene bei Piacenza ein Reichstag gehalten, auf dem Lothar als Richter und Gesetzgeber Italiens Streitigkeiten schlichtete und ein Lehensgesetz erließ, durch welches die Veräußerung und Zerstückelung der kleinen Vasallenlehen verboten wurde. Da verschiedene Städte und Herren den Reichstag nicht beschickt hatten oder den Beschlüssen desselben sich nicht fügten, so unternahm der Kaiser einen Zug nach den westlichen Gegenden. Zuerst wurde Pavia unterworfen und darauf Vercelli, Turin und der Graf Amadeus von Maurienne zur Unterwerfung genöthigt. Nachdem die Ordnung in den Westgebieten hergestellt war, kehrte Lothar nach Piacenza zurück, das ihm bisher seine Thore noch nicht geöffnet hatte, aber jetzt beim ersten Angriffe seinen Widerstand aufgab. Schon vor dem Reichstage auf der roncalischen Ebene hatte der Kaiser einen alten Streit zwischen Mailand und Cremona zu schlichten versucht; da Cremona sich dem Kaiser widersetzte, so sprach ein Fürstengericht über diese Stadt die Reichsacht aus, und Mailand übernahm den Kampf gegen das ihm verhaßte Cremona. Von Piacenza zog Lothar über Parma, das ihn bereitwillig aufnahm, nach Reggio, wohin er schon vorher die Kaiserin und den Bischof Anselm von Havelberg vorausgeschickt hatte, um in den östlichen Gebieten die Reichsgewalt zur Geltung zu bringen. Reggio nahm die Kaiserin bereitwillig auf, und dorthin kamen zu ihr die beiden Markgrafen Werner und Friedrich, denen die Küstenlandschaften von Rimini bis zur normannischen Grenze unterworfen waren; Bologna aber zeigte sich widerspenstig, und der Kaiser zog deßhalb im Januar 1137 gegen diese Stadt, die auch in kurzer Zeit zur Unterwerfung gebracht wurde.

Das nördliche Italien war nun dem Reiche wiedergewonnen, es blieb jetzt noch die Aufgabe, auch Tuscien wieder mit dem Reiche zu vereinigen, den Kirchenstaat dem Papste Innocenz zu unterwerfen und die Normannenherrschaft im südlichen Italien zu brechen und so dem Schisma in Italien seine Stütze zu entziehen. Der Kaiser theilte nun sein Heer; ein Theil sollte unter der Führung des Herzogs Heinrich von Baiern durch Tuscien, den Kirchenstaat und Campanien nach Apulien vordringen, er selbst wollte an der Küste des adriatischen Meeres durch die Marken nach Apulien ziehen und dort wieder mit dem andern Theile des Heeres zusammentreffen. Von Ravenna, wo er sich in der ersten Hälfte des Februar aufhielt, zog er nach Ancona, das in kurzer Zeit bezwungen wurde und zur Strafe für seinen Widerstand hundert Lastschiffe stellen mußte, und nachdem er auf seinem weiteren Zuge noch manche Burg erobert hatte, kam er um Pfingsten in Bari an, welches damals die Hauptstadt Apuliens war.

Herzog Heinrich mußte in Tuscien mehrere Burgen brechen und die Städte Florenz und Lucca mit Gewalt zum Gehorsam bringen. Die Unterwerfung von Lucca erfolgte durch Vermittlung des hl. Bernard; dieser war auf Einladung des Papstes Innocenz, der sich bis Ende des Februar in Pisa aufhielt, zu ihm gekommen und schloß sich darauf dem deutschen Heere an. Nachdem Herzog Heinrich auf seinem Zuge von Lucca nach Grosseto noch verschiedene Burgen gebrochen hatte, wurde Grosseto in kurzer Zeit zur Unterwerfung genöthigt, und die Markgrafschaft Tuscien war jetzt dem Reiche wiedergewonnen.

In Grosseto kam der Papst zum deutschen Heere, das darauf in den Kirchenstaat vordrang und die Städte Viterbo, Sutri und Albano unterwarf. Das Heer zog dann über Anagni nach St. Germano und schlug in der Nähe von Monte Cassino sein Lager auf.

In Monte Cassino herrschte damals Zwiespalt. Nach dem kurz vorher erfolgten Tode des Abtes Seniorectus hatte eine Partei der Mönche einen gewissen Rainald aus Toscana zum Abte gewählt, der ein Anhänger des Gegenpapstes war. Papst Innocenz schickte von St. Germano aus Gesandte nach dem Kloster, um Unterwerfung zu fordern, aber diese wurden mit Gewalt zurückgetrieben. Herzog Heinrich ließ darauf alle Zugänge zum Kloster absperren und nöthigte dadurch in elf Tagen den Abt Rainald zu Verhandlungen, die damit endeten, daß der Herzog vom Abte einen goldenen Kelch und 400 Pfund Silber erhielt, und daß der Abt das Versprechen erhielt, er solle die Abtei behalten, wenn er sich dem Kaiser unterwerfe.

Von St. Germano zog das Heer nach Capua, das einer strengen Züchtigung nur dadurch entging, daß Robert, der von den Normannen vertriebene Fürst von Capua, dem Herzoge Heinrich 4000 Pfund zahlte, um seine Hauptstadt vor Plünderung zu bewahren. Am 21. Mai kam das Heer nach Benevent, wo Anhänger des Gegenpapstes herrschten. Nach einem vergeblichen Kampfe der Beneventaner unterwarf die Stadt sich dem Papste Innocenz. Von Benevent zog Heinrich mit dem Heere über Troja, das geplündert wurde, nach Bari, wo der Kaiser kurz vorher angekommen war.

Nach dem Pfingstfeste wurde die große und feste Burg zu Bari nach einer etwa einen Monat dauernden Belagerung erstürmt und die Besatzung derselben getödtet. Der Fall dieser Festung machte in ganz Unteritalien einen gewaltigen Eindruck. „Ganz Italien", sagt Falco Beneventanus, „Calabrien und Sicilien hallten von Siegesfreude wieder und jubelten, dem Rachen des grausamen Tyrannen entrissen zu sein. Die ganze Meeresküste bis nach Tarent wie auch Calabrien trachtete nur darnach, dem Kaiser so bald wie möglich zu huldigen." Roger versuchte mit dem Kaiser zu unterhandeln und versprach ihm große Geldsummen und einen Sohn als Geisel zu stellen, wenn er den andern Sohn mit Apulien belehnen wolle; Lothar ließ sich aber auf keine Verhandlungen ein, sondern zog von Bari nach Melfi, wo eine Versammlung der Vasallen stattfinden sollte. Melfi öffnete seine Thore erst nach einem unglücklichen Kampfe gegen das deutsche Heer. Bei den Verhandlungen der Versammlung in Melfi scheinen der Papst, die Cardinäle und der Bischof von Trier dafür gestimmt zu haben, daß der Krieg gegen Roger in Calabrien und Sicilien fortgesetzt würde, denn es entstand gegen diese im deutschen Heere ein wüthender Auflauf, da man sie beschuldigte, daß sie den Aufenthalt absichtlich verlängerten und die Rückkehr in die Heimath verzögerten. Der Kaiser ritt entschlossen unter die Tobenden und verfuhr strenge gegen die Schuldigen. Er verlegte darauf das Lager an den Lago Pesole im Gebirge bei Potenza und blieb dort etwa dreißig Tage während der heißesten Jahreszeit. Dorthin kamen Gesandte des griechischen Kaisers zu ihm und beglück-

wünschten ihn wegen seiner glänzenden Erfolge, aber von einer griechischen Hülfe gegen Roger findet sich keine Spur.

Lothar ließ den Abt nebst einigen Mönchen von Monte Cassino in's Lager kommen, um die Angelegenheiten dieser Abtei in Ordnung zu bringen. Innocenz ließ ihnen, bevor sie ins Lager kamen, ankündigen, sie sollten vorher dem Papste Innocenz Genugthuung für ihre Anerkennung des Gegenpapstes leisten, sich einer Buße unterwerfen und schwören, daß sie allen Befehlen des Papstes Folge leisten würden. Der Abt antwortete, daß er sich vorher darüber mit dem Kaiser berathen werde. Als der Abt darauf zum Kaiser gekommen war, schickte Innocenz zu diesem, und forderte, er solle die Mönche anhalten, den Gegenpapst zu verwerfen, und dem Papste Innocenz den Lehenseid und Gehorsam zu schwören. Da die Mönche unter Berufung auf ihre Ordensregel und auf eine alte kaiserliche Verordnung jeden Eid ablehnten, so erfolgten unter dem Vorsitze des Kaisers längere Verhandlungen zwischen ihnen und den Abgeordneten des Papstes. Die Forderung des Lehenseides ließ sich nicht aufrecht halten, aber der kaiserlichen Verordnung, daß die Mönche nicht zu schwören brauchten, stand eine Verordnung des Nicänischen Concils entgegen, nach welcher die von einem Schisma Zurückkehrenden nicht ohne einen Eid aufgenommen werden sollten. Der Kaiser wünschte die alte kaiserliche Verordnung aufrecht zu halten, und der Papst begnügte sich endlich damit, daß die Mönche ihm Gehorsam gelobten und den Gegenpapst verwarfen.

Zum Kampfe gegen Roger war auch eine Flotte ausgerüstet, die aus 100 pisanischen und 80 genuesischen Schiffen bestand und von dem Abte Wibald von Stablo befehligt wurde. Sie erschien im Juni vor Neapel, das von Roger belagert wurde, und als dieser darauf nach Salerno abzog, unterwarf die Flotte das ganze Gebiet von Amalfi und begann im Juli mit Unterstützung des Dogen Sergius von Neapel und des Fürsten Robert von Capua die Belagerung von Salerno. Lothar schickte den Herzog Heinrich und den Grafen Rainulf den Belagerern zu Hülfe und brach im Anfange des August selbst gegen Salerno auf. Roger hatte die Stadt schon verlassen und die Vertheidigung derselben seinem Kanzler Robert überlassen. Gleich nach der Ankunft Lothars trat die Stadt Salerno mit Lothar in Unterhandlung. Gegen Zahlung einer großen Geldsumme wurde ihr Schonung und der Besatzung freier Abzug gewährt. Die Pisaner waren über den Vertrag mit Salerno so empört, daß sie sogleich abziehen wollten; sie wurden vom Papste zwar noch einige Zeit zurückgehalten, schlossen aber bald einen Frieden mit Roger ab und kehrten in der zweiten Hälfte des September nach Hause zurück. Auch mit dem Papste gerieth Lothar wegen Salerno in Streit, indem jeder von ihnen Ansprüche auf die Stadt erhob.

Von Salerno zogen der Kaiser und der Papst nach Avellino, und dort gab es ein Mißverständniß zwischen ihnen wegen der Besetzung des Herzogthums Apulien. Der Papst beanspruchte die Verfügung über dasselbe als Lehen der römischen Kirche, und der Kaiser behauptete, daß es wegen einer früheren Eroberung zum Reiche gehörte. Man verständigte sich endlich, daß beide gemeinschaftlich dem Grafen Rainulf die Belehnung ertheilten, und über die Rechtsfrage sollte eine Untersuchung vorbehalten bleiben.

Von Avellino zog man nach Benevent. Dort überließ der Kaiser dem neuen Herzoge Rainulf 800 deutsche Ritter, weil Roger schon damals in Apulien wieder auftrat, um die verlorenen Plätze wieder zu gewinnen. Zwei Brüder Rainulfs zogen mit diesen Rittern und mit Bürgern einiger apulischen Städte gegen Roger, der Monopoli belagerte, entsetzten diese Stadt und bemächtigten sich der Stadt Brindisi.

Von Benevent kamen der Kaiser und der Papst über Capua nach S. Germano, wo sie am 13. September vom Abte Rainald in feierlicher Procession empfangen wurden, obgleich dieser damals schon unter einer vom Kaiser angeordneten Ueberwachung stand. Am folgenden Tage stieg die Kaiserin in der Frühe den Berg hinauf, um in der Kirche von Monte Cassino ihre Andacht zu verrichten. Der Kaiser schickte eine Botschaft an das Kloster, er werde mit großem Gefolge kommen, und wenn er finden werde, daß Rainald der Abtei unwürdig sei, solle er abgesetzt werden. Lothar kam noch an demselben Tage nach dem Kloster, und als er in der Kirche war, versammelte Rainald die Mönche im Capitelzimmer und erklärte ihnen, wenn sie mit ihm unzufrieden seien, wolle er sein Amt niederlegen. Da auch Laien sich in die Versammlung eindrängten, welche zu Gunsten des Abtes sprachen, so trieben die Mönche diese hinaus und erklärten, sie wollten keinen Abt haben, der sich durch Laien zu halten suche. Gegen Sonnenuntergang schickte der Papst Innocenz eine Botschaft an die Mönche und befahl ihnen kraft des gelobten Gehorsams, dem Rainald nicht ferner zu gehorchen, sondern ihm baldigst die Abtei zu entziehen.

Am folgenden Tage schickte der Papst den Kanzler Aimerich, den Cardinal Gerard und den Abt Bernard von Clairvaux, um die Untersuchung gegen den Abt Rainald vorzunehmen und ihn in kanonischer Weise abzusetzen. Die Sache wurde darauf im Capitel zu Cassino in Gegenwart des Kaisers und vieler Bischöfe und Aebte verhandelt. Als nun hin- und hergestritten wurde, ließ der Kaiser beide Parteien abtreten, um sich mit den Cardinälen und Bischöfen zu berathen. Auch diese Verhandlung dauerte lange, und da der Kaiser sah, daß man nicht zu Ende kommen würde, ließ er den Abt Rainald auffordern, er solle sich dem Urtheile des Papstes, des Kaisers und der Reichsfürsten freiwillig unterwerfen. Nach längerem Sträuben gab Rainald seine Zustimmung dazu. Der Kaiser und die Versammlung schickten nun Boten an den Papst, der in S. Germano geblieben war, und ließen ihm die ganze Sachlage mittheilen. Der Papst wollte aber die Boten nicht vorlassen und war aufgebracht darüber, daß in Anwesenheit des Papstes der Kaiser mit den Reichsfürsten eine Untersuchung über die Wahl eines Abtes von Monte Cassino unternommen habe, und er wollte sogar die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, die daran Theil genommen, ihrer Aemter entsetzen. Die Boten kamen unverrichteter Sache zum Kaiser zurück. Der Kaiser ließ darauf dem Papste antworten: bei dem Geschehenen sei kein Unrecht und keine Beleidigung gegen den Papst beabsichtigt, von ihm hange noch alles ab, und was er beschließen würde, solle von Allen angenommen werden; er möge bald Einige senden, welche die Sache von neuem untersuchen könnten. Der Papst schickte darauf den Kanzler Aimerich und mehrere Cardinäle. Diese hielten in einer Sache, bei welcher nichts mehr zu untersuchen war, noch lange Reden und erklärten endlich den Rainald für abgesetzt.

Nachdem sie dem Papste alles berichtet hatten, kamen sie am folgenden Tage zurück und vollzogen in feierlicher Weise die Absetzung des Abtes Rainald. Man versammelte sich darauf im Capitel zur Wahl des neuen Abtes und dort hielt der Cardinal Gerard folgende Rede: „Ihr wisset, geliebte Brüder, daß nach Vorschrift der Regel der Abt von den Brüdern gewählt werden muß; aber da ihr euch dem Gutbefinden und der Gewalt des Papstes Innocenz übergeben habet, so steht euch jetzt keine Abtswahl zu, sondern der römischen Kirche. Zur Bewahrung des Friedens und der Eintracht wollen wir aber von diesem Rechte keinen vollständigen Gebrauch machen, sondern wir befehlen auf Anordnung des apostolischen Stuhles, daß ihr zwölf Brüder aus eurer Genossenschaft wählet, welche zusammen mit uns den Abt wählen sollen." Da die Mönche antworteten, daß sie nach alter Gewohnheit freie Wahl be-

halten wollten, und da die Cardinäle widersprachen, so entstand ein großer Streit, und der Kanzler Aimerich verbot endlich im Namen der römischen Kirche den Mönchen die Wahl des Abtes und kehrte mit den übrigen Cardinälen zum Papste zurück. Der Kaiser ließ aber durch Gesandte den Papst bitten, das Verbot aufzuheben und dem Kloster die freie Wahl zu belassen. Innocenz bewilligte es unter der Bedingung, daß man ihm vom Kloster die Privilegien und Anordnungen der Kaiser zur Einsicht übersende. Als dies geschehen war und er sie gelesen hatte, bestätigte er alles.

Wegen der im Kloster vorhandenen Spaltung verständigten sich die Mönche dahin, einen Auswärtigen zum Abte zu wählen Als Innocenz dies erfuhr, war er dagegen und ließ den Mönchen durch den Kanzler Aimerich mittheilen, sie sollten einen Mönch aus ihrer Genossenschaft zum Abte wählen, oder gar keine Erlaubniß zur Wahl haben. Als aber Lothar dies erfuhr, ließ er dem Papste melden, er möge den Mönchen ihr Wahlrecht belassen, oder das Reich würde vom Papstthume in unwiderruflicher Weise getrennt werden. Der Papst gestattete darauf den Mönchen die Freiheit der Wahl und diese wählten den Abt Wibald von Stablo. Da dieser sich aber durch keine Bitten bewegen ließ, die Wahl anzunehmen, so brauchte der Kaiser Gewalt und überließ ihn einfach den Cassinesen zum Abte. Wibald war im Jahre 1098 in der Nähe der Abtei Stablo geboren, hatte in diesem Kloster und in Lüttich studirt und in Vasor und Stablo als Lehrer gewirkt. Um 1122 kam er an den Hof Heinrichs V. und 1130 wurde er Abt von Stablo. Er gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern der damaligen Zeit[1]). Als er Abt von Monte Cassino wurde, behielt er die Abtei Stablo.

Von S. Germano zog der Kaiser nach Aquino, wo eine große Versammlung der Barone von Campanien stattfand; hier ließ der Kaiser den Herzog Rainulf, den Fürsten Robert und die andern Herren, welche Lehen von Monte Cassino hatten, dem neuen Abte den Lehnseid schwören.

Von Aquino zogen der Kaiser und der Papst durch die Campagna und kamen über Palestrina und Tivoli nach der Abtei Farfa. Hier trennte der Papst sich vom Kaiser und zog nach Rom. Das Schisma war jetzt überwunden, die italienischen Bischöfe erkannten Innocenz als rechtmäßigen Papst an, der Kirchenstaat gehorchte ihm, und Rom stand ihm wieder offen.

Der Kaiser zog von Farfa, nachdem er dieser Abtei die von Anaklet entzogenen Güter zurückgestellt hatte, über Narni, Amelia und Orvieto nach Arezzo und von dort durch das Mugellothal nach Bologna. Der Zug ging dann weiter über Verona nach Trient, wo Lothar das Martinsfest am 11. November noch mit vollem Glanze feierte. Hier am Fuße der Alpen konnte Lothar mit Befriedigung auf seinen glücklich beendeten italienischen Feldzug zurückblicken; die Lombardei, Friaul, die Marken und die Markgrafschaft Tuscien hatte er dem Reiche wiedergewonnen und zur Sicherung der deutschen Herrschaft war sein Schwiegersohn mit Tuscien und der Mathildischen Erbschaft belehnt worden.

Die Anstrengung des Feldzugs hatte leider die Kräfte des Kaisers erschöpft. Schon in Verona fühlte er sich krank, und obgleich die Erschöpfung in Trient bedeutend zunahm, setzte er doch die Reise fort; er kam noch über den Brenner und den Inn und starb am 3. December in einem einfachen Bauernhause zu Breitenwang nahe bei Reute in Tyrol, nachdem die anwesenden Bischöfe ihm die Sterbesakramente gespendet hatten. Der Leichnam wurde von der Kaiserin über Augsburg und Würzburg, wo die Reichsfürsten sich zum Empfange des siegreich heimkehrenden Kaisers versammelt hatten, nach

---

1) Vgl. Janssen, Wibald von Stablo und Corvey.

Sachsen geführt, und in Beisein der Fürsten Sachsens und Thüringens in dem vom Kaiser erbauten Kloster Lutter am 31. December durch den Bischof Rudolf von Halberstadt auf königliche Weise beigesetzt[1]).

Petrus Diakonus schildert in seiner Chronik den Kaiser in folgender Weise: Stets hörte der Kaiser, wenn ich bei ihm im Lager war, beim Beginne des Tages eine Messe für die Verstorbenen, dann eine zweite für das Heer und endlich die Messe des Tages. Alsdann wusch er mit der Kaiserin den Wittwen und Waisen die Füße, trocknete sie mit seinen Haaren und küßte sie, und darauf speiste er in eigener Person die Armen. Nach solchen Liebeswerken hörte er zunächst die Klagen über die Bedrängnisse der Kirche an, und erst dann wandte er sich zu den weltlichen Geschäften des Reiches. Immer sah man ihn von Bischöfen und Aebten umgeben, um sich von ihnen Rath zu erholen. Er war der Stab der Blinden, die Speise der Hungrigen, der Trost der Trauernden, die Hoffnung der Gebeugten, und jede einzelne Tugend leuchtete in ihm so stark hervor, daß daneben die andern kaum noch Raum zu haben schienen. Er war anhaltend im Gebete, ausdauernd in Nachtwachen und opferte seine Thränen Gott, nicht den Menschen.

37. Nach dem Abzuge des Kaisers bemächtigte Roger sich wieder vieler Städte in Unteritalien. Er überfiel Capua, wo er alles verwüstete, ohne der Kirchen zu schonen. Benevent ergab sich aus Furcht vor derselben Behandlung und erkannte neuerdings den Gegenpapst an. Da sandte der Papst Innocenz den hl. Bernard, um Frieden zwischen dem Könige von Sicilien und dem Herzoge Rainulf zu stiften. Die Heere waren kampfbereit. Einige Tage hindurch verhinderte Bernard eine Schlacht, indem er dem Könige mit schmählicher Niederlage drohte, wenn er sie liefern würde. Der König, welcher wußte, daß sein Heer viel zahlreicher war, verachtete diese Vorhersagung und griff den Herzog Rainulf an, während Bernard auf einem benachbarten Berge betete. Er wurde vollständig geschlagen.

Als der siegreiche Rainulf am Fuße des Berges anlangte, stieg er vom Pferde und auf die Knie niedergeworfen rief er: „Ich danke Gott und seinem treuen Diener für den Sieg; denn es waren nicht unsere Kräfte, sondern sein Glaube und seine Gebete, die uns den Sieg errungen haben!" Alsdann bestieg er wieder sein Pferd und setzte die Verfolgung des Königs fort, der schmachvoll flüchtete.

Nach dieser Niederlage wurde Roger viel zugänglicher; er hörte auf die Friedensvorschläge und kam mit dem hl. Bernard überein, daß drei Cardinäle von der Partei des Papstes Innocenz, die seiner Wahl beigewohnt hatten, sowie drei andere von der Partei Anaklets kommen sollten, um ihn darüber zu unterrichten, was sich bei der einen und der andern Wahl zugetragen hatte. Nach diesem sollte der König die Partei dessen ergreifen, die er für die rechtmäßige erkenne; denn er wußte, daß die ganze übrige Christenheit den Papst Innocenz anerkannte.

Dieses Vorhaben wurde ausgeführt. Der Papst Innocenz sandte nach Salerno, wo Roger sich aufhielt, zwei Cardinäle, den Kanzler Aimerich und Gregor, und den hl. Bernard; der Gegenpapst sandte drei Cardinäle, unter ihnen Peter von Pisa, der für sehr geschickt galt. Der König untersuchte erst während vier Tage von früh bis Abends mit bewunderungswürdiger Geduld die Wahl von Innocenz, und in den nächsten vier Tagen die von Anaklet. Alsdann versammelte er das Volk und die Geistlichkeit von Salerno mit den Bischöfen und Aebten, welche sich daselbst befanden, und erklärte

1) Jaffé. Watter., II, 217—243.

ihnen, daß er diese Frage nicht allein entscheiden könne. Deshalb, fügte er hinzu, mögen die Cardinäle, wenn es ihnen gefällt, die Form beider Wahlen niederschreiben, und von jeder Seite wird einer mit mir nach Sicilien gehen, woselbst ich das Weihnachtsfest zu feiern hoffe. Dort werde ich die Bischöfe und andere weise Männer versammeln, auf deren Rath ich bisher der Partei Anaklets gefolgt bin, und nach ihrem Gutachten werde ich diese Angelegenheit beendigen. Der schlaue Normanne suchte viel weniger die Wahrheit zu erfahren, als Vortheile aus den Umständen zu ziehen, um sich den Königstitel zu sichern und der römischen Kirche soviel Privilegien, wie möglich war, abzuzwingen. Der Cardinal Gerhard antwortete: „Wisse, daß wir unsererseits die Wahl des Papstes Innocenz nicht niederschreiben werden; wir haben sie zur Genüge mündlich erklärt; aber wir schicken gerne den Cardinal Guido von Castello mit dir nach Sicilien." Man schickte auch von Seite des Anaklet einen Cardinal.

Während dieser Unterhandlungen zu Salerno hatte der hl. Bernard in Gegenwart des Königs eine Unterredung mit dem Cardinal Peter von Pisa, welcher als sehr beredt und als sehr bewandert in weltlichen und kirchlichen Gesetzen galt. Auch der König hatte ihn namentlich verlangt, und zwar in der Hoffnung, die Einfalt des Abtes von Clairvaux zu verwirren. Nachdem Peter zu Gunsten Anaklets gesprochen und durch geschichtliche Thatsachen und kanonische Gesetze dessen Recht zu stützen gesucht hatte, antwortete Bernard: „Ich kenne eure Fähigkeit und Gelehrsamkeit, und wollte Gott, daß ihr eine bessere Sache zu vertheidigen hättet, keine Beredtsamkeit könnte euch entwaffnen! Was uns anlangt, Leute vom Lande, die wir mehr gewohnt sind, den Spaten zu handhaben, als streitige Punkte zu vertheidigen, wir würden stillschweigen, wenn das Interesse des Glaubens uns nicht drängte. Aber die Liebe verpflichtet uns zu sprechen, denn das Gewand des Herrn, welches weder die Heiden noch die Juden während der Passion zu zerreißen wagten, hat Petrus Leonis mit Hülfe dieses Fürsten zerrissen. Es gibt nur einen Glauben, nur einen Herrn, nur eine Taufe; wir erkennen nicht einen doppelten Glauben, nicht zwei Taufen, nicht zwei Herren an, — um auf den Anfang der Geschichte zurückzugehn, — es gab nur eine Arche zur Zeit der Sündfluth. Acht Personen retteten sich darin; alle, die außerhalb waren, kamen um. Daß diese Arche das Sinnbild der Kirche war, bezweifelt Niemand. Nun hat man erst kürzlich eine neue Arche gezimmert; da es nun zwei gibt, muß nothwendiger Weise die eine falsch und zum Untergang bestimmt sein. Wenn also die Arche, welche Petrus Leonis leitet, von Gott ist, muß die, welche von Innocenz geleitet wird, zu Grunde gehen. Es wird also die morgenländische Kirche vernichtet, nicht minder das ganze Abendland; Frankreich, Deutschland, England, Spanien, die fernsten Königreiche wird der Abgrund des Meeres verschlingen. Die religiösen Orden der Camaldulenser, Karthäuser, sowie von Clugny, Grand-Mont, von Cisterz und Prämonstrat, und eine Unzahl anderer Genossenschaften von Dienern und Dienerinnen werden durch dieselbe Fluth in die bodenlose Tiefe geschleudert werden. Die Bischöfe, Aebte und Fürsten der Kirche wird der gähnende Schlund in die Tiefe ziehen, als ob sie einen Mühlenstein am Halse hätten. Von allen Fürsten der Erde ist nur Roger in die Arche des Petrus Leonis eingegangen; Roger allein wird gerettet werden. Verhüte Gott, daß die Religion des gesammten Weltalls zu Grunde gehe, und daß der Ehrgeiz des Petrus Leonis, dessen Lebensweise der ganzen Welt bekannt ist, das Himmelreich erlange!"

Bei diesen Worten konnten sich die Anwesenden nicht länger halten; sie verurtheilten sowohl das Leben als die Sache des Gegenpapstes. Der hl. Bernard nahm Peter von Pisa bei der Hand, hieß ihn aufstehen, und mit ihm sich erhebend sagte er zu ihm: „Wenn du mir glaubst, werden wir

Beide in die sicherste Arche eintreten.“ Und wie er vorausgesehen hatte, gewann er ihn durch heilsame Rathschläge; durch die göttliche Gnade unterstützt bewog er ihn, nach Rom zurückzukehren und sich mit dem Papste Innocenz auszusöhnen.

Nach dieser Verhandlung wollte der König sich noch nicht unterwerfen, weil er sich das zum Patrimonium Petri gehörende Benevent angeeignet hatte, und er hoffte, durch seine Zögerung von den Römern einige Privilegien zu erlangen, um ein Recht zum Besitze dieses großen Erbtheils zu bekommen. Er handelte mehr als ein gewandter Räuber, denn als ein christlicher Fürst.

Selbst durch ein Wunder, das der hl. Bernard während seines Aufenthaltes wirkte, wurde Roger nicht gerührt. Es befand sich in Salerno ein edler, sehr bekannter Mann, dessen Krankheit alle Kunst der Aerzte erschöpft hatte; obgleich dieselbe damals zu Salerno besonders blühte. Der Kranke sah im Traume, daß ein heiliger Mann, welcher die Gabe der Krankenheilung hatte, in diese Stadt gekommen sei; er erhielt den Befehl, ihn aufzusuchen und das Wasser zu trinken, mit welchem er sich die Hände gewaschen habe. Er that es und ward geheilt. Die Kunde von diesem Wunder verbreitete sich durch die ganze Stadt und gelangte zu den Ohren des Königs und seines Hofes.

38. Als Wibald, Abt von Monte Cassino, erfuhr, König Roger sei Herr des Landes, ließ er ihn um Frieden bitten. Aber der König antwortete, er werde nicht dulden, daß ein vom Kaiser eingesetzter Abt das Kloster leite, und werde Wibald hängen lassen, wenn er in seine Hände fiele. Als Wibald sah, daß seine Gegenwart dem Kloster nur schade und er sich unnöthiger Weise dem Tode aussetze, flüchtete er am 2. November heimlich bei Nacht. Darauf schrieb er an die Genossenschaft, bat sie, an seiner Statt einen neuen Abt zu wählen, und kehrte nach Stablo, seiner ersten Abtei, zurück. Zwölf Tage nach seiner Flucht wählten die Mönche zu Monte Cassino den Abt Rainald von Collemezzo, den Mitbewerber Rainalds von Toscana, der vom Papste abgesetzt worden war, zum Abte. König Roger bewilligte ihm einen Waffenstillstand, und hier endigt die Chronik von Monte Cassino, die Leo von Ostia angefangen und Peter, Diakon und Bibliothekar dieses Klosters, fortgesetzt hat.

39. Im Anfange des folgenden Jahres 1138 wurde der Gegenpapst Petrus Leonis von einer plötzlichen Krankheit befallen; er starb jedoch nicht sogleich; drei Tage wurden ihm noch zur Bekehrung gegeben, aber er starb am 7. Januar ohne Aussöhnung mit der Kirche. Er wurde insgeheim und ohne Prunk beerdigt, damit die Katholiken sein Grab nicht wüßten. Die Cardinäle seiner Partei schickten mit Bewilligung seiner Verwandten zum Könige Roger, um ihm den Tod zu melden und anzufragen, ob es ihm beliebe, daß sie einen andern Papst wählten; er erlaubte es ihnen. Als sie seine Antwort hatten, versammelten sie sich, erwählten den Cardinalpriester Gregor und nannten ihn Victor. Sie thaten dies indeß nicht so sehr in der Absicht, das Schisma fortzusetzen, als Zeit zu gewinnen, um sich mit Papst Innocenz II. vortheilhafter auszusöhnen. Die Brüder des Papstes Anaklet kamen durch diese Ereignisse zur Vernunft und schlossen Frieden mit Innocenz, welcher ihnen, wie man sagt, große Summen Geldes gab. Selbst der Prätendent Victor kam bei Nachtzeit zum hl. Bernard, der ihn zu den Füßen des Papstes führte, nachdem er ihn bewogen hatte, den päpstlichen Ornat niederzulegen. So endigte das Schisma am 29. Mai 1138. Die Brüder des Gegenpapstes Anaklet kamen zuerst zu dem wahren Papste und

leisteten ihm den Huldigungseid; ihnen folgten die schismatischen Geistlichen und versprachen ihm Gehorsam. Die Freude des Volkes darüber war groß.

In folgender Weise verkündete der hl. Bernard dem Prior Gottfried von Clairvaux das glückliche Ereigniß: „An der Pfingstoctave hat Gott unsere Wünsche erhört, der Kirche die Einheit, Rom den Frieden wiedergegeben; denn an diesem Tage haben sich alle Söhne des Petrus Leonis zu den Füßen des Papstes gedemüthigt und ihm Treue geschworen. Die in das Schisma verwickelten Geistlichen haben sich mit dem Götzen, welchen sie erhoben, in gleicher Weise zu den Füßen des Papstes gedemüthigt und ihm mit den gewöhnlichen Formalitäten Treue geschworen. Groß war die Freude des Volkes. Schon lange hätte ich mich mit dir vereint, wenn ich dieser Wiederaussöhnung nicht gewiß gewesen wäre, obgleich ich die Hoffnung, die ich gefaßt hatte, nicht merken ließ. Jetzt hält mich nichts mehr hier zurück. Ich thue, was du wünschest, und, anstatt zu sagen: ich werde abreisen, sage ich jetzt: ich reise ab. Ich reise unverzüglich ab und bringe als Lohn meiner Reisen den Sieg Christi und den Frieden der Kirche. Den Mann, welcher dir meinen Brief überbringen wird, lasse ich schon am nächsten Sonnabende abreisen; ich werde ihm bald folgen. Das sind gute Nachrichten, aber die Thatsachen sind noch besser; ich reise ab, beladen mit den Früchten des Friedens. Es wäre unsinnig oder gottlos, sich darüber nicht zu erfreuen. Lebe wohl!" 1)

Der hl. Bernard kehrte sofort nach Erledigung der großen schismatischen Angelegenheit zurück. Fünf Tage nachher reiste er von Rom ab und nahm nur Reliquien mit. Die Geistlichkeit, das Volk und der ganze Adel gaben ihm das Geleite, denn man betrachtete ihn als den Urheber des Friedens. Nach Clairvaux zurückgekehrt nahm er die Erklärung des hohen Liedes wieder auf, wie dies aus dem Anfange der 24. Predigt hervorgeht.

Kurze Zeit darauf verlor er seinen Bruder Gerhard, dessen Leichenrede er in eine seiner Predigten einfügte. Er hatte die Erklärung des hohen Liedes begonnen, aber er konnte den Schmerz, welchen er während der Begräbnißfeierlichkeit seines Bruders unterdrückt hatte, nicht mehr zurückhalten; er beklagt nicht diesen theuern Bruder, denn er ist von seinem Glück überzeugt, sondern er beklagt sich selbst, weil er der Hülfe desselben beraubt war; denn obgleich Gerhard keine wissenschaftliche Bildung besaß, war er doch ein Mann von großem Verstande und ausgezeichneter Klugheit, besaß ein besonderes Geschick für die Führung des Haushaltes und die geschäftlichen Angelegenheiten, so daß er seinen Bruder in allen zeitlichen Sorgen unterstützte und ihm Muße verschaffte, dem Gebete, dem Studium und dem Unterrichte obzuliegen. Gerhard bewahrte deßungeachtet die innerliche Sammlung, schritt im geistlichen Leben voran, und selbst in Bezug darauf gab er dem hl. Bernard wichtige Rathschläge, wie damals, wo er, um ihn zu demüthigen, ihn tadelte, daß er die Heilung versprach, welche sein erstes Wunder war. Schließlich erklärte Bernard, er behaupte durchaus nicht, keine menschlichen Empfindungen zu haben, und er rechtfertigt seine Thränen durch das Beispiel Samuels, Davids und Christi selbst, der nicht bloß die Andern nicht hinderte, um Lazarus zu weinen, sondern mit ihnen weinte.

Zu gleicher Zeit ereignete sich etwas, das dem hl. Bernard nicht weniger empfindlich war. Wilhelm v. Sabran, Bischof von Langres, war im selben Jahre 1138 gestorben, und Hugo, der Sohn des Herzogs von Burgund, wollte diesen Stuhl durch einen Mönch aus Clugny besetzen, welcher dessen sehr unwürdig war. Dem widersetzte sich der hl. Abt aus allen Kräften, nicht bloß im allgemeinen Interesse der Kirche, sondern auch besonders wegen

1) St. Bern. Epist. 317.

des Klosters in Clairvaux, denn dieses lag in der Diöcese Langres und war dem Bischofe vollständig untergeben. Er sandte eine ausführliche Denkschrift an den Papst und schrieb sowohl ihm als auch den Cardinälen und Bischöfen der römischen Kirche mehrere Briefe. Peter der Ehrwürdige, Abt von Clugny, und Peter, Erzbischof von Lyon, waren in dieser Angelegenheit anderer Ansicht als der hl. Bernard; aber der Papst cassirte die Wahl. Darauf erwählte man Gottfried, Prior von Clairvaux, welcher den Stuhl von Langres mehr als zwanzig Jahre in würdiger Weise inne hatte.

40. Nach dem Tode Lothars beschäftigte man sich in Deutschland mit der Wahl seines Nachfolgers. Herzog Heinrich und Herzog Konrad waren die beiden Kandidaten, welche die meisten Aussichten hatten. Heinrich war der Schwiegersohn des letzten Kaisers und hatte die Reichskleinodien im Besitze. Er war Herzog von Baiern und Sachsen und besaß in Italien ausgedehnte Herrschaften. So war er denn der reichste und mächtigste Fürst Deutschlands; aber aus dem Beinamen der Stolze, welchen ihm Mit- und Nachwelt gegeben haben, geht hervor, daß sein Stolz seinen Reichthümern gleich kam.

Herzog Konrad, der Bruder des Herzogs Friedrich von Schwaben, hatte schon den Königstitel getragen; seit seiner Versöhnung mit dem Kaiser Lothar war er Reichsbannerträger. Nicht weniger tapfer als Heinrich war er leutseliger gegen die Bischöfe und die andern Fürsten. Da der König von Deutschland zur Würde eines römischen Kaisers oder zum bewaffneten Vertheidiger der römischen Kirche bestimmt war, einer Würde, welche nur der Papst verleihen konnte, so hatte der Papst ein großes Interesse an der Wahl des deutschen Königs.

[Innocenz schickte den Cardinalbischof Dietwin als seinen Legaten, der von Geburt ein Schwabe war. Der erzbischöfliche Stuhl von Mainz war damals erledigt, und der kürzlich erwählte Erzbischof von Köln war noch nicht geweiht. Der Erzbischof Albero von Trier war während des letzten Feldzugs des Kaisers Lothar zum Legaten in Deutschland ernannt worden. Albero verständigte sich nun mit Dietwin über die Königswahl. Herzog Heinrich, der im Besitze der Reichsinsignien war, hatte auf das nächste Pfingstfest einen allgemeinen Wahltag nach Mainz angesagt. Albero veranstaltet nun mit Dietwin schon am 7. März eine Winkelwahl bei Coblenz, bei welcher die Erzbischöfe von Trier und Köln, der Bischof von Worms und Herzog Friedrich von Schwaben den Herzog Konrad zum Könige wählten.]

Der anwesende Legat Dietwin versprach die Zustimmung des Papstes, der Römer und aller italienischen Städte; darauf kam der neue König nach Aachen und wurde daselbst am 13. März von dem Cardinal-Legaten gesalbt, dem die Erzbischöfe von Köln und Trier assistirten. Der Erzbischof von Köln hätte eigentlich die Ceremonien vornehmen sollen, aber er hatte das Pallium noch nicht erhalten. König Konrad, der dritte dieses Namens, feierte zu Köln das Osterfest, das in diesem Jahre (1138) auf den 3. April fiel. Kurze Zeit darauf wurde der Stuhl von Mainz durch Adelbert, Grafen von Saarbrück, einen Verwandten des Königs, besetzt. Indeß beschwerten sich Herzog Heinrich, sowie die übrigen Fürsten von Baiern und Sachsen, die bei den Versammlungen zu Coblenz und Aachen weder anwesend, noch dazu berufen waren, laut gegen die Wahl Konrad's und erklärten sie für ungesetzlich; aber die Sache war geschehen. Heinrich hatte sich durch seinen Stolz viele Gemüther entfremdet; die Erklärung des Legaten, daß Italien, Rom und der Papst für Konrad seien, gewann die noch Schwankenden.

[Der König hielt am Pfingstfeste einen Reichstag zu Bamberg, auf dem fast alle Fürsten erschienen; es fehlten jedoch Herzog Heinrich nebst seinen

Anhängern in Baiern, ferner der Erzbischof Konrad von Salzburg und der Abt von Tegernsee. Die beiden letzteren wurden zu einem neuen Reichstage beschieden, der am Feste Peter und Paul zu Regensburg gehalten werden sollte. Dort huldigte Konrad dem neuen Könige, leistete aber nicht den Lehnseid. Herzog Heinrich lieferte durch Gesandte die Reichsinsignien aus, und es wurden zwischen ihm und dem Könige längere Verhandlungen geführt, die auf einem Fürstentage zu Augsburg abgeschlossen werden sollten. Die Verhandlungen in Augsburg scheinen daran gescheitert zu sein, daß der König behauptete[1]), es sei unrecht, daß zwei Herzogthümer in einer Hand vereinigt seien. Da dies aber schon früher vorgekommen war, und Heinrich im vieljährigen unbestrittenen Rechtsbesitze zweier Herzogthümer war, so scheint die von Helmold berichtete Behauptung des Königs unbegründet gewesen zu sein, aber es ist möglich, daß Heinrich keine förmliche Belehnung mit dem Herzogthume Sachsen erhalten hatte. Da Konrad seine Absicht auf dem Wege der Verhandlung mit Heinrich nicht durchsetzen konnte, so verhängte er im Juli oder im Anfange des August auf dem Reichstage zu Würzburg über den Herzog Heinrich die Acht und ertheilte ohne Zuziehung der sächsischen Fürsten dem Markgrafen Albrecht das Herzogthum Sachsen. In diesem Herzogthume entbrannte nun ein verheerender Krieg zwischen Albrecht dem Bären und den Anhängern Heinrichs, und Albrecht schien so sehr das Uebergewicht gewonnen zu haben, daß der König um Weihnachten ohne ein Heer nach Goslar kam. Hier entzog der König dem Herzoge Heinrich auch das Herzogthum Baiern, aber dies erregte eine solche Erbitterung, daß der König nach mehreren vergeblichen Verhandlungen abzog. Heinrich überließ seinem Bruder Welf die Vertheidigung Baierns und eilte nach Sachsen, sammelte hier seine Anhänger und schlug in kurzer Zeit Albrecht den Bären aus dem Lande hinaus.

Der König hatte sich von Sachsen nach Baiern begeben und seinem Halbbruder, dem Markgrafen Leopold von Oesterreich, das Herzogthum Baiern übergeben. Er brachte nachher in Süddeutschland ein Heer zusammen und kam mit demselben im August 1139 nach Sachsen. Am 15. August standen die beiden Heere sich bei Kreuzburg an der Werra gegenüber. Auf den Rath der Fürsten, welche das königliche Heer für zu schwach hielten, begann der König Verhandlungen mit den Sachsen; es wurde ein Waffenstillstand bis Pfingsten 1140 abgeschlossen, und auf einem Reichstage zu Worms um Lichtmeß sollten die Streitigkeiten ausgeglichen werden. Heinrich blieb Herr in Sachsen, starb aber plötzlich am 20. October 1139 und hinterließ einen zehnjährigen Sohn, der später Heinrich der Löwe genannt wurde.

Die beabsichtigten Verhandlungen zwischen dem Könige und den Sachsen schleppten sich unerledigt von einem Reichstage zum andern fort, bis sie auf dem Reichstage zu Frankfurt im Mai 1142 zum Abschlusse kamen.

In Baiern zog sich der Kampf zwischen dem neuen Herzoge Leopold und Welf, dem Bruder Heinrichs, mit einigen Unterbrechungen in die Länge. Leopold starb schon am 18. October 1141, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Die durch diesen Tod erledigte Markgrafschaft Oesterreich erhielt Heinrich Jasomirgott, ein Bruder Leopold's. Zwischen diesem Halbbruder des Königs und Gertrud, der Wittwe des Herzogs Heinrich von Baiern und Sachsen, kam eine Heirath zu Stande, die während des Reichstages zu Frankfurt im Mai 1142 gefeiert wurde. Dem jungen Heinrich, der von seiner Mutter Gertrud zu einem Verzichte auf Baiern bewogen war, wurde das Herzogthum Sachsen zuerkannt, Albrecht der Bär erhielt seine Markgrafschaft zurück, und Heinrich

1) Helmold. Chronicon Slav.

Jasomirgott, der Gemahl der Erbtochter Lothars, bekam das Herzogthum Baiern.[1])]

41. Heinrich I., König von England, starb zu Lions in der Normandie am 1. December 1135, nachdem er 35 Jahre regiert hatte. Mit ihm endete die männliche Linie der normännischen Könige. Hugo, Erzbischof von Rouen, der diesem Fürsten bei seinem Tode beigestanden hatte, schrieb an den Papst Innocenz: „Da der König, mein Herr, plötzlich erkrankte, ließ er uns alsbald rufen, um ihn zu trösten, und wir haben drei sehr traurige Tage bei ihm zugebracht. Er beichtete seine Sünden, wie wir ihm zuredeten, schlug an seine Brust und entsagte allem bösen Willen. Auf unsern und der Bischöfe Rath versprach er die Besserung seines Lebens und auf Grund dieses Versprechens haben wir ihm während der drei Tage dreimal die Absolution ertheilt. Er hat das Kreuz unseres Erlösers verehrt, andächtig seinen Leib und sein Blut empfangen und Almosen bestimmt, indem er sagte: „Man bezahle meine Schulden, zahle die Gehälter aus, die ich noch schulde, und gebe den Rest den Armen." Alsdann haben wir ihm noch die Macht der Kirche bezüglich der letzten Oelung vorgestellt; da er nach ihr verlangte, haben wir sie ihm gespendet, und so hat er im Frieden geendet."

Dieser normännische König hatte mehr als eine Sünde zu büßen; sehr lobenswerth an ihm war der Ernst, mit dem er für Gerechtigkeit sorgte. Aber, fügt ein englischer Schriftsteller hinzu, man muß bemerken, daß die Billigkeit und Leutseligkeit des Königs sehr zweifelhaft war. Sofern es seine eigenen Interessen nicht berührte, machte er keine Schwierigkeiten, die Erpressungen und die Habsucht Anderer zu beschränken und zu strafen; wenn es sich aber um den eigenen Vortheil handelte, ließ er alle Bedenken bei Seite, trat alle Forderungen der Gerechtigkeit mit Füßen und spielte mit dem Vermögen und dem Glücke seiner Unterthanen. Er ordnete neue und außerordentliche Steuern an und ließ sie auf tyrannische Weise eintreiben. „Die Einsammler," sagt Eadmer, „schienen kein Gefühl für Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu haben." Derjenige, welcher kein Geld hatte, wurde in's Gefängniß geworfen, oder gezwungen, aus dem Lande zu fliehen; man verkaufte sein Besitzthum, hob die Thüren aus seinem Hause, und der Rest seines Eigenthums gehörte der Willkür des zuerst Kommenden. Derjenige, welcher etwas Geld besaß, wurde mit Verfolgungen für eingebildete Verbrechen bedroht, bis er alles verließ, was er besaß; denn Niemand wagte mit seinem Landesherrn in Streit zu gerathen; oder wenn einer zu bezahlen sich weigerte, so setzte er sich der Gefahr aus, sein ganzes Hab und Gut sofort zu verlieren." Derselbe Eadmer fügt noch hinzu: „Viele beachten diese Frevelthaten nicht mehr, so sehr sind wir an sie unter den beiden letzten Monarchen gewöhnt."

Die Geschichte der Kirche in jener Zeit, fährt Lingard fort, liefert zahlreiche Beweise der Raubgier des Königs. In dem Erlasse, den er bei seiner Thronbesteigung veröffentlichte, verpflichtete er sich feierlich, die erledigten Beneficien weder zu verkaufen, noch die Einkünfte sich anzueignen; er verletzte aber dieses Versprechen, sobald er es ungestraft thun konnte. Damit die Krone sich des Genusses der bischöflichen Einkünfte erfreuen könnte, ließ man die Bisthümer Norwich und Ely während dreier Jahre unbesetzt und die von Canterbury, Durham und Hereford sogar fünf Jahre.

Bei seiner Krönung hatte er seinen Kanzler Wilhelm Gifford auf den Stuhl von Winchester erhoben; bald nachher aber erpreßte er von dem neuen

1) Vgl. Giesebrecht, IV, 169—197.

Prälaten eine Summe von achthundert Mark. Er schätzte das Einkommen von Lichfied auf drei tausend Mark und zwang denjenigen, den er für dieses Bisthum ernennen wollte, ihm diese Summe vorher zu zahlen. Gilbert, Bischof von London, galt für einen reichen und sparsamen Prälaten. Bei seinem Tode wurden alle seine Schätze zum Besten der Krone confiscirt. Die Art und Weise, wie die Schriftsteller jener Zeit von dem ungerechten Verfahren sprechen, läßt schließen, daß sich dasselbe oft wiederholte[1]).

Folgender Zug ist noch bemerkenswerther. Der hl. Anselm hatte das alte Kirchengesetz bezüglich des Cölibates selbst für die Subdiakonen auf einem Concile zu Westminster wieder in Erinnerung gebracht und veröffentlicht. Höflinge machten den listigen König darauf aufmerksam, daß dieser Kanon eine neue Einnahmequelle werden könne. In Folge dessen wurde eine Commission ernannt, die das Betragen der Geistlichen zu beobachten und den Schuldigen große Geldbußen aufzulegen hatte. Die Untersuchung ergab, daß die Zahl der Deliquenten nicht groß genug war, um eine des Königs würdige Summe aufzubringen. Er fand es deshalb für gut, sämmtlichen Geistlichen der Pfarreien eine Geldbuße aufzuerlegen, mochten sie schuldig oder unschuldig sein. Diejenigen, welche nicht zahlen konnten oder wollten, wurden in's Gefängniß geworfen, oder auf die Folter gespannt. Zweihundert ihrer Mitbrüder gingen barfuß mit den Gewändern ihrer Orden bekleidet vor den König, um ihn um Gnade für sie anzuflehen. Es war dies in einer der Straßen Londons. Der König wandte sich verächtlich von ihnen ab. Sie gingen darauf hin, um die Fürbitte der Königin anzuflehen; diese aber versicherte mit Thränen in den Augen, daß sie in dieser Angelegenheit nicht zu vermitteln wagen dürfe. Ohne Zweifel war dies der Grund, warum dieser normännische König nicht leiden konnte, daß ein apostolischer Legat von Rom nach England gesandt würde, der solche Mißbräuche entdeckt und abgestellt hätte. Er behauptete, daß es nach altem Gebrauche selbst mit Gutheißung der Päpste keinen andern Legaten als den Erzbischof von Canterbury in England geben dürfe, welche Behauptung aber durch die Geschichte des ehrwürdigen Beda widerlegt wird, die nachweist, daß mehr als ein Legat von Rom entsendet worden war, die englische Geistlichkeit zu reformiren.

Heinrich war argwöhnisch, heuchlerisch, rachsüchtig; niemals vergaß er eine Beleidigung, obgleich er seinen Haß unter der Maske der Freundschaft zu verbergen wußte. Betrug, Verrath und Gewaltthätigkeit waren seine Waffen gegen jene, die er für schuldig hielt; ihr Antheil war entweder der Tod, Beraubung des Gesichtes oder lebenslängliche Einkerkerung. Nach seinem Tode entdeckte man, daß seinem Vetter, dem Grafen von Moretoil, den er seit lange gefangen gehalten, die Augen ausgestochen waren. Seine Verstellung war so bekannt, daß selbst seine Günstlinge Mißtrauen in ihn setzten. Als man dem Bischofe von London, Bloët, der mehrere Jahre sein erster Minister gewesen war, berichtete, der König habe in den Ausdrücken der höchsten Verehrung von ihm gesprochen, so erwiderte er: „Dann bin ich verloren! Denn niemals, so viel ich weiß, lobt er Jemanden, ohne die Absicht zu haben, ihn zu Grunde zu richten." Die Thatsache rechtfertigte seine Befürchtung.

Wilhelm von Malmesbury spendet dem König Lob wegen seiner Mäßigkeit und Keuschheit; aber dieses Lob ist mehr als verdächtig. Mehrere Schriftsteller versichern, daß er wegen seiner Gefräßigkeit starb, indem er ein Gericht Lampreten aß. Seine Keuschheit ist noch verdächtiger. Von legitimen Kindern kennt man nur einen Sohn, Wilhelm, der umkam, als er über den Kanal

1) Lingard, t. 2.

setzte, und eine Tochter, Namens Mathilde, die in erster Ehe den Kaiser Heinrich V. heirathete und in zweiter Ehe Gottfried, den Grafen von Anjou, mit dem Beinamen Planta-genet, den er von seiner Gewohnheit bekam, statt einer Feder auf dem Helme einen blühenden Ginsterzweig zu tragen.

Sterbend hatte der König bestimmt, daß seine Tochter Mathilde ihm auf dem Throne folgen sollte; aber gab diese Bestimmung ihr ein wirkliches Recht? Wilhelm der Eroberer, der Vater Heinrichs, hatte sich durch Waffengewalt an die Stelle der englischen Dynastie erhoben, von der noch Sprößlinge vorhanden waren. Heinrich selbst hatte seinen älteren Bruder Robert aus England sowohl als aus der Normandie verdrängt. Wenn England ein erbliches Reich war, hatte dann die englische Dynastie nicht mehr Anrecht darauf als eine normännische Familie? Konnte aber ein sterbender König, wenn es ein Wahlreich war, ohne Zustimmung der Nation darüber verfügen? Um die Wahrheit zu sagen, war in dieser Hinsicht nichts recht klar und bestimmt.

Der Graf Stephan von Boulogne benutzte den Stand der Dinge. Nach dem Tode des Königs, seines Oheims, ging er alsbald nach England und stellte sich als Kronbewerber vor. Sein Bruder Heinrich, Bischof von Winchester, ebnete ihm die Wege. Ein kleines Bedenken hinderte sie; um dem sterbenden König zu willfahren, hatte Stephan sowie viele andere Fürsten der Prinzessin Mathilde den Eid der Treue geleistet. Da zog sie ein echter Normanne aus der Verlegenheit; er schwur, daß Heinrich auf dem Todtenbette seine Tochter enterbt und Stephan den Thron hinterlassen habe. In Folge dessen wurde Stephan am 22. December 1135 zum Könige von England gekrönt von Wilhelm Erzbischof von Canterbury, dem die Bischöfe von Salisbury und Winchester assistirten.

Bei seiner Thronbesteigung gelobte der König Stephan die Freiheit der Kirche zu wahren; man ersieht dies aus einem Erlasse von Oxford im Jahre 1136, in dem er erstens bekennt, daß er durch Zustimmung der Geistlichkeit und des Volkes erwählt und sodann von dem Papste Innocenz bestätigt worden sei. Er gelobt, in kirchlichen Dingen selbst keine Simonie zu treiben und dergl. auch nicht zu dulden. Die Gerichtsbarkeit über die Geistlichen und die Vertheilung der Kirchengüter bliebe den Bischöfen vorbehalten. Die Würde und Privilegien der Kirche wie ihre herkömmlichen Gebräuche blieben unangetastet. Die Kirchen sollten frei und ungehindert alle Güter besitzen, in deren Genuß sie zu Zeiten Wilhelms des Eroberers gewesen. Wenn sie etwas eingebüßt hätten, was sie damals besessen oder seitdem erworben, versprach Stephan, ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Er wolle die Bestimmungen der Bischöfe, Aebte und anderer Geistlichen über ihr Vermögen achten. Während der Erledigung eines bischöflichen Stuhles sollten alle Kirchengüter unter der Obhut der Geistlichen oder anderer rechtschaffenen Personen derselben Kirche stehen. Alle durch die Vicegrafen und andere Beamten eingeführten Erpressungen und Ungerechtigkeiten sollten abgeschafft werden. Dieses versprach der König Stephan. Die Bischöfe und Herren leisteten ihm ihrerseits den Eid der Treue, solange er seinen Verbindlichkeiten nachkommen würde. Diese Bedingung fand sich, sei es ausdrücklich oder stillschweigend, in allen derartigen Verträgen. Die angelsächsischen Gesetze sprechen davon wie von einem allgemeinen Gebrauche[1]).

Die Thronbesteigung Stephan's wurde für England ein Signal zu Krieg und Unglück. Die Schottländer fielen in die nördlichen Provinzen ein, um die Sache der Kaiserin Mathilde, der Nichte ihres Königs David, zu

1) Leg. Sax. 401. Lingard, t. 3.

unterstützen. Es wurde wohl Friede geschlossen, aber auch sehr bald wieder unterbrochen. Die Schotten führten mit der Grausamkeit von Wilden den Krieg, und die Schriftsteller des nördlichen Englands bedauern in den lebhaftesten Ausdrücken des Schmerzes und des Grolles die Entweihung der Kirchen, Einäscherung der Dörfer und Klöster, Verstümmelung der Greise, Kinder und anderer wehrlosen Personen. Bei der allgemeinen Verheerung entfaltete der ehrwürdige Erzbischof von York, Thurstan, trotz seines abgelebten Körpers die ganze Energie eines jungen Kriegers. Er versammelte die Barone des Nordens, ermahnte sie, für ihre Familien, ihr Vaterland und Gott zu streiten, sicherte ihnen den Sieg zu und verhieß Allen den Himmel, die für eine so heilige Sache sterben würden. Zur bestimmten Zeit begaben sie sich mit ihren Vasallen nach York und vereinigten sich dort mit den Pfarrern, die von ihren bravsten Parochianen begleitet waren. Sie verharrten drei Tage in Fasten und Beten; am vierten Tage ließ Thurstan sie schwören, daß einer den andern nicht verlassen wolle, und ihnen den Weg zeigend, gab er ihnen seinen Segen. Er selbst war bereits zu sehr vom Alter gebrochen, um sie begleiten zu können. Nachdem sie zwei Meilen vorangerückt waren, erhielten sie Nachricht von der Annäherung der Schotten; sogleich wurde die Fahne, von der die Schlacht ihren Namen hat, an einem Schiffsmaste, der an einem Wagenkasten befestigt war, entfaltet. Im Mittelpunkte des Kreuzes, das sich auf der Spitze erhob, befand sich eine silberne Schachtel, welche die hl. Eucharastie enthielt, und darüber flatterten die Banner der drei Patrone, des hl. Apostels Petrus, d. hl. Winfried und des h. Johannes v. Beverley. Am Fuße der Standarte hielt Walter Espec, ein erprobter Krieger, an seine Begleiter eine feierliche Ansprache und am Ende seiner Rede faßte er Wilhelm von Albemarle bei der Hand und rief mit erhobener Stimme: „Ich schwöre dir, zu siegen oder zu sterben!“ Diese Worte entflammten alle Zuhörer zu gleicher Begeisterung, und alle Anführer leisteten in vollem Vertrauen auf den Erfolg denselben Schwur. Die Schotten rückten nun heran; das Zeichen wurde gegeben, die Engländer warfen sich auf die Knie, und der Bischof von den Orcaden, der an Stelle des Erzbischofes Thurstan getreten war, ertheilte von der Höhe des Wagens herab die Absolution; sie antworteten: „Amen!“ und erhoben sich, um dem Angriffe des Feindes zu begegnen. Dies geschah am 22. August 1138. Die Zahl der Schotten belief sich auf 27,000 Mann; fast die Hälfte kam um, theils auf dem Schlachtfelde, theils auf der Flucht. Dieser Sieg der Standarte, denn so wurde er genannt, hielt die Schotten für eine Zeitlang von neuen Einfällen zurück, verhinderte sie aber nicht gänzlich.

In dem südlichen England überwarf sich der König Stephan mit den Fürsten und Bischöfen, selbst mit seinem Bruder Heinrich, dem Bischofe von Winchester, den der Papst zum Legaten ernannt hatte. Es schien, als ob der König sein Versprechen in dem Maße vergessen hätte, als er sich sicher glaubte. Er begann sich des Eigenthums der Kirchen zu bemächtigen und Hand an die Bischöfe zu legen.

Während dieser Umstände kam von Rom ein für England und Schottland bestimmter Legat des Papstes Innocenz; es war Alberich, Bischof von Ostia. Seinem Herkommen nach war er ein Franzose, geboren zu Beauvais, er war Mönch zu Clugny und Abt von St. Martin des Champs in Paris gewesen, und Papst Innocenz hatte ihn zum Bischofe von Ostia erhoben. Sobald er in England angekommen war, beglaubigte er sich durch Briefe des Papstes an die Könige von England und Schottland, an Thurstan, den Erzbischof von York, da der Stuhl von Canterbury erledigt war, und an die Bischöfe und Aebte beider Reiche; überall wurde er mit großer Ehre empfangen. Er hatte den Abt von Moleme und mehrere andere Mönche von diesseits des

Meeres bei sich, und sobald er angekommen war, berief er Richard, Cistercienser-Abt von Fontaines in der Diöcese York, einen Mann von großem Ansehen, zu sich. Mit dieser Begleitung besuchte er fast alle Bischöfe und Klöster Englands. Als er nach Schottland kam, traf er zu Carlisle den König David mit den Bischöfen, Aebten und Großen des Landes; er brachte sie alle zum Gehorsam gegen den Papst Innocenz zurück, denn es schien, als ob sie bis dahin die Partei des Petrus Leonis begünstigten. Er blieb drei Tage bei ihnen, und als er erfahren hatte, daß der Bischof Johann von Glasgow seinen Sitz heimlich verlassen und ohne Abschied nach Tiro gekommen war, befahl er, daß der König ihm einen Boten mit Briefen nachsende, um ihn zurückzurufen, und daß er im Falle des Ungehorsams verurtheilt würde, was auch ausgeführt wurde. Der Legat war auf seiner Reise Zeuge der von den Schotten angerichteten Verwüstungen und bat deshalb den König David kniefällig, in den Frieden zu willigen. David war unerbittlich; aber aus Rücksicht für den Legaten ordnete er einen Waffenstillstand von zwei Monaten an und versprach, daß alle gefangenen Frauen, die zur Sklaverei in Schottland bestimmt waren, nach Carlisle geführt und am Tage des hl. Martinus ausgeliefert würden. Endlich ließ sich der Legat von ihm wie auch von den andern Schotten, besonders den Picten, die am grausamsten waren, das Wort geben, daß sie in künftigen Kriegen die Kirchen nicht entweihen, die Frauen und Kinder schonen und nur Jene tödten würden, die sich widersetzten. So lehrte der Gesandte des römischen Papstes das noch halbwilde Volk des nördlichen Caledoniens selbst in den Kriegen menschlich zu sein.

Der Legat Alberich reiste am Tage des hl. Michael von Schottland ab und kehrte an den Hof des Königs Stephan von England zurück, von wo aus er sämmtliche Bischöfe und Aebte des Königreichs zu einem allgemeinen Concil am Tage des hl. Nikolaus nach London berief; es kam aber erst am 13. December desselben Jahres (1138) zu Stande; der Legat Alberich hatte den Vorsitz, und gegenwärtig waren achtzehn Bischöfe und ungefähr dreißig Aebte. Der Erzbischof Turstan von York war krank und sandte als seinen Stellvertreter Wilhelm, den Dechanten seiner Kirche. Man verfaßte auf diesem Concile siebzehn Canones, oder wiederholte vielmehr die meisten der früheren Concilien gegen die Simonie, die Investitur durch Laien, die Erblichkeit der Beneficien, der Unenthaltsamkeit der Geistlichen, und gegen Diejenigen, welche Hand an kirchliche Personen oder Güter legen. Zur selben Zeit unterhandelte der Legat so wirksam, daß im Anfange des folgenden Jahres der Friede zwischen dem Könige von England und dem von Schottland geschlossen wurde.

Auf dem nämlichen Concil beschloß man, den Bischofsstuhl von Canterbury wieder zu besetzen, der seit zwei Jahren durch den Tod Wilhelms von Corbeil erledigt worden war; dieser war 1136 nach einer vierzehnjährigen Regierung gestorben. Man erwählte mit Zustimmung Jeremias', des Priors der Kirche von Canterbury, den Abt Theobald von Bec, und der Legat weihte ihn im Anfange des Jahres 1139, unmittelbar nach Epiphanie. Es war dies ein Mann von besonderer Klugheit und Milde; er hatte den Bischofsstuhl 22 Jahre inne.

Am Schlusse des Concils lud der Legat alle Bischöfe und mehrere Aebte Englands nach Rom zu dem Concil ein, das der Papst Innocenz um Mitfasten halten wollte. Um selbst dabei zugegen sein zu können, reiste er bald nach der Octave von Epiphanie ab; es folgten ihm Theobald, der neue Erzbischof, vier andere Bischöfe und vier Aebte anstatt sämmtlicher Prälaten

Englands, die König Stephan wegen der Unruhen im Reiche nicht in größerer Anzahl ziehen lassen wollte [1]).

Durch die eigene Schuld des Königs steigerten sich die Unruhen. Stephan war der Geistlichkeit Englands wegen seiner Thronbesteigung zum Danke verpflichtet; sie trug auch noch dazu bei, ihn zu halten, aber er benahm sich feindlich gegen sie. Im Juni 1139 wurden die Bischöfe von Salisbury und Lincoln festgenommen; der erstere in einem Zimmer Stephan's, der andere in seiner eigenen Wohnung. Der König bemächtigte sich gewaltsam des Eigenthums dieser beiden Kirchen, und zwar gegen alles kanonische Recht. Sein Bruder Heinrich, Bischof von Winchester, den der Papst Innocenz II. eben erst zum Legaten von England ernannt hatte, beschwor ihn zu wiederholten Malen, öffentlich und im Geheimen, den gekränkten Prälaten Genugthuung zu leisten; Stephan war unerbittlich; da drang der Bischof darauf, daß der König sich vor einer Versammlung von Bischöfen rechtfertige; diese Versammlung wurde im selben Jahre (am 20 August) zu Winchester abgehalten. Nach zwei Tagen des Streites appellirte der Anwalt des Königs an den Papst selbst und untersagte dem Concil unter Androhung der königlichen Ungnade irgendwie weiter vorzugehen. Bei diesen Worten zogen die Ritter, die ihm folgten, die Schwerter und der Legat hob die Versammlung auf. Nichtsdestoweniger machte er noch einen Versuch, und begleitet von Theobald, dem neuen Erzbischofe von Canterbury, warf er sich zu den Füßen seines Bruders. Stephan blieb unbeugsam, hatte aber bald Ursache, seine Hartnäckigkeit zu bereuen [2]).

Am 1. September 1139 wurde das Concil aufgehoben; am folgenden Morgen landete die Prinzessin Mathilde, welche sich schon der Normandie bemächtigt hatte, an der Küste Englands. Mit einer kleinen Schar von 140 Rittern unternahm sie es, den Thron ihres Vaters zurückzuerobern; denn die Unvorsichtigkeit des Königs Stephan hatte ihr den Weg dazu geebnet. England war bald allen Greueln eines Bürgerkrieges preisgegeben. Der Lauf der Gerechtigkeit war gehemmt, die wehrlosen Leute wurden abwechselnd von den Gegenparteien ausgeplündert. Am 2. Februar 1141 wurde König Stephan in einem Gefechte gefangen genommen und vor Mathilde geführt, die ihn in Ketten legen und in eine Festung einsperren ließ.

Die Sache der Kaiserin Mathilde triumphirte. Der eigene Bruder des Königs Stephan, der Bischof Heinrich von Winchester, erkannte sie als Königin von England an und schwur ihr Treue, so lange sie selbst ihren Versprechungen treu bleiben würde. Ihre Thronbesteigung wurde von der Genehmigung der Kirche abhängig gemacht. Am 8. April 1142 wurde ein Concil zusammenberufen. Der Bischof Heinrich machte aufmerksam auf den Unterschied zwischen der Unruhe während der Regierungszeit Stephan's und der Ruhe, deren England sich unter Heinrich erfreute. Hätte dieser Fürst einen männlichen Erben hinterlassen, so könnten die Engländer noch glücklich sein; da aber das Schicksal ihn des Sohnes beraubte, so hätten sie der Tochter als ihrer künftigen Herrin Treue geschworen. Da sie durch Zufall bei dem Tode ihres Vaters abwesend war und England in einen entsetzlichen Zustand der Verwirrung gerieth, gebot die Nothwendigkeit der Rücksicht auf die öffentliche Ruhe, die Krone auf das Haupt Stephan's zu setzen. Aber dieser unglückliche Fürst (nur mit Bedauern und Scham sprach er so von seinem leiblichen Bruder) hat alle ihre Hoffnungen getäuscht, alle seine Verheißungen gebrochen, die Ausübung der Gesetze vernachlässigt, die Kirchengüter an sich

---

1) Order. Vit. gesta reg. Steph. — 2) Orderic. Malmesb. Lingard.

gerissen und ihre Freiheiten zerstört und sich wegen seiner Nachlässigkeit und Gewaltthätigkeit des hohen Ranges unwürdig gezeigt, zu dem er sich erschwungen hatte.

Gott hat endlich Gericht über ihn gehalten, indem er ihn seinen Feinden überlieferte; es sei nur noch nöthig, um die Ruhe des Reiches wieder herzustellen, daß eine andere Person gewählt werde, die Regierung auszuüben. Aus diesem Grunde erkläre er im Namen der Geistlichkeit, deren Recht es hauptsächlich sei, das Reichsoberhaupt zu wählen und zu weihen, und nach dem Willen der Majorität, der sich in den vorhergegangenen Berathungen kund gegeben habe, daß man Mathilde, die Tochter Heinrich's, zur regierenden Herrin von England und der Normandie gewählt habe. Einige nahmen diese Rede mit Stillschweigen auf, die Uebrigen mit lebhaften Beifallsbezeugungen [1]). Die Einwohner Londons schlossen sich der Erklärung der Geistlichkeit an.

Die Kaiserin Mathilde zeigte sich nicht weiser, als König Stephan; sie verlor bald alles durch ihre Unklugheit. Von Natur stolz und rachsüchtig, überließ sie sich diesen Leidenschaften, die sie nur unterdrückte, so lange sie Widerstand zu fürchten hatte. Sie war in London empfangen worden und hatte Befehle zu ihrer Krönung gegeben; aber in der Zwischenzeit verscherzte sie durch ihre Anmaßung die Zuneigung ihrer Freunde und entflammte den Haß ihrer Feinde, indem sie die Geldstrafen und Verfolgungen häufte. Sie antwortete in beleidigenden Ausdrücken auf die Bitten ihrer Cousine, der Gemahlin des Königs Stephan, um Befreiung desselben, und als der Legat Heinrich von Winchester bat, daß nach der feierlichen Verzichtleistung Stephan's auf die Krone die Grafschaften Boulogne und Moretoil seinem Neffen Eustachius übertragen würden, wurde er von ihr mit schimpflicher Verachtung abgewiesen.

Sie machte nicht den geringsten Versuch, sich der schwankenden Gesinnung der Bewohner Londons zu versichern; sie legte im Gegentheil ihnen eine empfindliche Geldbuße auf wegen der frühern Anhänglichkeit, die sie Stephan bewiesen hatten, und wies verächtlich die Bittschrift ab, in der sie um Wiederherstellung der Privilegien baten, die sie unter Eduard dem Bekenner genossen hatten.

Die Gemahlin des gefangenen Königs benutzte die Unklugheit ihrer Gegnerin. Eine Abtheilung Reiterei erschien mit ihrem Banner in dem südlichen Theile der Stadt; im selben Augenblicke läuteten die Glocken Sturm, die Bevölkerung eilte zu den Waffen und die Kaiserin, welche erwartete, daß man ihr Säcke mit Gold und Silber bringen würde, wäre gefangen genommen worden, wenn sie nicht eiligst vom Tische aufgesprungen wäre, ein Pferd bestiegen und sich durch schleunige Flucht gerettet hätte. Die ergebensten Freunde begleiteten sie nach Oxford, die übrigen zogen sich in ihre Schlösser zurück.

Um sich an dem Bischofe von Winchester zu rächen, der es vernachlässigt hatte, ihr zu Hülfe zu kommen, belagerte sie seinen Palast; aber bald sah sie sich selbst von den Scharen belagert, die aus London herbeieilten. Sie wurde zum zweiten Male zur Flucht genöthigt, aber man verfolgte sie, und ihr ganzes Gefolge wurde gefangen genommen oder getödtet; sie allein rettete sich mit einem treuen Ritter. Ihr Bruder, der Herzog von Glocester, der den König gefangen hielt, wurde selbst gefangen genommen und von der Königin großmüthiger behandelt, als ihr Gemahl behandelt worden war. Nach einigen Verhandlungen kam man überein, diesen gegen den König auszuwechseln, der nun am 1. November 1141 seine Freiheit wieder erhielt.

---

1) Malmesb.

Von dieser Zeit an bis 1154 hörte der Bürgerkrieg in England nicht auf mit abwechselnden Erfolgen und Niederlagen auf beiden Seiten. Im Monate December 1142 belagerte der König Stephan die Kaiserin Mathilde in Oxford; er war schon auf dem Punkte, dasselbe einzunehmen, als sie sich geschickter Weise durch die feindliche Armee flüchtete. Die Themse war bei bedeutender Kälte zugefroren, und so ging sie zu Fuße über das Eis und gelangte nach der Stadt Abbington. Im Jahre 1147 kam sie nach der Normandie zurück; aber 1152 fiel ihr Sohn Heinrich Plantagenet neuerdings mit einem kleinen Heere in England ein. Der Bürgerkrieg währte noch fort, als Eustachius, der älteste Sohn des Königs Stephan, im August 1153 plötzlich durch den Tod hinweggerafft wurde. Der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von Winchester benutzten dieses traurige Ereigniß, um eine Vereinigung der beiden Parteien zu versuchen, und es gelang ihnen auch.

Der König Stephan adoptirte Heinrich als seinen Sohn, ernannte ihn zu seinem Nachfolger und verlieh ihm und seinen Erben den englischen Thron nach seinem Tode als bleibenden Besitz. Ihm dagegen huldigte der junge Prinz und schwur ihm Treue.

Wilhelm, ein Sohn des Königs, der ihn überlebte, erhielt alle Güter und Würden, die Stephan vor seiner Thronbesteigung besessen hatte. Nach diesem Friedensschlusse besuchten die beiden Fürsten, um ihr gutes Einvernehmen zu beweisen, gemeinschaftlich die Städte Winchester, London und Oxford, und sie wurden überall in feierlicher Procession und mit lebhaften Beifallsrufen empfangen. Ostern 1154 trennten sie sich mit den Versicherungen aufrichtigster Freundschaft. Heinrich kehrte im Monate October nach der Normandie zurück, und Stephan starb einige Monate darauf zu Canterbury. Er hatte achtzehn Jahre regiert und wurde in dem Kloster Faversham, das er gestiftet hatte, neben seiner Gemahlin und seinem Sohne begraben. Seit dem Einfalle der Dänen hatte England niemals so viel gelitten, wie während der Bürgerkriege durch die ganze Regierungszeit dieses unglücklichen Königs.

42. Während dieser Zeit war es in Frankreich [ebenfalls nicht] ruhig. Zwei Jahre nach dem Tode Heinrich's I. von England, d. h. im Jahre 1137, wurde Ludwig der Dicke, König von Frankreich, von einer Ruhr befallen, die alle Kunst der Aerzte nicht zu überwinden vermochte.

Während seiner langen Krankheit zeigte der König große Frömmigkeit. Er wünschte sogar im Stande zu sein, sich nach St. Denys bringen zu lassen, um dort seine Krone zu den Füßen der hl. Martyrer niederzulegen und das Kleid des hl. Benedict in dieser berühmten Abtei zu nehmen; aber man fürchtete, daß er die Anstrengungen dieser Reise nicht ertragen würde.

Als der König sein Uebel zunehmen fühlte, berief er eine große Anzahl Bischöfe, Aebte und Priester zu sich, und in ihrer Gegenwart legte er eine Art öffentlicher Beichte ab, worauf er die hl. Communion empfing. Als man darauf hinging, um sie ihm in feierlicher Procession zu bringen, war er aufgestanden, so krank er auch war, hatte sich angekleidet und so ging er seinem Herrn entgegen. Alsdann trat er in Gegenwart der Geistlichkeit und der vornehmen Laien sein Königreich ab, belehnte seinen Sohn damit durch den königlichen Ring und ermahnte ihn, die Kirche zu vertheidigen und die Armen zu schützen. Er erklärte, daß er den Armen all' sein Gold- und Silbergeschirr, all' sein Hausgeräth und seine königlichen Kleider gebe und daß er seine sehr reiche Kapelle dem Kloster St. Denys hinterlasse. Nachdem er sich aller seiner Besitzthümer entledigt hatte, warf er sich vor dem Leibe des Herrn nieder, den man gebracht hatte, und bevor er ihn empfing, legte er ein Glaubensbekenntniß ab und empfing mit großer Andacht den Leib des Erlösers.

Nachdem der König die hl. Sakramente empfangen hatte, schien es ihm besser zu gehen. In sein Zimmer zurückgekehrt, ließ er von seinem Bette alles entfernen, was irgend überflüssig erschien, und im Geiste der Armuth und Abtödtung wollte er nur eine einfache Matratze behalten. Als er den Abt Suger in Thränen aufgelöst sah, sprach er zu ihm: „Mein Freund, weinet nicht meinetwegen; freuet euch vielmehr, daß mir der Herr, wie ihr sehet, die Gnade erweist, mich vorzubereiten, wie ich vor ihm erscheinen soll. Bald darauf war der König wieder im Stande, ein Pferd zu besteigen und einige Wallfahrten zu machen. Unterwegs hatte er den Trost, zu sehen, wie das Volk ihn mit tausend Segenswünschen überhäufte und durch seine Wünsche und Beifallsrufe die Freude über seine Erhaltung bekundete.

Nahe bei Compiègne erhielt der König durch einen Boten die Nachricht, daß Wilhelm, Graf von Poitiers und Herzog von Aquitanien, in Spanien gestorben sei, daß er seine Tochter Eleonore zur Erbin[1]) seines Landes eingesetzt und sie zur Gattin Ludwig's, des Thronerben von Frankreich, bestimmt habe. Der König konnte keine angenehmere Nachricht erhalten. Er ließ den jungen Prinzen alsbald mit einem zahlreichen Gefolge zu seiner Vermählung mit der Herzogin von Aquitanien abreisen und sagte zu ihm: „Mein Sohn, möge die Hand Gottes, durch welche die Könige regieren, dich und deine Leute beschützen! Denn wenn ich dich durch irgend welches Unglück verlieren sollte, dich und jene, welche ich mit dir sende, würde ich mich nie mehr, weder meines Lebens noch meines Reiches freuen.“

Die Vermählung wurde mit großen Festlichkeiten zu Bordeaux vollzogen, und da Prinz Ludwig bereits zum Könige gekrönt war, wurde Eleonore nach der Vermählung als Königin von Frankreich gekrönt, Ludwig dagegen als Herzog von Aquitanien. Die Festlichkeiten bei dieser Vermählung währten noch, als man den Tod Ludwigs des Dicken vernahm.

Die ungemein große Hitze des Jahres 1137 hatte die Gesundheit dieses Fürsten sehr angegriffen. Die Ruhr erneuerte sich gegen Ende Juli in sehr gefährlicher Weise. Alsbald ließ er Stephan, den Bischof von Paris, und Gilduin, Abt von St. Victor, bei dem er gewöhnlich beichtete, rufen. Er beichtete nochmals und empfing die hl. Wegzehrung. Er wollte sich nach St. Denys tragen lassen; da sein Uebel aber dies nicht erlaubte, ließ er einen Teppich, mit Asche bestreut, auf die Erde ausbreiten, und auf diesem liegend verschied er am 1. August 1137, im 60. Jahre seines Lebens und dem 30. seiner Regierung. Zu St. Denys aber wurde er begraben, wie er es gewünscht hatte.

Während der Jugendzeit Ludwig's VII. erhoben sich in Frankreich einige Unruhen. Der hl. Bernard that sein Möglichstes, um sie zu schlichten. Die Veranlassung war folgende. Nach dem Tode des Erzbischofs Alberich von Bourges im Jahre 1140 theilten sich die Stimmen der Kanoniker schon bei den Präliminarien der Wahl zwischen zwei Candidaten, dem Pierre de la Châtre, der aus einem der ersten Häuser der Provinz stammte, und einem gewissen Cadurque, von dem nichts weiter bekannt ist, als daß er ein guter Höfling war und bei dem Könige in großer Gunst stand. Pierre de la Châtre war ein Vetter des Cardinals Aimerich, des Kanzlers der römischen Kirche; das Kapitel [wählte] ihn zum Erzbischofe, aber Cadurque wußte den König dergestalt gegen seinen Mitbewerber einzunehmen, daß der Fürst sich weigerte, die Wahl zu bestätigen. Er befahl dem Kapitel, zu einer zweiten Wahl zu schreiten und jeden Andern, nur nicht Pierre de la Châtre, zu er=

1) † Es lebte damals aber noch Graf Raimund, ein Bruder des Grafen Wilhelm.

nennen. Das Capitel glaubte, hier nicht gehorchen zu müssen, und beharrte bei der einmal vorgenommenen Wahl. Pierre begab sich nach Rom und wurde vom Papste, der seine Wahl für kanonisch hielt, consecrirt.

Ein Schriftsteller läßt den Papst bei dieser Gelegenheit sagen, der König sei jung, man müsse ihn belehren und nicht zugeben, daß er sich derartige Eingriffe in die Freiheit der Kirche erlaube. — Als man ihm vorstellte, daß das Kapitel bei der Wahl vollständig frei gewesen, die Ausschließung des einzigen Pierre de la Châtre ausgenommen, fügte er hinzu, daß dies vollkommen genüge, um die Freiheit zu beschränken und unwahr zu machen. Nach ihm blieb dem Könige nichts übrig, als sich vor dem geistlichen Gerichte bezüglich der Ursachen dieser Ausschließung zu verantworten, in welchem Falle man sich nicht weigern konnte, ihn zu hören, so gut wie die Anderen.

Das läßt ein französischer Chronist, Wilhelm von Nangis, den Papst Innocenz II. sagen. Was immer auch an diesen Worten war, Ludwig verbot, den neuen Erzbischof weder in Bourges noch an irgend einem andern Ort in seinen Staaten aufzunehmen. Der Erzbischof Petrus begab sich unter den Schutz Theobald's, des Grafen von Champagne, und da dieser Fürst große Besitzungen in Berri hatte, gehorchten dem Erzbischofe fast alle Kirchen. Dieser Prälat, oder vielmehr der Papst, belegte sämmtliche Ländereien des Königs mit dem Interdicte.

Eine andere Angelegenheit verschlimmerte diese Mißhelligkeit noch mehr. Raoul, Graf von Vermandois, ein Verwandter des Königs, war seit langen Jahren mit einer Nichte des Grafen von Champagne vermählt. Die Königin Eleonore hatte eine Schwester Namens Petronilla, und der Graf von Vermandois, obgleich bereits bei Jahren, wollte diese Schwester der Königin heirathen, deshalb mußte seine erste Ehe gelöst werden. Es fanden sich drei Bischöfe, von denen einer sein Bruder war, welche schwuren, daß Verwandtschaft zwischen beiden Gatten bestehe und die Ehe deshalb ungültig sei. Der Graf von Vermandois entließ seine Gemahlin und ehelichte die Schwägerin des Königs.

Der Graf von Champagne führte Klage bei dem Papste Innocenz II. Der hl. Bernard schrieb ihm wegen derselben Angelegenheit folgendermaßen: „Es steht geschrieben: „Was Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen." Vermessene Männer haben sich erhoben, die sich erfrechen, gegen den Willen Gottes zu trennen, was er vereint, und durch ein zweites Verbrechen zu verbinden, was nicht verbunden werden darf. Wehe! Man tritt das Heiligste in der Kirche mit Füßen; man zerreißt das Gewand Christi, und was das Traurigste ist, — das geschieht von denselben Männern, die verpflichtet wären, sie unversehrt zu behüten.

Deine Freunde, o mein Gott, haben sich wider dich erklärt; die Verräther deines Gesetzes sind die Vertrauten deines Heiligthums, die Nachfolger derer, zu denen du einst gesagt hast: Wenn ihr mich liebet, so haltet meine Gebote.

Gott vereinigte den Grafen Raoul mit seiner Gemahlin durch die Gewalt der Kirche, und die Kirche durch Gott, der ihr die Vollmacht gegeben hat. Wie kann eine Kammer trennen, was die Kirche also verbunden hat? Es gibt auch nicht einen Punkt in ihrem Vorgehen, der vernünftig zu nennen wäre, weil dieses Werk der Finsterniß in der Finsterniß vollbracht wurde; denn wer Böses thut, hasset das Licht und weicht dem hellen Tage aus, um nicht in seiner Bosheit entdeckt zu werden. Was hat der Graf Theobald verschuldet? Wenn es Sünde ist, die Gerechtigkeit zu lieben, und die Ungerechtigkeit zu hassen, dann ist er schuldig; oder wenn es Unrecht ist, dem Könige zu geben, was des Königs ist, und Gott, was Gottes ist, dann ist er ebenfalls schuldig. Daß er den Erzbischof von Bourges nach deinem Befehle aufgenommen hat, ist ohne

Zweifel das größte seiner Verbrechen, der wahrhaftige Grund der schlechten Behandlung, die er erfährt. Er ist zur Zielscheibe der Bösen geworden, weil er zu sehr ein Mann des Rechtes war. Darum wird deine Heiligkeit von einer Unzahl von Menschen beschworen, das Unrecht, das deinem Sohne angethan wurde, zu rächen, die Kirche von der Unterdrückung zu befreien, mit apostolischer Festigkeit die Urheber des Verbrechens zu strafen und deren Oberhaupt gebührend zu züchtigen für die Frechheit, mit Verachtung des Gesetzes zu thun, was ihn gelüstet"[1]).

In Folge dieser Klagen ließ Innocenz II. den Grafen von Vermandois durch den Cardinallegaten Ivo excommuniciren, der früher regulirter Chorherr in St. Victor gewesen war. Die Besitzungen des Grafen wurden mit dem Interdicte belegt und die drei Bischöfe von ihrem Amte suspendirt[2]).

Der König Ludwig hatte, hingerissen von dem Feuer jugendlicher Unbesonnenheit und in Folge übler Rathschläge feierlich geschworen, den Erzbischof von Bourges nimmermehr anzuerkennen, der vom Papste geweiht und bestätigt war.

Um den Grafen von Champagne dafür zu bestrafen, daß er dem verfolgten Prälaten Schutz gewährte, und besonders wegen der Klagen, welche er beim Oberhaupte der Kirche erhoben hatte wegen der Beleidigung, die der Graf von Vermandois der Nichte des Theobald von Champagne zugefügt hatte, erklärte ihm der König den Krieg, fiel in das Gebiet von Champagne ein, verheerte alles mit Feuer und Schwert und glich mehr einem Anführer der Vandalen, als einem Könige von Frankreich. Als er sich z. B. im Jahre 1142 des Schlosses Vitry bemächtigt hatte, steckte er alles in Brand. Dreizehn hundert Personen, Männer, Frauen und Kinder, die sich in die Kirche geflüchtet hatten, wurden sammt der Kirche auf die grausamste Weise verbrannt. Seit jener Zeit trug diese Stadt den Beinamen: Vitry-le-Brûlé.

Als der Graf von Champagne das Elend seines Volkes sah, bat er um Frieden. Als erste Bedingung verlangte der junge König das eidliche Versprechen, daß er beim Papste die Lossprechung des Grafen von Vermandois von der Excommunication und die Aufhebung des Interdictes seiner Ländereien beantragen wolle. Der Vertrag wurde durch die Vermittelung des hl. Bernard, Joscelin's, des Bischofs von Soissons, und Suger's, des Abtes von St. Denys, abgeschlossen. Wenn der Ausführung Schwierigkeiten entgegentreten sollten, wollte man diese drei Vermittler als Schiedsrichter anerkennen. Der hl. Bernard schrieb darüber dem Papste in folgenden Ausdrücken: „Wir sind betrübt; das ganze Reich ist in Unruhe und Bestürzung; überall erblickt man nichts als Blut, arme Verbannte, gefangene Große und Reiche. Die Religion wird mit Füßen getreten und verachtet, Glaube und Rechtlichkeit bestehen nicht mehr, man wagt kaum von Frieden zu sprechen. Wenig hätte gefehlt, so wäre der unschuldige, fromme Graf Theobald seinen Feinden ausgeliefert worden und hätte ihrer Gewalt unterliegen müssen; aber Gott hat ihn behütet, und er schätzt sich glücklich, für die Gerechtigkeit und den Gehorsam, den er euch schuldet, zu leiden. Das heißt wahrhaft glücklich sein, gemäß dem Apostel, für die Gerechtigkeit zu leiden, und das Evangelium preist Jene selig, die ihretwegen verfolgt werden. Ach! Unglückliche, die wir sind, wir haben unser trauriges Geschick geahnt, ohne es vermeiden zu können, und um der vollständigen Verwüstung des Landes und dem Sturze des in sich zerfallenden Reiches vorzubeugen, hat sich euer sehr ergebener Sohn, der

---

1) S. Bern. Epist. 216. — 2) † Damberger stellt VIII, 335 die Vermuthung auf, daß Raoul von Vermandois excommunicirt wurde, weil er allen Verkehr mit dem Könige abschnitt.

edelmüthige Vertheidiger der Freiheit der Kirche, genöthigt gesehen, zu schwören, daß er die Aufhebung der Excommunication vermitteln wolle, welche euer verstorbener Legat Ivo gegen das Land und die Person des ehebrecherischen Tyrannen und gegen die Ehebrecherin, die er zum Weibe genommen, schleuderte. Auf die Bitten verständiger und treuer Leute hat er sich dazu entschlossen; denn man hat ihm versichert, daß ihr ihm gern diese Gnade gewähren würdet, ohne der Autorität der Kirche Eintrag thun zu müssen, da es immer in eurer Macht steht, diesen gerechten Urtheilsspruch gegen den unenthaltsamen Sünder zu erneuern. Es wäre dies ein treffliches Mittel, ihre Kunstgriffe zu vereiteln, den Frieden wieder herzustellen und den Gottlosen der Vortheile zu berauben, die er sich von seiner unrechtmäßigen Macht versprach. Ich hätte euch noch viele andere Dinge zu melden; der Ueberbringer dieses Schreibens jedoch ist vollständig von allem unterrichtet und wird euch nähere Aufschlüsse ertheilen"[1]).

Was hier der hl. Bernard von dem bedauernswerthen Zustande des französischen Reiches während der ersten Regierungsjahre Ludwig's des Jungen berichtet, wird von Otto von Freisingen bestätigt, welcher zu eben dieser Zeit seine ausgezeichnete Chronik schrieb. Er versichert, daß der Krieg zwischen dem König und dem Grafen von Champagne so viele Plündereien und Feuersbrünste verursachte, daß Frankreich unfehlbar zu Grunde gegangen wäre, hätten nicht die Verdienste, Bitten und Rathschläge frommer Personen den Frieden vermittelt.

Um diesen Frieden zu erleichtern, wurde der auf dem Grafen von Vermandois lastende Bann provisorisch aufgehoben. Nun blieb noch das auf den Ländereien des Königs haftende Interdict, weil dieser sich weigerte, den Erzbischof von Bourges anzuerkennen; der König hatte sogar im Zorne geschworen, ihn nie und nimmer anzuerkennen. Der hl. Bernard bemühte sich, die Gemüther beider Parteien zu besänftigen; er schrieb nach Rom, wo man fand, daß seine Nachgiebigkeit gegen den jungen König ein wenig zu weit gehe. „Ach", schrieb er hierauf bezüglich an die vornehmsten Cardinäle des römischen Hofes, „wir beweinen unsere vergangenen Trübsale, wir seufzen über unsere gegenwärtigen Uebel, wir fürchten deren für die Zukunft, und, um das Unglück voll zu machen, sind die Angelegenheiten in so traurigem Zustande, daß die Schuldigen sich nicht demüthigen, und die Richter sich nicht nachgiebiger stimmen lassen wollen. Jenen ruft man zu: „Höret auf, Böses zu thun, erkennt demüthig euren Fehler!" Aber sie hören nicht, so hartnäckig verharren sie in ihren Unordnungen. Diese, welche beauftragt sind, die Sünde zu rügen und den Sünder zu schonen, beschwören wir, das schon geknickte Rohr nicht zu brechen, den noch glimmenden Docht nicht auszulöschen, und sie sind nur um so unerbittlicher. Wenn wir mit dem Apostel die Kinder ermahnen, in allen Dingen ihren Vätern zu gehorchen, ist es als ob wir in den Wind sprächen; wenn wir die Väter bitten, ihre Kinder nicht zu erbittern, ziehen wir uns ihren Unwillen zu. Jene, die sich gegen ihre Pflichten verfehlt haben, können ebenso wenig dahin gebracht werden, ihre Schuld zu erkennen, als Diese, sie zurechtzuweisen und Nachsicht zu üben. Jeder wird von seiner Leidenschaft fortgerissen und in verschiedene Parteien getheilt.

Wehe! die Wunde der Kirche ist noch nicht geschlossen, und man ist im Begriffe, sie wieder zu öffnen, Jesum Christum auf's Neue zu kreuzigen, seine Seite zu durchstechen, seine Kleider zu zerreißen, und, wenn es möglich wäre, sein Gewand ohne Nath zu zerstückeln. Wenn ihr nur ein wenig Gefühl im

1) S. Bern. Epist. 217.

Herzen habt, o so wendet diese großen Uebel ab, verhindert diese traurige Spaltung eines Königreiches, das, wie ihr wisset, gegen fremde Spaltungen Mittel und Heilung bietet. Wenn der höchste Richter den Urheber des Aergernisses verflucht, welcher Quell überfließender Segnungen eröffnet sich dann nicht Denen, welche eine so verderbliche Zwietracht ersticken!

„Der König kann weder entschuldigt werden, daß er einen unerlaubten Eid geschworen hat, noch daß er darauf beharrt; aber er beharrt weniger aus Neigung als aus Scham darauf. Ihr wißt sehr wohl, daß es bei den Franzosen für ehrlos gilt, einen Schwur zu brechen, sei dieser auch unbedachter Weise geleistet; allerdings muß jeder verständige Mann zugeben, daß es nicht nothwenig sei, einen vernunftwidrigen Eid zu halten; auch will ich den König keineswegs entschuldigen; ich will euch nur nachsichtiger stimmen. Bedenket selbst, ob die Leidenschaft, die Jugend des Königs, seine Würde nicht einige Nachsicht verdienen. Wenn eure Barmherzigkeit nur um ein Geringes größer ist als eure Gerechtigkeit, so werdet ihr Rücksicht nehmen auf einen König, und zwar einen so jugendlichen König! Ihr werdet ihn begnadigen, wenigstens diesmal, unter der Bedingung, daß er sich nicht mehr in ein derartiges Unternehmen mische. Doch flehe ich um diese Gnade nur, falls sie die Freiheit der Kirche und die schuldige Ehrfurcht gegen den vom Papste geweihten Erzbischof nicht verletzt. Der König selbst, und die gesammte, tiefbetrübte Kirche Frankreichs bitten demüthig um dieselbe. Ach! ich schmachte hin vor Entsetzen beim Anblicke der Drangsal, wovon das Reich bedroht ist. Vor einem Jahre schon richtete ich die nämliche Bitte an euch; meine Sünden waren Ursache, daß ich euren Zorn noch mehr anfachte, anstatt ihn zu dämpfen, und nun hat dieser Zorn fast die ganze christliche Welt in Trostlosigkeit versenkt. Wenn mir im Uebermaße des Eifers irgend etwas entschlüpft ist, das ich unterdrücken oder anders hätte ausdrücken sollen, so widerrufe ich und bitte euch inständig, es zu vergessen; habe ich aber im Gegentheile geredet, wie ich sollte, dann handelt so, daß ich nicht vergeblich gesprochen habe"![1])

Die Excommunication des Grafen von Vermandois war provisorisch aufgehoben worden; da er aber seine verbrecherische Ehe mit der Schwester der Königin nicht aufgab, drohte der Papst, ihn auf's Neue zu excommuniciren. Der König beklagte sich darüber beim hl. Bernard und suchte ihn zu bewegen, dagegen zu wirken, um den hieraus entstehenden bösen Folgen vorzubeugen. Bernard antwortete dem König: „Stets habe ich mich nach meinen schwachen Kräften um den Ruhm eurer Person und das Wohl des Reiches bemüht; ihr selbst erweiset mir die Huld, dies einzugestehen, und euer eigenes Gewissen bezeugt es. Ich betheure auch, daß ich immer dieselben Gefühle hegen werde. Wie ich aber dem Gegenstande eurer Klagen genügen und den Papst hindern soll, den Grafen Raoul zum zweiten Male zu excommuniciren, — weiß ich nicht. Ihr wünschet, daß ich alle meine Kräfte anwende, diesen Schlag abzuwenden; ihr lasset mich die traurigen Folgen fürchten; aber ich kann es nicht, und wenn ich es könnte, so sehe ich nicht, wie ich es vernünftiger Weise anstellen soll; es thut mir leid, daß Uebles daraus entstehen wird; aber man darf nichts Böses thun, damit Gutes daraus hervorgehe. Sicherer ist es, diese Angelegenheit Gott zu überlassen; er ist mächtig genug, das Gute, welches er beschlossen hat, auszuführen und zu erhalten, um das Böse, welches die Gottlosen im Schilde führen, abzuwenden oder wenigstens auf die Urheber selbst zurückfallen zu lassen.

„Was mich am meisten betrübt, ist die Bemerkung Ew. Majestät, diese abermalige Excommunication sei dem zwischen euch und dem Grafen Theobald

---

1) S. Bern. Epist. 219.

geschlossenen Friedensvertrage hinderlich. Kann Ew. Majestät zweifeln, daß sie einen großen Fehler begangen, indem sie den Grafen mit den Waffen in der Hand zwang, gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze zu schwören, den Papst nicht nur um die Lossprechung des Grafen Raoul und seiner Güter zu bitten, sondern dieselbe von ihm zu fordern, trotz aller Gerechtigkeit und Vernunft? Warum wollt ihr zu der einen Sünde noch eine andere fügen und die Geduld Gottes erschöpfen? Was hat Graf Theobald verbrochen, daß er sich zum zweiten Male eure Ungnade zuzieht? Dieser Fürst hat sein Möglichstes gethan, allen Regeln der Gerechtigkeit zuwider, die Lossprechung des Grafen Raoul zu erwirken; er hat nicht das Geringste dazu beigetragen, ihn von Neuem excommuniciren zu lassen, weil er es geschworen hatte und euch zu mißfallen fürchtete. Wollet also eurem Könige, dem Schöpfer des Weltalls, nicht so geradezu widerstehen, und dies in seinem Reiche und auf seinem Gebiete! Habet nicht die Verwegenheit, eure Hand so oft gegen Den zu erheben, welcher den Fürsten das Leben nimmt und so schrecklich ist für die Könige der Erde! Ich rede strenge, weil ich strenge Züchtigungen für euch fürchte, und ich würde sie weniger fürchten, wenn ich euch weniger liebte" [1]).

Der junge König gab diesen friedlichen Rathschlägen der Weisheit kein Gehör; die Schmeicheleien einiger Höflinge, welche aus den Unruhen Frankreichs Nutzen zu ziehen hofften, gefielen ihm besser; er beschloß, den Krieg zu erneuern. Da schrieb ihm der hl. Bernard in noch stärkeren Ausdrücken als vorher. „Gott weiß", sagt er, „wie sehr ich euch geliebt, mit welch' großem Eifer ich stets euren Ruhm beförderte; ihr selbst habt im vergangenen Jahre meinen unermüdlichen Fleiß gesehen, mit dem ich den Frieden im Reiche wieder herzustellen bemüht war; aber ich fürchte, daß meine Arbeiten umsonst sind. Es scheint in der That, daß ihr mit zu großer Leichtigkeit den guten Entschluß, den ihr gefaßt, aufgebet, und daß ein vom Teufel eingegebener Rath euch drängt, die Verheerungen zu erneuern, deren Urheber zu sein ihr bereut habet. Wer anders als der Teufel kann euch den Plan eingegeben haben, alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten, den Vater der Waisen, den Richter der Wittwen zu erzürnen und ihn zu zwingen, daß er das Geschrei der Armen, das Klagen der Gefangenen, das Blut der Todten anhöre? Dieser Feind des Menschengeschlechtes war der erste Menschenmörder; solche Opfer sind ihm angenehm.

„Uebrigens schiebet eure eigene Schuld nicht auf den Grafen von Champagne. Dieser Fürst erklärt, daß er zum Frieden geneigt sei; er bittet inständig darum unter den Bedingungen, die euch ja schon bekannt sind; er verspricht, alle von den Vermittlern gefaßten Beschlüsse treulich auszuführen; er ist bereit, jede Verletzung des Vertrages gut zu machen, wenn er sich eine solche zu Schulden kommen ließ, was er jedoch nicht glaubt. Ihr aber wollt diese Friedensvorschläge nicht hören; ihr haltet euer gegebenes Wort nicht, ihr folget diesen heilsamen Rathschlägen nicht, sondern durch geheimnißvolle Zulassung Gottes bildet ihr euch von allen Dingen falsche Begriffe; was euch ehrenvoll ist, betrachtet ihr als Beleidigung; was euch zur Schande gereicht, haltet ihr für ehrenhaft; ihr fürchtet die Sicherheit und verachtet das zu Fürchtende. Derselbe Vorwurf, welchen man dem hl. König David machte, gilt auch euch: „Jene, die dich hassen, liebst du, und Jene, die dich lieben, hassest du!" In der That suchen die, welche euch zum Kriege wider einen Fürsten, der denselben durch nichts verschuldet hat, anreizen, nicht euren Ruhm, sondern ihr Interesse oder vielmehr den Willen des Teufels. Da

1) S. Bern. Epist. 220.

sich diese Feinde der Krone, diese offenbaren Friedensstörer des Reiches, zu schwach fühlen, um ihren Groll auszulassen, bedienen sie sich dazu eurer königlichen Macht.

„Aber was euch auch mit eurem Reiche, eurer Seele, eurer Krone zu thun beliebt, wir, Kinder der Kirche wir können die Beleidigungen unserer verachteteten, mit Füßen getretenen Mutter nicht ruhig hingehen lassen. Wir beweinen ihre vergangene Drangsal, wir fühlen ihre gegenwärtigen Leiden, wir fürchten die künftigen, die ihr drohen. Wir werden standhaft bleiben und bis in den Tod für sie kämpfen, wenn es nothwendig ist. Statt Schild und Schwert werden wir die uns geziemenden Waffen — Gebet und Thränen — anwenden. Was mich betrifft, so habe ich außer durch meine gewöhnlichen Gebete für euch und euer Land eure Sache noch durch Briefe und Boten an den hl. Stuhl unterstützt, und bin, ich kann es nicht leugnen, soweit gegangen, daß ich fast mein Gewissen verletzte und mir den gerechten Unwillen des Papstes zuzog. Nun wohl! Ich bin eurer fortwährenden Frevel müde und erkläre euch, daß ich meine Unklugheit, eure große Jugend zu entschuldigen, bereue. Künftighin werde ich nach meiner geringen Macht nicht mehr gegen die Wahrheit fehlen; ich werde nicht verhehlen, daß ihr mit Excommunicirten euer Bündniß zu erneuern sucht; daß ihr mit Schurken und Räubern euch verschwört, Blut zu vergießen, Häuser zu verbrennen, Kirchen zu zerstören, die Armen zu Grunde zu richten; daß ihr mit dem Diebe zur Plünderung eilet und Gemeinschaft pfleget mit dem Ehebrecher, als ob ihr für euch allein nicht schon genug im Stande wäret, Böses zu thun. Ich werde auch nicht verbergen, daß ihr, nicht zufrieden damit, aus Unbesonnenheit, welche die traurige Quelle unendlicher Uebel geworden, einen unerlaubten, verfluchten Eid gegen die Kirche von Bourges geschworen zu haben, diese Sünde dadurch sühnen wollt, daß ihr zu Châlons den Schäflein Jesu Christi einen Hirten verweigert, und daß ihr gegen alle Gesetze der Gerechtigkeit erlaubt, daß die bischöflichen Gebäude von den Truppen eures Bruders besetzt, und die Güter der Kirche geraubt und zu profanen und verbrecherischen Zwecken mißbraucht werden. Ich sage dir, wenn du so fortfährst, wird dein Frevel nicht lange unbestraft bleiben. Deshalb, mein Herr und König, ermahne und rathe ich dir als treuer Freund, laß ab von dieser Bosheit und demüthige dich nach dem Beispiel des Königs von Ninive, um die schon zum Schlagen erhobene Hand Gottes abzuwenden. Ich rede hart, weil ich noch härtere Dinge für dich fürchte; aber erinnere dich der Worte des Weisen: „Die Schläge eines Freundes sind besser als die Küsse eines Feindes“ [1]).

Der König antwortete dem hl. Bernard, um sein Betragen durch verschiedene Gründe zu rechtfertigen. Der Heilige schrieb hierüber an die beiden ersten Räthe des Königs, Joscelin, Bischof von Soissons, und Suger, Abt von St. Denys. „Ich habe dem Könige die Unordnungen seines Reiches, wovon man glaubt, daß er sie begünstigt, dargelegt; da ihr zu seinen Rathgebern gehört, fand ich es für gut, euch seine Antwort mitzutheilen. Wie ist's möglich, daß er von dem, was er schreibt, überzeugt ist? Und ist er es nicht, wie kann er es mir dann einreden wollen, mir, der ich doch, wie ihr wißt, vollständig von allem unterrichtet bin? Um mich zu überzeugen, daß der Graf von Champagne den Friedensvertrag gebrochen habe, schreibt er in folgenden Ausdrücken: „Die Bischöfe sind noch suspendirt, mein Königreich ist mit dem Interdicte belegt.“ Als ob Graf Theobald die Macht oder die Verpflichtung hätte, ein kirchliches Interdict aufzuheben. „Man hat“, sagt er, „mit dem Grafen Raoul sein Spiel getrieben, da man seine Excommunica-

1) S. Bern. Epist. 221.

tion erneuerte." — Inwiefern betrifft dieses den Grafen Theobald? Hat er nicht aufrichtig gestrebt, sein Versprechen zu erfüllen? Hat er nicht vollständig sein Wort gehalten? Graf Raoul ist in seiner Bosheit überrascht worden; er fiel in die Grube, die er sich gegraben hat. Ist dies wohl ein genügender Grund, einen feierlichen Vertrag zu brechen und den Zorn des Königs gegen Gott und seine Kirche zu entflammen, zum Schaden seiner Person und seines Landes? Mußte sich deshalb der König soweit vergessen, seinen Bruder an der Spitze eines Heeres in das Gebiet eines Fürsten, seines Vasallen, einrücken zu lassen, um dort alles zu verwüsten und zu verheeren, ohne auch nur den Krieg erklärt und die Gründe dieses Friedensbruches erklärt zu haben? Und mußte er gerade mit der Einnahme von Châlons beginnen zum Nachtheile ihres besonderen Vertrages, den er mit dem Fürsten bezüglich dieser Stadt geschlossen hatte?"

Nachdem der hl. Bernard noch andere vom König angeführte Einwände widerlegt hatte, wendete er sich folgendermaßen an die beiden Räthe: „Angenommen übrigens, der Graf von Champagne habe Unrecht; warum dann die Schuld der Kirche beimessen? Was thaten die Gemeinden von Bourges, von Châlons, Rheims und Paris dem Könige? Möge er sich Gerechtigkeit verschaffen in Bezug auf den Grafen; mit welchem Rechte aber, ich bitte euch, plündert er die Ländereien und Güter der Kirche, und weigert sich, den Schäflein Christi Hirten zu geben? Denn bald widersetzt er sich der Weihe des gewählten Bischofs, bald befiehlt er, die Wahl aufzuschieben, bis die Güter der Kirche verzehrt, das Erbtheil der Armen vergeudet, die ganze Diöcese verheert ist. Sind das die Rathschläge, die ihr ihm gebet? Einerseits kann ich nicht glauben, daß er gegen euere Ansicht handele; andererseits ist es noch unglaublicher, daß ihr schlecht genug seid, ihm solche Bosheiten einzugeben. Das hieße augenscheinlich ein Schisma herbeiführen, sich gegen Gott empören, die Kirche knechten, die Freiheit derselben vernichten. Jeder eifrige Christ, jeder würdige Sohn der Kirche wird sich wie eine Mauer dagegen stellen, das Haus Gottes zu vertheidigen. Und ihr, die ihr Kinder des Friedens seid und den Frieden liebet, wie könnet ihr, ich sage nicht, solche Angelegenheiten verhandeln, sondern einem so ungerechten Staatsrathe beiwohnen? Mit Recht kann man alles Böse, das ein junger König begeht, Ministern vorwerfen, welche durch Alter und Erfahrung nicht zu entschuldigen sind"[1]).

Sowohl der Bischof von Soissons als der Abt von St. Denys beklagten sich beim hl. Bernard. Der erstere besonders that dies mit einer gewissen Bitterkeit darüber, daß er ihnen vorgeworfen hatte, Spaltung und Schisma zu befördern und Aergernisse zu begünstigen. Bernard erwiderte dem Bischofe von Soissons, daß er dies weder gesagt oder geschrieben noch gedacht habe, ihn aber dessenungeachtet um Verzeihung bitte, da er Beleidigungen nur durch Gebet erwidern wolle. „Uebrigens", fügt er hinzu, „damit ihr nicht glaubet, meine Unterwürfigkeit und mein Entschuldigen hätten mir meinen Freimuth geraubt, gestehe ich, daß ich mit Schmerz euren Mangel an Muth sehe, die Beleidigungen Christi zu rächen und die Freiheit der Kirche zu vertheidigen. Dieser Schmerz hat mich gezwungen, euch harte Dinge zu sagen, aber nicht solche, wie ihr sie mir vorwerfet. Ich glaubte, und würde noch glauben, wenn ich euch nicht zu beleidigen fürchtete, daß es keineswegs genüge, nicht Urheber der Spaltung zu sein; ihr müßt auch mit Festigkeit Denen widerstehen, die sie verursachen, welchen Standes sie auch seien, und ihre Rathschläge und ihre Umtriebe solltet ihr verabscheuen. Ich meine, es würde euch zur Ehre ge-

---

1) S. Bern. Epist. 222.

reichen, mit David sagen zu können: „Ich verabscheue die Versammlung der Gottlosen, und ich will im Rathe der Gottlosen nicht sitzen. Kommt denn dieser Eifer nur dem Propheten zu? Ziemt er nicht auch dem Priester des Herrn, welcher in demselben Geiste sagen soll: „Herr, ich hasse Diejenigen, die dich hassen, ich brenne vor Eifer gegen deine Feinde."

„Wollte Gott (ich sage es, ohne die euch schuldige Achtung zu verletzen), wollte Gott, ihr hättet einen gleichen Eifer gegen einen jungen König gezeigt, welcher, von grausamer Leidenschaft mehr als von jugendlichem Leichtsinne hingerissen, eurer heilsamen Rathschläge und seines gegebenen Wortes spottet, ohne irgend einen Grund sein Reich beunruhigt, sich gegen Himmel und Erde versündigt, die Kirche verwüstet, das Heiligthum entweiht, die Bösen begünstigt, die Guten verfolgt, die Unschuldigen tödtet! Warum seufzet ihr nicht über so viele Uebel? Warum trachtet ihr nicht, ihren Lauf zu hemmen? Aber ich besitze nicht die Kühnheit, einen vollendeten Gelehrten zu unterweisen, und noch viel weniger einen Bischof zu tadeln, dem es zukommt, den Sünder zu ermahnen, und den Verirrten auf den rechten Weg zu führen" [1]).

Der hl. Bernard und sein Freund, der Bischof Hugo von Auxerre, thaten ihr Möglichstes, eine Versöhnung zwischen dem Könige und dem Grafen von Champagne herbeizuführen und den Leiden des Krieges ein Ende zu machen. Zu diesem Zwecke fand zu Corbeil eine Conferenz statt, die jedoch ohne Erfolg blieb. Darüber beklagten sich die beiden Vermittler beim Könige selbst. „Seit langer Zeit schon sind wir vom Hause entfernt; wir haben unsere Angelegenheiten verlassen, um nur am Frieden eures Reiches zu arbeiten; und Gott ist unser Zeuge, wir thuen dies mit aller uns möglichen Treue; doch weinen wir über den geringen Erfolg unserer Bemühungen; das Geschrei der Armen ertönt unaufhörlich, das Elend des Landes nimmt von Tag zu Tag zu. Welchen Landes? fragst du. Des deinigen. All diese Verwirrung herrscht im Schooße deiner eigenen Staaten und verursacht deren Zerstörung; denn seien es Freunde oder Feinde, es sind immer deine eigenen Unterthanen, welche durch diesen Krieg verarmen, in's Gefängniß geführt und unfehlbar zu Grunde gerichtet werden. Fürchtest du nicht, daß jenes Wort des Herrn an dir in Erfüllung gehe: „Jedes Reich, das uneins ist, wird zerstört werden? Und was noch mehr ist, die, welche es zerstören und verwüsten, stellen dich an ihre Spitze, als ob du der Urheber dieses Elendes wärest, du, den sie als Vertheidiger des Reiches und Rächer deiner Unterthanen fürchten sollten. Wir schmeichelten uns schon, daß Gott dich gerührt und erleuchtet habe, daß du, überzeugt von ihrer Bosheit, bereit seiest, ihren Schlingen zu entgehen und einen heilsameren Entschluß zu fassen. Aber ach! die Conferenz von Corbeil hat unsere Hoffnungen fast zu nichte gemacht. Wir wurden, erlaube mir es zu sagen, auf unvernünftige Weise zurückgeschickt. Deine Unruhe und Aufregung benahm uns die Freiheit, dich über das aufzuklären, was dir in unserer Rede nicht gefiel. Hättest du uns friedlich angehört, so hättest du sicherlich erkennen müssen, daß man dir in Rücksicht auf den jetzigen Zustand der Dinge nichts vorschlug, was nicht ehrenhaft und verständig gewesen wäre. Deine Aufregung verursacht uns selber Unruhe und Bestürzung, macht uns selbst ungewiß und unschlüssig, so gute Absichten wir auch haben mögen. Das ist die Schuld jener streitsüchtigen und wenig erleuchteten Geister, welche dich durch ihren falschen Lärm einschüchtern und das Gute und Böse mit einander verwechseln." — Die beiden Unterhändler fand-

---

1) S. Bern. Epist. 223.

ten endlich eine Vertrauensperson an den König, der ihm ihre Absichten mündlich mittheilen und die seine seinigen erforschen sollte[1]).

Als der hl. Bernard, welcher die Sache des Königs so lebhaft beim Papste vertreten hatte, sah, daß der Fürst seine Versprechungen nicht erfüllte, glaubte er das Oberhaupt der Kirche davon benachrichtigen zu müssen. Er schrieb also an den Cardinalbischof von Palestrina: „Jeremias klagt folgendermaßen über seine Feinde: Erinnere dich, o Herr, daß ich vor dich hintrat, um zu ihren Gunsten zu sprechen, daß ich deinen Zorn von ihnen abzuwenden suchte.“ Und er schließt: „Mache also ihre Kinder zu Bettlern und zur Beute des Schwertes.“ Das sind die Verwünschungen des Propheten. Da ich mich in ähnlichem Falle befinde, wende ich diese Stelle auf mich an; denn du weißt, mit welcher Wärme ich die Interessen des Königs bei dem Papste aufrecht erhalten, körperlich abwesend zwar, aber geistig gegenwärtig. Auf seine schönen Versprechungen hin habe ich es gethan; heute jedoch, da er mir Gutes mit Bösem vergilt, muß ich widerrufen. Ich schäme mich, von eitlen Hoffnungen bethört worden zu sein; ich danke euch, daß ihr mir versagtet, um was ich aus zu großer Einfalt bat. Ich glaubte, Nachgiebigkeit gegen einen friedlichen König zu üben, und finde, daß dies nichts Anderes als niedrige Gefälligkeit gegen den erbittertsten Feind der Kirche gewesen ist. Ach, man tritt die heiligsten Dinge mit Füßen; man knechtet die Kirche auf schändliche Weise, man widersetzt sich den bischöflichen Wahlen, und wenn der Klerus dennoch einen Bischof zu wählen wagt, verbietet man ihm die Ausübung seines Amtes. Paris schmachtet ohne Hirt; Niemand hat den Muth, darüber zu murren und zu klagen. Die bischöflichen Häuser werden geplündert, mit sacrilegischer Hand vergreift man sich an davon abhängigen Ländereien und Vasallen, die Einkünfte werden im Voraus eingezogen. Schon vor länger Zeit hat Châlons sich einen Bischof gewählt, aber er führt nur den leeren Namen; stellet euch vor, welchen Schaden die Heerde des Herrn hierbei leiden muß! Der König setzte seinen Bruder an Stelle des Bischofs, und dieser Prinz verfährt nun mit äußerster Strenge; er verfügt unumschränkt über die Kirchengüter und läßt Tag für Tag das Geschrei der hingeschlachteten Opfer, die Stimmen der Unterdrückten, die Thränen der Wittwen, die Klagen der Waisen, die Seufzer der Gefangenen, das Blut der Todten zum Himmel dringen. Und als ob seiner Wuth die Grenzen dieses Bisthums zu enge wären, erstreckt sich dieselbe auch auf die Diöcese Rheims, dieses Land der Heiligen, ohne Priester, Mönche und Nonnen zu schonen. Die fruchtbaren Gegenden jener so volkreichen Ortschaften Sainte-Marie, Saint-Remi, Saint-Nicaise, Saint-Thierri sind fast nur mehr furchtbare Wüsten, so viel Blut hat er vergossen. Allerwärts hört man sagen: „Machen wir uns das Heiligthum Gottes zu unserm Erbtheile“ (Ps. 82). Auf diese Weise macht der König das Unrecht gut, welches er durch einen ebenso grausamen Schwur, wie der des Herodes war, der Kirche von Bourges zugefügt hat.“ Sodann führt der hl. Bernard die Vorwände an, welche der König gebraucht hatte, um den mit dem Grafen von Champagne geschlossenen Vertrag zu brechen, und bittet den Bischof von Palestrina, den Papst zur Unterdrückung dieser Unordnungen zu veranlassen[2]).

Der Papst Innocenz starb vor dem Abschlusse dieser Angelegenheit.

43. Einer der beiden spanischen Könige, die Gesandten zum Concil nach Rheims sandten, um den Papst Innocenz II. ihres Gehorsams zu versichern und um Hülfe gegen die Muhamedaner zu bitten, war Alphons I.,

---

1) S. Bern. Epist. 226. — 2) Ibid. Epist. 224.

König von Aragonien. Im Jahre 1118 hatte er den Muhamedanern Saragossa genommen, das vierhundert Jahre lang unter ihrer Herrschaft gestanden hatte. Er schlug daselbst seinen Hof auf und gab mehrere Stadttheile französischen und aragonischen Großen, die ihm bei der Eroberung behülflich gewesen waren. Er breitete seine Herrschaft von da bis an den Ebro aus und bemächtigte sich der Städte Taraçona und Catalayud. Als glühender Feind der Mauren hörte dieser kriegerische König nicht auf, sie zu verfolgen, und da er mit dem neuen Könige von Castilien, Alphons VIII., einen Bund geschlossen, trug er mehrere bedeutende Vortheile über die Muselmänner Afrikas und Granada's davon, welche gegen Aragonien vorgerückt waren. Durch den Erfolg seiner Waffen hingerissen, drang Alphons in die Königreiche Valencia und Murcia ein und trug den Krieg bis in die Umgebung von Granada, woselbst er sein Heer überwintern ließ, da er von seinen Staaten zu weit entfernt war.

Damals stiegen zehntausend Familien mozarabischer Christen, welche gehört hatten, daß ein christlicher Fürst am Fuße der Alpujarras war, von den Bergen herab und scharten sich unter die Fahnen des Königs von Aragonien. Sie theilen ihm mit, daß sie sich seit der Eroberung Spaniens durch die Muselmänner, nämlich seit drei Jahrhunderten, von Geschlecht zu Geschlecht auf diesen Gebirgen erhalten hätten. Die französischen Großen, welche Alfons auf diesem glänzenden Zuge begleitet hatten, verließen ihn bei seiner Rückkehr, weil sie unzufrieden waren, daß er sie an den Auszeichnungen und Belohnungen, die er seinen eigenen Unterthanen bewilligte, nicht Theil nehmen ließ. Durch diesen Abzug kühner gemacht, kehrten die Mauren mit ungeheurer Macht zurück, um den König von Aragonien anzugreifen. Dieser beeilte sich, die Franzosen zurückzurufen und verpflichtete sich eidlich, ihnen Landbesitz und Würden in seinen eigenen Besitzungen zu geben. Darauf kamen sie alsbald zurück und trugen mächtig zu dem entscheidenden Siege bei, den Alfons im Jahre 1126 über die Muselmänner davontrug, welche sein Heer schon in den Gebirgen des Königreiches Valencia eingeschlossen hatten. Dieser Erfolg veranlaßte ihn, Fraga zu belagern, einen stark befestigten Ort an der Grenze Cataloniens; er hielt ihn seit einem Jahre eingeschlossen und verweigerte der Besatzung eine ehrenvolle Uebergabe, als plötzlich ein zahlreiches Heer Mauren erschien, ihm eine Schlacht lieferte und ihn besiegte. Zwei Bischöfe, eine große Anzahl französischer, aragonischer, catalonischer, navarresischer Ritter und fast das ganze Heer blieben auf dem Schlachtfelde. Verwundet und von zehn Rittern begleitet, rettete sich Alfons in das Kloster des hl. Johannes von Pegna, wo er im Jahre 1134 acht Tage nach seiner Niederlage starb, indem er die aragonische Monarchie um zwei Drittheile größer zurückließ, als er sie bei seinem Regierungsantritte gefunden hatte. Ein leutseliger und freigebiger, aber ein mehr tollkühner als vorsichtiger und weiser König, sah sich Alfons, der sich durch seine Leidenschaft für den Krieg hatte hinreißen lassen, wie die meisten Eroberer mitten in seinen Triumphen aufgehalten. Man nannte ihn den „Streiter“, weil er in 29 Hauptschlachten mitgekämpft hatte. [Da er keine Kinder hinterließ, so wählte man seinen Bruder Ramiro, der Mönch geworden war, zum Könige von Aragonien; in Navarra, das abgetrennt wurde, wählte man dagegen Garcias. Ramiro regierte nur wenige Jahre und überließ die Verwaltung an den Grafen Raimund von Barcelona, der Ramiro's Erbtochter Petronella heirathete, wodurch die Grafschaft Barcelona mit Aragonien vereinigt wurde. Raimund regierte von 1157 bis 1162, er war ein berühmter Ritter der Christenheit und eroberte mehrere Städte.]

Der andere König Alfons, dessen Gesandte dem Concil zu Rheims beiwohnten, war Alfons VIII., König von Castilien, Leon und Gallicien, ein Sohn der Urraca und des Raimund von Burgund, Grafen von Gallicien. Als er durch den im Jahre 1126 erfolgten Tod seiner Mutter alleiniger Besitzer des Thro=

nes wurde, war seine erste Sorge, die Unruhen zu beseitigen, welche die schlechte Regierung veranlaßt hatte. Er unterwarf die Aufrührer, sicherte den innern Frieden, eroberte Burgos und die andern Plätze wieder, welche sein Schwiegervater Alphons I., König von Aragonien, noch in Castilien besaß. Die Stände des Königreiches, welche auf seinen Befehl in Valencia versammelt waren, beschlossen verschiedene Bestimmungen über die Verwaltung und die innere Sicherheit. Nachdem Alfons den Frieden in Castilien wieder hergestellt hatte, sandte er ein Heer gegen die Mauren Afrika's, welche die Umgegend von Toledo verwüsteten. Die Mauren wurden geschlagen, und Alfons begab sich hierauf in eigener Person nach Andalusien; er erlangte dort neue Erfolge und die Unterwerfung mehrerer kleinerer muhammedanischer Fürsten, welche das Joch der Christen dem Despotismus der Könige von Marokko vorzogen. Im Jahre 1134 eilte der König Aragonien und Navarra zu Hülfe, welche von einem Einfalle der Muselmänner bedroht waren. Seine Hülfeleistung war jedoch nicht uneigennützig; er ließ sich Saragossa geben und verlangte von dem Könige von Navarra, daß er ihm mit seinen Staaten huldige. Als er so Schutzherr von ganz Spanien geworden war, versammelte er die Stände zu Leon und ließ sich daselbst feierlich zum Kaiser der Spanier krönen, obwohl er kaum ein Drittheil der Halbinsel besaß. Trotz des prahlerischen Titels zeigte sich dieser Fürst keineswegs als Bedrücker seiner Unterthanen. Er stellte im Gegentheil bei den zu Leon versammelten Ständen ihre Gesetze und Privilegien sicher. Dieselben Stände bestimmten auch, daß die Befehlshaber der Grenzplätze alljährlich Streifzüge in das Gebiet der Muselmänner machen sollten. Alfons wollte aus den Unruhen, die in deren Gebieten sowohl in Spanien als in Afrika ausgebrochen waren, Nutzen ziehen; er erstickte deshalb die Uneinigkeit der christlichen Fürsten in ihren Keimen, indem er sich gegen seine früheren Bundesgenossen großmüthig zeigte. Er gab dem Könige von Aragonien Saragossa zurück und bewilligte dem Könige von Navarra, der sich unkluger Weise gegen Castilien verbündet hatte, den Frieden. So gesichert vor Unruhen im eigenen Lande, zog er gegen die Ungläubigen und eroberte nach verschiedenen Angriffen Calatrava, Almeria und mehrere andere Orte. Hierauf verbündete er sich mit den übrigen christlichen Fürsten und krönte seine Heldenthaten durch den glänzenden Sieg, den er im Jahre 1157 bei Juan über die afrikanischen Mauren erfocht. Er starb kurze Zeit nachher im Alter von 51 Jahren.

44. Papst Innocenz II. berief, um mit Nachdruck die durch das Schisma entstandenen Unordnungen auszurotten, ein allgemeines Concil, das zu Rom im Anfange des April 1139 eröffnet werden sollte. Dieses Concil versammelte sich am 3. oder 4. des bezeichneten Monats im lateranensischen Palaste.

Der gelehrte Mansi hat eine Urkunde Peters, des Abtes von St. Andreas zu Rom, wieder aufgefunden, welche ausdrücklich sagt, daß er sich dem Concil am 4. April vorgestellt habe. Es ist wahrscheinlich, daß die Versammlung schon am Tage vorher, am 3. April, zusammengetreten war; denn dieser war ein Montag, der gewöhnliche Anfangstag der Concilien. Noch nie hatte man ein so zahlreiches gesehen. Es waren ungefähr tausend Prälaten da und unter ihnen die Patriarchen von Antiochien, Aquileja und Grado. Man zählt es als das zehnte allgemeine Concil. „Und der Papst", sagt ein französischer Historiker jener Zeit, „erschien daselbst unter diesen Prälaten als der ehrwürdigste von Allen, sowohl wegen der Majestät seines Antlitzes, als auch wegen der Rede, die aus seinem Munde hervorging" [1]).

1) Chron. Mauriniac.

Man konnte dasselbe Verfahren beobachten, welches man in Aquitanien beobachtet hatte, um die Einigkeit überall zu befestigen, wo das Schisma geherrscht hatte. In seiner beredten Eröffnungsansprache weiset der Papst zuvörderst das zurück, was von einem falschen Mitleide oder einer übel angebrachten Achtung zu Gunsten der Schismatiker angerathen werden konnte. „Unsere Regel, sagt er, ist die des hl. Augustin, daß man bei Leuten, welche von der katholischen Kirche getrennt sind, nicht blos auf die Unbescholtenheit ihrer Sitten sehe, und daß sie hinsichtlich der Gnade todt und Feinde Gottes sind, sobald sie sich von der Einheit Jesu Christi losgelöst haben. Hüten wir uns wohl, ihre Verwegenheit in Ertheilung und im Empfange der Weihen ungestraft zu lassen und zu leiden, daß diese Gottesräuber sich des Verbrechens erfreuen, die Canones überschritten und die Jurisdiction usurpirt zu haben." Alle Väter des Concils gingen auf die Ansichten des Papstes ein. Sie alle riefen: „Wir erklären null und nichtig, was Petrus Leonis gethan hat; wir erniedrigen die, welche er erhoben hat; wir setzen die ab, welche er geweiht hat, und was die übrigen Priester und Diener anlangt, die Gerhard von Angouleme geweiht hat, so untersagen wir ihnen kraft der apostolischen Autorität die Ausübung ihrer Aemter. Wir wollen, daß sie für immer in dem Grade bleiben, in dem sie gegenwärtig sich befinden, und wir untersagen ihnen, jemals höher zu steigen.

Der Beschluß des Concils wurde auf demselben ausgeführt. Der Papst rief die im Schisma ordinirten Bischöfe, welche auf dem Concil gegenwärtig waren, den einen nach dem andern namentlich auf, und nachdem er mit Unwillen ihre Fehler gerügt, entriß er ihnen den Stab aus ihren Händen, den Ring von ihren Fingern, das Pallium von ihren Schultern. Peter v. Pisa wurde von dieser Strenge auch nicht ausgenommen; der Papst beraubte ihn seiner Würden, obgleich er sie ihm auf Zureden des hl. Bernard wieder verliehen hatte, nachdem er das Schisma verlassen hatte. Deshalb beklagt sich auch der hl. Abt bei dem Papst in einem sehr eindringlichen Briefe; er lobt den Eifer des Papstes gegen die Schismatiker, sagt aber, daß die Strafe da nicht gleich sein dürfe, wo die Schuld keine gleiche sei, und daß er seinem Ansehen schaden würde, wenn er das widerrufe, was er gethan habe [1]). Der Annalist Manriquez versichert, daß der Papst den Vorstellungen des hl. Abtes nachgegeben und Peter v. Pisa wieder in seine hohe Würde eingesetzt habe.

Das Concil vom Lateran verfaßte oder erneuerte dreißig disciplinarische Canones. Der durch Simonie Ordinirte sollte seines Amtes entsetzt werden. Man dürfe weder für Beneficien noch für geweihte Sachen etwas zahlen. Kein Bischof dürfe Jemanden wieder aufnehmen, der durch einen andern excommunicirt worden sei. Unverbesserliche Kleriker sollten aller kirchlichen Beneficien beraubt werden. Man dürfe die Güter der Geistlichen bei ihrem Tode nicht einziehen. Die verheiratheten oder concubinarischen Subdiakonen sollten ihres Dienstes und aller Beneficien beraubt werden. Die Mönche und regulirten Kleriker dürfen sich nicht dem Studium der weltlichen Gesetze und der Medizin widmen. Die Laien dürfen weder die Abgaben noch die Kirchen zurückbehalten. Man müsse den Gottesfrieden unter Strafe der Excommunication beobachten. Man verspricht immerwährende Sicherheit den Geistlichen, Mönchen, Pilgern, Kaufleuten, Arbeitern und ihren Viehheerden. Die Wucherer sollten als excommunicirt und für ehrlos gehalten werden. Kriegsleute dürfen nicht mehr Zusammenkünfte auf Märkten halten, um dort mit einander zu kämpfen, und ihre Geschicklichkeit und Kraft zu zeigen. Wenn einer

---

1) S. Bern. Epist. 213.

dabei sterben würde, sollten ihm die hl. Sakramente der Buße und des Altars nicht verweigert werden, wohl aber ein kirchliches Begräbniß. Das bezog sich auf die Zusammenkünfte, die man nachher Turnire genannt hat. Jeder, der einen Geistlichen schlägt, ist excommunicirt, sowie jeder, der Hand an Jemanden legt, der sich in eine Kirche oder auf einen Kirchhof geflüchtet hat. Niemand darf kirchliche Beneficien erblich zu machen suchen. Heirathen zwischen Verwandten wurden verboten. Brandstifter wurden excommunicirt; sie wurden des kirchlichen Begräbnisses beraubt, wenn sie nicht vorher Schadenersatz geleistet hätten. Denjenigen, die sich noch in gesunden Tagen bekehrten, gab man zur Buße auf, ein Jahr in Jerusalem oder Spanien gegen die Ungläubigen zu dienen. Der Bischof, welcher einen Brandstifter ohne diese Bedingungen losspricht, müsse selbst den Schadenersatz leisten und sich ein ganzes Jahr der bischöflichen Functionen enthalten. Das Concil spricht den Königen und Fürsten nicht das Recht ab, Gerechtigkeit zu üben nach dem Rathe der Erzbischöfe und Bischöfe. Die Kinder von Priestern dürfen zum Dienste des Altars nicht zugelassen werden, wenn sie nicht in Klöstern bei Mönchen oder bei Kanonikern religiös gelebt hatten. Die falsche Buße wird verworfen. Man erklärt Diejenigen für häretisch, welche das Sakrament des Leibes und Blutes unseres Herrn, die Kindertaufe, das Priesterthum und die andern kirchlichen Weihen, wie die rechtmäßigen Ehen verwerfen, und empfiehlt der weltlichen Macht, dieselben zu unterdrücken. Diese Häretiker waren die neuen Manichäer. Man dürfe nichts nehmen für das hl. Oel und das Begräbniß. Wer immer aus der Hand eines Laien ein kirchliches Beneficium annimmt, soll dessen beraubt werden. Eine gewisse Art von Frauen wird verworfen, die, ohne die Regeln des hl. Benedict, des hl. Basilius, noch des hl. Augustin zu beobachten, und ohne in Gemeinschaft zu leben, für Ordensleute gelten wollen, während sie in ihren Privathäusern wohnen bleiben, oder unter dem Vorwande der Gastfreundschaft jede Art von Gästen aufnehmen, selbst nicht besonders tugendhafte. Auch wird den Nonnen verboten, mit Kanonikern und Mönchen auf demselben Chore zu singen. Die Bestimmungen der Väter erlauben nicht, daß die Kirchen länger als drei Monate unbesetzt bleiben; bei dem Tode der Bischöfe dürfen die Kanoniker der Kathedrale unter Strafe des Bannes Klosterleute von der Bischofswahl nicht ausschließen. Die Wahl soll nach ihrem Rathe geschehen oder doch mit ihrer Zustimmung, sonst ist sie ungültig. Endlich verbietet das Concil den Bogenschützen, ihre mörderische Kunst gegen Christen und Katholiken auszuüben.

Auf den Rath aller Väter setzte Innocenz II. auf diesem Concil im Lateran den ersten Abt von Fulda, Sturm, unter die Zahl der von der Kirche verehrten Heiligen. Seine Wunder waren vor dem ganzen Concil durch Bischöfe aus Deutschland bewiesen worden. Diese Thatsache theilt der Papst dem Abte und den Mönchen von Fulda in einem Briefe vom 19. April mit.

45. Auf demselben allgemeinen Concile wurde König Roger v. Sicilien, welcher den Rest des Schisma's unterstützte, mit allen seinen Anhängern excommunicirt. Kaum war jedoch das Concil beendigt, als Herzog Rainulph von Apulien, die festeste Stütze der Katholiken dieser Gegenden, starb. Sogleich reiste Roger von Sicilien ab, kam am 7. Mai 1139 in Salerno an, durcheilte Apulien und unterwarf sich alle Städte mit Ausnahme von Bari und Troja.

Nachdem der Papst dies erfahren hatte, zog er von Rom mit den Truppen, die er zusammenraffen konnte, nach St. Germano, das am Fuße des Monte Cassino lag. Von beiden Seiten wurden Friedensunterhändler gesandt. Während der Unterhandlungen nahm aber der Sohn des Königs an der Spitze von tausend Reitern den Papst gefangen und führte ihn zu

seinem Vater. Dies geschah am 10. Juli. Man fürchtete davon großes Unglück für die Kirche; doch fügte es sich anders. König Roger schickte allsogleich Gesandte an den Papst, seinen Gefangenen, und ließ ihn in den demüthigsten Ausdrücken um den Frieden bitten. Der Papst, der sich verlassen, ohne Macht und Streitkräfte sah, willigte ein. Man verfaßte die Friedensbedingungen, deren Hauptsache darin bestand, daß der Papst ihm das Königreich Sicilien bewilligte, sowie einem seiner Söhne das Herzogthum Apulien und einem andern das Fürstenthum Capua.

Als man über alle Bedingungen des Vertrages überein gekommen war, traten der König und seine beiden Söhne vor den Papst, warfen sich ihm zu Füßen, baten ihn um Verzeihung und versprachen ihm Gehorsam. Sie schwuren ihm Treue, ihm und seinen Nachfolgern, und darauf belehnte der Papst Roger durch Ueberreichung der Fahne mit dem Königreiche beider Sicilien. So ließ sich der normännische Fürst den Titel bestätigen, welchen er von seinem Schwager, dem Gegenpapste Anaklet, erhalten hatte. Dieser Friede wurde am Tage des hl. Jacobus, am 25. Juli, beschworen, von welchem Tage auch der Papst seine Bulle datirt, in welcher er, ohne die Verleihung des Gegenpapstes zu erwähnen, von Diensten redet, welche Robert Guiscard, der Ahne des neuen Königs, und der Vater Roger's der Kirche geleistet hatten, so wie von der Würde, welche der Papst Honorius dem Roger bewilligt hatte. „Deshalb sagt er, bestätigen wir das Königreich Sicilien, das Herzogthum Apulien und das Fürstenthum Capua als euch und eueren Nachfolgern gehörig, die uns den Lehenseid leisten, mit dem jährlichen Zins von 600 Schifaten." Dies war eine Art Goldmünze. Das ist der Ursprung des Titels des Königreichs Sicilien, das später Neapel genannt wurde.

Der Papst kam darauf nach Benevent, wo er empfangen wurde, als wäre er der hl. Petrus in Person. Er verjagte von dort zum zweiten Male den eingedrungenen Erzbischof Rossemann, welchen der Gegenpapst geweiht hatte. Am 2. September kehrte er nach Rom zurück, wo man seine Anwesenheit außerordentlich wünschte. Da die Römer ihn baten, den Frieden, welchen er mit dem Könige Roger geschlossen hatte, zu brechen, verwarf er diesen Rath gänzlich und sagte, es sei der Wille Gottes gewesen, daß seine Gefangennahme Ursache dieses Friedens würde. Alle Welt billigte denselben.

Peter der Ehrwürdige, Abt von Clugny, beglückwünscht Roger deshalb in seinen Briefen; auch der hl. Bernard schrieb ihm, weniger um ihn zu beglückwünschen, als um ihn aufzufordern, allen Ruhm seiner Erfolge auf Gott zurückzuführen. Peter hatte schon ein Kloster seines Ordens in Sicilien; Roger bat den hl. Bernard um eines von der Congregation der Cistercienser; er wünschte sogar, ihn in Person daselbst zu besitzen. Der hl. Bernard schickte ihm einige seiner Religiosen mit einem Briefe, welcher also beginnt: „Wenn du mich suchest, hier bin ich, ich und die Kinder, die Gott mir gegeben hat. Man sagt, daß meine Niedrigkeit so weit Gnade vor dir gefunden habe, daß du mich zu sehen wünschest; was bin ich, um das Vergnügen eines Königs zu erhöhen? Ich eile herbei, ich, den man wünscht; hier bin ich, nicht zwar in der gebrechlichen Gegenwart des Körpers, in welcher Herodes den Herrn verspottete, aber in meinem Innersten; denn wer wird mich von denen scheiden, welche ich dir sende? Ich folge ihnen, wohin sie immer gehen, und wenn sie an den Grenzen des Meeres wohnten, würden sie dort nicht ohne mich sein. In ihnen, mein Fürst, hast du das Licht meiner Augen, mein Herz und meine Seele. Was thut es, wenn dabei der geringste Theil unseres Seins fehlt, ich meine diesen elenden Körper, diesen niedrigen Sklaven, welchen die Nothwendigkeit zurückhält, wenn selbst der Wille ihn drängt. Er würde der Seele nicht folgen können, denn diese fliegt; er aber ist schon ge-

brechlich und wartet nur noch auf das Grab." Der König von Sicilien empfing mit wahrhaft königlicher Munifizenz die theuren Kinder des hl. Bernard, welcher ihm seine Dankbarkeit dafür in einem dritten Briefe bezeugt [1]).

46. Das lateranensische Concil verurtheilte auch einen Neuerer in Sachen der Lehre, Arnold von Brescia. Er war einfacher Lector und ein ehemaliger Schüler Abälards; es fehlt ihm nicht an Geist, er liebte neue und absonderliche Meinungen und war beredt, aber seine Beredtsamkeit beschränkte sich mehr auf Worte, so daß er mehr leicht als gehaltvoll sprach. Nachdem er lange in Frankreich studirt hatte, kam er nach Italien zurück, bekleidete sich mit einem Ordensgewande, um sich leichter Gehör zu verschaffen, und fing an, gegen die Bischöfe, Geistlichen und Mönche zu reden, ohne selbst den Papst zu schonen, während er den Laien schmeichelte. Er behauptete, es gebe kein Heil für die Geistlichen, welche Güter in Besitz hätten, noch für die Bischöfe, welche Herrschaften, und die Mönche, welche Land besäßen. Alle diese Güter gehörten dem Fürsten, er allein könne sie vergeben, und zwar nur an Laien. Die Geistlichkeit solle von den Zehnten und den freiwilligen Gaben des Volkes leben, sich mit dem begnügend, was für ein mäßiges Leben ausreiche. Außerdem sagte man, daß seine Ansichten über das hl. Sakrament des Altars und die Kindertaufe nicht richtig seien.

Durch seine Reden verwirrte er die Kirche von Brescia, seiner Vaterstadt, und indem er in boshafter Weise die hl. Schrift auslegte, reizte er die Laien auf, welche ohnehin gegen die Geistlichen übel gesinnt waren; denn der Prunk der Bischöfe und Aebte, das weiche, ungezügelte Leben der Mönche gaben ihm nur zu viel Stoff; aber er hielt sich nicht in den Grenzen der Wahrheit. Seine Reden hatten solche Wirkung in Brescia und anderen Städten, daß die Geistlichkeit der tiefsten Verachtung verfiel und Gegenstand öffentlichen Gespöttes wurde. So wurde denn Arnold von seinem Bischofe und von frommen Personen vor dem lateranensischen Concil angeklagt, und der Papst gebot ihm Stillschweigen; er entwich aus Brescia, ging über die Alpen und flüchtete sich nach Zürich, wo er verblieb, abermals zu lehren anfing und in kurzer Zeit das ganze Land mit seinen Irrthümern ansteckte [2]).

47. Abälard hatte viele Jahre, nachdem er vom Concile zu Soissons verurtheilt war, Unterricht ertheilt und sich hauptsächlich mit der Theologie befaßt, obgleich er darin nicht so bewandert war, wie in den freien Künsten. Auch verbreitete er mehrere Irrthümer, durch welche gutgesinnte Männer beunruhigt wurden. Wilhelm, Abt von Thierri, schrieb darüber an Gottfried, den Bischof von Chartres, und an den hl. Bernard: „Peter Abälard fängt wieder an, Neuerungen zu lehren und zu schreiben; seine Bücher gehen über die Meere und überschreiten die Alpen; seine neuen Lehren verbreiten sich in den Provinzen, man veröffentlicht sie, man vertheidigt sie ungehindert, so zwar, daß man sagt, sie seien selbst am römischen Hofe geachtet. Ich sage es euch, euer Stillschweigen ist gefährlich, sowohl für euch wie für die Kirche Gottes.

Kürzlich traf ich zufällig ein Werk dieses Mannes an, betitelt: Theologie des Peter Abälard. Ich gestehe, daß dieser Titel meine Neugierde reizte, und weil ich darin Mehreres fand, was mich stutzig machte, habe ich diese Stellen bezeichnet und schicke sie euch mit den Gründen, um welcher willen sie mich stutzig gemacht haben; urtheilt darüber! Ich habe nur euch, an die ich mich in dieser Angelegenheit wenden kann; er fürchtet euch. Schließt ihr aber die Augen, wen wird er dann fürchten, und was wird er

---

1) S. Bern. Epist. 207, 208, 209. — 2) Otto Frising.

nicht zu sagen wagen, wenn er Niemanden fürchtet? Hier folgen also die Artikel, welche ich aus seinen Werken ausgezogen habe.

Er erklärt den Glauben als die Werthschätzung der Dinge, welche man nicht sieht; er sagt, daß die Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes für Gott uneigentlich und eine Umschreibung der Fülle des höchsten Gutes seien. Drittens: daß der Vater eine volle Macht, der Sohn eine gewisse Macht und der hl. Geist gar keine Macht sei. Der hl. Geist sei nicht von der Wesenheit des Vaters und des Sohnes, wie der Sohn von der Wesenheit des Vaters ist. Fünftens: der hl. Geist sei die Seele der Welt. Sechstens: wir können das Gute wollen und durch den freien Willen thun ohne die Hülfe der Gnade. Siebtens: Christus sei nicht Mensch geworden und habe nicht gelitten, um uns von der Knechtschaft des Satans zu befreien. Achtens: Jesus Christus der Gottmensch sei nicht eine dritte Person in der Dreieinigkeit. Neuntens: beim Sakramente des Altars bleibe die Form der vorhergehenden Substanz in der Luft. Zehntens: die Angriffe des Satans geschehen im Menschen durch physische Mittel. Elftens: wir erhalten von Adam nicht die Schuld der Erbsünde, sondern nur deren Strafe. Zwölftens: er habe nur durch die Einwilligung in die Sünde und durch die Verachtung Gottes gesündigt. Dreizehntens: man begehe weder durch die Begierlichkeit, noch durch die Lust, noch durch die Unwissenheit eine Sünde, denn das seien nur natürliche Anlagen." Abt Wilhelm widerlegt darauf diese dreizehn Artikel einen nach dem andern und führt an mehreren Stellen die eigenen Worte Abälards an.

Der hl. Bernard antwortete dem Abte Wilhelm also: „Eure Unruhe erscheint mir vernünftig und nothwendig, sie ist selbst wirksam und thatkräftig, denn sie läßt euch die Hand an die Feder legen, um diese gottlosen Lehren zu Schanden zu machen. Obgleich ich euer Buch noch nicht mit Aufmerksamkeit gelesen und es nur in Eile und oberflächlich durchgangen habe, gefällt es mir doch außerordentlich, und ich halte es für stark genug, die Gottlosigkeiten, welche es angreift, zu zerstören. Da ich jedoch, wie ihr wißt, gewohnt bin, mir mein eigenes Urtheil zu bilden, besonders in einer so wichtigen Angelegenheit, halte ich es für nothwendig, daß wir zu gelegener Zeit an einem Orte zusammenkommen und gemeinschaftlich in dieser Sache berathen. Mich dünkt, daß dies nicht gut vor dem Osterfeste geschehen könne, aus Furcht, den Geist des Gebetes und der Sammlung, welcher sich für diese Zeit ziemt, zu verlieren. Gestatte, daß ich bis dahin geduldig schweige, um so mehr, da ich diese Fragen noch nicht zur Genüge studirt habe. Gott ist mächtig genug, deinen Gebeten die Weisheit und Erleuchtung zu bewilligen, welche du mir wünschest" [1]).

Indem der hl. Bernard Abälard von seinen Irrthümern bekehren wollte, ohne ihn zu beschämen, benachrichtigte er ihn insgeheim und verhandelte so bescheiden und so vernünftig mit ihm, daß Abälard davon gerührt war und versprach, sich in allem zu bessern, was er ihm bezeichnen würde. Als ihn jedoch der hl. Bernard verlassen hatte, gab er diesen vernünftigen Entschluß auf, angereizt durch schlechte Rathschläge und im Vertrauen auf seinen Geist und die große Uebung, welche er in der Disputation hatte. Er wußte, daß bald ein zahlreiches Concil zu Sens gehalten werden sollte, deshalb ging er zum Erzbischofe und beklagte sich bei ihm, daß der Abt von Clairvaux heimlich gegen seine Bücher spreche; er fügte hinzu, daß er bereit sei, sie öffentlich zu vertheidigen, und verlangte, daß der Abt zum Concil berufen würde, um zu erklären, was er dagegen zu sagen habe. Der Erzbischof that, was Abä-

1) S. Bern. Epist. 327.

lard verlangt hatte und schrieb dem hl. Aebte, er möge sich auf dem Concil zu Sens einfinden. Dieser aber lehnte es ab, dahin zu gehen, und schrieb den Bischöfen, welche dazu berufen werden sollten, in folgender Weise: Es geht ein Gerücht und ich glaube, daß es auch zu euch gedrungen, man berufe mich nach Sens zur Octave vor Pfingsten, und daß dies eine Herausforderung sei, um mich in einen Disput zur Vertheidigung des Glaubens zu verwickeln, obgleich es einem Diener Gottes nicht ziemt, zu streiten, sondern vielmehr Geduld gegen Jedermann zu üben. Wenn es meine eigene Angelegenheit wäre, so könnte ich mich und vielleicht mit Grund auf euern Schutz verlassen, aber weil es auch euere Sache ist, und mehr die eurige als die meinige, wage ich, euch dies mitzutheilen, und bitte euch inständigst, euch als Freunde in der Noth zu beweisen. Ich sage nicht, als unsere Freunde, sondern als Freunde Jesu Christi, dessen Braut euere Hülfe verlangt; denn sie ist von einer Unzahl Ketzereien und Irrthümern bedrängt, welche sich sogar unter dem Schutze eueres Namens vermehren. Der Freund des Bräutigams würde nicht zögern, sich bei einer so schönen Gelegenheit für sie zu erklären. Wundert euch nicht, daß wir euch so plötzlich dazu einladen; es ist ein Kunstgriff unseres Widersachers, der uns unversehens überfallen will [1]).

Der hl. Abt gab in der Folge doch dem Rathe seiner Freunde nach; denn diese fürchteten, daß seine Abwesenheit das Aergerniß des Volkes und den Stolz Abälards vermehren würde, wenn Niemand sich fände, ihn zu bekämpfen; bereitete sich doch alle Welt auf das Concil vor wie auf ein Schauspiel. So folgte denn der hl. Bernard ihrem Rathe, aber mit so großem Widerstreben, daß er Thränen vergoß. Obgleich wenig vorbereitet auf den Streit, fand er sich doch an dem bezeichneten Orte und Tage ein. Dies bezeugt er selbst in seinem Briefe an den Papst Innocenz [2]).

Das Concil von Sens wurde an dem bezeichneten Tage, dem 2. Juni 1140 gehalten, und man kann nicht besser erfahren, was dort vorgegangen ist, als wenn man den Synodalbrief liest, welchen der hl. Bernard im Namen der französischen Bischöfe, nämlich der aus der Provinz Sens, an den Papst schrieb. Diese Bischöfe waren: Heinrich, Erzbischof von Sens, Gottfried, Bischof von Chartres und Legat des hl. Stuhles, Elias, Bischof von Orleans, Hugo von Auxerre, Hatto von Troyes, Manasses von Meaux. Der Brief lautet: „Da alle Welt anerkennt, daß das, was durch den apostolischen Stuhl entschieden worden ist, so unumstößlich ist, daß keine Spitzfindigkeit das Urtheil abschwächen, noch eine Leidenschaft die Autorität desselben zerstören kann; so glauben wir, sehr hl. Vater, daß es angemessen sei, dir Rechenschaft über das zu geben, was wir in unserer letzten Versammlung vorgenommen haben, damit du die Güte habest, das zu billigen und für immer zu bestätigen, was wir mit Beihülfe mehrerer frommen und erleuchteten Personen zu beschließen für nothwendig hielten.

In Frankreich gab es fast keinen Ort, weder eine Stadt, noch ein Dorf oder Schloß, wo man nicht über die hl. Dreifaltigkeit streiten hörte. Einfache Schüler maßten sich an, selbst auf öffentlichen Plätzen darüber zu sprechen. Nicht allein wissenschaftlich gebildete ältere Personen, sondern sogar Kinder, Unwissende, ja sogar Dumme und Blödsinnige urtheilten über dieses Geheimniß und brachten tausend absurde ungebührliche Behauptungen vor, welche dem katholischen Glauben und der Autorität der Väter ganz entgegengesetzt sind. Umsonst suchten Personen von reinem Glauben, sie zu belehren, zu tadeln und zu ermahnen, von so lächerlichen Dogmen abzustehen; bestärkt durch die Autorität ihres Meisters Abälard und durch sein „Theologie" beti-

---

1) S. Bern. Epist. 187. — 2) Ibid. Epist. 189.

teltes Buch und durch andere Werke dieses Autors erregten sich diese Leute immer mehr und beharrten hartnäckig darauf, diese Neuerungen, welche eine Unzahl von Seelen verführten, zu vertheidigen. Durch diese Umstände aufgeregt und verwirrt wagten wir nicht zu handeln und diese so zarten Fragen zu erledigen.

Aber der Abt von Clairvaux, welcher von dieser Art Fragen oft sprechen gehört und sie zufällig in dem Buche „Theologie" und in einigen andern Schriften Abälards gelesen hatte, gab sich die Mühe, sie zu prüfen, und hielt sich verpflichtet, den Autor darüber zurecht zu weisen, zunächst unter vier Augen, dann aber, um die Vorschrift des Evangeliums zu beobachten, vor zwei oder drei Zeugen. Er stellte ihm mit vieler Höflichkeit und Liebe vor, daß er diese Behauptungen aus seinen Büchern streichen und seine Schüler verhindern müsse, sie zu vertheidigen. Er ermahnte selbst mehrere Anhänger desselben, sich der Lesung dieser vergifteten Bücher zu enthalten und eine so schlechte Lehre für verdächtig anzusehen. Geärgert und verletzt durch diese Vorstellungen hat Meister Peter uns unaufhörlich gedrängt, dem Abte zu befehlen, daß er sich am Pfingstoctavtage nach Sens begebe; er versprach, ihn vor unsern Augen zu besiegen und die Wahrheit der Behauptungen, welche dieser Abt als häretisch bezeichnete, zu beweisen. Der Abt antwortete, daß er an dem bezeichneten Tage nicht erscheinen und sich keineswegs mit Abälard in Streit einlassen würde. Mittlerweile verlangte Meister Abälard von seinen Schülern, sich zu dieser Conferenz einzufinden, um seine Meinungen und seine Lehre zu unterstützen. Der Abt wurde von diesen geheimen Schlichen benachrichtigt, und da er fürchtete, durch seine Weigerung diese profanen Ansichten, oder besser gesagt, diese Ausschreitungen unwissender und ketzerischer Geister zu bekräftigen, stellte er sich an dem bezeichneten Tage der Versammlung doch vor, obgleich er sich nicht verpflichtet fühlte, sich daselbst einzufinden, aber sein heiliger Eifer und seine große Frömmigkeit drängten ihn dazu. Alle Suffragane der Metropole waren nach Sens gekommen, um daselbst eine Uebertragung heiliger Reliquien zu begehen, wir hatten diese Ceremonie für denselben Tag festgesetzt.

Es waren gegenwärtig der ruhmreiche König von Frankreich, Ludwig, der fromme Graf von Nevers, der Erzbischof Wilhelm von Rheims und einige seiner Suffragane wir und die Unserigen, ausgenommen die von Paris und Nevers, auch eine große Anzahl heiliger Aebte und weiser und gelehrter Geistlichen hatte sich eingefunden. Darauf erschien der Abt von Claivaux und Meister Abälard mit seinen Anhängern. Der Herr Abt wies das Buch der Theologie Meister Abälards vor und las daraus die absurden und häretischen Sätze, welche er notirt hatte, vor, um den genannten Meister zu nöthigen, dieselben entweder nicht anzuerkennen, oder wenn er dies doch thäte, sie zu beweisen, oder zu widerrufen. Meister Abälard, der seinen Kräften nicht traute, suchte Ausflüchte und verweigerte zu antworten, obgleich er vollkommene Sprechfreiheit hatte, sich an einem sichern Orte und vor billig denkenden Richtern wußte. Er appellirte an dein Tribunal und verließ die Versammlung mit seinen Anhängern. Diese Berufung erschien nicht kanonisch; trotzdem haben wir aus achtungsvoller Rücksicht für den hl. Stuhl kein Urtheil gegen seine Person ausgesprochen; aber weil das Gift der falschen Lehre schon mehrere Personen angesteckt hatte und bis in das Herz der Kirche gedrungen war, hatten wir diese Sätze am vorhergehenden Tage verurtheilt, nachdem sie mehrmals vor der ganzen Versammlung verlesen worden waren und nicht allein als falsch, sondern auch als ketzerisch erkannt worden waren. Dies ging sowohl aus triftigen Gründen hervor, sowie aus Stellen des hl. Augustin und anderer Väter, welche der Abt citirte. Da diese Sätze eine große Anzahl von Seelen in einen abscheulichen und verderblichen Irrthum ver-

wickeln, bitten wir dich, vielgeliebter Herr und Vater, inständigst und einstimmig, sie durch deine Autorität für immer zu verurtheilen und diejenigen zu bestrafen, welche in deren Vertheidigung beharren. Wenn deine Heiligkeit außerdem angemessen fände, dem genannten Abälard Stillschweigen aufzuerlegen, ihm die Vollmacht zu lehren und zu schreiben zu nehmen, und seine Bücher, als von gottlosen Dogmen erfüllt, zu verurtheilen, so würdest du der Kirche Gottes den Stachel nehmen, würdest sie blühen, Frucht tragen und eine reiche Ernte hervorbringen sehen. Wir senden dir, hl. Vater, einen Auszug von einigen der verurtheilten Sätze, damit du daraus leichter auf den Rest des Werkes schließen könnest [1]).

Samson, Erzbischof von Rheims, welcher dem Concil von Sens beigewohnt hatte, schrieb mit drei seiner Suffraganen, Joscelin von Soissons, Gottfried von Châlons und Alois von Arras ebenfalls über diesen Gegenstand an den Papst. In diesem Briefe, dessen Verfasser der hl. Bernard war, bezieht sich der Erzbischof von Rheims auf das Schreiben des Erzbischofs von Sens und spricht in Bezug auf Abälard: „In der Gegenwart der Bischöfe durch den Abt von Clairvaux gedrängt, hat er seine Irrthümer weder bekannt noch geleugnet, sondern an den hl. Stuhl appellirt, obgleich er selbst den Ort und den Richter gewählt und sich über keinerlei Uebervortheilung zu beschweren hatte. Aus Achtung für deine Heiligkeit haben die Bischöfe nichts gegen seine Person gethan, sie haben nur die aus seinen Büchern ausgezogenen, schon durch die hl. Väter verurtheilten Artikel verdammt, damit das Uebel sich nicht weiter verbreite. Weil also dieser Mann eine große Menge Volkes, das ihm Glauben schenkt, mit sich fortreißt, ist es nothwendig, daß du diesem Uebel Einhalt thuest, indem du ein rasches Heilmittel anwendest [2]).

Der hl. Bernard schrieb auch in seinem eigenen Namen mehrere Briefe über diesen Gegenstand nach Rom und übersandte sie durch seinen Secretair Nicolaus, einen Mönch von Clairvaux, welcher bei Allem gegenwärtig gewesen war. Zunächst schrieb er einen langen Brief an den Papst, worin er die Irrthümer Abälards bekämpft, und dann einen kürzern, in welchem er nur erzählt, was sich zugetragen hatte. Nach dem Schisma des Petrus Leonis habe er einige Ruhe gehofft; er gesteht, sich getäuscht zu haben, die neuen Irrthümer seien der Kirche nicht weniger verderblich, als das Schisma. „Abälard, sagt er, hat Arnold von Brescia, seinen Schüler, aus Italien kommen lassen, um mit ihm vereint die katholische Lehre anzugreifen. Sie haben in ihrer Kleidung und Lebensart einen Schein von Frömmigkeit, der ihnen dazu dient, mehr Leute zu verführen. Abälard erhebt die Philosophen durch große Lobsprüche, um die Lehren der Kirche zu erniedrigen, er zieht die Erfindungen jener und die seinigen der Lehre der Väter vor, und da alle Welt vor ihm flieht, will er sich mit mir, der ich der Geringste von Allen bin, in einen besondern Streit einlassen.“ Nachdem er noch bemerkt, was auf dem Concil von Sens vorgefallen war, und die Appellation Abälards erwähnt hat, fügt er hinzu: „An dir, der du der Nachfolger des hl. Petrus bist, ist es, darüber zu urtheilen, ob der, welcher den Glauben des hl. Petrus angreift, vor seinem Stuhle Schutz finden soll. Erinnere dich der Gnaden, die Gott dir erwiesen hat, und nachdem du das Schisma vernichtet hast, unterdrücke auch die Häresie, damit deiner Krone nichts fehle“ [3]).

Die andern Briefe des hl. Bernard waren an die vorzüglichsten Prälaten des römischen Hofes gerichtet, zunächst an die Cardinäle und Bischöfe im Allgemeinen. Er sagt ihnen: „Leset, wenn es euch gefällt, die Theologie von Peter Abälard; ihr habt sie in Händen, denn er rühmt sich, daß sie in

1) S. Bern. Epist. 327. — 2) Ibid. Epist. 191. — 3) Ibid. Epist. 189.

Rom von Mehreren gelesen werde. Leset sein Buch der Sentenzen und das, welches er betitelt hat: Erkenne dich selbst — und urtheilt, wie viel Sacrilegien und Irrthümer darin enthalten sind[1]). Ein anderer Brief ist an den Kanzler Aimerich gerichtet; er benachrichtigt diesen darin, Abälard rühme sich, er habe die Cardinäle und Geistlichen des römischen Hofes zu Schülern gehabt, seine Bücher seien in ihren Händen und seine Lehre werde von ihnen vertheidigt[2]). Ein fernerer Brief ist an den Cardinal Guido von Castello gerichtet, welcher der spätere Papst Cölestin II. ist. Er war ein Schüler Abälards gewesen, und dieser rechnete vorzüglich auf sein Ansehen. Die übrigen, an welche der hl. Bernard geschrieben hat, sind der Cardinal Ivo, welcher Kanonikus von St. Victor in Paris gewesen war, Cardinal Stephan, Bischof von Palestrina, Cardinal Gregor, Cardinal Guido von Pisa und noch zwei andere ungenannte[3]).

Der lange Brief des hl. Bernard an den Papst Innocenz ist eigentlich eine Abhandlung, worin er die hauptsächlichsten Irrthümer Abälards bekämpft. „An dein Apostolat muß man sich wenden, wenn sich Gefahren und Aergernisse im Reiche Gottes erheben, vorzüglich solche, welche den Glauben betreffen. Wo fände sich ein geeigneterer Ort, die erlitttenen Verluste zu ersetzen, als da, wo der Glaube unveränderlich ist? Das ist das Privilegium des apostolischen Stuhles. Hat Christus nicht zu Petrus gesagt: ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht wanke? Von den Nachfolgern des heiligen Petrus muß man also verlangen, was er hinzugefügt hat: Wenn du bekehrt sein wirst, (oder richtiger: du hingegen) stärke deine Brüder! Heute, vielgeliebter Vater, ist es nothwendig, dieses Wort zu befolgen. Es ist Zeit, dein obrigkeitliches Amt auszuüben, deinen Eifer zu beweisen, deinen Dienst zu ehren. Erfülle die Pflicht dessen, dem du nachgefolgt bist, indem du den wankenden Glauben der Gläubigen befestigst und Diejenigen vernichtest, welche diesen Glauben verderben.

Es ist in Frankreich ein Mann aufgestanden, der, ein alter Magister, sich zu einem neuen Theologen gemacht hat. Nachdem er sich seit seiner Jugend mit der Redekunst befaßt hat, trägt er uns in seinen alten Tagen seine Träumereien über die hl. Schrift vor. Er rührt längst verurtheilte Irrthümer wieder auf und bringt noch neue hinzu; er bildet sich ein, Alles zu wissen, was im Himmel und auf Erden ist, urtheilt ohne Anstand über Alles und erhebt sich bis zum Schooße Gottes, woraus er unerfaßliche Geheimnisse schöpft, die er uns offenbart. Er ist bereit, Alles zu erklären, auch das, was über aller Vernunft ist, und zwar entgegen den Regeln des Glaubens und der Vernunft.

In der That, was ist wohl unvernünftiger, als die Vernunft durch die Vernunft übertreffen zu wollen? Was ist mehr gegen den Glauben, als sich weigern, das zu glauben, was der Verstand nicht begreift? Schließlich füge ich hier bei, welchen Sinn er den Worten des Weisen unterlegt: „Wer leicht glaubt, ist leichtfertig.“ Welcher Leichtgläubige leicht glaubt, ist verwegen. Er sagt: leicht glauben heißt: den Glauben der Vernunft vorangehen lassen, obgleich der Weise nicht von dem Glauben spricht, den wir Gott gegenüber haben sollen, sondern von der Leichtfertigkeit, das zu glauben, was die Menschen uns sagen; denn der Papst Gregor sagt, der Glaube an Gott ist ohne Verdienst, wenn die menschliche Vernunft eine Erfahrung desselben bietet; und er lobt die Apostel, die dem Herrn auf das erste Gebot gefolgt waren in der Ueberzeugung, es sei recht, dem Herrn schnell zu folgen,

---

1) S. Bern. Epist. 188. — 2) Ibid. Epist. 338. — 3) Ibid. Epist. 102, 193, 331, 335.

nicht wie die Jünger, die wegen ihres langsamen Glaubens getadelt wurden. Maria wird gelobt, daß sie geglaubt habe, bevor sie begriffen hatte; Zacharias wird bestraft, daß er den Glauben durch die Vernunft prüfen wollte.

Abraham wird gelobt, daß er gegen Hoffnung geglaubt, was ihm verheißen werden war.

Unser Theologe spricht ganz anders. Er sagt: wozu soll man lehren, wenn man das nicht verständlich macht, was man lehrt? In der Hoffnung, die er seinen Schülern macht, ihnen Alles verständlich zu machen, was der Glaube Tiefes und Erhabenes hat, stellt er Abstufungen in der Dreieinigkeit auf, Arten in der göttlichen Majestät, Zahlen in der Ewigkeit. Er lehrt, daß Gott der Vater die volle Macht sei, der Sohn eine gewisse Macht, der heilige Geist gar keine Macht. Der hl. Bernard zeigt im Einzelnen und gründlich die Albernheit und Gottlosigkeit derartiger Behauptungen und besonders, wie unklar Abälard sich selbst sei, da er einerseits bekennt, daß der hl. Geist dem Vater und Sohn wesensgleich sei, und andrerseits leugnet, daß der hl. Geist von der Wesenheit des einen wie des andern ausgehe.

Nach Allem, schreibt der hl. Bernard, ist es selbst seltsam, daß ein Mann, der sich nicht darüber beunruhigt, was er sagt, sich auf die Geheimnisse des Glaubens wirft, die verborgenen Schätze des frommen Glaubens ohne Ehrfurcht anfällt und zerreißt, er, der vom Glauben selbst mit so wenig Achtung spricht.

Von den ersten Zeilen seiner extravaganten Theologie an erklärt er den Glauben für eine Meinung, als ob es Jedem freistände zu denken und zu sagen, was ihm beliebt, als ob die Geheimnisse unseres Glaubens von der Laune der menschlichen Neigungen abhingen, anstatt daß sie sich an die festen und unerschütterlichen Grundpfeiler der Wahrheit anlehnen. Ist unser Glaube zweifelhaft, dann ist unsere Hoffnung eitel. Unsere Martyrer sind Thoren, welche tausend Martern für eine ungewisse Belohnung erlitten, ein langes Exil mit einem grausamen Tode beschlossen in der Hoffnung auf ein unsicheres Glück. Möge Gott verhüten, daß wir diese Ideen vom Glauben und der Hoffnung haben!

Was der Glaube uns zu glauben vorschreibt, ist auf die Wahrheit selbst gegründet, durch die Offenbarung bewiesen, durch die Wunder bestätiget, durch die Empfängniß einer Jungfrau geheiligt, durch das Blut des Erlösers besiegelt, durch seine glorreiche Auferstehung bestätiget. So viel Zeugnisse sind unumstößlich. Endlich gibt der hl. Geist zur Vermehrung der Gewißheit unserem Geiste das Zeugniß, daß wir Kinder Gottes sind. Wird man nach all' dem noch so verwegen sein und sagen, der Glaube sei eine bloße Meinung, es sei denn, man hätte den hl. Geist nicht empfangen, man kenne das Evangelium nicht, oder halte es für eine Fabel. „Ich weiß, wem ich geglaubt habe, schrieb der Apostel, und ich bin gewiß"; — und ihr raunt mir in die Ohren: der Glaube ist nur eine Meinung? Ihr stellt mir als zweifelhaft hin, was in der Welt am gewissesten ist? Aber der hl. Augustin urtheilt ganz anders; er sagt: Der Glaube ist nicht eine bloße Vermuthung oder eine Meinung, die in unserem Herzen durch unser Nachdenken entsteht, er ist ein sicheres Wissen, das vom Gewissen bestätigt wird. Fern vom Glauben sind diese Schranken, die man ihm anzuweisen meint. Ueberlassen wir die zweifelhaften Meinungen den Philosophen, die sich's zum Grundsatze machen, alles zu bezweifeln und nichts zu wissen." Was mich anlangt, so schlage ich mich vertrauensvoll zur Partei des Völkerlehrers und hege mit ihm die Ueberzeugung, daß ich nicht getäuscht sein werde. Seine Begriffsbestimmung des Glaubens freut mich, ich gestehe es, obgleich es scheint, daß unser Lehrer (Abälard) sie indirect nicht billige. Der hl. Apostel sagt: „Der Glaube ist die Grundfeste dessen, was wir hoffen, und der Beweis dessen, was wir nicht sehen. Er ist dann eine Grund-

feste, und nicht ein Gebilde einer eitlen Einbildungskraft. Das Wort Grundfeste bezeichnet euch etwas Festes und Bestimmtes; es bindet euern Verstand und setzt ihm feste Grenzen. Der Glaube ist also eine Gewißheit und keine bloße Meinung.

Aber möge es dir gefallen, auch das Uebrige zu erwägen. Ich übergehe mit Stillschweigen die Sätze, die er voranstellt, „daß unser Herr den Geist der Furcht nicht gehabt habe, daß die reine und keusche Furcht in der andern Welt nicht fortbestehen würde; daß nach der Consekration des Brodes und Weines die Gestalten in der Luft schwebten; daß sich der Teufel der Steine und Kräuter bediene, um Eindruck auf unsere Sinne zu machen und unsere Leidenschaften zu erregen, insofern ihre spitzfindige Bosheit in diesen natürlichen Dingen eine Kraft unterscheidet, sie aufzureizen; daß der hl. Geist Seele der Welt sei und daß die Welt nach Plato ein Thier sei, das um so vortrefflicher sei, als es eine vortrefflichere Seele habe. Während er sich bemüht, aus Plato einen Christen zu machen, erklärt er sich selbst als einen Heiden. Ich übergehe diese Punkte und andere Träumereien, die er vorbringt, mit Stillschweigen, um mich bei wichtigeren Sachen aufzuhalten, obgleich ich mir nicht anmaße, sie vollständig zu beantworten, das würde große Bücher beanspruchen. Ich sage nur, daß ich nicht schweigen kann.

Dieser verwegene Erforscher der göttlichen Majestät wagt die Geheimnisse unserer Erlösung anzugreifen in seinem Buche der Sentenzen und in seiner Erklärung des Briefes an die Römer. Ich habe diese beiden Abhandlungen gelesen, in denen er zuvörderst die einstimmige Ansicht der Väter über diesen Punkt darlegt; alsdann verwirft er sie und bildet sich ein, eine bessere zu haben, ohne Rücksicht auf die Mahnung des Weisen: „Ueberschreite nicht die Grenzen, die die Väter gesetzt haben!“ Man muß wissen, sagt er, daß alle unsere Lehrer von den Aposteln an darin übereinkommen, der Mensch habe unter der Herrschaft des Satans gestanden und gehöre ihm wirklich, da er sich freiwillig ihm durch Mißbrauch seines freien Willens überliefert, gemäß dem Grundsatze, daß der Besiegte dem Sieger als Sklave gehöre. Aus diesem Grunde, fügt er bei, mußte nach denselben Vätern der Sohn Gottes Mensch werden, weil der schuldige Mensch von dem Joche des Satans nur durch den Tod des unschuldigen Menschen befreit werden konnte. Was mich anlangt, sagt er, so glaube ich, daß der Dämon nie mehr Macht über den Menschen gehabt habe, als Gott ihm wie dem Kerkermeister bewilligt hat, und ich glaube auch, daß der Sohn Gottes keineswegs Mensch geworden, um ihn zu befreien.“ Was ist unerträglicher in dieser Redeweise? Gotteslästerung oder Hochmuth? Was verbrecherischer? Seine Unverschämtheit oder seine Gottlosigkeit? Sollte sich nicht alle Welt gegen ihn erheben, da er wagt, sich gegen Jedermann aufzulehnen? „Alle sind dieser Ansicht, sagt er, und ich bin es nicht!“ Welches ist denn die deinige? Was kannst du uns Besseres sagen? Was hast du Scharfsinnigeres erfunden? Welcher neuen Offenbarung, die von den Heiligen und Weisen nicht gekannt worden, rühmst du dich? Er wird uns ohne Zweifel gestohlenes Wasser und geraubtes Brod geben.

Aber was es auch sei, ich bitte dich, sage uns, was du denkest und was noch kein Anderer vor dir gedacht hat. Der Sohn Gottes ist nicht Mensch geworden, um den Menschen zu erlösen. Du bist allein dieser Ansicht, woher hast du sie geschöpft? Von keinem Weisen, keinem Propheten, keinem Apostel, von dem Herrn selbst nicht. Der Weltapostel lehrt uns nichts, was er nicht vom Herrn selbst gelernt; der Lehrer aller Lehrer sagt, daß seine Lehre nicht aus ihm sei und daß er nichts aus sich selbst lehre. Aber du sprichst aus dir selbst, du unterpfängst dich, uns zu lehren, was du von Niemanden gelernt hast. Der Lügner schöpft aus sich selbst, was er sagt; behalte also, was dir gehört! Ich will die Propheten und die Apostel hören,

ich folge dem Evangelium, aber nicht dem Peter Abälard. Du machst uns ein ganz neues Evangelium, die Kirche läßt aber kein fünftes zu. Welche Lehre geben uns das Gesetz, die Propheten, die Apostel, die apostolischen Männer, welche du verwirfst? Daß Gott Mensch geworden, um die Menschen zu erlösen. Wenn ein Engel vom Himmel uns ein anderes Evangelium verkündet, so sei es verflucht."

Der hl. Bernard bekämpft darauf die Neuerungen Abälards durch die Worte der Propheten, der Apostel und Jesu Christi. Was die Nothwendigkeit der Menschwerdung des Sohnes Gottes und seines Leidens anlangt, so sagt er unter Anderem: eine solche Anordnung war zweckmäßig für die Menschen, die Engel und Gott selbst. Für die Menschen, um die Ketten ihrer Sklaverei zu brechen, für die Engel, um ihre Anzahl vollständig zu machen, für Gott selbst zur vollkommenen Erfüllung seiner Gebote. Uebrigens ist das Wohlgefallen Gottes die Regel seiner Handlungen gewesen; man wollte nicht zugeben, daß der Allmächtige tausend andere Mittel gehabt hätte, uns zurückzukaufen, uns zu rechtfertigen und uns zu erlösen? Vermindert das die Wirksamkeit des Mittels, das er gewählt hat? Vielleicht hat er das beste gewählt, das, welches am meisten geeignet ist, uns von unserer Undankbarkeit zu heilen und uns die Größe unseres Falles durch die Größe der Peinen, welche derselbe unserm Erlöser gekostet, desto lebhafter vor Augen zu führen. Ueberdies weiß kein Mensch und konnte es auch keiner wissen, welche Schätze an Gnaden, welche zweckmäßige Einrichtungen der Weisheit, welche Quellen der Glorie und Mittel des Heils in den unerfaßlichen Tiefen dieses erhabenen Geheimnisses verborgen sind. Beim Schauen derselben erstaunt der Prophet in Bewunderung, und der Vorläufer hält sich nicht würdig, es zu durchdringen.

Der hl. Bernard schließt seinen bewunderungswürdigen Brief mit folgenden Worten: Hier also, hl. Vater, ist das kleine Werkchen gegen einige Artikel der neu entstehenden Häresie. Ich nehme mir die Freiheit, es dir anzubieten; wenn du nichts Anderes thätest, als die Wirkungen meines Eifers anzuerkennen, würde ich wenigstens in meinem Gewissen beruhigt sein. Empfindlich für die Beleidigungen, die man der Religion anthut, unfähig, selbst dem Uebel abzuhelfen, glaube ich, viel zu thun, indem ich denjenigen in Kenntniß setze, dem Gott Waffen gegeben hat, den Irrthum auszurotten, um jede Größe, die sich gegen die Wissenschaft Gottes erhebt, zu erniedigen und jeden Geist dem Gehorsam Christi zu unterwerfen. Man findet in den übrigen Werken Abälards mehrere Sätze, welche in gleicher Weise schlecht sind; aber weder meine Zeit, noch die Grenzen eines Briefes erlauben mir, sie zu bekämpfen. Auch sehe ich keine Nothwendigkeit dazu ein, denn sie sind so offenbar falsch, daß die gewöhnlichsten Beweise unseres Glaubens genügen, sie zu schlagen. Indeß habe ich doch eine Sammlung derselben gemacht und übersende dieselbe deiner Heiligkeit"[1]).

Sowohl in diesem Briefe als in der ganzen Angelegenheit zeigt sich der hl. Bernard als ein wahrer Vater der Kirche, während Abälard mit all' seinem Geiste nur ein oberflächlicher und eitler Sophist ist. Einige Zeit nach der Verurtheilung seiner Irrthümer auf dem Concile zu Sens verbreitete man eine Schrift, welche siebzehn Artikel seiner Irrthümer enthielt, als Auszug seiner Schriften und in dieser Versammlung verurtheilt.

Um sich wegen dieser Artikel zu rechtfertigen, verfaßte Abälard eine Apologie, die er an alle Gläubigen richtete; er ließ mehrere Abschriften davon machen und dieselben verbreiten. Er erklärt darin: 1) er verabscheue die ihm

---

1) S. Bern. Epist. 190.

boshafter Weise zugeschriebene Behauptung, daß der Vater die volle Macht, der Sohn eine gewisse Macht und der hl. Geist gar keine Macht sei; er glaube im Gegentheil, daß der Sohn und der hl. Geist gleicher Wesenheit wie der Vater, gleicher Macht und gleichen Willens sind; 2) er anerkenne, daß der Sohn Gottes nur Mensch geworden, um uns zu erlösen; 3) Jesus Christus der eingeborne Sohn Gottes ist vor allen Jahrhunderten aus der Wesenheit des Vaters erzeugt worden und der hl. Geist, die dritte Person der hl. Dreieinigkeit, geht vom Vater und vom Sohne aus; 4) die göttliche Gnade ist so nothwendig für alle Menschen, daß weder die Natur noch der freie Wille zum Heile genügen, denn die Gnade ist es, die uns zuvorkommt, damit wir wollen, sie unterstützt uns, damit wir vermögen, sie begleitet uns, damit wir beharren; 5) Gott kann nichts machen, was nicht zweckmäßig wäre, und es gibt viele Dinge, die er niemals thun würde; 6) es gibt Sünden der Unwissenheit, besonders wenn sie veranlaßt wurden durch die Nachlässigkeit, uns über unsere Verpflichtungen zu belehren; 7) Gott verhindert oft das Böse, sei es, daß er dem bösen Willen zuvorkommt, oder das Böse in Gutes verwandelt; 8) wir haben die Schuld und die Strafe Adams geerbt, und diese Sünde ist Ursache und Quelle all' unserer Sünden; 9) Abälard bekennt auch, daß alle Jene, die Christus ans Kreuz geheftet, sich einer schweren Sünde schuldig gemacht haben; 10) die Vollkommenheit der Liebe in der Seele Jesu Christi schließt eine keusche Furcht nicht aus, wie sie die Engel und Seligen im Himmel auch hätten; 11) die Schlüsselgewalt komme allen Bischöfen zu, welche die Kirche als solche anerkennt; 12) alle, die sich in der Liebe Gottes und des Nächsten gleichkommen, seien es auch in der Vollkommenheit und im Verdienste; 13) es gibt keinen Unterschied zwischen den drei göttlichen Personen, sowohl bezüglich der Fülle an Gütern als auch bezüglich der Würde und Glorie; 14) er protestirt dagegen, daß er jemals gedacht oder gesagt haben sollte, die letzte Ankunft des Sohnes könne dem Vater zugeschrieben werden; 15) er glaube, die Seele Jesu Christi sei wirklich und wesentlich in die Hölle hinabgestiegen; 16) er erklärt auch, niemals gesagt oder geschrieben zu haben, die Handlung, der Wille, die Begierde, die Lust seien keine Sünden, und daß wir die Tilgung dieser Begierlichkeit nicht wünschen sollten; 17) nachdem er in Abrede gestellt, daß er der Verfasser des Buches der Sentenzen sei, wenngleich es unter seinem Namen bestehe, bittet er alle Gläubigen, seine Unschuld nicht zu verdächtigen, indem man ihm Irrthümer zuschreibe, deren er sich nicht schuldig gemacht, und dem einen guten Sinn unterzulegen, was ihnen in seinen Schriften zweifelhaft erschiene.

Das ist die Apologie Abälards. Um sie gehörig zu schätzen, genügt der erste Artikel, welcher der wichtigste ist. Er klagt darin seine Widersacher an, daß sie ihm boshafter Weise die Behauptung untergelegt: der Vater sei eine Macht, der Sohn eine gewisse Macht, der hl. Geist gar keine Macht; er versichert, daß diese Ausdrücke nie aus seinem Munde hervorgegangen und daß er sie mit Schauder als häretisch und diabolisch von sich weise. Nun aber findet sich diese Behauptung und dieselben Ausdrücke gleicherweise in der Vorrede zu der Theologie und buchstäblich auch in dieser selbst. Eines von beiden kann man nun schließen: entweder wußte Abälard nicht, was er sagte, oder er log sich selbst und Andern. In jedem Falle gilt sein Zeugniß nichts. Einer seiner Schüler, der sein Widersacher geworden war, beschuldigt ihn geradezu förmlich der Lüge bezüglich dieses Artikels [1]).

Abälard schrieb auch eine Art Apologie an sein Weib Heloise, die dem Kloster Paraclet vorstand. Folgendes war der Ursprung.

---

1) Biblioth. Cisterc. t. 4, p. 239.

Nachdem Abälard das erstemal auf dem Concil zu Soissons verurtheilt war, kam er mit den Mönchen von St. Denys wegen ihres Patrones in Streit. Der Abt Suger erlaubte ihm, sich irgendwo in die Einsamkeit zurückzuziehen. Er wählte einen Ort bei Nogent-sur-Seine, wohin seine Schüler gekommen waren, um sich wieder mit ihm zu vereinen; sie bauten daselbst ein Oratorium, rings von Hütten umgeben. Abälard nannte diesen Ort Paraclet, weil er daselbst seinen Trost gefunden. „Er hatte damals so viel Feinde gehabt, sagt er, daß er sich oft vorgenommen, das Land der Christen zu verlassen und bei den Ungläubigen zu verweilen.“ In diesem Zustande wurde er zum Abte von St. Gildas in der Bretagne in der Diöcese Vannes gewählt. Abälard nahm die Würde an; bald aber gerieth er in Streit mit den bretanischen Mönchen, welche er uns mit den schwärzesten Farben schildert, als ob sie gar keine Regel mehr beobachteten; das war im Jahre 1129. Heloise regierte ihrerseits in der Eigenschaft als Priorin des Klosters von Argenteuil; aber ihre Nonnen führten ein so wenig erbauliches Leben, daß man sie noch im selben Jahre fortjagte. Begierig ergriff Abälard die Gelegenheit, Heloise in Paraclet einzuführen. Einige Religiosen von Argenteuil folgten ihr dahin. Zuerst lebten sie dort in großer Armuth, mit der Zeit aber machte sich Heloise durch ihren Geist, ihre Sanftmuth und Geduld beliebt und erwarb sich dadurch die Zuwendung von Wohlthaten Seitens der benachbarten Prälaten und Herren, und Paraclet wurde eine ganz ansehnliche Abtei für weibliche Personen. Abälard verfaßte ihnen eine Regel und besuchte sie oft, was Veranlassung zu übler Nachrede und zu der Anschuldigung wurde, daß er für Heloise noch immer ein mehr menschliches als geistiges Interesse habe. Bei ihr war dasselbe nur zu stark vorhanden, wie dies aus ihren in damaliger Zeit geschriebenen Briefen hervorgeht; sie waren mehr zärtlich als bescheiden, und sie will darin ihren Geist und ihre Bildung zeigen. Endlich gesteht sie offen, daß sie nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Anhänglichkeit an ihn das klösterliche Leben gewählt habe.

Abälard war also zum zweitenmale auf dem Concile zu Sens im Jahre 1140 verurtheilt worden; er war sehr besorgt, die Nonnen von Paraclet gegen die bösen Gerüchte, welche man über seine Lehre verbreitete, zu schützen; deshalb schickte er ihnen ein Glaubensbekenntniß, welches allen ihm zur Last gelegten Irrthümern entgegengesetzt war. Man urtheile aus seiner Ableugnung dieser Irrthümer über dieselben. Er sagt: „Ich verabscheue die Häresie des Sabellius, welcher behauptet, der Vater, der Sohn und der heilige Geist machten nur eine Person aus; folglich sei der Vater gekreuzigt worden, weshalb diese Sektirer auch Patripassianer genannt werden. Ich glaube, daß der Sohn Gottes Mensch geworden, indem er die göttliche mit der menschlichen Natur in einer Person vereint hat, und nachdem er durch seinen Tod das Werk unserer Erlösung vollendet, ist er zum Himmel aufgestiegen, von wo er wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Ich bekenne, daß alle Sünden durch die Taufe vergeben sind, daß wir der Gnade bedürfen, sei es zum Anfange oder zur Vollbringung des Guten; daß, wenn wir in Sünden gefallen sind, uns durch die Buße wieder erheben können. Wozu soll ich erst reden von der Auferstehung des Fleisches, da ich mich umsonst des Namens eines Christen rühmen würde, wenn ich sie nicht glaubte?“ Er verdammt noch die Irrlehre des Arius, erklärt sich für die Wesensgleichheit des Sohnes und des hl. Geistes mit dem Vater, bekennt, daß diese drei Personen nur einen Gott ausmachen, dieselbe Natur, dieselbe Macht haben [1]).

1) Abailard, Epist. 17.

Als der Papst Innocenz II. die Briefe der Bischöfe und des hl. Bernard gegen Abälard mit den Auszügen aus seinen Werken erhalten, die sich auch in Rom vorfanden, sprach er sein Urtheil in folgendem Briefe aus, der an die Erzbischöfe von Rheims und Sens, an deren Suffragane und den hl. Bernard gerichtet war.

„Da es nur einen Herrn gibt, so gibt es auch nach dem Zeugnisse des Apostels nur einen Glauben, und auf die Einheit dieses Glaubens ist die unerschütterliche Festigkeit der katholischen Kirche gegründet. Der Apostelfürst hat dies laut bekannt und dafür die Worte des Erlösers zu hören verdient: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen", um uns durch die Festigkeit des Felsens die unwandelbare Festigkeit und die Einheit der katholischen Kirche zu versinnbilden. Dieser Glaube ist der ungenähte Rock, um den die Soldaten das Loos warfen, der aber nicht zertheilt wurde. Umsonst haben die Völker gegen ihn gewüthet und sich zu seinem Untergange verschworen, umsonst haben die Könige und Fürsten ihre Kräfte vereint, um ihn zu zerstören. Die Apostel, die ersten Führer der Heerde Jesu Christi, und die apostolischen Männer nach ihnen haben ihren Eifer und ihre Liebe für seine Erhaltung und Verbreitung durch Vergießung ihres Blutes bethätiget. Der Sturm der Verfolgung hörte endlich auf, und es gefiel dem Herrn, seiner Kirche den Frieden wieder zu geben.

„Aber der Feind des Menschengeschlechtes, der immerdar auf seinen Untergang bedacht ist, reizte die Häretiker auf, um die Reinheit dieses Glaubens durch das Gift des Irrthums zu zerstören. Darum trugen die Hirten der Kirche Sorge, sich muthig dagegen zu wehren, und sie verdammten die schlechte Lehre und ihre Verkündiger. So wurde der Irrlehrer Arius auf dem Concil zu Nicäa verdammt, Manes auf dem zu Constantinopel, Nestorius zu Ephesus; Eutyches und seine Irrthümer, Dioscorus und seine Anhänger auf dem Concil zu Chalcedon. Der Kaiser Marcian, obgleich Laie, schrieb, um seinen Eifer für den katholischen Glauben zu zeigen, unter Papst Leo, einem unserer Vorgänger, zur Verhütung, daß unsere Geheimnisse entweiht werden: „Daß Niemand, sei er Geistlicher, Kriegsmann, oder weß Standes er auch sei, in Zukunft sich in Streit über Religion einlasse, denn es heißt die Bestimmungen des hl. Concils beschimpfen, wenn man schon entschiedene Fragen neuerdings aufwirft. Wer immer diesem Befehl entgegen zu handeln wagt, soll gleich einem Gottesräuber gestraft werden, und ist es ein Geistlicher, so soll er abgesetzt werden.

„Wir hören leider mit Schmerz durch den Brief und die Denkschriften, die ihr uns zugesandt, daß in dieser letzten, für die Kirche so gefährlichen Zeit, die verderbliche Lehre des Peter Abälard die vorhin genannten und noch andere Irrlehren wieder aufleben läßt; aber es tröstet uns auch außerordentlich und verpflichtet uns zum Danke gegen Gott, daß er in euern Provinzen würdige Nachfolger ihrer Väter, eifrige Hirten erweckt, die Neuerungen dieser Irrlehre in den Tagen unseres Apostolates zu bekämpfen und die Braut Jesu Christi in ihrer Reinheit zu erhalten. Da wir, obgleich unwürdig, auf dem Stuhle Petri sitzen, zu dem der Herr einst gesagt: „Wenn du bekehrt sein wirst, stärke deine Brüder" — so haben wir, nachdem wir die in euren Denkschriften bezeichneten Sätze unsern Brüdern, den Bischöfen und Cardinälen mitgetheilt und mit ihnen darüber berathen haben, sie kraft der Autorität der hl. Canones verdammt, so wie die übrigen Irrthümer Peter Abälards. Wir erklären diesen Schriftsteller für häretisch und in dieser Eigenschaft legen wir ihm ewiges Stillschweigen auf. Noch mehr, wir wollen, daß alle Jene, welcher dieser Irrlehre folgen oder sie begünstigen, von der Gemeinschaft der

Gläubigen getrennt und ausgeschlossen werden. Gegeben zu St. Johannes vom Lateran, den 13. Juli“ [1]).

Diesem Briefe fügt der Papst noch einen andern vom vorhergehenden Tage datirten bei, der an dieselben Bischöfe gerichtet war und folgendermaßen lautet:

„Wir befehlen euch hiermit, Peter Abälard und Arnold von Brescia, die Lehrer einer dem katholischen Glauben entgegengesetzten und feindlichen Lehre, in Klöster einzusperren, die ihr am geeignetsten dafür haltet, und ihre Bücher, worin diese Irrthümer enthalten, zu verbrennen, wo immer ihr sie treffet.“ Und darüber war geschrieben: „Zeiget diese Abschrift Niemanden, bis die Briefe den Erzbischöfen in der nächsten Conferenz von Paris vorgelegt worden sind.“

Nach dem Concil von Sens reiste Abälard nach Rom ab, um seine Appellation zu betreiben. Als er durch Clugny kam, fragte ihn Peter der Ehrwürdige, wohin er gehe; Abälard antwortete: „Ich werde von Leuten verfolgt, die mich für einen Häretiker halten, ein Name, der mir Schrecken einflößt; deshalb will ich mich bei dem hl. Stuhl rechtfertigen.“ Der hl. Abt lobte sein Vorhaben, und versicherte ihm, der hl. Vater würde ihm jedenfalls Gerechtigkeit und selbst Gnade widerfahren lassen, wenn es dessen bedürfte. Inzwischen kam der Abt von Citeaux nach Clugny und verhandelte mit dem Abte von Clugny und Abälard bezüglich seiner Aussöhnung mit dem heiligen Bernard. Der Abt von Clugny arbeitete seinerseits darauf hin und rieth Abälard, mit dem Abte von Citeaux zu gehen; er ermahnte ihn noch mehr, Alles, was er für katholische Ohren Beleidigendes gesagt oder geschrieben habe, zu widerrufen und zu vertilgen. Abälard folgte diesem Rathe, und nach Clugny zurückgekehrt, sagte er dem Abte, daß er mit dem Abte von Clairvaux durch die Vermittlung des Abtes von Citeaux Frieden geschlossen habe.

Nachdem er erfahren hatte, daß der Papst seine Verurtheilung bestätigt, stand er von seiner Appellation ab, und gerührt von den heilsamen Rathschlägen des Abtes von Clugny entschloß er sich, der Unruhe der Schulen zu entsagen und den Rest seines Lebens in diesem Kloster zuzubringen. Der Abt willigte gern ein unter der Bedingung, daß der hl. Vater damit einverstanden sei; denn er glaubte, dieser Entschluß sei dem Alter Abälards und seiner schwachen Gesundheit angemessen; auch hoffte er, daß seine Kenntnisse einer so zahlreichen Genossenschaft nützlich werden könnten. Auf Bitten Abälards selbst schrieb er dieserhalb an den hl. Vater und bat ihn um die Erlaubniß, daß Abälard in diesem hl. Hause sein Leben in Ruhe beschließen könne, das nicht mehr lange dauern würde. Der Papst gab seine Zustimmung, und Abälard lebte noch zwei Jahre in der Abtei von Clugny, die ganze Genossenschaft durch seine Demuth und seinen Bußgeist erbauend.

Diese Einzelheiten lernen wir aus einem Briefe kennen, den Peter der Ehrwürdige an Heloise schrieb. Nachdem er der Frömmigkeit und Bildung dieser Abtissin großes Lob gespendet, kommt er auf Abälard und sagt: „Ich erinnere mich nicht, je eine gleiche Demuth in Kleidung und Haltung gesehen zu haben; ich nöthigte ihn, den ersten Rang in unserer zahlreichen Genossenschaft einzunehmen, aber durch die Armuth seines Kleides schien er der Letzte zu sein. In den Prozessionen, bei welchen er nach der Gewohnheit vor mir ging, bewunderte ich, daß ein Mann von so großem Rufe sich in solcher Weise erniedrigen konnte.

In der Nahrung, wie in allen körperlichen Bedürfnissen beobachtete er dieselbe Einfachheit wie in seinen Kleidern und durch Wort und Beispiel ver-

---

1) S. Bern. Epist. 194.

warf er nicht bloß das Ueberflüssige, sondern alles, was nicht durchaus nothwendig war. Er las beständig, betete oft, bewahrte unausgesetztes Sillschweigen, wenn er nicht genöthigt war, zu sprechen, wie bei den Conferenzen oder den Predigten, welche er der Genossenschaft hielt. Nachdem er durch meine Briefe und Bitten mit dem hl. Stuhle ausgesöhnt war, brachte er oft, fast täglich, das hl. Meßopfer dar; endlich war er nur beschäftigt, entweder zu betrachten oder die Wahrheiten der Religion und der Philosophie zu lehren.

Nachdem er so eine Zeitlang in Clugny gelebt hatte und seine Gebrechlichkeit zunahm, sandte ich ihn nach dem Priorate des hl. Marcellus bei Châlons-sur-Sâone, der angenehmsten Gegend von Burgund; dort setzte er seine Lectüre und die Uebungen der Frömmigkeit fort, wurde aber bald von einer Krankheit ergriffen, die mit seinem Tode endete. Alle Religiosen dieses Klosters bezeugen, mit welcher Andacht er das Bekenntniß seines Glaubens und alsdann das seiner Sünden ablegte, und mit welch heiliger Begierde er die Wegzehrung empfing. Auf diese Weise hat der Doctor Peter sein Leben beschlossen." Abälard starb am 21. April 1142, dreiundsechszig Jahre alt. Sein Leib wurde heimlich in die Abtei Paraclet gebracht und der Abt Peter ging selbst dahin, um der dortigen Gemeinde ein Geschenk damit zu machen. Er feierte am 16. November die hl. Messe, alsdann hielt er den Religiosinen im Kapitel eine Rede. Dies ersieht man aus dem Dankbriefe, den Heloise schrieb [1]).

48. Wilhelm, Abt von St. Thierri in Rheims, der den hl. Bernard drängte, gegen Abälard zu schreiben und der ihn selbst widerlegte, schrieb auch eine Abhandlung über die hl. Eucharistie, die er dem hl. Abte von Clairvaux zur Durchsicht und Verbesserung sandte, bevor er sie in die Oeffentlichkeit brachte. Seine Absicht war, die Aussprüche der Väter über diesen Gegenstand zu vergleichen und die darauf bezüglichen Stellen zu sammeln, besonders die des hl. Augustin, welche Einige verwirrten. Er sagte darüber unter Anderem: „Weil fast von Anfang der Kirche bis auf unsere Zeit Niemand diese Frage berührt hat, haben die Väter auch nicht vertheidigt, was nicht angegriffen wurde; in ihren Abhandlungen sagen sie darüber nur, was der Gegenstand, den sie bearbeiteten, erforderte, und da sie darin nicht auf Fragen antworten, die noch nicht angeregt waren, ist das, was sie sagen, jetzt nicht genügend, um sie zu erörtern. Dieser Fragen nicht gewärtig bieten sie in ihren Schriften Mehreres über dieses Sakrament, was an seinem Platze und nach ihrem Sinne ganz gut gesagt war, aber nachdem es von Solchen, die gerne streiten und abschweifen, herausgenommen wurde, scheint es einen ganz andern Sinn zu haben. Sie haben auch einige Ausdrücke dunkel gelassen; denn da sie nur Menschen waren, konnten sie die Ränke der künftigen Häresie nicht voraussehen." — Fleury bemerkt mit Recht, diese Stelle sei ein wichtiger Schlüssel für die Controverse [2]).

Der Abt Wilhelm verfaßte mehrere andere Werke, hauptsächlich solche frommen Inhaltes, und die Zuneigung, die er für den hl. Bernard und den Orden von Citeaux hatte, bewog ihn schließlich, seine Abtei zu verlassen und einfacher Mönch in Signi zu werden, einer Filiale von Clairvaux in der Diöcese Rheims, gestiftet im Jahre 1134. Er starb daselbst 1150 noch bei Lebzeiten des hl. Bernard, dessen Lebensgeschichte er zu schreiben begonnen hat. Wilhelm war aus Lüttich und stammte aus einer edlen Familie.

---

1) Petr. Cluniac. l. 4, epist. 21. — 2) Bibl. Cisterc. t. 4. p. 131.

49. Um dieselbe Zeit zeichnete sich Hugo Metellus, regulirter Kanoniker von Toul, aus. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts aus einer angesehenen Familie in Lüttich geboren, hatte er Ticelin zum Lehrer in den weltlichen Wissenschaften, in denen er große Fortschritte machte. Da er in den Feinheiten der Philosophie des Aristoteles bewandert war, mußte man im Disputiren mit ihm sehr auf der Hut sein. Er beschäftigte sich auch mit Erfolg mit der Grammatik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Poesie. Sein Talent für's Versemachen war so groß, daß er stehenden Fußes Tausende zu Stande brachte, und eine so ungemeine Leichtigkeit im Ausdrucke besaß er, daß er, wenn es ihm beliebte, zwei, auch drei Schreibern zugleich dictiren konnte.

Mit dem Studium der schönen Wissenschaften verband er das der griechischen Sprache; alsdann ging er nach Laon, um dort unter Anselm und Raoul, seinem Bruder, Theologie und die hl. Schrift zu studiren. In ihren Schulen lernte er die im alten und neuen Testamente vorkommenden Schwierigkeiten zu lösen. Mit so ernsten Studien beschäftigt, bekam er einen Ekel an der Welt, und um sein Heil zu sichern, trat er bei den regulirten Chorherren in der Abtei des hl. Leo in Toul unter dem Abte Siebald ein. Er selbst erzählt uns, welches Leben er vor seiner Bekehrung geführt hatte, und wie er nachher lebte.

In der Welt hatte er sich mit kostbaren Pelzen bekleidet, sich von dem Besten genährt, was Land und Wasser boten, und nur die ausgesuchtesten Weine getrunken. Nachdem er regulirter Kanoniker geworden war, kleidete er sich in Ziegen- und Schaffelle, aß nur Kräuter und gemeine Hülsenfrüchte und trank nur Wasser und einen aus Hafer bereiteten Trank; denn so lebte man in diesem Kloster der weißen Nazaräer, wie er sie wegen ihres weißen Habits nennt, das sie damals wie die regulirten Chorherren zu St. Genovefa, St. Victor, Paris und Murbach im Elsaß trugen. Wir haben fünfzig Briefe von Hugo von Toul, die er an verschiedene Personen seiner Zeit gerichtet hat, so an den hl. Bernard, Abälard, Heloise und Erzbischof Albero von Trier. Sie sind geistvoll geschrieben; aber man findet weder im Stil noch im Latein die Eleganz und Reinheit der Schriftsteller des Jahrhunderts von Augustus, obgleich er diese von Jugend auf zu seiner gewöhnlichen Lectüre gemacht hatte. Es schien, als ob er sich nur in Wortspielen gefiele. [Wattenbach erwähnt ein von ihm verfaßtes Gedicht Certamen papae et regis über den Investiturstreit.]

50. Ein anderer Hugo, der ein noch viel umfassenderes Wissen und einen viel bedeutenderen Ruf besaß, war geboren [entweder in Lothringen, oder was wahrscheinlicher ist, in Sachsen. Er scheint seine erste Bildung bei den Augustinern in Hamersleben empfangen zu haben und kam nachher in das Kloster St. Victor.] Mit entschiedener Neigung für das Studium begabt, vernachlässigte er keinerlei Wissenschaften. Er erkundigte sich genau nach den Namen aller Dinge, die immer seinem Auge sich zeigten, und behauptete, daß man unmöglich das Wesen einer Sache erfassen könne, wenn man den Namen derselben nicht kenne. Diese Lernbegier drängte ihn, sehr früh sein Vaterland zu verlassen, um sich von den besten Meistern unterrichten zu lassen. Auf einer Reise nach Marseille besuchte er das Grab des hl. Victor und erhielt daselbst einen Zahn und mehrere andere Reliquien dieses heiligen Martyrers; er schenkte dieselben Gilduin, dem Abte von St. Victor, welches Kloster nahe bei Paris war, später aber von der Stadt eingeschlossen wurde. Kaum entstanden, stand die Abtei in dem Rufe großer Regelmäßigkeit. Hugo begehrte dort Aufnahme und legte seine Gelübde in die Hände des Abtes Gilduin ab. Dies geschah in seinem achtzehnten Lebensjahre, 1115.

Nachdem er das Studium der Philosophie und der Theologie zu St. Victor vollendet hatte, lehrte er diese beiden Wissenschaften mit großem Beifalle. Man ersieht aus seinen Arbeiten, daß er das Hebräische verstand. Unter der Zahl seiner Schüler waren viele ausgezeichnete Personen, mehrere derselben wurden Bischöfe, selbst Cardinäle. Seine vorzügliche Lehrweise machte ihn zu dem hervorragendsten Theologen seiner Zeit; man nannte ihn einen zweiten Augustinus, oder den Mund dieses hl. Lehrers, weil er sich in eingehender Weise mit dem Studium dieses hl. Kirchenvaters beschäftigt hatte.

Zu den Werken, die zweifellos von Hugo von St. Victor verfaßt sind, gehören die Eruditionis didascalicae libri VII. Trotz einer großen Anzahl Studirender in den Schulen sah der fromme Lehrer nur wenig Gelehrte; er schrieb die Schuld davon dem Umstande zu, daß ohne Ordnung und Regel gelesen und studirt würde. Durch das genannte Werk will er dem Uebelstande abhelfen. Es ist in sieben Bücher abgetheilt. In dem ersten bemerkt er, daß man drei Dinge bei der Lectüre zu beobachten habe: 1) was man lesen solle, 2) in welcher Ordnung und 3) auf welche Weise. Die Vorschriften, die er über diese drei Punkte gibt, gelten sowohl für die Werke, welche die Künste behandeln, als auch für diejenigen, welche in das Verständniß der hl. Schrift einführen. Im zweiten Buche behandelt er sowohl die freien als auch die mechanischen Künste und gibt die allgemeinen Begriffe derselben an. Im dritten lehrt er die Erfinder derjenigen Künste kennen, mit welchen die Alten sich besonders befaßten, um leichter zur Kenntniß der philosophischen Wahrheiten zu gelangen; das waren die sieben freien Künste. Im vierten handelt er von der hl. Schrift, der Reihenfolge und Anzahl der Bücher, ihren Verfassern; von der Wiederherstellung der Schriften durch Esdras; vom Kanon oder vielmehr von der von Ammonius aufgefundenen Uebereinstimmung der Evangelien; von den Kanones der Generalconcilien, und namentlich der vier ersten; von den Schriften der Väter; von den apocryphischen Büchern des alten und neuen Testamentes, und von den christlichen Schriftstellern, welche die römische Kirche verworfen hat. Er erklärt im fünften den verschiedenen Sinn der hl. Schrift und gibt im sechsten Anweisungen, um sie mit Nutzen zu lesen. Dergleichen läßt sich nicht thun, ohne daß man erst über das nachdenkt, was man gelesen hat. Deshalb spricht er im siebenten über die Betrachtung, durch welche man von der Kenntniß der sichtbaren Dinge zu der der unsichtbaren, d. h. zu Gott geführt werde, zu der Einheit seiner Wesenheit und der Dreiheit der Personen.

In dieser Arbeit nimmt Hugo von St. Victor den berühmten Boethius zum Führer, der gegen Ende des fünften und im Anfange des sechsten Jahrhunderts sämmtliche Wissenschaften der Griechen zusammengefaßt und ins Lateinische übersetzt hat. Seine Begriffserklärungen sind richtig und genau.

Die Astronomie unterscheidet er von der Astrologie also: Die Astronomie handelt dem Wortlaute zufolge von dem Gesetze der Gestirne, dem der Himmelsbewegungen, von seinen Regionen, vom Laufe, Auf- und Niedergange der Sterne. Die Astrologie dagegen, was so viel heißt, als Rede über oder von den Gestirnen, betrachtet die Gestirne in Bezug auf die Geburt, den Tod und andere Ereignisse; zum Theil ist sie natürlich, zum Theil abergläubisch. Natürlich ist sie, wenn sie sich darauf beschränkt, die wechselnden Einflüsse der höhern Dinge auf die niedern zu beobachten, auf die Gesundheit, die Krankheit, die schlechte, die gute Witterung, die Fruchtbarkeit, die Unfruchtbarkeit. Sie ist abergläubisch, wenn sie behauptet, durch die Gestirne zur Kenntniß der zufälligen Ereignisse und derer, die vom freien Willen abhangen, zu gelangen.

Die Philosophie, sagt er, ist die Liebe zu jener Weisheit, der es an nichts mangelt, welche die lebendige Erkenntniß, die einzige und ursprüngliche

Ursache der Dinge ist. Die göttliche Weisheit ist diejenige, der in der That nichts ermangelt, die in sich Alles besitzt und vereinigt, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft; sie ist eine lebendige Erkenntniß, weil sie nie etwas vergißt; sie ist erste Ursache aller Dinge, weil Alles nach ihrem Ebenbilde gemacht worden ist. Hugo lehrt uns in folgender Weise, uns stufenweise zu dieser Weisheit zu erheben.

„Man muß wissen, sagt er, daß in der hl. Schrift nicht bloß die Worte, sondern auch die Dinge eine Bedeutung haben, was in andern Schriften gewöhnlich nicht vorkommt. Der Philosoph kennt nur die Bedeutung der Worte, aber die Bedeutung der Dinge ist viel vorzüglicher. Jene ist durch den Gebrauch entstanden, diese ist durch die Natur angegeben; die erste ist die Stimme des Menschen, die zweite die Stimme Gottes; die eine vergeht, sobald sie entstanden, die andere dauert fort, ist sie einmal hervorgebracht. Das Wort ist ein schwaches Zeichen für den Sinn, die Sache ist die Aehnlichkeit der göttlichen Idee. Was der Laut für die Idee ist, das ist die Zeit für die Ewigkeit. Die Idee ist das innere Wort, welches sich durch den Laut der Stimme kundgibt, d. h. durch das äußere Wort. Also gibt sich die unsichtbare Weisheit durch die Geschöpfe kund. Das ist es, was uns die Tiefen der göttlichen Schriften ahnen läßt.

Das Wort erschließt den Sinn, der Sinn die Sache, die Sache die göttliche Idee, diese ist die höchste Wahrheit.

Außer dieser allgemeinen Methode für das Studium der menschlichen und göttlichen Wissenschaften hat Hugo von St. Victor unter dem Titel Summa sententiarum ein System der Theologie verfaßt, das aus folgenden sieben Abtheilungen besteht: 1. Ueber die drei theologischen Tugenden, den Glauben, die Hoffnung, die Liebe, die allerheiligste Dreifaltigkeit und die Menschwerdung des Wortes. 2. Ueber die Schöpfung und den Zustand der Engel. 3. Ueber die Schöpfung und den Zustand des Menschen. 4. Ueber die Sakramente im Allgemeinen und die Gebote Gottes. 5. Ueber die Taufe. 6. Die Firmung, die hl. Eucharistie, die Buße und die letzte Oelung. 7. Ueber die Ehe.

Nicht zufrieden mit dieser ersten Arbeit, erweitert und vervollständigt Hugo von St. Victor sie unter dem Titel: De sacramentis christianae fidei. Diese ist die bedeutendste seiner Arbeiten; sie ist in zwei Bücher getheilt. Das erste beginnt mit der Schöpfung der Welt und geht bis zur Incarnation des Wortes; das zweite von da bis zum Ende aller Dinge. Das erste Buch hat zwölf Theile, das zweite achtzehn. Von mehr als einem Kapitel über Gott möchte man sagen, daß Bossuet und Fenelon sie in ihren schönsten Werken benützen. Neben Hugo von St. Victor erscheint Abälard wie ein oberflächlicher, anmaßender Redner neben einem frommen und gelehrten Lehrer.

Hugo erläutert mit großer Ordnung und Klarheit eine Menge Fragen, die zu seiner Zeit noch gar nicht aufgeklärt waren, oder doch wenigstens nicht so, wie es seitdem geschehen ist.

Wenn bei einer besondern Frage noch kein entscheidender Grund aus der Schrift, den Vätern oder den Concilien anführbar ist, so behandelt er das Für und Wider mit vieler Ruhe und alsdann spricht er seine Meinung mit großer Bescheidenheit aus, zum Beispiel bei der Frage: In welchem Zustande wären, wenn Adam nicht gesündigt hätte, seine Kinder geboren? Er denkt, daß sie auch ohne Sünde, aber ohne die ursprüngliche Gerechtigkeit geboren worden wären; oder wenn sie in dieser Gerechtigkeit geboren wären, so würden sie ebenso wie ihr Vater einer Probe unterworfen worden sein. Indem er die Religion in ihrer Gesammtheit auffaßt, vergleicht er die Gerechten, welche vor der Menschwerdung gelebt haben, mit Soldaten, die vor ihrem

Könige hergehen, der ihnen folgt, und die Gerechten, welche nach der Menschwerdung gelebt haben, mit Soldaten, die ihrem vorangehenden Könige folgen. Die einen wie die andern bilden nur ein Heer und haben denselben Anführer; ebenso hat es auch von Anfang an Christen gegeben, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach.

Die hl. Kirche, sagt Hugo von St. Victor, ist der Leib Christi, belebt durch denselben Geist, geeint und geheiligt in demselben Glauben. Es gibt zwei Leben: ein irdisches und ein himmlisches; das eine ist körperlich, das andere geistig; von dem einen, das von der Seele kommt, lebt der Leib; von dem andern, das von Gott kommt, lebt die Seele. Jedes hat Güter zur Erhaltung. Das irdische Leben erhält sich von irdischen Gütern, das geistige nährt sich von geistigen Gütern. Dem irdischen Leben gehört Alles, was irdisch ist, dem geistigen alle geistigen Güter. Damit die Gerechtigkeit beobachtet und das Ersprießliche in dem einen, wie im andern befördert werde, sind in zwei Abtheilungen Diejenigen geschieden, welche entweder aus Nothwendigkeit, oder aus Billigkeit in besonderer Weise die Güter des einen von beiden suchen. Das sind die Laien und die Geistlichen, gleichsam zwei Völker bildend. Sodann sind wieder Einige beauftragt, das Ganze nach Billigkeit zu vertheilen, so daß keiner seinen Bruder täuscht, und die Gerechtigkeit unverletzlich gehandhabt wird. Deshalb sind in den beiden Völkern, die nach den zwei verschiedenen Lebensweisen gesondert sind, Gewalten eingesetzt. Unter den Laien, denen es zukommt, für die irdischen Dinge zu sorgen, ist es die weltliche Gewalt; unter den Geistlichen, deren Pflicht es ist, über die geistlichen Güter zu wachen, ist es die göttliche Macht. Die erste nennt sich weltliche Gewalt, die zweite geistliche Gewalt. Bei der einen wie bei der andern gibt es verschiedene Abstufungen und Ordnungen, aber alle unterstehen demselben Oberhaupte; wie sie aus einem Ursprunge hervorgehen, so kehren alle zu demselben Ziele und Ende zurück. Die irdische Macht hat den König zum Oberhaupte, die geistliche den Papst. Der Macht des Königs unterstehen alle irdischen Dinge, welche für das irdische Leben da sind; der Macht des Papstes alle geistlichen Dinge, die das geistige Leben erhalten sollen. So wie das geistige Leben über dem irdischen, der Geist über dem Körper ist, so überragt die geistliche Macht die irdische und weltliche an Würde und Ehre; denn es steht der geistlichen Macht zu, die irdische einzusetzen und sie zu richten, wenn sie nicht gut ist. Die geistliche Macht ist von Gott selbst eingesetzt, und wenn sie irrt, so kann sie nur von Gott selbst gerichtet werden; denn es steht geschrieben: der Geistliche richtet Alles und wird durch Niemanden gerichtet.

Hugo von St. Victor behandelt in einem beachtenswerthen Kapitel die Art und Weise, wie die Kirche die irdischen Güter besitzt. Er sagt: „Was die irdischen Güter anlangt, welche die Prälaten besitzen, so sind ihrer solche, die den Kirchen durch die Frömmigkeit der Gläubigen unbeschadet des Rechtes der weltlichen Macht geschenkt wurden, denn das ist vernünftig und gut. Gott liebt den Frieden, und die wahre Gerechtigkeit kann nichts Ungeordnetes billigen. Wenn die geistliche Macht den Vorrang hat, so soll dies nicht zum Schaden der Rechte der zeitlichen Macht sein, so wie es verbrecherisch wäre, wenn die irdische Macht sich etwas anmaßen wollte, was der geistlichen gehört. Als die Güter dieser Art den Kirchen gegeben wurden, konnten die Geschenkgeber ihnen nichts Anderes übertragen, als was sie selbst besaßen; denn weder können die Unterthanen einer andern Macht etwas übergeben, was ihrer Obrigkeit gehört, noch dürfen die Prälaten den Unterthanen nehmen, was ihnen rechtmäßig gehört, um es Fremden zu geben. Andererseits haben wieder Fürsten den Kirchen einige ihrer Besitzungen theils zur Nutznießung, theils auch zur Ausübung der zeitlichen Macht übergeben. Im letzten Falle kann die Kirche die Gerechtigkeit nur durch Laien handhaben

lassen und schuldet dem Könige immer die auf dem Lande haftenden Gerechtsame gemäß dem Worte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Man sieht aus diesem Kapitel, daß die Christen des Mittelalters, die weltliche Macht der geistlichen unterordnend, wie es ihrer Natur zukommt, keineswegs eine mit der andern vermengten, wie so manche Schriftsteller sie dessen beschuldigen, unter Andern Fleury in seinem Discours.

Hugo von St. Victor hat Erklärungen oder Bemerkungen zu dem Pentateuch, dem Ecclesiastes, den Propheten und dem Dekalog geschrieben, eine Erklärung der Regel des hl. Augustin, eine Instruction für die Novizen, Selbstgespräche, eine Lobrede auf die Nächstenliebe und verschiedene andere kleinere Werke; alle athmen hohe Weisheit und innige Frömmigkeit. Dagegen hat man ihm auch einige zugeschrieben, welche nicht von ihm herrühren, namentlich zwei, welche Fleury citirt, um daraus zu behaupten, daß die historischen Studien damals sehr unvollkommen waren. Man wird ebenso gut behaupten können, daß die Kritik Fleury's nicht immer sehr vernünftig ist.

Hugo von St. Victor starb 1142, im nämlichen Jahre, in welchem Abälard starb. In demselben Maße aber wie das Leben Abälards ein stürmisch bewegtes war, war das Hugo's einfach und geordnet, ohne besondere Beziehungen nach außen, nur dem Gebete, dem Studium und dem Unterrichte gewidmet. Diese glückliche Ruhe verhalf ihm zu einer innigen Vereinigung mit Gott, die er allen Reichthümern seines Geistes und seiner Feder vorzog. Man begreift nicht, wie er so viel wissen und verfassen konnte, da er ein so innerliches Leben führte und nur ein Alter von vier und vierzig Jahren erreichte; was er geschrieben, ist tief durchdacht und überlegt. Sein Tod, der am 11. Februar erfolgte, war von erbaulichen Umständen begleitet, wie sein Krankenwärter einem regulirten Chorherren darüber in Folgendem Mittheilung macht.

„Ich kann es euch nicht beschreiben, mit welch' lebhafter Zerknirschung und welchen Thränenströmen Meister Hugo dem Hochwürdigen Herrn Abte und mir beichtete, noch auch, mit welcher Inbrunst seines Herzens er Gott für seine Krankheit dankte; ich will euch nur mittheilen, was er kurz vor seinem Tode gesagt und gethan hat. Als er mich am Tage vorher des Morgens bei sich erblickte und mir sagte, daß es ihm an Leib und Seele recht gut gehe, fragte er mich, ob wir allein im Zimmer wären. Nachdem ich dies bejaht, fuhr er fort: „Habet ihr heute früh die hl. Messe gelesen?“ Ich antwortete: Ja. „So hauchet mir doch auf den Mund in Form des hl. Kreuzes, damit ich den hl. Geist einathme!“ Dieser Wunsch zeugte von dem festen Glauben an das Geheimniß des Leibes und Blutes Jesu Christi und an die im Evangelium den Priestern verheißenen Macht. Alsdann erging er sich, strahlend vor Freude, in Danksagungen für die Wohlthaten, die Gott ihm in seinem Leben erwiesen, besonders für die letzte, und bat mich demüthig um die Absolution. Da das Uebel während der Nacht zugenommen hatte, fragte ich ihn, ob er die letzte Oelung empfangen wolle; er bat, sie ihm nicht länger vorzuenthalten, und zwar um so mehr, da die Vorsehung eine große Menge von Chorherren, Geistlichen, Ordensleuten und selbst frommen Laien in seinem Zimmer versammelt hatte. Nachdem er die hl. Oelung empfangen, fragte ich ihn, ob ich ihm auch den Leib des Herrn bringen sollte, den er zwei Tage zuvor genossen. „Mein Gott“, rief er da mit Bewegung, „ihr fraget, ob ich meinen Gott empfangen will? Eilet schnell zur Kirche und bringet mir unverzüglich den Leib meines Herrn!“ Ich that nach seinem Wunsche, und indem ich mich mit dem Brode des Lebens in den Händen seinem Bette näherte, ermahnte ich ihn, den Herrn anzubeten. Er erhob sich, so gut er es vermochte, und die Hände ausbreitend, sagte er: „ich bete meinen Herrn vor euch Allen an und

empfange ihn als mein Heil. Alsdann bat er um ein Kreuz, küßte es inbrünstig und heftete seinen Mund an die Füße des Heilandes, gleichsam als wollte er das Blut heraussaugen, das unter seinen Thränen fließend geworden zu sein schien. Man möchte sagen, daß, nachdem er das Fleisch des Menschensohnes genossen, er nun auch sein Blut zu trinken begehrte."

Diese Worte des Verfassers zeigen uns, daß der Kranke nur unter der Gestalt des Brodes communicirte.

„Wenige Augenblicke darauf wiederholte Hugo die Worte des sterbenden Erlösers: „Mein Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!" Sodann fügte er hinzu: „Heilige Maria, bitte für mich!" Ebenso rief er den hl. Petrus und den hl. Victor um ihre Fürbitte an und gab sanft seinen Geist auf."

Hugo von St. Victor stand in wissenschaftlicher und freundschaftlicher Beziehung zu dem hl. Bernard, wovon ein kleines Werk zeugt, das als Antwort auf eine Consultation Hugos gilt bezüglich einiger besonderen Meinungen einer unbekannten Persönlichkeit. Die erste war, daß Niemand mehr ohne die Taufe gerettet werden könne, seitdem Christus die Nothwendigkeit derselben Nicodemus gegenüber ausgesprochen hat. Darauf antwortet der hl. Bernard: es sei unglaublich, daß Gott alle Menschen unbedingt zu einer Vorschrift verpflichtet habe, so lange dieselbe nur erst im Geheimen gegeben war, sondern erst, nachdem dieselbe hinreichend verkündigt zur Kenntniß aller Welt gelangt sein konnte. Hören wir den Herrn selbst: „Wenn ich nicht gekommen wäre und zu ihnen gesprochen hätte, wären sie nicht strafbar." Er sagt nicht einfach: „Wenn ich nicht gesprochen hätte" — sondern: „Wenn ich nicht zu ihnen gesprochen hätte" — um zu zeigen, daß ihr Ungehorsam erst unentschuldbar war, seitdem er ihnen seinen Willen kundgethan hatte. Wenn er zu ihnen gesprochen hätte ohne seine Worte an sie zu richten, hätte die Unwissenheit ihre Hintansetzung entschuldigen können; nachdem er aber mit ihnen geredet, blieb kein Grund für ihren Unglauben. „Ich habe Alles öffentlich gesprochen, habe nichts im Geheimen gesagt." Nicht als ob er seinen Aposteln keine besondern Unterweisungen gegeben, aber er rechnet diese nicht an und knüpft an diese Belehrungen weder Strafe noch Lohn, bis sie öffentlich bekannt geworden. Er sagt weiter: „Was ich euch im Dunkeln gesagt habe, verkündiget es am hellen Tage" — damit diese Veröffentlichung ihnen das Recht gebe, die Uebertretungen zu strafen und den Gehorsam zu belohnen.

„Diejenigen, welche euch hören, hören mich, welche euch verachten, verachten mich" — als ob er sagte: „Nicht wegen dessen, was ich zu euch im Geheimen gesagt, sondern wegen dessen, was ihr öffentlich gepredigt habt, werde ich Jene richten, welche gläubig oder ungläubig waren.

Der zweite Irrthum des Anonymus bestand in der Behauptung, daß Niemand als Martyrer gelten könne, der nicht die Taufe wirklich empfangen habe, das Verlangen nütze nichts. Bernard weist diesen Irrthum zurück und widerlegt ihn, gestützt auf die Autorität des hl. Ambrosius und Augustinus, dahin, daß die Begierde ebensowohl die Taufe wie das Martyrium ersetzen könne. Er behauptet auch noch dem Anonymus gegenüber, daß die Gerechten des Alten Testamentes keine so klare Erkenntniß der Incarnation und der übrigen Geheimnisse des neuen Testamentes gehabt haben, wie wir, seitdem sie in Erfüllung gegangen sind. Endlich zeigt er demselben gegenüber, daß es Sünden der Unwissenheit gebe.

51. Ein berühmter Schüler und Mitbruder des Hugo von St. Victor war Richard, ein geborner Schotte, der aber in Frankreich in derselben Abtei von St. Victor in Paris lebte und starb. Er legte unter Gilduin, dem ersten Abte dieses Klosters, Profeß ab und wurde von dem berühmten Hugo

unterrichtet. Subprior seit dem Jahre 1159 wurde er Prior im Jahre 1162 und verwaltete dieses Amt sehr ehrenvoll, das die Umstände außerordentlich erschwerten. Der Abt Namens Ervise war weder ein erbaulicher Mönch noch ein wachsamer Verwalter. Alexander III. nennt ihn in einem seiner Briefe einen zweiten Cäsar, der Alles nach seinen Launen einrichtete, die Statuten hintansetzte und weit entfernt davon, einen Nutzen aus den päpstlichen Verweisen zu ziehen, die er sich durch seine Nachlässigkeit zugezogen, im Gegentheil immer unverbesserlicher werde. Alexander war Zeuge der Unordnung und hatte in der Abtei St. Victor Gelegenheit, die Unwürdigkeit des Abtes und die außerordentlichen Verdienste des Priors kennen zu lernen.

Richard erbaute seine Brüder durch seine Frömmigkeit und erleuchtete sie durch seine Arbeiten, von denen die fremden Religiosen sehr begierig Abschriften verlangten. Wilhelm, Prior eines Cisterzienserklosters, schreibt an Richard, um ihm anzuzeigen, daß er ihm einige zurückschicke, und bittet um eine andere, nämlich jene, welche den Traum Nabuchodonosors zum Gegenstande hat. Garin, Prior von St. Alban, wünscht eine vollständige Liste aller seiner Arbeiten. Johannes, Superior von Clairvaux, bittet Richard, ein Gebet zum hl. Geist zu verfassen. „Schreibe dasselbe“ — sagt er — „gemäß der Wissenschaft und Erkenntniß, womit dich der Geist erfüllt hat: es sei nicht zu kurz und nicht zu lang, so daß ich es auswendig lernen und wenigstens einmal bei Tage oder bei Nacht an den hl. Geist richten kann.“ Noch andere Briefe an Richard beweisen, in welchem Grade er sich der Achtung seiner Zeitgenossen erfreute. Man hat sogar Grund anzunehmen, daß der hl. Bernard ihn wiederholt um Rath fragte.

Unter den verschiedenen kleinen Werken, die theils gedruckt, theils als Manuscript vorhanden sind, ist das bedeutendste das über die Dreifaltigkeit, das aus sechs Bänden besteht. Er erklärt sich darüber im Vorwort folgendermaßen: „Der Gerechte lebt aus dem Glauben.“ Das ist ein Ausspruch des Apostels sowohl als der Propheten; denn der Apostel sagt, was der Prophet vorhersagt: daß der Gerechte aus dem Glauben lebt. Wenn dem so ist, oder vielmehr weil dem so ist, müssen wir beständig und unausgesetzt die Wahrheiten unseres Glaubens betrachten; denn ohne Glauben können wir Gott nicht gefallen. In der That, wo kein Glaube ist, da kann auch keine Hoffnung sein. Denn nothwendig muß der, welcher sich Gott nähert, glauben, daß er ist und daß er die belohnt, welche ihn suchen; denn welche Hoffnung hätte er sonst? Nun, wo keine Hoffnung ist, hat auch die Liebe keine Stätte. Denn, wer in der That wird Jemanden lieben, von dem er keinerlei Gut erwartet? Durch den Glauben gelangen wir zur Hoffnung und von dieser steigen wir zur Liebe auf. Wenn ich die Liebe nicht habe, nützt mir Alles nichts. Welches ist die Frucht der Liebe? Ihr vernehmt es aus dem Munde der Wahrheit selbst: „Wenn Jemand mich liebt, so wird mein Vater ihn wieder lieben, und auch ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren.“ Von der Liebe also kommt die Offenbarung, von der Offenbarung die Betrachtung, von der Betrachtung die (intuitive) Erkenntniß.

Wenn nun Christus erscheinen wird, der unser Leben ist, werden wir mit ihm in der Glorie erscheinen, und wir werden ihm ähnlich sein, weil wir ihn sehen werden, wie er ist. Ihr sehet, woher und wie man vorankommt und in welcher Stufenfolge man aufsteigt mittelst der Hoffnung und der Liebe vom Glauben zur Erkenntniß Gottes und durch die Erkenntniß zum ewigen Leben. Das ewige Leben aber, sagt er, ist, dich zu erkennen, wahrer Gott, und den du gesandt hast, Jesus Christus. Es gibt also ein Leben, das aus dem Glauben hervorgeht, und ein Leben, das aus der Erkenntniß hervorgeht. Aus dem Glauben kommt das innerliche Leben, und aus der Erkenntniß das ewige Leben; aus dem Glauben jenes Leben, in dessen

Erwartung wir gut leben; aus der Erkenntniß jenes Leben, welches wir in der Zukunft glückselig führen werden. Der Glaube ist demnach der Anfang und der Grund alles Guten. Welche Anhänglichkeit müssen wir also für den Glauben haben, der alles Guten Grund und Befestigung ist?

Aber wie im Glauben der Anfang alles Guten ist, so in der Erkenntniß die Fülle und Vollkommenheit alles Guten. Erheben wir uns denn zur Vollkommenheit hinan; steigen wir auf durch alle uns möglichen Stufen, erheben wir uns vom Glauben zur Erkenntniß, damit wir verstehen, was wir glauben. Denken wir, wie viele sich diesem Studium gewidmet, welchen Nutzen die Philosophen dieser Welt daraus gezogen haben, und schämen wir uns, daß wir ihnen hierin nachstehen; denn was an Gott erkennbar ist, war ihnen geoffenbart, wie der Apostel lehrt, da sie, nachdem sie Gott erkannt haben, ihn nicht als solchen verherrlicht haben. Sie haben ihn also gekannt. Was thun denn wir, die wir von frühester Kindheit an die Traditionen des Glaubens empfangen haben? Die Liebe zur Wahrheit soll in uns mehr wirken, als die Liebe zu eitlen Dingen in ihnen; wir, die wir vom Glauben geleitet, von der Hoffnung gezogen, von der Liebe gedrängt werden, müssen mehr vollbringen, als sie. Wenig soll es uns scheinen, von Gott zu glauben, was wahr ist; bemühen wir uns, das zu erfassen, was wir glauben; bestreben wir uns immer, mit der Vernunft zu verstehen, was wir durch den Glauben besitzen."

Nachdem er sich in seinem Prolog über den Zweck und das Ganze seines Werkes also ausgesprochen hat, beginnt Richard von St. Victor das Werk selbst mit folgender Bemerkung:

„Wenn wir durch den Scharfsinn des Geistes zur Wissenschaft erhabener Dinge uns erheben wollen, müssen wir vorher wissen, auf welche Weise wir gewöhnlich zur Kenntniß der Dinge gelangen. Wenn ich mich nicht täusche, geschieht dies auf dreifache Art. Die einen beweisen wir durch die Erfahrung; auf andere schließen wir durch die Vernunft; anderer endlich sind wir gewiß durch den Glauben. Zur Kenntniß der zeitlichen Dinge gelangen wir durch die Erfahrung selbst; was aber die ewigen Dinge anlangt, so erheben wir uns zu ihrer Wissenschaft bald durch Vernunftschlüsse, bald durch den Glauben. Denn unter jenen, welche wir glauben sollen, gibt es solche, die uns nicht allein über, sondern gegen die Vernunft zu sein scheinen, wenn sie nicht durch tiefes und sehr scharfes Forschen untersucht, oder vielmehr durch eine göttliche Offenbarung kund gethan werden. In der sichern Kenntniß dieser Dinge stützen wir uns also lieber auf den Glauben, als auf die Vernunft, mehr auf die Autorität, als auf Beweise, gemäß dem Worte des Propheten: „Wenn ihr nicht glaubet, werdet ihr nicht verstehen." Hier muß wohl bemerkt werden, daß die Erkenntniß dieser Dinge uns nicht absolut, sondern nur bedingungsweise versagt ist, weil es heißt: „Wenn ihr nicht glaubet, werdet ihr nicht verstehen." Jene also, deren Verstand geübt ist, sollen nicht zweifeln, daß sie diese Dinge erfassen werden, vorausgesetzt, daß sie fest im Glauben und von unerschütterlicher Standhaftigkeit im Bekenntnisse desselben seien.

Aber, fügt Richard hinzu, was das Wunderbarste dabei ist, ist dieses, daß wir, die wir wahre Gläubige sind, nichts für gewisser, für unerschütterlicher halten, als gerade das, was wir durch den Glauben allein erfassen. Denn diese Dinge sind vom Himmel unsern Vätern geoffenbart worden; sie sind durch so zahlreiche, so große, so außerordentliche Wunder von Gott bebestätigt worden, daß es eine Art Wahnsinn wäre, den geringsten Zweifel darüber zu hegen.

Hier bezeugen also unzählige Wunder und andere Dinge, die Gott allein wirken kann, und erlauben nicht, zu zweifeln; hier dienen uns Wunder

statt der Beweise, Wunder statt der Erfahrung. Ah! Wenn die Juden, wenn die Heiden erwägen wollten, mit welcher Sicherheit und Gewissensruhe wir in dieser Hinsicht vor den göttlichen Richterstuhl treten können! Dürfen wir denn nicht mit vollstem Vertrauen zu Gott sprechen: „Herr, wenn dies ein Irrthum ist, so hast du uns getäuscht; denn diese Dinge sind von so vielen Zeichen und Wundern unter uns bestätigt worden, daß sie nur von dir herrühren können. In der That, sie sind uns von Männern der höchsten Heiligkeit überliefert, von den authentischsten und glaubwürdigsten Zeugnissen bewiesen worden, und du selbst hast hiebei mitgewirkt und ihre Aussagen durch Wunder bekräftigt."

Aus diesen Citaten ersieht man, daß die Theologie Richards von St. Victor zugleich erhaben, tief, methodisch, gefühlvoll, lebendig ist, und daß sie wohl verdient, studirt zu werden, besonders in seinen Büchern von der Dreieinigkeit, worin er sich bemüht, weniger durch Autoritäten als durch theologische Vernunftgründe die Einheit der Substanz und die Dreiheit der Personen in Gott zu beweisen. Dann kommt ein Werkchen über die Incarnation des Wortes; es ist an den hl. Bernard gerichtet, welcher eine Erklärung eines Textes aus Jesaias gewünscht hatte. In einem andern „über die Gewalt, zu binden und zu lösen", prüft Richard mehrere Fragen, die man ihm in Bezug darauf vorgelegt hatte, unter anderen: Welches ist der Antheil Gottes und der seines Dieners bei der Absolution des Sünders?

Man hat von ihm noch mehrere kleine mystische Erklärungen verschiedener Theile der hl. Schrift und verschiedene Abhandlungen über ascetische Moral: 1) über die Mittel, das Böse auszurotten und das Gute zu verbreiten; 2) über den Zustand des innerlichen Menschen; 3) über die Unterweisung des innerlichen Menschen; 4) Benjamin minor, oder Vorbereitung der Seele zur Beschaulichkeit, oder Erkenntniß seiner selbst; 5) Benjamin major, oder über die Gnade der Beschaulichkeit und die Stufen der Liebe. In allen seinen Arbeiten verfolgt Richard von St. Victor den Zweck, die christliche Seele zum übernatürlichen und göttlichen Leben zu erheben und sie ihr einstiges Paradies schon auf Erden beginnen zu lassen.

52. Um das Jahr 1140 setzten die Kanoniker von Lyon das Fest der Empfängniß der seligsten Jungfrau ein, welches schon in einigen Kirchen gefeiert wurde. Es scheint, als ob dies die Kanoniker von Lyon ohne das geringste Vorwissen der bischöflichen Behörde oder des apostolischen Stuhles bloß durch Kapitelsbeschluß gethan haben. Der heilige Bernard, der es sich zur Ehre rechnete, der Metropole Lyon anzugehören, schrieb den Kanonikern einen ziemlich langen Brief und tadelt ihr Verhalten wegen drei Gründe: weil das Fest ein neues sei, weil es gar keine rechtmäßige Einsetzung aufzuweisen habe und weil es nicht ohne Zustimmung Roms gefeiert werden dürfe.

Der Brief endigt mit den Worten: „Alles, was ich gesagt habe, sei gesagt unbeschadet dessen, der erleuchteter ist. Ueberhaupt unterwerfe ich sowohl diese Frage wie auch alle andern derselben Art der Autorität und Prüfung der römischen Kirche, und ich bin bereit, nach ihrem Urtheil zu widerrufen, was ich Gegentheiliges gedacht habe." Man sieht daraus, daß der hl. Bernard, wenn er noch lebte, bereitwillig den allgemeinen Glauben an die unbefleckte Empfängniß Mariens getheilt hätte; denn die römische Kirche gestattet nicht bloß diesen frommen Glauben, sie begünstigt denselben sogar durch tausend geistige Gnaden; sie hat gewissermaßen die Frage durch den Papst Gregor XVI. entschieden, der mehreren Bischöfen und Kirchen Frankreichs die Erlaubniß ertheilt hat, in der feierlichen Präfation des Festes dem Worte Empfängniß „unbefleckt" beizufügen. Bossuet hat zwei schöne Predigten über die unbefleckte Empfängniß der seligsten Jungfrau gehalten. Der gelehrte

Bergier weist in seinem Dictionnaire théologique Spuren dieses frommen Glaubens vom vierten Jahrhundert an nach.

53. Um dieselbe Zeit wurde der hl. Bernard mit dem hl. Malachias von Irland bekannt. Um den Frieden und die Ordnung in der Kirche von Armagh, der Metropole des Landes, die von einer mächtigen Familie wegen zeitlicher Vortheile unterdrückt wurde, wieder herzustellen, hatte der hl. Malachias sein Bisthum Connor verlassen, und zwar unter der Bedingung, daß er sich, wenn der Friede zu Armagh wiederhergestellt wäre, zurückziehen dürfe.

Während drei Jahre gab es viel Arbeit und Leiden für ihn; aber seine Geduld und die Wunder, die Gott durch seinen Diener wirkte, überwanden alle Hindernisse. Als die Pest Armagh verheerte, beseitige Malachias diese Geißel durch sein Gebet.

Nachdem er seine Kirche von der Bedrückung befreit und Zucht und Ordnung wieder hergestellt hatte, dachte er an nichts anderes, als sich loszumachen, und weihte zu seinem Ersatze einen frommen Geistlichen Namens Gelasius. Darauf kehrte er zu seinem ersten Bischofssitze zurück, der seit langer Zeit mit dem von Down vereinigt war. Er glaubte, es gereiche zur größern Ehre Gottes, wenn dieselben wieder getrennt würden, und weihte einen Bischof für die Kirche von Connor; für sich selbst behielt er die Diöcese Down, welche die bei weitem kleinere und ärmere war. Er gründete eine Genossenschaft von regulirten Kanonikern, mit denen er sich vereinigte, um sich, soviel es ihm seine anderweitigen Pflichten erlaubten, dem Gebete und der Betrachtung zu widmen. Er gab noch andere sehr nützliche Verordnungen sowohl für seine als für andere Diöcesen. Niemand dachte daran, ihn zu fragen: „Mit welchem Recht thust du das?" denn Jedermann eilte zu ihm und verehrte ihn wie einen Apostel.

Er aber, der alles, was er gethan hatte, vom Papste bestätigt wissen wollte, entschloß sich, nach Rom zu reisen; er beabsichtigte auch, für den Bischofssitz von Armagh und einen andern Metropolitansitz, vielleicht den von Tuam, das Pallium zu erbitten. Die Ausführung dieses Planes, den schon Erzbischof Celsus, sein Vorgänger, entworfen hatte, erhielt damals nicht die Approbation des Papstes. Der Stuhl von Armagh war seit langer Zeit des Palliums beraubt wegen der Nachlässigkeiten und Mißbräuche, welche sich unter Jenen, die sich desselben widerrechtlich bemächtigt hatten, eingeschlichen hatten.

Im Jahre 1139 verließ Malachias Irland trotz des Volkes, das ihn als Schutzwehr gegen alle Uebel betrachtete. Er brachte einige Zeit mit einem hl. Priester Namens Sycar in York zu. In Frankreich besuchte er die Abtei von Clairvaux, wo er mit dem hl. Bernard ein enges Freundschaftsband knüpfte. Er war von den großartigen Tugendbeispielen, deren Zeuge er hier war, so erbaut, daß er gern den Rest seiner Tage hier zugebracht hätte, wenn er frei gewesen wäre; deßungeachtet setzte er seine Reise nach Italien fort. Als er in Ivrea in Piemont war, gab er einem Kinde, das im Sterben lag, die Gesundheit wieder. In Rom angelangt, wurde er vom Papste Innocenz sehr freundlich aufgenommen. Unter Thränen bat er zuerst um das, was ihm am meisten am Herzen lag, nämlich um die Erlaubniß, sich zurückziehen und in Clairvaux sterben zu dürfen. Der Papst jedoch gewährte sie ihm nicht, da er glaubte, Irland bedürfe seiner. Der hl. Bischof blieb einen ganzen Monat in Rom, um die hl. Orte zu besuchen. Während dieser Zeit erkundigte sich der Papst genau über ihn und seine Begleiter, über die Beschaffenheit des Landes, die Sitten der Nation, den Zustand der Kirchen und über die großen Dinge, welche Gott durch seinen Diener gewirkt hatte. Als Malachias im Begriffe war, abzureisen, gab ihm der Papst Vollmachten und ernannte ihn

zu seinem Legaten für ganz Irland. Alsdann bat Malachias um die Bestätigung der neuen Metropole, worauf der Papst ihm sofort die Bulle übergab; in Betreff des Palliums jedoch sagte er ihm: Du mußt mehr Förmlichkeiten beobachten; wenn du in Irland bist, so versammle ein allgemeines Concil und auf allgemeinen Beschluß laß hier um das Pallium bitten, welches dir nicht verweigert werden wird?

Hierauf nahm der Papst seine Mitra vom Haupte und setzte sie auf das des hl. Malachias; auch beschenkte er ihn mit der Stola und dem Manipel, deren er sich am Altare bediente, gab ihm den Friedenskuß und entließ ihn mit seinem Segen.

Auf seiner Rückreise hielt sich Malachias noch einige Zeit in Clairvaux auf und bedauerte sehr, nicht dort bleiben zu können; er ließ jedoch vier seiner Schüler zurück, welche die Regel des Hauses kennen lernen sollten. Sie wurden geprüft und zur Ablegung der Profeß zugelassen. Von Irland aus schickte der hl. Bischof noch Andere dahin, welche ebenfalls aufgenommen und so gut unterrichtet wurden, daß der hl. Bernard sie zwei Jahre später 1141, mit noch einigen von den Seinigen zurücksandte, um in der Diöcese Armagh die Abtei Mellifont zu gründen, aus welcher in der Folge fünf andere hervorgingen.

In Irland angelangt, wurde Malachias mit um so größerer Freude, als man ihn mit Schmerz hatte scheiden sehen, empfangen. Sein Amt als Legat begann er damit auszuüben, daß er an verschiedenen Orten Concilien abhielt, um die alten, durch die Nachlässigkeit der Bischöfe beseitigten Traditionen wieder einzuführen und neue Verordnungen zu treffen. Alle seine Befehle wurden wie vom Himmel kommend aufgenommen und niedergeschrieben, um sie aufzubewahren; denn seine Worte waren von Tugenden und Wundern unterstützt. Alles an ihm war erbaulich: er besaß Ernst ohne Strenge, Heiterkeit ohne Ausgelassenheit, Ruhe ohne Trägheit und vernachlässigte nichts, obgleich er sehr schonungsvoll verfuhr. Er hatte kein Eigenthum und bezog keine bischöflichen Tafelgelder; fast beständig befand er sich auf Reisen durch seine Diöcese und die anderen Gemeinden, und immer reiste er zu Fuß, sogar als Legat. Soviel ihm möglich war, wohnte er dann in den von ihm gegründeten Klöstern und befolgte die gemeinsame Regel, ohne einen Unterschied zu machen. Der hl. Bernard erzählt uns diese Einzelheiten aus dem Leben des hl. Prälaten, seines Freundes; auch berichtet er eine große Anzahl seiner Wunder, Prophezeiungen, Offenbarungen, sowie Bestrafungen von Gottlosen, Heilungen und wunderbaren Bekehrungen; er gesteht jedoch, daß er lieber das erzähle, was der Nachahmung möglich ist, als was nur Bewunderung erregt.

Hier folgt eine Thatsache, an welche der hl. Carl Borromäus seine Priester oft erinnerte. In der Nähe des Klosters Bangor lebte ein adliger Mann, dessen Frau gefährlich erkrankte. Man bat den hl. Malachias, ihr die letzte Oelung zu spenden. Als er kam, hatte die Frau in dem Vertrauen, daß sie nun genesen würde, eine große Freude. Der Bischof wollte nun die hl. Salbung an ihr vornehmen; die Umstehenden jedoch meinten, es wäre besser, sie bis zum nächsten Morgen aufzuschieben, denn es war Abend. Malachias unterwarf sich ihrer Ansicht, gab der Kranken seinen Segen und entfernte sich mit seinen Begleitern; bald darauf aber hallte das ganze Haus von Weinen und Wehklagen wieder: die Frau war gestorben. Malachias eilt zurück und findet eine Leiche. Bis in den Grund der Seele erschüttert, mißt er sich selbst die Schuld bei, daß sie ohne die Gnade der hl. Sakramente verschieden. Die Hände zum Himmel erhebend, ruft er aus: „Herr, ich habe als Unsinniger gehandelt! Ich habe gesündigt, indem ich den Empfang der Sakramente hinausgeschoben, nicht sie, denn sie wollte!“ Dann be-

theuerte er vor allen Anwesenden, daß er sich weder Ruhe noch Trost gönnen werde, bis er die Gnade ersetzt, die er entzogen hätte. Die ganze Nacht betete, seufzte, weinte er und ermahnte seine Schüler, dasselbe zu thun. Am Morgen erhörte ihn Gott; die Todte öffnete die Augen, rieb sich, wie aus tiefem Schlafe erwachend, Stirn und Schläfen, richtete sich auf und grüßte Malachias mit ehrerbietigem Neigen des Kopfes. Die Trauer verwandelte sich in Freude; Alle wurden von Staunen ergriffen. Der Heilige ertheilte ihr die letzte Oelung, da er wußte, daß dieses Sakrament die Vergebung der Sünden bewirkt und sogar zur Erleichterung und Heilung der Kranken beiträgt. Wirklich erlangte diese Frau die Gesundheit wieder, verlebte den Rest ihrer Tage in der Buße und starb den Tod der Gerechten [1]).

54. Innocenz hatte seit langer Zeit die Tiburtiner excommunicirt und ließ ihre Stadt belagern; endlich zwang er sie unter billigen Bedingungen zur Uebergabe. Die Römer waren jedoch damit unzufrieden, weil sie ein Jahr vorher in einem von den Belagerten gemachten Ausfalle geschlagen worden waren. Sie verlangten also vom Papste, er solle den Tiburtinern nur unter der Bedingung verzeihen, daß sie ihre Mauern niederrissen und sich aus der Provinz entfernten. Erzürnt über sein menschenfreundliches Verfahren gegen dieselben, beriefen sie eine Versammlung auf das Capitol, setzten den längst abgeschafften Senat wieder ein, um die alte Würde Rom's zu erneuern, und begannen den Krieg mit den Tiburtinern auf's Neue. Durch Bitten und Drohungen widersetzte sich der Papst, so sehr er konnte, diesen Vorgängen; denn, sagt Otto von Freisingen, er sah vorher, daß dadurch die Kirche eines Tages die weltliche Autorität über Rom verlieren würde, die sie von Constantin empfangen und stets bewahrt hatte. Inmitten dieser Bemühungen erkrankte Innocenz und starb am 24. September 1143, dreizehn Jahre und sieben Monate nach dem Antritte seines Pontificates.

III. Die kurzen Pontificate der Päpste Cölestin und Lucius.

55. Zwei Tage nach dem Tode des Papstes Innocenz wurde der Cardinal Guido von Castello erwählt, ein Toskaner, der den Namen Cölestin II. annahm, aber schon nach fünf Monaten starb.

In Frankreich kannte man ihn als früheren Schüler Abälard's und Legaten des Papstes Innocenz II. Ein Annalist seiner Zeit sagt von ihm, er sei durch die drei Eigenschaften ausgezeichnet gewesen, welche am meisten zu dem Rufe eines Mannes von seinem Range beitragen, durch Geburt, Gelehrsamkeit und vielseitige Befähigung in den Geschäften [2]). Seine Wahl hatte etwas Eigenthümliches; das römische Volk war zu einer politischen Revolution aufgewiegelt, und die Führer suchten die weltliche Oberherrschaft des Papstes abzuschütteln. Die Wahl eines solchen allein hatte oft Unruhen veranlaßt, welche die ganze Welt aufregten; eine Wahl unter diesen Umständen jedoch ließ noch weit Schlimmeres befürchten. Aber es geschah das gerade Gegentheil. Anstatt die bestehende Aufregung zu vermehren, beruhigte die Papstwahl sie plötzlich. Unter dem Beifalle des Klerus und des römischen Volkes wurde er einmüthig von den Cardinälen erwählt. Er selbst bezeugt dies in

---

1) Vita S. Malach. — 2) Chron. Mauriniac.

einem Briefe vom 6. November an Petrus den Ehrwürdigen, Abt v. Clugny, welcher schon früher seine Wahl erfahren hatte und dieselbe für ein Wunder hielt.

Kaum hatte Cölestin II. den Stuhl Petri bestiegen, als er zwei französische Gesandtschaften empfing, eine vom Könige Ludwig, die andere vom Grafen Theobald von Champagne. Der König bat ihn, das seit zwei Jahren auf seinem Reiche lastende Interdict aufzuheben; der Graf, durch einen Brief des hl. Bernard unterstützt, den Frieden zwischen ihm und dem Könige zu bewerkstelligen. Die Gemüther waren zu aufrichtiger Versöhnung geneigt; der König willigte ein, den Erzbischof von Bourges anzuerkennen und den Kirchen die Wahlfreiheit wieder zu gewähren. Da alle Bedingungen im Voraus geordnet waren, hatten die Gesandten eine öffentliche Audienz; sie versicherten den Papst des Gehorsams des Königs und baten ihn, das Interdict aufzuheben, mit welchem sein Vorgänger mehrere Provinzen Frankreichs belegt hatte. Nachdem der Papst sie angehört hatte, erhob er sich von seinem Sitze; dann nach der Gegend Frankreichs gewendet, streckte er die Hand wie zum Segen aus und erklärte das Interdict für aufgehoben.

Die Aussöhnung des Königs Ludwig mit der Kirche war so aufrichtig, daß er später zur Sühnung seiner Jugendsünden einen Kreuzzug nach dem hl. Lande unternahm. Nicht weniger aufrichtig versöhnte er sich mit dem Grafen von Champagne, denn er vermählte sich später mit einer Tochter desselben. Was den Erzbischof von Bourges Peter de la Châtre anbetrifft, so benahm er sich stets als würdiger Prälat; er erwarb sich sogar die Gunst des Königs, welcher bedauerte, ihn so spät erkannt zu haben; auch leistete er ihm in seiner Eigenschaft als Primas von Aquitanien wichtige Dienste.

56. Cölestin II., von dem wir noch einige Briefe über Privatangelegenheiten besitzen, starb am 9. März 1144. Drei Tage darauf wurde der Cardinalpriester Gerard zum Papste gewählt und unter dem Namen Lucius II. gekrönt. Er war regulirter Chorherr und aus Bologna gebürtig. Honorius II. ernannte ihn zum Cardinal vom heiligen Kreuze und zum Bibliothekar der römischen Kirche. Innocenz II., seine Verdienste wohl kennend, machte ihn nach dem Tode Aimerich's zum Kanzler und vertraute ihm sterbend die Güter der römischen Kirche an.

Auf einem Concile oder in einer Berathung, auf welchem unter Anderen auch Raimund, Erzbischof von Toledo, und Heinrich, Bischof von Winchester, anwesend waren, machte Lucius II. der zwischen dem Erzbischofe von Tours und dem Bischofe von Dol bestehenden Streitigkeit bezüglich der Jurisdiction über die bretagnischen Bischöfe ein Ende. Fünfzig Jahre früher hatte sie Papst Urban II. dem Erzbischofe von Tours zuerkannt. Lucius II. bestätigte in einer Bulle vom 15. Mai 1144 diesen Ausspruch, jedoch mit der Beschränkung, daß der Bischof Gottfried von Dol das Pallium erhalten und unmittelbar dem Papste untergeben sein sollte, solange er diese Diöcese verwalten würde. Ebenso bestätigte der Papst den Primat, welchen 56 Jahre früher Papst Urban II. der Kirche von Toledo über ganz Spanien verliehen hatte.

57. In Rom wüthete damals die revolutionaire Partei, eingenommen von den Umsturzideen Arnold's von Brescia, auf's Neue, um dem Papste die weltliche Herrschaft zu entreißen. Nach Art der alten Päpste sollte er, wie sie sagte, nur vom Zehnten und den Opfern der Gläubigen leben. Sie suchten den König von Deutschland, Konrad, zu ihrer Partei hinüberzuziehen und nannten ihn in pomphafter Weise den Herrn Rom's und des Weltalls. Lucius II. schrieb ihm ebenfalls. Konrad verwarf die Vorschläge der Rebellen,

nahm die päpstlichen Legaten ehrenvoll auf und entließ sie mit der Versicherung, daß er jederzeit die Rechte des heiligen Stuhles vertheidigen werde.

Während die politischen Träumer Rom den Päpsten entreißen wollten, ohne welche Rom nicht einmal existirt und ebenso wenig über die neue Welt geherrscht hätte wie Ninive oder Babylon, zeigte ihnen die göttliche Vorsehung, daß der Ruhm, die Macht und Herrschaft des christlichen Rom allein in dem Nachfolger des hl. Petrus sind und sein können.

58. Im Jahre 1139 am 25. Juli trug Alphons-Henriquez, Graf von Portugal, einen glänzenden Sieg über fünf maurische Könige davon und wurde auf dem Schlachtfelde von seinen Soldaten zum Könige proclamirt. Der neue König von Portugal sandte nun den Erzbischof von Braga mit folgender Urkunde an Lucius II.:

„An Lucius II. Alphons, König von Portugal. Wohl wissend, daß die Schlüssel des Himmelreiches von unserm Herrn Jesus Christus dem hl. Petrus übergeben worden, habe ich mir denselben zum Patron und Fürsprecher bei dem allmächtigen Gott erwählt, damit ich im gegenwärtigen Leben seinen Beistand und Rath erfahre und im künftigen um seiner Verdienste willen zur ewigen Glückseligkeit gelange. Deshalb habe ich, Alphons, durch die Gnade Gottes König von Portugal, durch den Herrn Guido, Cardinal-Diakon und Legaten des apostolischen Stuhles, meinem Herrn und Vater, dem Papste Innocenz meine Huldigung darbringen lassen; und ich opfere auch mein Land dem hl. Petrus und der heiligen römischen Kirche mit dem jährlichen Lehnszins von vier Unzen Gold, mit der Bedingung und dem Vorbehalte, daß meine Nachfolger dem hl. Petrus alljährlich den nämlichen Zins zahlen, und daß ich, als ein dem hl. Petrus und dem römischen Papste gehöriger Soldat sowohl für meine Person als für mein Land und Alles, was dessen Würde und Ehre angeht, den Schutz und Beistand des apostolischen Stuhles erhalte; auch verpflichte ich mich, in meinem Reiche keine andere geistliche oder weltliche Macht als die des apostolischen Stuhles oder seines Legaten anzuerkennen". Diese Widmungsurkunde wurde verfaßt an den Iden des December, Aera 1180, d. h. am 13. December 1142. „Ich, Alphons, König von Portugal, habe diese Urkunde anfertigen lassen und bekräftige sie vollen Herzens mit eigner Hand in Gegenwart rechtmäßiger Zeugen". Die Bischöfe von Braga, Coïmbra und Portugal oder Porto unterschrieben nach dem Könige. Papst Lucius II. nahm die im Namen des Königs vom Bischofe von Braga erneuerte Huldigung an und schrieb dem Fürsten einen Brief, den wir noch besitzen. Auf diese Weise heiligte der Gründer des Königreichs Portugal den Ursprung desselben.

Hier sieht man, worin der Ruhm, die Größe und die Macht des christlichen Roms wirklich bestand: in jener freiwilligen Unterwerfung der christlichen Königreiche unter seine schützende Autorität selbst hinsichtlich des Zeitlichen. Die Römer, welche keinen andern Herrscher als einen deutschen König in Rom haben wollten, waren sehr thöricht. Hätte Rom keinen andern Herrn als den deutschen König gehabt, so wäre es ebenso wenig Hauptstadt des Reiches oder des Weltalls gewesen, wie Hamburg oder Krakau. Anstatt Rom mit der Herrschaft der christlichen Welt, des widererstandenen Universums, zu vereinigen, dienten ihre thörichten Ansprüche nur dazu, ihm dieselbe zu zerstören. Die Päpste werden Rom vor der unsinnigen Verblendung einiger Römer schützen müssen, wie sie es ehemals aus der Wuth der Barbaren gerettet haben.

59. Während Lucius II. einerseits von den römischen Rebellen bedrängt wurde, bereitete ihm andrerseits der Normanne Roger, erster König von

Sicilien, vielen Kummer; derselbe hatte, seiner Verpflichtungen gegen den heiligen Stuhl vergessend, im südlichen Italien den Krieg auf's Neue begonnen.

Der Papst, obgleich krank, hatte eine Zusammenkunft mit ihm und schloß, da er keinen dauernden Frieden erlangen konnte, wenigstens einen Waffenstillstand. So sagte der Papst in einem Briefe vom 22. September 1144 an Peter den Ehrwürdigen, Abt von Clugny, worin er ihn um dreizehn Mönche bittet, welche er für das Kloster vom hl. Sabbas in Rom wünschte.

Im nördlichen Italien waren die meisten Städte mit einander verbündet oder im Streite, so Verona und Vicenza gegen Padua und Treviso, Pisa gegen Lucca, Venedig gegen Ravenna.

Papst Lucius II. bemühte sich, Frieden unter ihnen zu stiften, und wie es scheint, gelang es ihm bei den Venezianern und Pisanern, er starb jedoch nach einem Pontificate von 11 Monaten und 14 Tagen. Einem Autor zufolge hat er die Aufwiegler Roms mit Gewalt bezwungen; nach Andern versuchte er vergeblich, sie zu bändigen. Wie dem auch sei, er starb am 25. Februar 1145.

60. † Den Bitten des Papstes Lucius um Hülfe gegen die römischen Republikaner konnte König Konrad nicht willfahren, weil er in langwierige Kämpfe verwickelt war. Nach dem im Jahre 1140 erfolgten Tode des Herzogs Sobeslaw von Böhmen wurde nicht dessen Sohn Wladislaw, dem von den böhmischen Großen und vom Könige Konrad die Nachfolge im Herzogthume versprochen war, zum Herzoge gewählt, sondern ein anderer Wladislaw, der ein Sohn des Bruders und Vorgänger des Sobeslaw war. Dieser neue Herzog Wladislaw II. heirathete eine Halbschwester des Königs Konrad und wurde von diesem mit dem Herzogthum belehnt. Gegen die strenge Regierung des Herzogs erhob sich ein Aufstand Unzufriedener, durch den der junge Fürst genöthigt wurde, bei dem Könige Konrad Hülfe zu suchen, und dieser führte ihn nach dem Frankfurter Reichstage im Jahre 1142 mit bewaffneter Macht zurück.

Als Herzog Heinrich von Sachsen auf Baiern verzichtete, trat sein Oheim Welf mit Erbansprüchen auf und setzte seinen Kampf gegen den König fort, ohne jedoch einen Erfolg zu erzielen. Im Jahre 1143 starb Lothars Erbtochter, die Gemahlin des Heinrich Jasomirgott, der kurz vorher vom Könige Konrad mit dem Herzogthum Baiern belehnt war, und nun wurde der Kampf zwischen Welf und dem Herzoge Heinrich Jasomirgott noch bedeutender. Welf wurde von verschiedenen bairischen Herren und sogar von dem jungen Friedrich Rothbart von Staufen, dem Neffen des Königs, unterstützt, und er soll im Bunde mit Roger von Sicilien gestanden und von ihm jährlich tausend Mark erhalten haben, um durch Beförderung der innern Unruhen die Romfahrt des Königs Konrad zu verhindern. Heinrich Jsomirgott gerieth im Jahre 1145 auch mit dem Bischofe von Regensburg in eine Fehde, in welcher letzterer bei den Regensburgern und dem Markgrafen Ottokar von Steiermark Unterstützung fand, wie Heinrich Jasomirgott bei dem Herzoge von Böhmen.

An diese Fehde schloß sich ein Krieg gegen Ungarn an, wo im Jahre 1140 auf den blinden König Bela der noch sehr junge König Geisa II. gefolgt war, gegen den der früher von Lothar abgewiesene Boris als Thronprätendent auftrat. Obgleich eine Schwester des Geisa II. zur Braut eines Sohnes des Königs Konrad bestimmt war, hatte dieser sich doch vom Herzoge von Böhmen für Boris gewinnen lassen. Boris sammelte sich in Oesterreich und Baiern eine Mannschaft und überfiel plötzlich Preßburg. Geisa gewann die Stadt bald wieder und erklärte im Jahre 1146, als König Konrad gegen

Polen ausgezogen war, dem Herzoge Heinrich von Baiern den Krieg, und dieser erlitt in der Schlacht an der Leitha eine vollständige Niederlage.

Herzog Boleslaw war im Jahre 1139 gestorben und hatte sein Reich unter seine vier Söhne vertheilt und dabei dem ältesten derselben, Wladislaw, einen Vorrang vor den übrigen bestimmt, um eine Einheit des Reiches aufrecht zu halten. Wladislaw gerieth in Streit mit seinen Brüdern, und da er sich im Lande nicht behaupten konnte, bat er auf den Rath des Böhmenherzogs den König Konrad um Hülfe. Dieser zog von Sachsen aus mit einem Heere gegen Polen, richtete aber nichts aus, weil die Polen ihre Versprechungen nicht erfüllten.

In den Jahren 1142 bis 1146 gab es im Reiche ein endloses Gewirre von Streitigkeiten und Fehden. Als Rudolf von Stade im Jahre 1144 starb, war der nächste Erbe sein Bruder Hartwich, der Domherr in Magdeburg gewesen war und damals Dompropst in Bremen war. Der größte Theil der Erbschaft war Lehen der Bremer Kirche und ein anderer Theil bestand aus Allodialgütern im Gebiete der Bremer Diöcese. Hartwich übertrug das Allod der Bremer Kirche und erhielt dasselbe nebst den erledigten Bremer Lehen als Lehen zurück. Ein rechts von der Elbe belegener Theil der Erbschaft wurde zwischen der Magdeburger Kirche und einem beabsichtigten Prämonstratenserstifte getheilt, das dem Bischofe Anselm von Havelberg unterstellt werden sollte. Die ganze Anordnung wurde 1144 vom Könige Konrad bestätigt, aber dennoch setzte Heinrich der Löwe es beim Könige durch, daß eine neue Untersuchung angeordnet wurde. Während der Verhandlungen bemächtigte sich Heinrich der Löwe des Bremer Erzbischofs und ließ ihn nicht eher los, als er die Zusicherung der Stader Erbschaft erhalten hatte. Auch Hartwich wurde aufgegriffen und mußte seine Freiheit theuer erkaufen.

Als der König um die Zeit seines polnischen Feldzugs im Jahre 1146 in Sachsen war, konnte er nicht hindern, daß sächsische Ministerialen sich ohne Wissen und Willen ihrer Herren zu Gerichtstagen versammelten, um für Alle, die sich an sie wandten, Gericht zu halten.

Die berühmte Abtei Corvey war damals dadurch sehr heruntergekommen, daß der Graf und Klostervogt Siegfried von Nordheim ihr seinen Bruder Heinrich zum Abte aufgedrängt hatte. Die Sache wurde so arg, daß der Abt Heinrich im Jahre 1146 abgesetzt wurde, und auf Verwendung des Königs wurde darauf der Abt Wibald von Stablo zum Abte von Corvey erwählt.

Der Herzog von Niederlothringen Gottfried II. von Löwen starb im Jahre 1143; obgleich dessen Sohn Gottfried damals erst ein Jahr alt war, verlieh König Konrad ihm doch das Herzogthum, so daß Niederlothringen einen „Gottfried in der Wiege" zum Herzoge hatte.

Der Erzbischof Albero von Trier hatte wegen einer ihm von Konrad verliehenen reichsunmittelbaren Abtei einen langen Streit mit dieser Abtei und ihrem Klostervogte Heinrich von Namur und wurde schließlich vom Papste Innocenz suspendirt und zur Verantwortung nach Rom vorgeladen, weil er sich einer päpstlichen Entscheidung nicht fügen wollte. Er begab sich darauf nach Rom und wußte dort alles durchzusetzen, was er wollte; aber jetzt wollten die Abtei und ihr Klostervogt sich der päpstlichen Entscheidung nicht fügen, und es folgte von 1144—1145 eine Fehde, die der König nicht hindern konnte.

In Burgund bestand die Spaltung zwischen Konrad von Zähringen und Rainald von Hochburgund fort. Letzterer übertrug seinem Bruder Wilhelm die Grafschaft Vienne, ohne sich um den König zu kümmern. König

Konrad wollte diesem Uebergriffe dadurch entgegentreten, daß er im Jahre 1146 dem Erzbischofe von Vienne das Schirmrecht über diese Stadt übertrug, aber dies hatte wenig Erfolg.

Zwischen Konrad von Zähringen und dem Könige gab es in den Jahren 1144—1146 eine Fehde, in welcher Friedrich Barbarossa sich hervorthat und den Herzog Konrad nöthigte, sich mit dem Könige zu vertragen.

Im Jahre 1146 sah es sehr traurig im Reiche aus. „Ein großer Reichstag war auf Weihnachten nach Speier ausgeschrieben worden. Unfraglich wollte der König dort mit den Fürsten über die Nothstände des Reiches und die Herstellung des Friedens in Berathung treten. Denn Noth und Unfriede, Jammer und Elend herrschten überall in den deutschen Landen, und das Ansehen der Krone war schwer geschädigt. Ernste Männer standen rathlos den endlosen Wirren gegenüber; sie sahen nicht, woher die Hülfe für Deutschland kommen sollte. Und wie war da von Konrad für die römische Curie und die Zerwürfnisse Italiens Hülfe zu hoffen? Immer heilloser verwirrten sich die Verhältnisse des Abendlandes, und zugleich liefen Nachrichten aus dem Orient ein, welche die Lage der lateinischen Christen dort als eine verzweifelte darstellten" [1]).

61. † Kaiser Lothar und König Konrad führten verschiedene Verhandlungen mit dem griechischen Kaiser Johannes II., der von 1117 bis 1143 regierte. Der Grieche beabsichtigte bei diesen Verhandlungen, Hülfe gegen den König Roger von Sicilien zu gewinnen. Als aber Lothar den Kampf gegen Roger in Unteritalien führte, ließ sich von den Griechen nichts Anderes sehen als eine Gesandtschaft, welche die Mittheilung überbrachte, daß der Kaiser Johannes zum Kampfe gegen die Türken gezogen sei; er war aber weniger gegen die Türken als gegen Antiochia gezogen. In Jerusalem war Balduin II. im Jahre 1131 gestorben und ihm Graf Fulco von Anjou gefolgt, der sich mit Balduins ältester Tochter Melisende verheirathet und seine Besitzungen seinem aus einer frühern Ehe stammenden Sohne Gottfried Plantagenet, dem Gemahl der Wittwe Kaiser Heinrich's V., überlassen hatte. In Antiochia hatte Graf Raimund von Poitou, ein Sohn Wilhelms von Aquitanien, die Regierung angetreten und war mit Constantia, der Erbin von Antiochia, verlobt. Die Fürstenthümer der Lateiner im Oriente wurden damals von Zenki sehr bedrängt. Dieser war im Jahre 1127 vom Sultan Mahmud zum Athabek, d. i. Stellvertreter und Vormund seines Sohnes ernannt worden und hatte die Regierung von Mosul und den umliegenden Gebieten erhalten. Er erweiterte seine Herrschaft so sehr, daß er um 1130 die meisten Grenzgebiete der fränkischen Fürstenthümer in seine Gewalt gebracht hatten. Es folgten dann mehrere Jahre gewaltige Zerwürfnisse und Umwälzungen in dem Khalifate Bagdad, in welche Zenki verwickelt wurde; diese endeten im Jahre 1137 damit, daß Masud, ein Bruder Mahmud's, Sultan wurde, und Muhammed Moktafi, ein Bruder des vorletzten Chalifen Mostarsched, zum Chalifen ernannt wurde, und daß Masud sich mit Zenki aussöhnte und ihm alle an die christlichen Fürstenthümer angrenzenden Gebiete überwies. Zenki griff darauf die Grafschaft Tripolis an, in welcher Raimund kurz vorher seinem Vater Pontius in der Regierung gefolgt war. Raimund bat den König Fulco um Hülfe, und als dieser mit einem Heere herbeieilte, wurde er von Zenki derartig geschlagen, daß er sich mit dem Reste seines Heeres in die Burg Barin flüchten mußte, wo er darauf von Zenki belagert wurde. Als dann von Jerusalem, Antiochia und Edessa dem Könige

---

1) Giesebr. IV, 233.

Hülfstruppen geschickt wurden, machte Zenki diesem, der von dem Anzuge nichts wußte und sich nicht länger halten konnte, einen sehr einladenden Vorschlag; er verlangte bloß, daß die Burg verlassen und abgebrochen würde, die Gefangenen sollten ohne Lösegeld freien Abzug haben. Der König ging darauf ein und schloß mit Zenki einen Waffenstillstand ab. Auf seinem Rückzuge traf er dann die Fürsten von Antiochia und Edessa, die ihm zu Hülfe eilten, aber jetzt durch den abgeschlossenen Frieden an der Fortsetzung des Kampfes verhindert waren.

Als Raimund von Poitou nach Antiochia zurückkam, fand er griechische Scharen vor den Thoren der Stadt, und er konnte schließlich nicht umhin, nach eingeholter Zustimmung des Königs Fulco dem Kaiser Johannes II. den Lehenseid zu schwören. Johannes forderte ferner, daß Raimund ihm Antiochia für die Städte Aleppo, Schaisar, Emessa und Hama überlasse, die aber erst noch mit Hülfe der Franken erobert werden sollten. Raimund willigte unter der Bedingung ein, daß er Antiochia so lange behalte, bis die genannten Städte erobert wären. Im folgenden Jahre kämpfte Johannes gegen Zenki, aber mit geringem Erfolge, und das Gewonnene ging bald wieder verloren. In Antiochia bereitete man ihm nach dem Feldzuge zwar einen festlichen Einzug, aber seine Forderung, daß in die Burg eine kaiserliche Besatzung aufgenommen werden sollte, erregte einen solchen Volkstumult, daß er die Stadt verließ. Es wurden im Lager vor der Stadt noch Verhandlungen fortgesetzt, aber diese endeten damit, daß die Stadt übergeben werden sollte, wenn die früher bestimmten Städte erobert wären.

Im Jahre 1142 erschien Johannes mit einem Heere in Cilicien, und es hieß, daß er gegen die Ungläubigen ziehen wollte, aber sein Feldzug war mehr gegen die Franken gerichtet. Joscellin von Edessa mußte ihm Treue schwören und als Geisel sogar seine eigene Tochter übergeben. Er verlangte ferner die Auslieferung von Antiochia, das er als Waffenplatz gegen die Türken gebrauchen wollte; aber die Großen des Fürstenthums wollten die Stadt den Griechen nicht überliefern. Johannes kehrte, nachdem er die Umgebung der Stadt verwüstet hatte, nach Cilicien zurück, wo er überwinterte und einen neuen Angriff auf Antiochia vorbereitete. Er starb aber am 8. April 1143 an einer Verwundung durch einen vergifteten Pfeil; sein jüngster Sohn Emanuel folgte ihm in der Regierung.

Kaiser Johannes hatte früher mit dem Könige Konrad vereinbart, daß Emanuel die Schwester der deutschen Königin heirathen sollte. Emanuel schickte nach dem Antritte seiner Regierung eine Gesandtschaft an den König Konrad, um die frühere Vereinbarung zu erneuern, und im Jahre 1146 erfolgte seine Heirath mit Bertha von Sulzbach, der Schwester der deutschen Königin.

Der König Fulco von Jerusalem starb im Jahre 1143 und hinterließ das Reich seinem dreizehnjährigem Sohne Balduin III., für den die Königin Melisende die Regierung unter den mißlichsten Verhältnissen führen mußte. Zenki griff im Jahre 1144 die Franken mit einem großen Heere an und belagerte Edessa, und bevor Hülfe von Jerusalem und Antiochia anlangte, war Edessa im December 1144 erobert.

Als Zenki im Jahre 1146 durch Meuchelmörder bei der Belagerung einer kurdischen Burg gefallen war, bemächtigte sich Joscelin wieder der Stadt Edessa. Dem Zenki folgte in Mosul sein Sohn Seifeddin, und in Aleppo sein Sohn Nureddin in der Regierung. Letzterer eroberte Edessa im Jahre 1146; die Christen wurden getödtet oder in die Sklaverei verkauft, und die Stadt wurde zerstört.

IV. Pontificat des Papstes Eugenius III.

62. Am 27. Februar 1145 wählten die Cardinäle Bernard von Pisa unter dem Namen Eugenius III. zum Papste, der früher Mönch zu Clairvaux und darauf Abt von St.Anastasius in Rom gewesen war. Am selben Tage wurde er im Lateran inthronisirt, und am folgenden Sonntage sollte er geweiht werden; da er aber vernahm, daß die Aufrührer diesen Umstand benutzen wollten, um die Genehmigung ihrer politischen Unternehmungen von ihm zu erlangen, so verließ er mit seinen Cardinälen Rom und wurde im Kloster Farfa am 4. März geweiht.

63. Der neue Papst hielt sich eben zu Viterbo auf, als eine Deputation der armenischen Bischöfe und ihres Patriarchen anlangte, unter dessen Jurisdiction mehr als tausend Bischöfe standen, wie die Gesandten sagten. Diese hatten achtzehn Monate auf der Reise zugebracht. In Viterbo angekommen, begrüßten sie den Papst und versicherten ihn der vollständigsten Unterwürfigkeit seitens ihrer Kirche. Der Bischof Otto von Freisingen war bei der Audienz zugegen. Die Abgesandten der Armenier fragten die römische Kirche um ihr Urtheil über die zwischen ihnen und den Griechen bestehenden Streitigkeiten; sie mischten nämlich nicht wie die Griechen und Lateiner Wasser in den Wein beim heiligen Opfer, obgleich sie dabei wie die Griechen gesäuertes Brod anwendeten. Außerdem feierten sie die Feste der Geburt des Herrn und der Epiphanie als ein Fest. Wegen dieser und anderer Verschiedenheiten fragten sie um Rath und erbaten sich auch noch das römische Meß-Ritual. Der Papst nahm sie voll Freude auf, ließ sie der hl. Messe beiwohnen, daß sie ganz in der Nähe auf die Geheimnisse des hochheiligen Opfers merken konnten, und empfahl ihnen, Alles genau zu beobachten. Als einer der Abgesandten, ein Bischof, am 18. November, dem Kirchweihfeste von St. Peter in Rom der heiligen Messe beiwohnte, erblickte er über dem Haupte des celebrirenden Papstes einen Sonnenstrahl und zwei auf- und niedersteigende Tauben, konnte aber nicht entdecken, woher dieser Strahl und diese Tauben kamen. Ueberzeugt, daß dies ein Wunder gewesen sei, und umsomehr gedrängt, dem hl. Stuhle Gehorsam zu leisten, theilte er Jedermann das Gesehene mit. Der Papst, weit entfernt, dieses Wunder seinen eigenen Verdiensten zuzuschreiben, versicherte, daß Gott dasselbe um des Glaubens dieses Bischofs willen zugelassen habe, damit seine Kirche noch besser die Kraft der Sakramente und die bei denselben erforderliche Ehrfurcht und Form erkenne. So berichtet Otto von Freisingen, welcher sich zu jener Zeit in Viterbo aufhielt [1]).

64. Papst Eugenius III., zu Pisa geboren, war Vicedominus oder erster Richter dieser Stadt, als er dessen Würde niederlegte und die Welt verließ, um in Clairvaux unter der Leitung des hl. Bernard als Mönch zu leben; der heilige Abt betrachtete und liebte ihn wie seinen Sohn und Schüler. Er war auf's Höchste erstaunt, als er dessen Erwählung zum Papste vernahm, und umsomehr, da er nicht Cardinal war. In der Ueberraschung, in welche diese Nachricht ihn versetzte, schrieb er an die Cardinäle:

---

1) Otto Frising. Chron. l. 7, c. 32.

„Gott verzeihe euch! Was habt ihr gethan? — Ihr habt einen Menschen, der schon im Grabe lag, wieder unter die Menschen gerufen; ihr habt den, welcher das Treiben der Menge floh, in das Gewühl der Welt zurückversetzt. Aus dem Letzten habt ihr den Ersten gemacht, und nun ist seine gegenwärtige Stellung gefährlicher als seine frühere. Den, welcher der Welt gekreuzigt war, habt ihr der Welt wiedergegeben; den, welcher ein Auswurf im Hause des Herrn sein wollte, habet ihr zum Gebieter der ganzen Welt erhoben! Warum habt ihr die Absichten des Armen, die Entschlüsse des Büßenden zu Nichte gemacht? Er eilte voran auf dem Wege zum Himmel; weshalb umgebet ihr seine Pfade mit Dornen, führet ihn ab von seiner Bahn und hemmet seine Schritte? Als ob er von Jerusalem herabkäme und nicht von Jericho dorthin ginge, fiel er unter die Räuber. Den grausamen Händen des Teufels, den Lüsten des Fleisches, der Ehre dieser Welt hat er sich entzogen; aber euch hat er nicht entgehen können. Hat er denn Pisa verlassen, um Rom sein zu nennen? Hat er seine Würde an einer Kirche niedergelegt, um über die gesammte Kirche zu herrschen?

Aus welchem Grunde und auf welchen Rath hin habt ihr euch entschlossen, nach dem Tode des Papstes einen auf dem Lande erzogenen Mann zu ergreifen, ihn seiner Einsamkeit zu entreißen, ihm Spaten und Beil aus den Händen zu nehmen? Warum habt ihr ihn in den Palast geschleppt, auf den Thron gesetzt, mit Purpur bekleidet und mit dem Schwerte umgürtet, damit er Gerechtigkeit übe unter den Nationen, die Völker bessere, ihre Könige und Fürsten in Fesseln und Bande schlage? Fandet ihr denn unter euch Keinen, dem diese Dinge besser ziemten? Ist es nicht lächerlich, einen geringen, mit Lumpen bedeckten Mann zu wählen, damit er den andern Herrschern vorstehe, den Bischöfen befehle und über König- und Kaiserreiche verfüge? Wahrhaftig, das ist entweder lächerlich oder wunderbar. Ich will nicht läugnen, daß dies vielleicht Gottes Werk sei, der sich darin gefällt, Wunder zu wirken, umsoweniger, als ich von allen Seiten sagen höre, es sei der Herr, der dies gethan. Ich habe nicht vergessen, daß derselbe Gott schon mehr als Einen aus der Dunkelheit und Niedrigkeit emporgezogen hat, um daraus einen Führer seines Volkes zu machen. Um nur ein Beispiel anzuführen, erwählte er nicht David, seinen Diener, den Hirten, um ihn zum Könige zu erheben? Euer Eugenius kann also auch durch besondere Fügung des Himmels berufen worden sein.

Dennoch bin ich nicht ohne Unruhe; ich fürchte, der bescheidene, an die Arbeit gewöhnte Mönch wird sein päpstliches Amt nicht mit der nöthigen Autorität auszuüben verstehen. Wie, glaubt ihr wohl, mag einem Menschen zu Muthe sein, der plötzlich aus den Geheimnissen der Betrachtung und der Einsamkeit des Herzens wie aus dem Schooße der Mutter gerissen wird, um sich öffentlich zu zeigen und zu neuen unangenehmen Beschäftigungen zu greifen? Ach! Wenn Gottes Hand ihn nicht hält, muß er unfehlbar unter dieser ungewohnten, den Riesen und Engeln selbst furchtbaren Last zusammensinken. Nun aber da die Sache geschehen ist, und zwar nach dem Glauben der Meisten nicht ohne göttliche Fügung, seid ihr, meine theuersten Väter, verpflichtet, euer eigenes Werk durch Eifer und Hingebung aufrecht zu erhalten“ [1]).

Bald darauf schrieb der hl. Bernard an den Papst selbst, seinen ehemaligen Schüler: „Dem geliebten Vater und Herrn Papst Eugenius von Gottes Gnaden der Abt Bernard von Clairvaux. Es ist in unserem Lande bekannt und man hat überall veröffentlicht, was der Herr mit dir gethan hat. Bis jetzt habe ich meine Feder zurückgehalten und die Sache schweigend erwogen.

1) S. Bern. Epist. 236.

Ich erwartete Briefe von dir, ich hoffte, von dir selbst unter milden Segnungen davon benachrichtigt zu werden. Ich erwartete einen treuen Boten von dir, der mir alle Einzelheiten genau mittheilte; ich erwartete einen meiner Söhne, der den Schmerz des Vaters linderte und mir sagte: „Joseph, dein Sohn, lebt und herrscht über ganz Aegypten".

Wider Willen schreibe ich dir also; dieser Brief ist mir von meinen Freunden abgedrungen worden, deren Bitten ich nicht widerstehen konnte. Nur noch wenige Lebenstage bleiben mir übrig, ich erwarte bald das Grab; da ich aber einmal begonnen habe, will ich weiter zu meinem Herrn reden; denn ihn meinen Sohn zu nennen, wage ich nicht mehr, weil der Sohn Vater und der Vater Sohn geworden ist. Der nach mir Gekommene ist über mich gesetzt worden. Ich bin deshalb nicht eifersüchtig; denn das, was mir fehlte, hoffe ich von dem zu empfangen, der nicht nur nach mir, sondern auch durch mich gekommen. Ja, würdige dich, es zu gestehen, ich bin es, der dich gewissermaßen durch das Evangelium gezeugt hat. Was ist denn unsere Hoffnung, unsere Freude, die Krone unseres Ruhmes? Bist du es nicht vor Gott? Der weise Sohn ist die Ehre des Vaters. Von jetzt an aber wirst du nicht mehr Sohn genannt werden, sondern mit einem anderen Namen, den der Herr selbst dir gegeben hat. Die Hand des Allerhöchsten hat diese Veränderung hervorgebracht, und Viele werden sich darüber freuen. Abram wurde Abraham, Jakob Israel genannt, und um dir ein Beispiel von deinen Vorgängern anzuführen, Simon erhielt den Namen Petrus, aus Saulus wurde ein Paulus. Ebenso ward durch einen glücklichen Wechsel, den ich der Kirche für nützlich halte, aus Bernard, meinem Sohne, Eugenius, mein Vater. Der Finger Gottes ist es, der den Dürftigen aus dem Staube erhebt und den Armen in die Höhe richtet, um ihn in die Reihe der Fürsten zu stellen und auf den Thron der Ehren zu setzen.

Nun mußt du auch den Namen und Stand der Kirche ändern, die Gott dir anvertraut hat, daß sie nicht mehr Sarai, sondern Sara heiße. Erfasse dieses Gleichniß; ich hoffe, Gott wird dir das Verständniß dafür geben. Bist du der Freund des Bräutigams, so nenne seine Braut nicht „meine Fürstin", sondern die Fürstin". Anstatt dir das Ihrige anzueignen, sei bereit, dein Leben für sie hinzugeben. Ist es Christus, der dich gesandt hat, so bedenke, daß du nicht gekommen bist, um bedient zu werden, sondern um zu dienen, nicht allein mit dem Deinigen, sondern sogar mit deinem eigenen Leben. Der wahre Nachfolger eines Paulus muß mit Paulus sagen: Wir beherrschen nicht euren Glauben; wir sind nur Mitbeförderer eurer Freude. Der Erbe Petri hört Petrus und spricht: „Laßt uns nicht herrschen über das Erbtheil des Herrn, sondern Vorbilder unsrer Heerde sein." Auf diese Weise wird die aus einer Sklavin zur Freien gewordene Braut durch ihre Schönheit die Umarmungen ihres Bräutigams verdienen. Von wem anders als von dir sollte sie ihre Freiheit erwarten? Denn Gott verhüte, daß du aus dem Erbtheile Christi deinen eigenen Nutzen ziehest, da du vorher nicht nur deinen eignen Gütern sondern auch dir selbst entsagt hast. Von dir also darf sich die Gemeinschaft der Heiligen versprechen, was sie seit langer Zeit von deinen Vorgängern nicht erwartet hat. Auch freut sie sich allerwärts im Herrn deiner Erhebung, besonders jener Theil der Kirche, der dich in seinem Schooße gebildet und mit seiner Milch genährt hat. Wie! sollte ich der Einzige sein, der nicht Theil nimmt an dieser allgemeinen Freude? Doch, ich empfinde Freude; aber, ich gestehe es, sie ist gemäßigt durch Furcht. Obgleich ich hinsichtlich deiner das Anrecht eines Vaters verloren, habe ich doch die Schrecken und Unruhen, die Gefühle und das Herz eines solchen bewahrt. Ich sehe deine Erhebung und zittere für deinen Fall; ich sehe dich auf dem Gipfel der Größe und bemerke den zu deinen Füßen geöffneten Abgrund; ich bin ge=

blendet vom Glanze deiner Würde und bebe beim Anblicke der Gefahren, die dir drohen. „Erhöht im Ruhme, sagt die Schrift, hatte der Mensch kein Verständniß dafür". In diesen Worten bezeichnet sie die Ursache und nicht die Zeit; als ob sie sagte: „Sein Ruhm hat seinen Verstand verzehrt".

Du wolltest verachtet sein im Hause deines Gottes und auf dem letzten Platze bei seinem Gastmahle sitzen. Dem, der dich geladen, hat es gefallen zu sagen: „Freund, rücke höher hinauf!" Du bist also hinaufgerückt; aber weit entfernt, stolz zu werden, zittere vielmehr, damit du nicht nachher mit Schmerz sagen mußt: „In deinem Zorn, o Herr, hast du mich erhöht; ich bin nur hinaufgestiegen, um desto tiefer zu fallen". Wohl ist dir ein erhabenerer, aber kein sicherer Sitz zugewiesen; es ist ein schrecklicher Ort, es ist ein heiliges Land. Es ist der Platz Petri, der Platz des Apostelfürsten, der Ort, wo seine Füße weilten; es ist die Stelle desjenigen, den der Herr zum Herrn seines Hauses und zum Fürsten seiner Güter bestellt hat. Solltest du dich abwenden vom Wege des Herrn, so ist er hier begraben und wird wider dich zeugen. Es war gut, daß die junge Kirche von einem so heiligen Vater und Hirten regiert wurde; es war nothwendig, daß sie durch seine Unterweisungen und sein Beispiel lernte, alle Pracht der Welt mit Füßen zu treten; rein waren seine Hände, uneigennützig sein Herz; in Wahrheit konnte er sagen: „Gold und Silber habe ich nicht".

Alsdann behandelt Bernard eine Privatangelegenheit und schließt also: „Wer wird mir geben, bevor ich sterbe, die Kirche wie in ihren alten Tagen zu sehen, als die Apostel ihre Netze auswarfen, nicht Gold und Silber, sondern Seelen zu fangen? Glücklich wäre ich, dich mit Jenem, dessen Stuhl du einnimmst, ausrufen zu hören: „Möge dein Geld mit dir zu Grunde gehen!" Niederdonnerndes Wort, starkes, schreckliches Wort: Mögen sie verwirrt und geschlagen werden, die Feinde Sion's! Das was deine Mutter, was alle ihre Kinder sehnlichst wünschen, ist dieses, daß du jedes Gewächs, welches der himmlische Vater nicht pflanzte, mit deiner Hand ausrottest; denn du bist über die Königreiche und Nationen gesetzt, um auszureißen und zu zerstören, um zu bauen und zu pflanzen. Als deine Erhöhung bekannt wurde, dachten Mehrere bei sich: „Die Axt ist an die Wurzel gelegt". Viele sagen in ihrem Herzen: „Die Blumen fangen an, zu erscheinen; die Zeit ist gekommen, den Weinstock zu beschneiden, das unnütze Holz zu entfernen, damit er desto mehr Früchte trage". Muth also! Laß deine Feinde deine Macht fühlen; erhalte dich kräftig im Besitz der Güter, welche der Allmächtige dir gegeben hat, der Beute, welche er den Händen der Amoriter entrissen hat. Erinnere dich aber, daß du ein Mensch bist, und Gott der Herr über Leben und Tod der Fürsten der Erde ist. Wie viele römische Päpste sind nicht in kurzer Zeit vor deinen Augen gestorben! Deine Vorgänger selbst mahnen dich an dein nahes Ende; ihre kurze Regierungszeit sagt dir, es werde mit der deinigen ebenso sein. Darum betrachte in Mitten der Pracht eines vergänglichen Ruhmes unaufhörlich dein Ende; denn Jenen, welchen du auf dem päpstlichen Throne nachgefolgt bist, wirst du ohne Zweifel auch im Tode nachfolgen" [1]).

65. Zum Kanzler hatte Papst Eugenius III. den Cardinal Robert Pullus, den ersten englischen Cardinal, den man kennt. Der Kanzler der römischen Kirche war der erste Minister des Papstes. Frühzeitig hatte Robert Pullus sich dem Studium der schönen Künste und Wissenschaften gewidmet, später dem der Theologie und der heiligen Schriften. Die ehemals in ganz Europa so berühmte Universität Oxford hatte viel von ihrem Glanze verlo-

1) S. Bern. Epist. 237.

ren; Robert unternahm es, denselben wieder herzustellen. Er eröffnete dort öffentliche Schulen, unterrichtete selbst unentgeltlich, zog aus den benachbarten Provinzen Professoren und Schüler dahin, ließ Viele auf seine Kosten studiren, erwies den Anderen alle möglichen Dienste und erklärte sich laut als Beschützer der Gelehrten. Durch seine Aufrichtigkeit, durch die Schönheit seines Geistes, die Reinheit seiner Sitten und durch seine Gelehrsamkeit gewann er die Achtung und Freundschaft Heinrich's I. von England. Die Liebe zur Wissenschaft zog ihn nach Frankreich. Im Jahre 1140 lehrte er öffentlich Theologie zu Paris. Seine Lehre war gesund, und der hl. Bernard so befriedigt davon, daß er den Bischof von Rochester bat, nicht länger auf der Rückkehr Pullus' nach England zu bestehen. Papst Innocenz II., der seine Verdienste anerkannte, berief ihn um's Jahr 1142 nach Rom; Lucius II. erhob ihn 1144 zum Cardinal vom Titel des hl. Eusebius und zum römischen Kanzler. Nach der Wahl Eugenius' III. schrieb er an seinen heiligen Freund Bernard, der ihm folgendermaßen antwortete:

„Dein liebevoller Brief hat mir ein um so größeres Vergnügen bereitet, als ich mich fortwährend deiner gern erinnere. Ich versichere dir, daß du die Empfehlungen Anderer vergeblich anwendest, um meine Freundschaft zu gewinnen. Gibt dir denn der Geist der Wahrheit, jener Geist, welcher die Liebe in unsere Herzen ausgießt, nicht die innige Ueberzeugung, daß ich dich ebenso liebe wie du mich? Dem Herrn sei Dank, welcher Eugenius, seinem Diener, unserem Freunde, in dir einen verständigen Minister gegeben hat der fähig ist, ihn in seinen mühsamen Amtsverrichtungen zu unterstützen. Jetzt verstehe ich, daß er ihn nicht strafte, als er ihn einem zärtlichen Freunde, dessen Gegenwart seine Freude war, entzog; nein, er bereitete ihm einen Trost vor. Er schien ihm zu sagen: „Du weißt nicht, was ich jetzt thue; aber du wirst es später verstehen". Gehe also ein in die Absichten Gottes, mein lieber Freund; sei Rather und Tröster dem, an dessen Seite er dich gestellt hat; gebrauche deine Weisheit, um Eugen's Pontificat vor allem zu schützen, was dasselbe entehren könnte. Um ihn vor Fehlern, denen er durch die Menge und Verschiedenheit der Geschäfte beständig ausgesetzt ist, zu bewahren, erfülle du mit Ehren das Amt, das du bekleidest; habe einen mit Festigkeit und Klugheit gepaarten Eifer, einen Eifer, der Gott Ehre, dir Heil, der Kirche Glück bringt, damit du sagen könnest: „Die Gnade Gottes ist in mir nicht unwirksam gewesen". Bis jetzt sind Himmel und Erde Zeugen von den weisen Lehren, die du ertheilt hast; nun ist es Zeit, das von dir gelehrte Gesetz zu vertheidigen. Bedenke auf dem von dir eingenommenen Posten mußt du zugleich ein treuer und ein kluger Diener sein, mußt sowohl die Einfalt der Taube für dich als auch die Klugheit der Schlange für die Braut deines Herrn besitzen, um sie gegen jede giftige List der alten Schlange zu schützen, welche sie verfolgt, und so den Herrn in all' deinen Handlungen zu verherrlichen. Ich hätte dir noch viel zu sagen; mündliche Worte jedoch werden die Kürze meines Briefes ergänzen. Um deinen und meinen Beschäftigungen keinen Augenblick zu rauben, werden die von mir abgesandten Brüder dir sagen, was zu schreiben ich keine Muße habe. Wolle sie gütig anhören wie mich selbst" 1).

Gegen das Jahr 1150 starb der Cardinal Robert Pullus. Er war ein ausgezeichneter Erklärer der hl. Schrift, ein guter Theologe und gewandter Redner und hinterließ viele Denkmäler seines Geistes und Wissens. Man kennt ein aus acht Theilen bestehendes Werk von ihm, „Sentenzen" betitelt; vier Bücher über merkwürdige Aussprüche von Kirchenlehrern; eins über die

---

1) S. Bern. Epist. 394.

Weltverachtung, ferner ein Buch, das seine Unterweisungen und ein anderes, das seine Predigten enthält, und Commentare zu einigen Psalmen und zur Apokalypse [1]).

66. Während Papst Eugenius III. in Viterbo weilte, kam der Häretiker Arnold von Brescia nach Rom und schürte das Feuer der Empörung, das ohnehin schon in hellen Flammen loderte, noch heftiger an. Er hielt dem Volke das Beispiel der alten Römer vor, welche durch die Rathschläge ihres Senates, die Tapferkeit und Disciplin ihrer Truppen die ganze Erde ihrer Herrschaft unterworfen hätten. Er sagte, man müsse das Capitol wieder aufbauen, die Würde des Senats und den Stand der Ritter wieder herstellen und den Papst durchaus nicht berücksichtigen, welcher sich mit der geistlichen Jurisdiction begnügen solle. Die rebellischen, von dieser Rede aufgeregten Römer schafften mit ihrem Patrizier Jordan die Würde eines Präfecten von Rom ab und zwangen die hervorragendsten Edelleute und Bürger sich dem Jordan zu unterwerfen. Man glaubt er sei der Bruder des Gegenpapstes Anaklet gewesen. Zur nämlichen Zeit oder vielleicht später zerstörten sie nicht nur die Wohnungen einiger vornehmer Laien, sondern auch die Häuser der Cardinäle und Priester und schleppten eine ungeheure Beute mit sich fort. Sie befestigten die Peterskirche und zwangen die Pilger durch Schläge zu Geldspenden; sie ermordeten sogar einige, die sich dessen geweigert hatten. Durch diese schimpflichen Räubereien wollten die Rebellen das Weltall erobern! Es war ein sicheres Mittel, das römische Volk vor Aller Augen verhaßt, verächtlich und lächerlich zu machen.

Um die Empörer zu bändigen, begann Papst Eugenius damit, Jordan, ihren Patrizier, sammt mehreren seiner Anhänger zu excommuniciren. Dann bediente er sich der Truppen der Tiburtiner, der alten Feinde Rom's, und zwang so das letztere, um Frieden zu bitten. Er gewährte denselben nur unter der Bedingung, daß sie das Patriciat abschafften und den Präfecten in seine frühere Würde wieder einsetzten; auch sollten die Senatoren ihre Würde vom Papste erhalten. Er zog also in Rom ein und wurde dort mit besonderer Freude empfangen, weil man ihn nicht so bald erwartet hatte. Das Volk kam ihm in Menge mit Zweigen in den Händen entgegen und fiel ihm zu Füßen; jede Abtheilung zog mit ihrer Fahne; darauf folgte der Magistrat; selbst die Juden kamen, das Buch des Gesetzes auf den Schultern tragend. In Rom eingezogen feierte der Papst das Weihnachtsfest 1145 und schlug seine Wohnung im lateranensischen Palaste auf, blieb jedoch dort nicht lange; denn da die Römer ihn Tag um Tag quälten, Tibur oder Tivoli zu zerstören, so sah er sich genöthigt, sich auf die andere Seite der Tiber zu begeben, d. h. wie man meint, in die Engelsburg.

67. Bernard, der wegen der großen dem Papst Innocenz geleisteten Dienste in Rom bekannt und geachtet war, richtete ein Schreiben an die Römer, um sie zum Gehorsam gegen den Papst zurückzuführen. Er entschuldigt sich zuerst, daß er, eine so unbedeutende Persönlichkeit, sich an ein berühmtes und erhabenes Volk wende. „Aber", sagt er, „es ist die gemeinsame Sache Aller, und wird das Haupt angegriffen, so erstreckt sich der Schmerz auf alle Glieder. Erlaubet mir also, meinen und der gesammten Kirche Schmerz auszusprechen. Hört ihr nicht ihr Klagen und Wehgeschrei, daß ihr Haupt krank ist? Nicht einer unter den Gläubigen redet anders, weil keiner ist, der nicht seinen Ruhm darin setzte, ein Oberhaupt zu haben, welches die beiden Fürsten der Welt Petrus und Paulus durch ihren Triumph erhoben und durch Vergießen ihres Blutes geadelt haben. Jede, diesen beiden Apo-

---

1) Rob. Pullus, Opera, Paris 1655. Ceillier, t. 22.

steln angethane Schmach trifft jeden Christen; als ihre Stimme auf der ganzen Erde wiederhallte, empfand auch die ganze Erde die ihnen widerfahrne Schmach. Was fällt euch ein, die Fürsten dieser Welt, welche eure besonderen Schützer sind, zu erzürnen? Warum, unsinnige Römer, warum fordert ihr durch euren Aufruhr den König des Weltalls, den Herrn des Himmels, gegen euch heraus? Warum bestrebt ihr euch mit gottesräuberischer Verwegenheit, die Privilegien des apostolischen Stuhles zu zerstören und die höchste, ihr vom Himmel und von der Erde verliehene Autorität zu schwächen, da ihr doch die ersten und eifrigsten Vertheidiger ihrer Würde sein solltet? Wie könnt ihr so unverständig sein, euer und der ganzen Kirche Oberhaupt zu entehren, da ihr ihm, wenn's nöthig wäre, euer eigenes Leben opfern solltet? Eure Vorfahren haben eure Stadt zur Herrin der Welt gemacht; ihr dagegen macht sie zur Zielscheibe des Spottes Aller. Den Erben Petri verjagt ihr von seinem Sitze, aus seiner Stadt; die Cardinäle und Bischöfe, die Diener des Herrn, beraubt ihr aller Güter. Thörichtes Volk, verführte Taube! Bildest du einen Körper, ist dann nicht der Papst sein Haupt, sind dann nicht die Cardinäle seine Augen? Was ist Rom heute? Ein Leib ohne Haupt, ohne Augen, ohne Licht. Unglückliches Volk, öffne deine Augen und sieh das Elend, das dir droht! Wie sehr hat der Glanz deines Ruhmes in kurzer Zeit abgenommen! Die Beherrscherin der Nationen, die Fürstin der Königreiche ist wie eine Wittwe geworden! Aber ach, es sind dies nur Vorspiele der Bedrängnisse, die wir fürchten! Du bist deinem Untergange nahe, wenn du hartnäckig so fortfährst" [1]).

68. Ueber denselben Gegenstand schrieb Bernard an Konrad, den König der Römer: „Das Königthum und das Priesterthum konnten nie durch süßere und stärkere Bande vereint sein, als sie es in der Person Jesu Christi waren, welcher als Priester und König zugleich geboren wurde, aus Levi und Juda zugleich entsprossen war. Außerdem hat er das eine wie das andere in seinem mystischen Leibe, dem christlichen Volke, dessen Oberhaupt er ist, so vereinigt, daß der Apostel dasselbe das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum nennt, daß an einer anderen Stelle alle Auserwählten als Könige und Priester bezeichnet werden. Der Mensch trenne also nicht, was Gott vereint hat! Vielmehr erfülle er, was des Herrn Gesetz geheiligt hat! Solche, die durch ihre Einrichtung eins sind, sollen es auch im Geiste und im Herzen sein, sollen sich gegenseitig helfen, stützen, vertheidigen. „Wenn der Bruder dem Bruder hilft", sagt die Schrift, „werden sie einander trösten". Wenn sie aber uneins sind und sich bekämpfen, werden sie zu Grunde gehen. Gott verhüte, daß ich Jenen beistimme, welche den Frieden und die Freiheit der Kirche schädlich für die Interessen des Reiches erachten, oder behaupten, daß die Wohlfahrt und Größe des Reiches dem Heile der Kirche entgegen sei; denn Gott, der beide eingesetzt, hat sie nicht vereinigt, damit sie sich zerstören, sondern einander erbauen.

Wenn du dies Alles weißt, warum verheimlichst du dann eine Schmach, einen Schimpf, der dir bekannt ist? Ist Rom nicht ebenso gut die Hauptstadt des Reiches als des apostolischen Stuhles? Und abgesehen von der Kirche, gereicht es etwa einem Fürsten zum Ruhme, ein hauptloses Reich zu haben? Allerdings kenne ich die Rathschläge deiner Weisen und der Fürsten deines Landes nicht; in meiner Unwissenheit jedoch kann ich nicht umhin, dir meine Gedanken mitzutheilen. Seit ihrer Geburt hat die Kirche Gottes tausend Verfolgungen erduldet, und immer ist sie siegreich daraus hervorgegangen. „Man hat mich" so spricht sie durch den Mund des Propheten, „oft seit meiner Geburt angegriffen, doch man hat mich nie besiegen können. Um-

1) S. Bern. Epist. 243.

sonst haben die Bösen sich gemüht, mich zu Grunde zu richten, vergebens haben sie mir fortwährende Verfolgungen bereitet".

Sei also sicher, o König, auch jetzt wird der Herr die Ruthe der Gottlosen nicht auf dem Erbe der Gerechten lassen; sein Arm ist noch nicht verkürzt oder ohnmächtig zur Rettung geworden. Ja, gewiß, auch heute noch wird er seine Braut befreien, welche er durch sein Blut erkauft, mit seinem Geiste ausgestattet, mit himmlischen Gaben geschmückt, ja sogar mit irdischen Gütern bereichert hat. Er wird sie erretten, sage ich. Geschieht dies aber durch die Hand eines Andern, so werden die Fürsten des Königreichs wohl schwerlich sagen, es sei dies eine Ehre für den König, ein Nutzen für das Reich; und sicherlich hätten sie Unrecht, so zu sagen.

Bewaffne dich also mit deinem Schwerte, Inhaber der Macht! Der Kaiser lasse sich selbst geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Es ist gleich wichtig für den Kaiser, seine eigne Krone zu vertheidigen und die Kirche Christi zu schützen; das eine kommt dem Könige zu, das andere dem Schutzherrn der Kirche. Uebrigens glauben wir fest, daß der Sieg in deinen Händen sei, die Hoffart und Anmaßung der Römer ist größer als ihre Stärke und Tapferkeit. Wie! gibt es irgend einen Großen, einen Mächtigen, einen Kaiser oder König, welcher tollkühn genug wäre, dem Reiche sowohl als dem Priesterthum eine solche Schmach anzuthun?

Dieses verfluchte rebellische Volk aber, das seine Kräfte weder zu bemessen noch den Ausgang seiner Pläne vorauszusehen versteht, hat allein seine Wuth befragt, ob es ein solches sakrilegisches Attentat vollbringen solle. Gott verhüte, daß ein verwegenes Volk einen Augenblick in den Augen des Königs Beifall finde! Deshalb bin ich thöricht geworden, darum habe ich, ein gemeiner, niedriger Mensch, mich in den Rath einer so erhabenen Größe, einer so hohen Weisheit gemischt, als ob ich etwas Großes, und die Angelegenheit eine geringe wäre. Je niedriger und verächtlicher ich aber bin, desto freier bin ich auch, auszusprechen, was die Liebe mir eingibt. Ich sage noch mehr, immer wie ein Unsinniger: Wenn Jemand (was ich aber nicht glauben kann) dir etwas anderes einreden würde, als was ich gesagt, so liebt er entweder den König nicht, oder er weiß schlecht, was der königlichen Majestät geziemt, oder er sucht seinen eigenen Nutzen und zeigt klar, daß er weder die Interessen Gottes noch die des Königs zu befördern sucht" [1]).

69. Der hl. Bernard verfaßte für das Oberhaupt der Christenheit, den Papst Eugenius, die fünf Bücher „von der Erwägung oder de consideratione", ein Werk, das der hl. Papst Pius V. und andere große Päpste so hoch hielten, daß sie sich täglich bei Tische daraus vorlesen ließen. Im ersten Buche legt der hl. Bernard die Wichtigkeit und Nothwendigkeit für jeden Christen, besonders aber für das Haupt aller Christen dar, häufig und aufmerksam zu erwägen, was er sein soll, und was er thun solle; deshalb sei es wichtig und nothwendig, freie Augenblicke zu haben; er klagt mit liebevollem Bedauern über die unendliche Menge von Geschäften, sogar zeitlichen, die den Papst von allen Theilen der Welt her anfallen; er erhebt sich mit Kraft gegen die Unverschämtheit der Geschäftsführer und die Schlechtigkeit der Anwälte, die den römischen Hof anfüllten, und beschwört den Papst, diesem Uebel soviel als möglich abzuhelfen, damit er besser erwägen konne, was seiner Seele und dem Wohle der Kirche zuträglich sei.

Im zweiten Buche bestimmt er die Consideration als eine genaue Nachforschung der Wahrheit und unterscheidet sie so von der Contemplation, die

---

1) S. Bern. Epist. 244.

eine schon erkannte Wahrheit voraussetzt. „Du hast vier Dinge zu erwägen: dich selbst, das unter dir, das um dich, das über dir. Mit der Kenntniß seiner selbst muß man anfangen. Diese Erkenntniß ist dreifach: Du hast zu betrachten, was, wer und wie du bist; was du deiner Natur nach bist, wer du deiner Person nach bist; wie du in deinen Sitten bist; z. B. was du bist — ein Mensch; wer du bist, der Papst oder der höchste Priester; wie du bist, sanft, gütig u. dgl."

Bernard geht leicht über die Natur des Menschen hinweg, verweilt aber lange bei den Pflichten des Papstes. Sie bestehen wie die des Propheten im Ausreißen und Zerstören, im Bauen und Pflanzen. „Das Papstthum ist ein Dienst und keine Herrschaft. Der Papst sitzt auf erhöhtem Stuhle, aber nur, um höher und weiter zu sehen; die Aufsicht, die er über alle Kirchen führen soll, muß ihn eher zur Arbeit als zur Ruhe geneigt machen. Das ist es, was Petrus dir hinterlassen, nicht Gold oder Silber. Unter irgend einem andern Titel darfst du solches besitzen, aber niemals als Erbe des Apostels, weil er dir nicht geben konnte, was er nicht besaß". Bernard führt Stellen aus der heiligen Schrift an, welche den Geist der Herrschsucht verbieten, und fügt bei: „Wenn du dich rühmest, dann rühme dich wie der hl. Paulus deiner Arbeiten und Leiden, rühme dich, die Wölfe zu zähmen, und nicht, die Schafe zu beherrschen. Dein Adel besteht in der Reinheit der Sitten, in der Festigkeit des Glaubens und in der Demuth; dies ist der schönste Schmuck der Prälaten.

Ein thörichter König auf dem Throne ist wie ein Affe auf dem Dache. Höre, wenn es dir beliebt, noch einmal, was ich schon so oft gesagt habe; ist es dir auch nicht angenehm, so doch heilsam. Es ist etwas Ungeheuerliches um einen hohen Rang und einen gemeinen Geist, um den höchsten Thron und das niedrigste Leben, eine beredte Zunge und eine müssige Hand, viele Worte und keine Furcht, um ein ernstes Gesicht und ein leichtfertiges Betragen, eine ungeheure Autorität und einen schwankenden Entschluß. Ich habe dir den Spiegel vorgehalten; möge sich das entstellte Antlitz darin wieder erkennen. Was dich anlangt, so freue dich, daß das deinige ihm nicht gleicht; aber sieh immer hinein, damit du sofort den geringsten Fehler entdeckest.

Du bist höchster Priester; bist du deshalb auch unumschränkter Herrscher? Wenn du das erstere schätzest, so wisse, daß du der Letzte von Allen bist. Willst du wissen, wer wahrhaft Herrscher ist? Der, dem nichts weiter hinzugefügt werden kann. Hast du aber dieses Gefühl von dir selbst, so täuschest du dich gewaltig. Gott bewahre! Nein, nein! Du gehörst nicht zu denen, welche Würden für Tugenden ansehen; vor den Ehren schon hast du die Tugend aus Erfahrung gekannt. Laß diese Meinung den Cäsaren und Andern, die sich nicht scheuten, sich göttliche Ehren erweisen zu lassen, z. B. Nabuchodonosor, Alexander, Antiochus, Herodes. Wenn du ein Souverän genannt wirst, so bedenke, daß dies nur vergleichsweise geschieht, und nicht, weil du absoluter Herrscher seiest. Wenn ich sage verg leichweise, so meine ich, in Bezug auf das Amt, das du zu erfüllen verpflichtet bist, und nicht wegen der Verdienste, die du etwa habest. Man soll dich also als Diener Jesu Christi betrachten, und als obersten aller Diener; ich darf das wohl sagen, ohne der Heiligkeit von irgend Jemanden unter ihnen Eintrag zu thun.

Laß uns noch genauer untersuchen, wenn's dir gefällt, wer du bist und wen du in der Kirche Gottes vorstellst. Wer bist du? Der Hohepriester; du bist der Fürst der Bischöfe, der Erbe der Apostel; du bist Abel durch den Primat, Noah durch die Regierung, Abraham durch das Patriarchat, Melchisedech durch die Weihe, Aaron durch die Würde, Moses durch die Autorität, Samuel durch das Richteramt, Petrus durch die Macht, Christns durch die Salbung. Du bist der, dem man die Schlüssel anvertraut und die Obhut

über die Schafe übergeben; allerdings gibt es andere Himmelspförtner und andere Hirten; du aber hast beide Eigenschaften mit um so viel mehr Ruhm geerbt, als du sie auf ganz verschiedene Art besitzest, als Andere. Sie bewachen die ihnen angewiesenen Heerden, Jeder die seinige; dir aber sind alle Heerden anvertraut, — alle einem Einzigen. Und du bist nicht allein der Hirt der Heerden, sondern auch der einzige Hirt aller Hirten. Du fragst, woraus ich dieses beweise? Aus dem Worte des Herrn; denn wem hat er, (ich sage nicht unter den Bischöfen, sondern unter den Aposteln selbst,) alle Schafe auf so unumschränkte, unbegrenzte Weise anvertraut? „Petrus, liebst du mich, so weide meine Schafe". Aber welche Schafe? Sind es die Einwohner dieser oder jener Stadt, dieses oder jenes Landes, dieses oder jenes Reiches? Meine Schafe sagt er. Wem sollte es nicht einleuchten, daß er ihm nicht einige im besondern bezeichnet, sondern alle im Allgemeinen? Wo kein Unterschied ist, da gilt auch keine Ausnahme. Es ist demnach wahr, daß die andern zu einem Theile der Fürsorge berufen wurden, du aber zu der Fülle der Gewalt. Ihre Vollmacht beschränkt sich auf bestimmte Grenzen; die deinige erstreckt sich sogar auf Diejenigen, welche eine Autorität über die Andern haben. In der That, liegt es nicht in deiner Gewalt, je nach dem Verhalten der Untergebenen einem Bisthume den Himmel zu verschließen und dasselbe selbst dem Satan zu übergeben? Dein Vorrang ist demnach unerschütterlich sowohl bezüglich der Schlüsselgewalt als auch in der Leitung der Schafe, die dir anvertraut sind.

Siehe, wer du bist. Vergiß indeß nicht, was du bist. Erwäge, daß du nackt auf die Welt gekommen bist, daß du ein Mann bist, der zur Arbeit und nicht zur Ehre geboren ist; ein Mann vom Weibe geboren, mit Sünde behaftet, der nur kurze Zeit zu leben und immer in Furcht zu sein hat, der von einer Unzahl von Uebeln erfüllt ist und folglich immer in Thränen und Seufzern verharren sollte."

Der hl. Bernard ermahnt alsdann den Papst Eugen, sich zu prüfen, wie er sich zu verhalten habe, seitdem er an diesen Platz gestellt wurde; ob er geduldiger, sanftmüthiger, demüthiger, leutseliger, muthiger, ernster, mißtrauischer gegen sich selbst, oder ob er nicht in die entgegengesetzten Fehler gefallen sei; wie sein Eifer beschaffen sei, seine Nachsicht, seine Klugheit, das eine wie das andere zu regeln; ob er sich in den Widerwärtigkeiten und im Wohlergehen gleich bleibe; ob er sich bei der Erholung nicht in unpassenden Scherzen gehen lasse. Denn, sagt er, was in dem Munde eines Weltmannes Scherz ist, wird im Munde eines Priesters Gotteslästerung. Eine Schmach wäre es für dich, in lautes Gelächter auszubrechen und noch mehr, Andere dazu zu reizen. Was den Geiz betrifft, fügt er bei, so habe ich dir nichts weiter vorzustellen; denn man sagt, daß du das Geld dem Strohe gleich achtest. Aber achte auf dich bezüglich der Aufnahme von Personen und mit welcher Leichtigkeit du Hinterbrachtes glaubst, welches eins der gewöhnlichsten Fehler Derjenigen ist, die mit den höchsten Würden bekleidet sind."

In dem dritten Buche zeigt der hl. Bernard dem Papste Eugen die Dinge, die unter ihm stehen. „Es ist nicht nöthig, daß du fragst, welches diese Dinge seien. Vielmehr hättest du Grund zu fragen, welche Dinge es nicht seien. Man müßte geradezu die Welt verlassen, um Jemanden zu finden, der nicht deiner Sorge angehörte. Deine Vorfahren waren zur Eroberung nicht einzelner Nationen, sondern des gesammten Weltalls bestimmt. „Geht in alle Welt!" wurde ihnen gesagt. Du bist also in ihre Erbschaft eingetreten, so daß du ihr wahrhaftiger Erbe bist und das ganze Weltall deine Erbschaft ist. Aber in welcher Weise und zu welchem Zwecke? Um dasselbe zu verwalten, nicht um es zu besitzen. Jesus Christus allein ist der Besitzer sowohl durch das Recht der Schöpfung als auch durch das Verdienst der Er=

lösung und der Schenkung, die Gott der Vater ihm damit gemacht hat. In der That, zu wem anders ist gesagt worden: „Bitte mich und ich werde dir die Völker zum Erbtheile geben und die Grenzen der Erde zum Besitze?“ Mithin mußt du ihm die Herrschaft und den Besitz überlassen und dich nur mit der Sorge dafür begnügen. Das ist der Antheil, der dir zukommt, Anderes darfst du dir nicht anmaßen.

Ist ein Landgut nicht abhängig vom Pächter, und ist ein Kind des Hauses nicht seinem Erzieher unterworfen? Und doch ist weder der Pächter Herr des Pachtgutes noch auch der Erzieher Herr seines Zöglings. Also bist du der Welt vorgesetzt, um ihr durch deinen Rath zu dienen, um über sie zu wachen und sie zu behüten. Du bist ihr vorgesetzt, um ihr nützlich zu werden, wie ein getreuer und kluger Knecht, den der Herr über sein Haus gestellt hat. Und warum? Um ihm zu rechter Zeit Nahrung zu geben, d. h. um zu regieren, aber nicht um mit Gewalt zu herrschen. Richte dein Verhalten in dieser Weise ein und suche nicht die Herrschaft über die Menschen, da du selbst ein Mensch bist, wie die andern, damit die Ungerechtigkeit nicht über dich herrsche. Weder Gift noch den Dolch fürchte ich so sehr für dich, wie die Herrschsucht.

Wenn du dich nun nicht als Herrscher betrachtest, sondern als Schuldner der Klugen und Thörichten, so mußt du alle Sorgfalt anwenden und mit aller dir möglichen Genauigkeit erwägen, was zu thun sei, damit die, welche nicht weise sind, es werden, und diejenigen, welche verderbt wurden, bessere Gesinnungen annehmen. Und da es, — wenn ich so sagen darf, — keine größere Thorheit gibt als den Unglauben, so bist du für alle ungläubigen Nationen verantwortlich, für die Juden, Griechen und Heiden.

Darum ist es deine Pflicht, daran zu arbeiten, daß die Ungläubigen sich zum Glauben bekehren, die Bekehrten nicht mehr abirren, die Abgeirrten zurückkehren, die Lasterhaften auf den Pfad der Tugend gebracht werden, die Verblendeten zur Kenntniß der Wahrheit, und daß die Verführer durch unwiderlegliche Gründe überzeugt werden, damit, wenn es möglich ist, sie sich selbst bessern, wenn nicht, das Ansehen und die Macht verlieren, Andere zu verführen. Dieser Unsinnigen mußt du dich besonders annehmen, ich meine, der Häretiker und Schismatiker, welche Verführte und Verführer sind, welche wie Hunde zerreissen und wie Füchse verführen. Wegen dieser mußt du besondere Sorgfalt anwenden, um sie zu bekehren, aus Furcht, daß sie nicht etwa zu Grunde gehen, oder um ihnen Einhalt zu thun, damit sie nicht Andere zu Grunde richten. Ich gebe zu, daß die Zeit dich in Betreff der Juden dispensirt, weil sie ihre bestimmte Zeit haben, der nicht vorzugreifen ist, aber man muß vorangehen und die Bekehrung der Heiden beschleunigen.

Was hast du übrigens in Betreff der Heiden zu antworten? Wie, haben die Väter dem Evangelium Grenzen gesetzt und die Ausbreitung des Wortes Gottes von der Willfährigkeit der Ungläubigen abhängig gemacht? Aus welchem Geunde kann dieses Wort aufgehalten werden, das mit so großer Schnelligkeit sich verbreitet hat? Wer hat zuerst seinen so heilsamen Lauf unterbrochen? Vielleicht hatte man einigen Grund, oder die Nothwendigkeit bildete ein Hinderniß; aber wir, welchen Grund haben wir, es zu verbergen? Wie könnten wir mit gutem Gewissen Christus denen vorenthalten, welche ihn noch nicht haben?

Heißt das nicht, die Wahrheit Gottes durch Ungerechtigkeit aufhalten? Ich füge hier hinzu die Widersetzlichkeit der Griechen, die mit uns und wider uns sind, mit uns durch den Glauben vereint und von uns durch das Schisma getrennt. Und was den Glauben anlangt, so muß man auch noch sagen, daß sie vom rechten Wege abgewichen sind. Man kann hier auch noch die Häresie anführen, die sich überall in Schlupfwinkeln verbirgt und an einigen Orten

ihre Wuth offen an den Tag legt und sich beeilt, die Kinder der Kirche überall und öffentlich zu verschlingen. Du fragst, wo das geschehen ist? Diejenigen, welche du so oft in die mittägigen Gegenden gesandt hast, wissen es sehr gut und können es dir von Neuem sagen. Sie gehen und kommen unter sie und nahe an ihrem Lande vorbei; aber wir haben noch nicht gehört, was sie dort Gutes gethan haben: vielleicht hätten wir es erfahren, wenn sie das Heil der Völker nicht geringer geachtet hätten, als das spanische Gold. An dir ist's, diesem Uebel zu steuern."

Die Häretiker, von denen der hl. Bernard hier spricht, sind die neuen Manichäer im Süden Frankreichs.

Er bezeichnet alsdann dem Papste zwei Uebel, von denen die Kirche selbst unter den Katholiken verwüstet wird: nämlich Ehrgeiz und Gewinnsucht. „Ist es nicht mehr der Ehrgeiz als die Andacht, was zum Besuche der Apostelgräber veranlaßt? Wiederhallt dein Palast nicht fortwährend von seinem Geschrei? Ist nicht ganz Italien darauf bedacht, mit unersättlicher Gier von seiner Beute Vortheil zu ziehen". Bei Gelegenheit der Menge von Bittstellern, die von allen Seiten nach Rom eilten, spricht er von dem Mißbrauche der Appellationen. Das Recht der Appellation an den Papst ist eine natürliche Folge seines göttlichen Vorranges, denn es ist natürlich, vom Niedern an den Höhern zu appelliren. Dieses Recht der gesammten Kirche, an den Papst zu appelliren, ist zudem eine nützliche und nothwendige Sache. Wir haben dies seit dem fünften Jahrhunderte aus dem Beispiele des Cäcilianus von Carthago, des hl. Athanasius von Alexandrien, des hl. Paulus von Constantinopel und anderer Bischöfe von Thracien, Cölesyrien, Phönicien, Palestina gesehen, wie Papst Julius es bezeugt, an den sie appellirt hatten. Auch sagt der hl. Bernard: „Ich gebe zu, daß das Recht der Appellation ein großes Gut und ein allgemeines Gut für Alle ist, und selbst ein so nothwendiges Gut, wie die Sonne den Sterblichen ist, weil es eine Sonne der Gerechtigkeit ist, welche die Werke der Finsterniß aufdeckt und vernichtet. Man muß es unbedingt wahren und aufrecht erhalten, wenn die Nothwendigkeit es erheischt, aber nicht, wenn es zur Erdichtung von Betrügereien und Unredlichkeit dient. Er beruft sich auf mehrere Fälle solcher mißbräuchlichen Appellationen und ermahnt den Papst, ihnen mit Strenge zu steuern. Seit dem fünften Jahrhunderte hatte das Concil von Sardica dieses Recht der Bischöfe zu appelliren festgestellt. Aber dieses Recht stand nicht bloß ihnen zu; wir haben gesehen, daß der heilige Papst Gelasius in seinem Briefe an die Bischöfe von Dardania 494 Niemanden ausnimmt und daß im sechsten Jahrhunderte der heilige Papst Gregor die Appellation des Archidiakons Honoratus von Salona annimmt, der von seinem Bischofe abgesetzt worden war. Wir sahen, daß Johann, ein Priester von Chalcedon, der von Johann dem Faster, Patriarch von Constantinopel, als Häretiker verdammt worden war, an den nämlichen Papst Gregor appellirte; dieser verwarf das von den Deputirten des Patriarchen überbrachte Urtheil und entließ Johannes als freigesprochen.

In Betreff der Mißbräuche der Appellationen hat die Kirche nie aufgehört, Heilmittel dagegen anzuwenden, wie man durch das kanonische Recht, das Concil von Trient und die Bullen der Päpste beweisen kann. Wenn man erwarten wollte, daß es in dieser Beziehung wie in andern keinen Mißbrauch mehr geben sollte, dann müßte man voraussetzen, daß die Menschen aufhören, Menschen zu sein.

Man kann dasselbe von den Exemptionen sagen. Das Kloster von Clugny z. B. war exempt von der Jurisdiction des Diöcesan-Bischofes und dem hl. Stuhle unmittelbar unterworfen, und zwar wegen einer Vereinbarung des Gründers. So war es bei dem Bisthume Bamberg, das nicht unter einem

Erzbischofe sondern unmittelbar unter dem Papste stand. Die Päpste bewilligten solche Privilegien auch andern Kirchen und Klöstern. Die große Anzahl solcher Exemptionen trug dazu bei, die Bande der Subordination und Disciplin zu lockern. Es war ein Mißbrauch, d. h. ein schlechter Gebrauch einer an und für sich guten Sache. Der hl. Bernard erhebt Einspruch gegen den Mißbrauch, aber er billigt die Sache; denn also endigt er: „Willst du mich hindern, Dispensen zu ertheilen? Keineswegs, wohl aber, sie unzeitig zu verschwenden. Ich bin nicht so unwissend, nicht zu wissen, daß du der Ausspender aller Schätze der Kirche bist, aber zu ihrer Erhaltung und nicht zu ihrer Verschwendung. Ferner sagt der Apostel, „man sucht einen Ausspender, der getreu ist". Wenn die Nothwendigkeit drängt, ist die Dispens entschuldbar; wenn sie Nutzen schafft, so ist sie lobenswerth, ich meine allgemeinen Nutzen, nicht einen besondern. Wo nichts dergleichen dazu veranlaßt, nenne ich es keine getreue Ausspendung, sondern eine grausame Verschwendung. Uebrigens weiß Jedermann, daß es in mehreren Bisthümern einige Klöster gibt, die auf Grund des ausdrücklichen Wunsches ihrer Stifter vom apostolischen Stuhle besondere Vorrechte erhalten haben. Aber was aus Andacht geschieht unterscheidet sich von dem, was nur Eingebung des Ehrgeizes ist, der keine Oberherrschaft duldet".

Indem er von der Uneigennützigkeit spricht, die einem jeden nothwendig ist, der über andere gesetzt ist, sagt der hl. Bernard zum Papste Eugen: „Ich spreche hier vom Geize. Es heißt von dir, daß du davon frei seiest; an dir ist's zu untersuchen, ob das wahr ist. Ohne von den Geschenken der Armen zu sprechen, denen zu nie wehe thun wolltest, sahen wir deutsche Geldsäcke zwar nicht an Umfang, wohl aber an Werth sich vermindern. Man betrachtete das Geld wie Stroh. Die Maulthiere kehrten damit ebenso beladen nach Deutschland zurück, wie sie von dort gekommen waren. Es ist etwas ganz Neues; wann hat Rom jemals bis heutigen Tages Geld zurückgewiesen? Wir glauben auch nicht, daß dies auf den Rath der Römer geschehen sei. Zwei Personen, ebenso reich wie strafbar, begaben sich nach Rom; der eine war aus Mainz, der andere aus Köln. Man begnadigte den einen, ohne etwas von ihm zu nehmen. Dem andern, welcher anscheinend keine Begnadigung verdiente, sagte man: „Du wirst Rom in demselben Gewande verlassen, in welchem du es betreten hast". O kostbares Wort! Würdig der apostolischen Freiheit! In Wahrheit, worin unterscheidet es sich von dem andern: „Möge dein Geld mit dir zu Grunde gehen!" — wenn nicht darin, daß das eine mehr den Eifer ausdrückt, das andere die Mäßigung?

Aber du bedientest dich desselben in einer noch liebenswürdigeren Weise zu Gunsten eines armen Bischofs, indem du ihn durch deine Spenden in den Stand setztest, Andern zu geben, weil du befürchtetest, daß er für weniger freigebig gelten möchte. Er erhielt im Verborgenen, was er öffentlich austheilte. Das ist eine Thatsache, die du nicht leugnen kannst, da ich sie aus sicherer Quelle erfahren habe und die Person kenne. Ich weiß wohl, daß dir diese Erzählung nicht zum Vergnügen gereicht; indeß veröffentliche ich sie um so lieber, als du widerstrebst, sie zu hören".

In dem vierten Buche schlägt der hl. Bernard dem Papste als Gegenstand der Erwägung vor, was um ihn ist: seine Geistlichkeit, sein Volk, seine Diener. Er sagt: „Deine Geistlichkeit muß vorzüglich geordnet sein, da sie ein Muster und Beispiel für alle anderen sein soll. Was das Volk betrifft, — was soll ich sagen? — Es ist römisches Volk! Ich finde keine Worte, um auszudrücken, was ich von deinen Diöcesanen denke. Was ist wohl allgemeiner bekannt in den verflossenen Jahrhunderten, als die Insolenz und die Prachtliebe der Römer? Eine Nation, die des Friedens entwöhnt, an

den Aufruhr gewöhnt ist; wild und unlenksam bis jetzt, unterwirft sie sich nicht eher, als wenn sie nicht mehr anders kann. Das ist die wunde Stelle! An dir ist es, sie zu heilen; du darfst es in keiner Weise ablehnen. Du lächelst vielleicht über das, was ich sage, und meinst, das sei unheilbar. Habe nicht soviel Mißtrauen! Man verlangt, daß du an der Heilung arbeitest, nicht, daß du sie erreichest." Bei dieser Gelegenheit beklagt der hl. Bernard, daß die Päpste seit langer Zeit unterlassen hatten, ihr Volk persönlich zu belehren und zu ihnen zu reden. Darum haben sich die Römer mehr und mehr daran gewöhnt, darauf zu achten, nicht was der Papst ihnen sagen, sondern was er ihnen geben werde. „Nenne mir, ich bitte dich, einen Einzigen in dieser großen Stadt, der dich anerkannt hat ohne jeglichen Lohn, oder doch ohne Hoffnung auf einen solchen? Alsdann wollen sie hauptsächlich herrschen, wenn sie gelobt haben zu dienen. Sie schwören Treue, um besser Gelegenheit zu haben, Jene auszunützen, die ihnen vertrauen. Sie verlangen, zu allen deinen Berathungen hinzugezogen zu werden, und können es nicht ertragen, an irgend einer Thüre abgewiesen zu werden. Geschickt, Uebles anzustiften, vermögen sie nichts Gutes zu vollbringen. Dem Himmel und der Erde verhaßt, ruchlos gegen Gott, aufrührerisch unter einander, eifersüchtig auf ihre Nachbarn, unmenschlich gegen Fremde, lieben sie Niemanden und werden von Niemandem geliebt. Wollen sie sich bei Jedermann gefürchtet machen, so müssen sie ihrerseits Jedermann fürchten. Sie können sich nicht unterwerfen und verstehen es doch nicht, zu regieren. Sie sind untreu gegen Vorgesetzte, unerträglich gegen Untergebene, unverschämt im Verlangen, frech im Verweigern, zudringlich und unruhig, bis sie erhalten, und undankbar, wenn sie erhalten haben. Sie haben gelernt, viel zu sprechen, aber wenig zu thun, viel zu versprechen, wenig auszuführen. Sie sind Schmeichler, bissige Verläumder und boshafte Verräther."

Das ist das Bild, welches der hl. Bernard von den Römern im 12. Jahrhundert entwirft.

Der hl. Bernard dringt beim Papste Eugen und durch ihn bei seinen Nachfolgern unaufhörlich darauf, an der Umwandlung dieses Volkes zu arbeiten. „Dulde mich, ich bitte dich, und ertrage mich, oder vielmehr verzeihe dem, der dir dies alles mit mehr Furcht als Verwegenheit sagt. Ich weiß, wo deine Wohnstätte ist. Ungläubige und Zerstörer sind deine Gesellschaft. Wölfe sind es und nicht Schafe; immerhin aber bist du ihr Hirt. Das wird sicherlich eine sehr nützliche Erwägung sein, die du anstellst, um, wenn es möglich ist, ein Mittel zu ihrer Bekehrung zu finden, damit sie nicht dich verkehren.

Warum vertrauen wir nicht, daß die, welche aus Schafen Wölfe geworden, wieder Schafe werden können? Hier, grade hier ist es, wo ich dir nichts ersparen will, damit Gott es dir erspare. Entweder leugne, oder zeige, daß du der Hirt dieses Volkes bist. Du wirst dich nicht verleugnen, damit nicht etwa der, dessen Stuhl du inne hast, dich nicht als Erben verleugne. Ich spreche von dem hl. Petrus, den man nie mit Edelsteinen beladen, mit Seide bekleidet, noch mit Gold bedeckt sah, den man nie auf einem weißen Zelter von einer Unzahl Bediensteten umgeben erblickte. Ganz sicher glaubte er, auch ohne diesen Schmuck ganz wohl den Befehl des Erlösers erfüllen zu können: „Wenn du mich liebst, so weide meine Schafe". In der That, bei diesem Glanze bist du eher der Nachfolger Constantins als der des hl. Petrus. Ich rathe dir, dies wohl für einige Zeit zu dulden, aber nicht wie eine dir zukommende Sache zu betrachten. Vielmehr ermahne ich dich, baldmöglichst dich der Dinge zu befleißen, die für dich pflichtmäßig sind.

Aber, sagst du, du ermahnst mich, Drachen und Skorpionen zu weiden und nicht Schafe. Darum sage ich dir auch, du sollst sie vielmehr durch das

Wort als durch das Schwert angreifen; denn warum solltest du dich noch einmal des Schwertes bedienen, da man dir doch bereits befohlen hat, dasselbe in die Scheide zu stecken? Wer indeß leugnet, daß das Schwert dir zusteht, würde meines Erachtens das Wort des Herrn nicht beachten, der sagt: „Stecke dein Schwert in die Scheide.“ Es ist somit das deinige, und du darfst es ziehen, und zwar nach deinem Willen, doch nicht mit eigner Hand. Wenn das Schwert dir in keiner Weise zustände, würde der Herr, als die Apostel sagten: „Hier sind zwei Schwerter“, nicht gesagt haben: „Es genügt,“ — sondern er hätte vielmehr gesagt: „Es ist zuviel.“ Das eine wie das andere kommt der Kirche zu, sowohl das geistige, wie das materielle Schwert; aber dieses soll für die Kirche, jenes von der Kirche gezogen werden. Das geistige Schwert soll durch die Hand des Priesters, und das materielle durch die Hand des Soldaten gezogen werden, aber nach dem Willen des Priesters und dem Befehle des Kaisers“.

Also erklärt uns der hl. Bernard die natürlichen Beziehungen zwischen den beiden Mächten, der Kirche und dem Königreiche, der Christenheit und dem ersten der christlichen Könige oder dem Kaiser.

Nachdem er von dem römischen Volke gesprochen hat, kommt er auf die Cardinäle, welche den Papst unaufhörlich umgeben und ihm vertraut sind. Er hebt auch die Wichtigkeit ihrer Wahl hervor: „Es ist deine Pflicht, nach dem Beispiel des Moses von überall her Greise und nicht junge Leute zu berufen und zu versammeln, Greise nicht so sehr dem Alter als den Sitten nach, welche du vollkommen kennst, damit sie wahrhaft Aelteste des Volkes sein können. Und in der That, muß man nicht aus aller Welt auswählen, welche die Richter der gesammten Welt sein sollen?“ Er fügt hinzu, daß man die Vollkommensten wählen müsse, da es angemessener sei, gut an den Hof zu kommen, als daselbst gut zu werden.

„Wähle dir nicht solche, welche dieses Amt verlangen oder darnach laufen, sondern solche, die ihm ausweichen und dasselbe ausschlagen. Diese aber verpflichte dazu, nöthigenfalls zwinge sie. Ich denke, deine Seele kann sich sicher auf Männer verlassen, die nicht unverschämt sind, die vielmehr Ehrenhaftigkeit und Furcht besitzen und Keinen als nur Gott fürchten und von Niemanden als von ihm etwas fürchten und hoffen, die nicht auf die Hände, sondern auf die Bedürfnisse Derer blicken, welche von weit her kommen, die die Sache der Bedrängten kräftig unterstützen und die der Frommen mit Billigkeit richten, die in ihren Sitten wohl geordnet, durch ihre Heiligkeit empfehlenswerth sind, geneigt zum Gehorsam, geübt in der Geduld, den Vorschriften treu, strenge im Strafen, katholisch im Glauben, treu im Amte, einmüthig im Frieden, einstimmig in der Einheit sind, die gerade in ihrem Urtheilen, vorsichtig im Rathe, besonnen im Befehlen, umsichtig in der Anordnung der Dinge, muthig bei der Ausführung, bescheiden in ihren Worten, beharrlich in Widerwärtigkeiten, fromm im Wohlergehen, gemäßigt im Eifer sind, die ferner nicht schlaff durch Mitleid, nicht träge in der Ruhe, nicht ungebunden in ihren Häusern, nicht aufgeregt bei Festen, nicht verdrießlich bei den Sorgen um ihr Hauswesen, nicht lüstern nach dem Eigenthum Anderer, nicht verschwenderisch mit dem Ihrigen sind, die endlich bedächtig in allen Dingen und an allen Orten sind, eine Legation weder ausschlagen noch begehren, so oft es erforderlich ist, für die Interessen Jesu Christi zu handeln; die nicht eigensinnig zurückweisen, was sie aus Bescheidenheit ablehnten; die bei ihren Missionen nicht nach Gold und Silber streben, sondern dem Heilande mit großer Reinheit der Absicht folgen; die eine Legation nicht als ein Mittel zu großem Vortheile betrachten und nicht Geschenke suchen, sondern den Fortschritt der Seelen; die in ihrer Person den Königen gegenüber Johannes den Täufer darstellen, den Aegyptern Moyses, den Unkeuschen Phinees, den

Götzendienern Elias, den Geizigen Elisäus, den Lügnern einen heiligen Petrus, den Gotteslästerern einen heiligen Paulus, den Wucherern Jesus Christus. Sie sollen die Völker unterrichten, ohne sie zu verachten, die Reichen abschrecken, ohne ihnen zu schmeicheln; sie sollen für die Armen sorgen, statt sie zu überlasten; die sollen die Drohungen der Fürsten verachten und nicht fürchten, in die Versammlungen nicht mit Geräusch eintreten und dieselben nicht im Zorne verlassen; sie sollen die Kirchen nicht berauben, sondern an ihrer Wiederherstellung arbeiten, und anstatt die Geldbeutel zu erschöpfen, darnach trachten, die Herzen zu erleichtern und die Laster auszurotten. Sie sollen ihr Ansehen aufrecht erhalten und das der Andern nicht beeinträchtigen, das Gebet zur Geltung und in Uebung bringen und bei allen Anliegen mehr auf das Gebet vertrauen, als auf ihre Wissenschaft und Arbeit. Ihr Kommen sei friedlich, ihr Gehen nicht beleidigend, ihre Gespräche seien erbauend, ihr Leben gerecht, ihre Gegenwart angenehm und ihr Andenken gesegnet. Sie mögen sich mehr durch ihre Werke als durch ihre Worte gefällig erweisen und mehr durch tugendhafte Handlungen als durch Prunk und Stolz Achtung erwerben. Sie seien demüthig mit den Demüthigen, unschuldig mit den Unschuldigen, die Verhärteten strenge strafend, den Lasterhaften strenge Einhalt thuend, den Stolzen nach Verdienst vergeltend. Sie sollen nicht sich und die Ihrigen mit den Gütern der Wittwen und dem Patrimonium des Gekreuzigten bereichern. Sie sollen umsonst geben, was sie umsonst empfangen haben, ohne Lohn jenen Recht schaffen, die ungerecht leiden, die Nationen züchtigend, die Volker zurechtweisend. Endlich sollen sie nach dem Beispiele der Siebenzig des Moyses, aller Welt zeigen, daß sie von deinem Geiste empfangen haben, durch welchen sie sich bemühen, sei es abwesend, oder gegenwärtig, dir und Gott zu gefallen. Sie mögen zu dir zurückkehren, ermüdet von der Arbeit und nicht beladen mit Beute, sich rühmend, nicht daß sie Seltenes und Kostbares aus den fremden Ländern mitgebracht, sondern daß sie den Reichen, in denen sie gewesen, den Frieden hinterlassen, den Barbaren das Gesetz Jesu Christi, den Klöstern die Ruhe, den Kirchen die gute Ordnung, der Geistlichkeit die Disciplin und Gott ein ihm wohlgefälliges Volk, das guten Werken ergeben ist".

Dies sind die Tugenden und die Weisheit, welche der hl. Bernard von Jenen fordert, welche den Rath des Papstes bilden, seine Gesandten an Könige und Völker, der Senat der christlichen Welt und die Wähler sind, welche der Kirche ihr Oberhaupt geben.

Das vierte Buch faßt der hl. Bernard folgendermaßen kurz zusammen: „Fürs Erste und vor Allem erwäge, daß die heilige römische Kirche, zu deren Oberhaupte dich Gott eingesetzt hat, die Mutter und nicht die Herrin der übrigen Kirchen ist und daß du nicht der Herr der Bischöfe, sondern einer aus ihnen bist, wie ein Bruder Derjenigen, die Gott lieben, und ein Mitbruder Jener, die ihn fürchten. Demnach überlege, daß du ein Vorbild der Gerechtigkeit sein mußt, der Spiegel der Heiligkeit, das Muster der Frömmigkeit, die Stütze der Wahrheit, der Vertheidiger des Glaubens, der Lehrer der Nationen, das Oberhaupt der Christen, der Freund des Bräutigams, der Brautführer der Braut, der Leiter der Geistlichkeit, der Hirt der Völker, Lehrer der Unwissenden, Zuflucht der Bedrängten, Anwalt der Armen, die Hoffnung der Elenden, der Vormund der Waisen, der Richter der Wittwen, das Auge der Blinden, die Zunge der Stummen, der Stab der Greise, der Rächer der Verbrecher, der Schrecken der Uebelthäter, der Ruhm der Guten, die Ruthe der Mächtigen, der Hammer der Tyrannen, der Vater der Könige, der Vertreter der Gesetze, der Verwalter der Canones, das Salz der Erde, das Licht der Welt, der Priester des Allerhöchsten, der Statthalter Christi, der Gesalbte des Herrn, endlich der Gott Pharao's.

Verstehe, was ich sage; Gott wird dir das Verständniß geben. Wenn du die Macht mit der Bosheit vereint siehst, mußt du Uebermenschliches zeigen. Deine Gegenwart muß die Bösen einschüchtern. Diejenigen, welche weder Menschen noch ihr Schwert fürchten, müssen Furcht vor deinem Zorne haben; die deine Vorstellungen verachtet haben, müssen die Gebete fürchten, die du an Gott richtest. Wenn du zürnst, dürfen sie nicht denken, es sei dies nur ein Mensch allein, sondern daß Gott selbst gegen sie erzürnt sei. Die nicht auf dich gehört haben, müssen zittern, daß Gott dich gegen sie erhöre."

Im fünften Buche handelt der hl. Bernard von den Dingen, die über dem Menschen sind. „Nicht die Sonne, nicht die Sterne sind es. Diese sind es nur durch ihre Stellung, nicht durch ihren Werth und ihre Würde; denn sie sind nur rein körperliche Wesen und folglich unter uns in Bezug auf unsere Seele, welche geistig ist; sie dienen gleich wie die andern Geschöpfe als Sprossen, um uns höher zu erheben. Das, was wahrhaft über uns ist, ist Gott und die Engel. Gott ist über uns vermöge seiner Natur, die Engel allein durch die Gnade, da die Vernunft uns gemeinsam ist". Er beginnt mit der Betrachtung der himmlischen Geister und nennt ihre Ordnungen. Alsdann geht er über zur Betrachtung Gottes, seiner Wesenheit, der Geheimnisse der Dreieinigkeit und der Menschwerdung.

„Die Gottheit, durch welche, wie man sagt, Gott Gott ist, ist nichts anderes, als Gott selbst. Er selbst ist es in Gestalt und Wesenheit, einer, einfach, unzertheilt. Er ist nicht zusammengesetzt aus Theilen wie ein Körper, nicht der Veränderung unterworfen, sondern immer derselbe und in derselben Weise. Gott ist immer Dreieinigkeit; aber indem man Gott die Dreifaltigkeit zuschreibt, zerstört man nicht die Einheit. Wir sagen: der Vater, der Sohn und der heilige Geist; nichtsdestoweniger sind dies nicht drei Götter, sondern ein einziger Gott. Es gibt nur eine Wesenheit, aber drei Personen. Die Eigenschaften der Personen sind nichts anderes als die Personen selbst und die Personen nichts anderes als ein Gott, eine göttliche Wesenheit, eine göttliche Natur, eine göttliche und höchste Majestät. Aber wie kann die Mehrheit in der Einheit und die Einheit mit der Mehrheit bestehen? Dies genau erforschen wollen, ist Vermessenheit; dasselbe glauben, ist Frömmigkeit; es erkennen, das ist das Leben und zwar das ewige Leben."

Der hl. Bernard unterscheidet mehrere Arten von Einheiten und setzt an erster Stelle die Einheit Gottes in drei Personen. Alsdann übergehend zu dem Geheimnisse der Incarnation lehrt er, daß in Jesus Christus das Wort, die Seele und das Fleisch nur eine Person ausmachen, ohne Vermischung der Wesenheiten oder der Naturen, so daß diese drei Dinge ihre Zahl unbeschadet der Einheit der Person behalten.

Er kommt zum zweiten Male auf die Definition Gottes zurück und sagt, was die Allgemeinheit der Dinge betrifft, daß er das Ende und bezüglich der Wahl der Auserwählten das Heil ist. In Hinsicht seiner selbst ist er der einzige, der Gott kennt. Er ist ein allmächtiger Wille, eine vollkommene Kraft, ein himmlisches Licht, eine unfehlbare Vernunft, die höchste Seligkeit. Er ist ebenso die Qual der Hochmüthigen wie der Ruhm der Demüthigen, und wie er die guten Werke aus Güte belohnt, so bestraft er die bösen aus Gerechtigkeit. Alles dieses werde nicht von der Gelehrsamkeit, sondern nur von der Heiligkeit verstanden, wenn man überhaupt auf irgend eine Weise zu verstehen vermag, was unbegreiflich ist.

70. In derselben Zeit, in welcher der hl. Bernard sein Werk de consideratione an den Papst Eugen richtete, war die gesammte Christenheit in Bewegung, und inmitten dieser allgemeinen Bewegung der Könige so wie der

Völker erschien der hl. Bernard sowohl durch seine Worte als auch durch seine Werke als der Bevollmächtigte Gottes.

Der Bischof von Gabala in Syrien war nach Viterbo gekommen, um bei dem Papste Hülfe für die orientalische Kirche zu suchen, die durch den Verlust Edessa's bestürzt worden war. Denn diese Stadt war von dem Muhamedaner Zenki belagert und am Weihnachtstage 1144 eingenommen worden. Ein furchtbares Gemetzel hatte unter den Einwohnern stattgefunden, die sämmtlich Christen waren, da diese Stadt niemals in der Gewalt der Ungläubigen gewesen. Die Kirchen waren entweiht worden, besonders die der hl. Jungfrau und jene, in welcher die Reliquien des hl. Thomas aufbewahrt wurden. Der Bischof von Gabala erzählte unter Thränen diese traurigen Begebenheiten; er wollte die Alpen übersteigen und die Hülfe der Könige von Rom und von Frankreich für die Christen jenseit des Meeres anrufen.

Wir haben noch den Brief, den der Papst Eugen in dieser Angelegenheit am 1. Dezember von Vetralla nahe bei Viterbo an den König Ludwig richtete. Er ist ein neuer Beweis der Begeisterung, welche das Papstthum dem christlichen Europa und besonders Frankreich für die heiligen Kriege im Oriente einflößte. „Wir wissen durch die Geschichte der vergangenen Zeiten wie durch die Tradition unserer Väter, welche Anstrengungen unsere Vorgänger für die Befreiung der Kirche im Oriente gemacht haben. Unser Vorgänger Urban glorreichen Andenkens stieß in die evangelische Trompete und bemühte sich mit beispiellosem Eifer, die christlichen Völker aller Länder zur Vertheidigung des hl. Landes herbeizurufen. Auf seinen Ruf ergriffen die unerschrockenen Krieger Frankreichs und Italiens, von heiligem Eifer entbrannt, die Waffen und befreiten um den Preis ihres eignen Blutes die Stadt, in welcher unser Erlöser sich gewürdigt hat, für uns zu leiden, und die das Denkmal seines Leidens bewahrt. Durch die Gnade Gottes und den Eifer unserer Väter, die Jerusalem vertheidigten und den christlichen Namen in diesen Gegenden wieder herzustellen bemüht waren, sind die in Asien eroberten Städte bis auf den heutigen Tag erhalten worden und mehrere Städte der Ungläubigen erobert und christlich geworden. Nun ist aber wegen unserer und des christlichen Volkes Sünden, wie ich mit Thränen und Seufzen sagen muß, die Stadt Edessa in die Hände der Feinde des Kreuzes gefallen. Andere Städte hatten dasselbe Schicksal. Der Erzbischof von Edessa ist sammt seiner Geistlichkeit getödtet worden. Die Reliquien der Heiligen sind von den Ungläubigen beschimpft und zerstreut worden. Die größte Gefahr bedroht die Kirche Gottes und die ganze Christenheit. Wir hegen die Zuversicht, daß deine Klugheit und dein Eifer unter diesen Umständen hervorleuchten werden. Du wirst den Adel deiner Gesinnung und die Reinheit deines Glaubens beweisen. Wenn die durch die Tapferkeit der Väter gemachten Eroberungen durch die Tapferkeit der Söhne geheiligt werden, so hoffe ich, du werdest nicht zu dem Glauben veranlassen, daß der Heroismus der Franken ausgeartet sei.

Wir theilen dir dies mit und bitten und beschwören dich, das Kreuz und die Waffen zu nehmen. Wir befehlen euch, die ihr Männer Gottes seid, zur Vergebung eurer Sünden euch mit Macht und Muth zu waffnen, um den Verheerungen der Ungläubigen, die sich der errungenen Vortheile erfreuen, Einhalt zu thun, die von unsern Vorfahren befreite Kirche des Orients zu vertheidigen und den Händen der Muselmänner mehrere Millionen gefangener Christen zu entreißen, die in Ketten schmachten. Dadurch wird die Heiligkeit des christlichen Namens bei der gegenwärtigen Generation zunehmen und deine Tapferkeit, deren Ruf allenthalben verbreitet ist, wird sich tadellos bewähren und neuen Glanz erhalten. Nimm dir jenen tugendhaften Matathias zum Beispiele, der, um die Gesetze seiner Vorfahren zu bewahren, nicht fürchtete, sich und seine Familie dem Tode auszusetzen, nicht zögerte, Alles zu

verlassen, was er in der Welt besaß, und der mit Hülfe des Himmels nach tausend Unternehmungen über seine Feinde obsiegte.

Ueber die Kirche und dich mit väterlicher Sorgfalt wachend, gewähren wir allen Denen, welche sich diesem ruhmreichen Unternehmen weihen, alle jene Privilegien, welche unser Vorgänger Urban den Streitern des Kreuzes verliehen hat. Wir haben auch angeordnet, daß ihre Frauen und Kinder, ihre Güter und Besitzungen unter den Schutz der Kirche, der Erzbischöfe, Bischöfe und anderer Prälaten gestellt werden. Wir verordnen auch kraft unserer apostolischen Autorität, daß Die, welche das Kreuz nehmen, vor jeglicher Art gerichtlicher Verhandlung bezüglich ihres Eigenthums bis zu ihrer Rückkehr sicher seien, oder bis man die bestimmte Nachricht von ihrem Tode erhalten hat. Außerdem befehlen wir, daß die Streiter Jesu Christi sich enthalten, kostbare Kleider und andern Schmuck zu tragen, Jagdhunde, Falken und dergleichen mitzuführen, was die Krieger verweichlichen könnte. Wir thun ihnen im Namen unseres Herrn zu wissen, daß sie sich nur mit ihren Streitrossen, ihren Waffen und dem beschäftigen sollen, was ihnen zur Bekämpfung der Ungläubigen dienen wird. Der heilige Krieg erfordert ihre ganze Anstrengung und alle ihre besten Kräfte. Diejenigen, welche die heilige Fahrt mit einem aufrichtigen und reinen Herzen antreten und noch Schulden auf sich haben, brauchen keine Wucherzinsen zu zahlen. Wenn sie selbst oder Andere für sie sich Wucherern gegenüber verpflichtet haben, so dispensiren wir sie kraft apostolischer Autorität. Wenn die Grundherren, denen sie untergeben sind, ihnen das nothwendige Geld nicht vorstrecken können, so ist es ihnen erlaubt, ihre Güter und Besitzungen Geistlichen oder wem immer zu verpfänden. Gleich unserem Vorgänger gewähren wir kraft der Autorität des allmächtigen Gottes und der des Apostelfürsten, des hl. Petrus, Nachlassung und Verzeihung der Sünden und verheißen allen Jenen das ewige Leben, welche die heilige Pilgerfahrt unternommen oder vollendet haben, oder für den Dienst Jesu Christi gestorben sind, nachdem sie ihre Sünden mit zerknirschtem und demüthigem Herzen gebeichtet haben."

71. Als dieser Brief nach Frankreich kam, hatte der König bereits die Absicht, nach dem hl. Lande zu pilgern, um das Gelübde seines älteren Bruders Philipp zu erfüllen, der durch den Tod daran gehindert worden war. Auch für sich selbst hatte er das Gelübde gemacht, zur Sühne für die Einäscherung der Kirche von Vitry, wobei dreizehn hundert Menschen verbrannten, eine Pilgerfahrt nach dem hl. Lande zu machen. Er erklärte sein Vorhaben mehreren Großen seines Hofes, die ihm riethen, den hl. Bernard darüber zu befragen. Der Heilige antwortete, daß sich in einer Angelegenheit von so hoher Wichtigkeit ohne die Genehmigung des Papstes nichts beschließen lasse. Nochmals erklärte der König den Bischöfen und Fürsten sein Vorhaben in der Versammlung, die er Weihnachten 1145 zu Bourges hielt. Gottfried, Bischof von Langres, sprach daselbst mit solcher Kraft von der Eroberung Edessa's, daß er alle Anwesenden zu Thränen rührte; er forderte sie auf, sich dem Könige anzuschließen, der ihnen selbst ein so anregendes Beispiel gebe. Zu diesem Zwecke beschloß man, eine nochmalige Versammlung zu Vezelay in Burgund am nächsten Osterfeste zu halten, um den Kreuzzug in feierlicher Weise zu verkündigen. Mittlerweile sandte der König zum Papste, um ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Nachdem er vom Papste eine günstige Antwort erhalten hatte, hielt er am bestimmten Orte und zur bestimmten Zeit die verabredete Versammlung. Ostern fiel im Jahre 1146 auf den 31. März. Die Bischöfe und Großen Frankreichs fanden sich zahlreich ein. Der hl. Bernard wurde beauftragt, den Kreuzzug zu predigen. Der König hatte ihn zweimal dazu aufgefordert und

der Papst hatte ihm geschrieben; er konnte sich aber dazu nicht entschließen, bis er den ausdrücklichen Befehl des Papstes in einem Sendschreiben erhielt. Die Bevölkerung des Abendlandes verehrte ihn allenthalben als einen Apostel und Propheten. Da es in Vezelay kein ausreichend großes Gebäude gab, die ungeheure Menge aufzunehmen, die herbeigeströmt war, so errichtete man auf freiem Felde eine Erhöhung, welche der Heilige mit dem Könige bestieg. Er predigte mit Kraft. Der König sprach über denselben Gegenstand. Man las den Brief des Papstes, und von allen Seiten erscholl der Ruf: „Das Kreuz, das Kreuz!" Man hatte bereits eine beträchtliche Menge vorbereitet, die schnell vertheilt wurde. Da sie nicht ausreichten, wurde der hl. Bernard genöthigt, seine eigenen Kleider zu zerschneiden, um nur einigermaßen zu genügen. Zu gleicher Zeit wirkte er so viele Wunder, daß ein Augenzeuge, der es unternommen hatte, deren Geschichte zu schreiben, von der Arbeit abgeschreckt wurde, weil ihrer zu viele waren. Die Königin Eleonore nahm ebenso wie der König das Kreuz, ebenso viele Fürsten, unter andern Alphons, Graf von St. Gilles und Toulouse, Heinrich, Sohn des Grafen von Blois und Champagne, Gui, Graf von Nevers, und sein Bruder Renaud, Graf von Tonnere, Robert, Graf von Dreux, Bruder des Königs, Yvo, Graf von Soissons. Unter den Prälaten ragten besonders hervor Simon, Bischof von Noyon, Gottfried von Langres und Arnold von Lisieux.

Um den Kreuzzug noch genauer zu ordnen, bestimmte man eine neue Versammlung zu Chartres am dritten Sonntage nach Ostern, am 21. April. Peter, Abt von Clugny, wurde dazu eingeladen als einer von denen, deren Rath am unentbehrlichsten war. Der hl. Bernard und der Abt Suger schrieben an ihn, und aus seiner Antwort ersieht man, wie ergriffen er von der Gefahr der Kirche im Oriente war; aber er entschuldigte sein Nichterscheinen bei der Versammlung in Chartres theils mit seiner angegriffenen Gesundheit, theils auch, weil er auf denselben Tag ein Kapitel in Clugny einberufen hatte. Die Versammlung fand statt in Chartres, und der hl. Bernard wurde einstimmig zum Anführer des Kreuzzugs erwählt. Dieser aber lehnte entschieden ab und schrieb dieserhalb folgendermaßen an den Papst.

„Die Ereignisse der Gegenwart sind ganz darnach angethan, um alle wahren Gläubigen aufs Tiefste zu betrüben. Nur die Gottlosen können sie gleichgültig lassen, die sich vielmehr über unser Unglück freuen, als sich darüber betrüben. Bei einer die gesammte Christenheit betreffenden Angelegenheit muß die Trauer auch eine allgemeine sein. Du hast wohl daran gethan, den höchst gerechten Eifer unserer gallicanischen Kirche zu loben und ihn durch das Ansehen deiner Briefe noch zu bekräftigen. In einer so allgemeinen und schwer wiegenden Sache darf man durchaus nicht mit Lauheit und Schüchternheit vorgehen. Ich habe irgendwo gelesen, daß der beherzte Mann seinen Muth mit den Schwierigkeiten wachsen fühlt; ich füge bei, daß dies von dem gläubigen Manne bei Widerwärtigkeiten noch mehr gilt. Christus wird lebhaft verfolgt; er ist, wenn ichs wagen darf, also zu sagen, in den Augapfel geschlagen; er leidet an demselben Orte, wo er früher gelitten hat. Es ist Zeit, die beiden Schwerter Petri zu ergreifen. Wer anders sollte dies thun, wenn nicht du, der Inhaber derselben? Du sollst sie beide in der Nothwendigkeit gebrauchen, das eine, indem du dazu anregst, das andere aber selbst schwingen. Als Petrus sich des Schwertes bediente, das für ihn das weniger passende schien, wurde ihm gesagt: „Stecke dein Schwert in die Scheide!" Es gehörte ihm wohl; er sollte sich dessen aber durch die Hand eines Andern bedienen.

Du sollst diese beiden Schwerter zur Vertheidigung der Kirche im Oriente gebrauchen; in dieser Verbindung ahme den Eifer desjenigen nach, dessen Stellvertreter du bist. Welche Schmach wäre es für dich, seine Stelle

einzunehmen und die Pflichten derselben zu vernachlässigen! Hörst du nicht die Stimme desjenigen, der da rief: „Ich gehe nach Jerusalem, um auf's Neue gekreuzigt zu werden?" Während die Einen gleichgültig, die Andern taub gegen seine Stimme sind, geziemt es dem Nachfolger Petri nicht, sich zu stellen, als höre er nichts. Er muß antworten: „Wenn Alle sich an dir ärgern, so werde ich mich doch niemals an dir ärgern". Anstatt von der ersten Niederlage des Heeres entmuthigt zu werden, wird er sich anstrengen, die Schäden wieder auszubessern. Ist der Mensch entbunden von dem, was er thun soll, weil Gott thut, was er will? Ich meinerseits habe Glauben und Religion genug, um aus den vergangenen Uebeln eine glückliche Zukunft zu hoffen. Ich betrachte die verschiedenen Prüfungen, die Gott uns auferlegt hat, als Beweggründe der Freude und der Hoffnung. Es ist wahr, um mit der Schrift zu reden, daß wir das Brod der Schmerzen gegessen haben und mit dem Weine der Bitterkeit getränkt wurden; aber warum dich entmuthigen, Freund des Bräutigams? Ohne Zweifel hat dir der liebenswürdige und zärtliche Bräutigam den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Wer weiß, ob uns nicht Gott, gerührt von unserm Elende, in Zukunft günstiger sein wird? Du weißt ja, daß dies so seine Art ist, die Menschen zu leiten. Welche besondere Wohlthaten haben sie von seiner Hand erhalten, ohne sie durch vorhergegangenes Leiden erkauft zu haben? ging nicht, um nur ein Beispiel anzuführen, der einzigen und außerordentlichen Gnade der Erlösung der Tod des Erlösers vorher? Als Freund des Bräutigams, zeige dich als wahren Freund in der Noth. Wenn du die dreifache Liebe hast, die er von deinem Vorgänger erwartete, wenn du ihn liebst aus deinem ganzen Herzen, deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften; so setze Alles daran, um die Braut zu retten. Biete Alles zu ihrer Vertheidigung auf, was du an Kraft, Ansehen und Macht besitzest. Eine dringende Gefahr erfordert angelegentliche Sorge. Man rüttelt an dem Fundamente des Gebäudes; spare nichts, um es vor dem Einsturze zu bewahren! Der Eifer für dich läßt mich mit solcher Kühnheit reden.

Uebrigens hast du wohl vernommen, daß die Versammlung zu Chartres mich zum Anführer dieses neuen Kreuzzugs erwählt hat; ich staune, woher ihr dieser Gedanke kam. Ich meinerseits erkläre, daß ich niemals daran gedacht, noch auch Lust dazu gehabt habe und daß ich, weil ich meine Kräfte wohl kenne, mich für völlig unvermögend zur Uebernahme eines solchen Auftrages halte. Wer bin ich, um ein Heer in Schlachtordnung zu stellen, um mich an die Spitze der Truppen zu stellen? Vorausgesetzt selbst, daß es mir nicht an Kraft und Fähigkeit fehlte, was wäre meinem Berufe mehr entgegen? Du bist zu weise, um dies außer Acht zu lassen. Ich beschwöre dich inständig um der Liebe willen, die du mir in besonderer Weise schuldest, setze mich nicht den Launen der Menschen aus, frage Gott um Rath und befolge seinen Willen; durch dein Amt bist du dazu verpflichtet [1])."

In einem andern Briefe von demselben Jahre meldet er dem Papste die Erfolge, welche seine Predigten für den Kreuzzug hatten. „Du hast befohlen, ich habe gehorcht, und dein Ansehen hat meinen Gehorsam fruchtbar gemacht. In dem Maße, wie ich gesprochen, drängte sich eine unabsehbare Menge zu dem Kreuze. Städte und Schlösser wurden leer, unter sieben Frauen hatte kaum eine einen Mann; überall sieht man Wittwen, deren Gatten noch leben" [2]).

72. Der hl. Bernard erließ auch ein Rundschreiben, durch welches er zum Kreuzzuge aufforderte; es kommt in verschiedenen Ausfertigungen vor, die

1) S. Bern. Epist. 256. — 2) Ibid. Epist. 247.

an Deutschland, England und die Lombardei gerichtet sind. Er ließ noch ein anderes fast gleiches Schreiben für den Grafen und die Herren von Bretagne besonders abfassen. Das an die Geistlichkeit und das Volk des ostfränkischen Reiches, d. i. Deutschlands, gerichtete lautet folgendermaßen:

„Ich schreibe euch wegen einer Sache, die Jesus Christus und euer Heil betrifft.

Wie unwürdig auch die Person ist, die zu euch spricht, so erfordert doch das Ansehen dessen, der ihn dazu beauftragt hat, so wie auch euer eigner Nutzen, daß ihr ihn beachtet. Ich bin sehr gering, das ist wahr, aber ich habe keinen geringen Eifer für euch, und bei der Unmöglichkeit, euch nach Wunsch in Person zu sprechen, bewegen mich die von mir angeführten Gründe, mir die Freiheit zu nehmen, dieses Rundschreiben an euch zu richten.

Sehet, meine Brüder, eine günstige Zeit, eine Zeit der Sühne und des Heiles. Die christliche Welt ist erschreckt. Der Gott der Christen hat angefangen, ein Land zu verlieren, wo er sich sichtbar gezeigt, wo er als Mensch mehr als dreißig Jahre mit Menschen verkehrt hat, ein Land, das er durch seine Wunder berühmt gemacht, durch sein Blut geweiht, durch die Erstlinge seiner Erlösung geziert hat, ein Land, das unsere Sünden einer gottesräuberischen und dem Kreuze feindlichen Nation zur Beute und Eroberung übergeben haben. Wenn man sich nicht bald seiner Wuth widersetzt, wird dieses barbarische Volk sich leider bald der heiligen Stadt bemächtigt, die geheiligten Denkmale unserer Erlösung vernichtet und die durch das Blut des makellosen Lammes geheiligten Orte verunreinigt haben. Seine gottesschänderische Habsucht verlangt nach dem kostbarsten Schatze unserer Religion, schmachtet darnach, sich der geheimnißvollen Stätte zu bemächtigen, auf welcher der Urheber des Lebens gestorben ist, um uns das Leben zu geben.

Was thut ihr, tapfere Streiter? was thut ihr, Diener Christi? Werdet ihr die heilige Sache den Hunden und die Perlen den Schweinen überlassen? Wie viele Sünder haben an diesen Orten ihre Sünden durch ihre Thränen rein gewaschen, seit die fromme Tapferkeit eurer Väter die Gottlosigkeit von dort verbannt hatte! Verzehrt von Neid, und um seine Wuth zu stillen, bedient sich der Teufel der Hand der Gottlosen und ist entschlossen, in dem Heiligen der Heiligen auch keine Spur der christlichen Religion übrig zu lassen, wenn der Herr zugibt, daß sie sich derselben bemächtigen. Dieser unersetzliche Verlust würde für alle kommenden Jahrhunderte Gegenstand unaufhörlichen Schmerzes und für das unsrige eine Schmach und ein unvertilgbarer Schandfleck sein.

Wie dem auch sei, glaubet ihr, meine Brüder, der Arm unseres Herrn sei verkürzt? er sei unfähig, sein Erbe zu vertheidigen und wieder zu erlangen, weil er sich herabläßt, um den Beistand einiger schwachen und ohnmächtigen Menschen zu bitten? Hat er nicht Legionen Engel? Kann er sein Land nicht durch ein einziges Wort befreien? Ohne Zweifel. Aber er will euren Eifer prüfen und wissen, ob unter euch einer sei, der sein Unglück beweint und seine Sache vertheidigt. Er hat Mitleid mit seinem Volke und bereitet ein Heilmittel, um seine Verbrechen auszutilgen.

Bewundert, ihr Sünder, die Beschlüsse seiner Barmherzigkeit, die Abgründe seiner Güte. Beruhiget euch! weit entfernt, euren Tod zu wollen, bietet er euch Gelegenheiten zu eurer Bekehrung. In der That, welches Heilmittel wäre der tiefen Weisheit Gottes würdiger, als dieses, daß er mörderische, räuberische, ehebrecherische, meineidige, in alle Verbrechen versunkene Menschen zu Dienern und Vollstreckern seiner Absichten macht, als ob sie gerecht und unschuldig wären! Welch ein Grund zum Vertrauen für euch Sünder! Wenn er euch strafen wollte, würde er eure Dienste zurückweisen, anstatt sie zu verlangen. Nochmals sage ich euch, erwäget ernst die Schätze

seiner Barmherzigkeit! Er stellt sich scheinbar, eurer Hülfe bedürftig zu sein, um euch zu Hülfe zu kommen; er will euer Schuldner werden, um euch zum Entgelte für eure Dienste die Vergebung der Sünden und die ewige Glückseligkeit geben zu können. Glückliche Nation, der es vergönnt ist, von solchem günstigen Zeitpunkte Vortheil zu ziehen, die noch in dem Jubeljahre der Versöhnung lebt! Eine unermeßliche Zahl von Gläubigen hat bereits die Wirkung empfunden, und das Zeichen des Heiles aufgerichtet.

Beeilet euch denn, euern Muth zu bekunden, die Waffen zur Vertheidigung des christlichen Namens zu ergreifen, ihr, deren Provinzen so reich sind an jungen und tapfern Kriegern, wie der allgemeine Ruf bezeugt. Wandelt um in einen heiligen Eifer diese wilde und ungezügelte Streitlust, die euch so oft, den einen gegen den andern hinreißt und euch gegenseitig durch eure eignen Hände umbringt. Welche Abscheulichkeit, euer Schwert in das Blut eines Bruders zu tauchen, ihm mit einem einzigen Streiche sowohl das Leben des Leibes wie das der Seele zu rauben! Euer Sieg ist euch tödtlich. Ihr tödtet eure Seele mit demselben Schwerte, mit dem ihr euch rühmt, euern Feind getödtet zu haben. Dies ist nicht ein Akt des Heldenmuths und der Großmuth, sondern ein Wahnsinn, eine Wuth, die euch zu solchen Wagnissen treibt.

Kriegerisches Volk, ich zeige euch eine erhabene Gelegenheit, euch ohne Gefahr zu schlagen, mit Ruhm zu siegen, mit Verdienst zu sterben. Seid ihr begierig nach Ruhm, seid ihr geschickte und kluge Kaufleute? Sehet hier einen sehr guten Ausweg, euch auszuzeichnen und zu bereichern: nehmet das Kreuz! Es verschafft euch die Vergebung der Sünden, die ihr mit Reueschmerz beichten werdet. Der Stoff ist von geringem Werthe; aber wenn ihr es mit Andacht traget, wird es euch den Himmel erwerben. Glücklich der, welcher das Kreuz bereits genommen, glücklich, wer sich beeilt, sich mit diesem Zeichen des Heiles zu rüsten.

Nach allem, meine Brüder, ermahne ich euch im Namen des Apostels, nicht jedem Geiste zu glauben. Es macht mir Freude, von eurem Eifer für die Religion zu hören; er muß aber durch Erkenntniß gemäßigt werden und darf nicht blind sein.

Weit entfernt davon, die Juden zu verfolgen und zu tödten, ist es euch durch die Schrift verboten, sie aus euren Ländern zu verjagen. Höret, was die Kirche durch den Mund des Propheten sagt: „Gott läßt mich erkennen, daß ihr meine Feinde nicht ausrotten dürft, damit nicht etwa mein Volk seinen Ursprung vergesse“. Die Juden sind in der That lebendige Zeichen und Buchstaben, die uns das Leiden des Erlösers wieder in Erinnerung bringen. Sie sind in alle Welt zerstreut, damit die gerechte Strafe ihres Verbrechens ein Zeugniß für unsere Erlösung sei. Darum sagt die Kirche in dem nämlichen Psalme: „Zerstreue sie, o Herr, durch deine Macht, demüthige sie, o Gott, mein Beschützer!“ Dies hat sich erfüllt; sie sind zerstreut, gedemüthigt, unter den christlichen Fürsten zu harter Dienstbarkeit verurtheilt. Indeß werden sie sich gegen das Ende bekehren, und Gott wird einen versöhnenden Blick auf sie werfen. Wenn das gesammte Heidenvolk das Evangelium aufgenommen hat, wird Israel gerettet werden. Bis zu dieser Zeit werden Alle, die in ihrem Unglauben sterben, verloren gehen. Und an den Orten, wo es keine Juden gibt, ich sage es mit Kummer, sieht man wucherische Christen viel verbrecherischer als die Juden, die eher den Namen getaufter Juden, als den eines Christen verdienen.

Uebrigens vernichtet man, wenn man das Volk der Juden zerstört, die Hoffnung ihrer zukünftigen Bekehrung. Wenn die der Heiden ebenso aufgeschoben wäre, müßte man sie ebenfalls eher schonen, als das Schwert gegen sie ziehen. Da sie aber zuerst gegen uns Gewalt angewendet haben, ist es an Jenen, die das Schwert nicht umsonst tragen, Gewalt gegen Gewalt zu brauchen.

Christliche Frömmigkeit ist es, die Stolzen zu demüthigen und die Unterdrückten zu schonen, namentlich jene, welche die Träger des Gesetzes und der Verheißungen sind, deren Väter die Patriarchen sind, aus denen dem Fleische nach Jesus Christus hervorgegangen, welcher Gott ist, erhaben über Alle und gebenedeit durch alle Jahrhunderte. Nichtsdestoweniger müssen sie gemäß dem Inhalte des apostolischen Erlasses gezwungen werden, keinen Wucher von Denen zu nehmen, welche das Kreuz genommen haben" [1]).

Man sieht hier, daß die Christenheit bei ihren Kriegszügen gegen die Mohamedaner nur Gewalt gegen Gewalt anwendete und von dem Rechte der Selbstvertheidigung Gebrauch machte. Als erste Wirkung dieses allgemeinen Kriegszuges ist das Aufhören der besondern Kriege unter den Christen zu betrachten. Eine zweite, nicht minder heilbringende Wirkung war die, daß eine Anzahl Frevler, die in alle Arten von Verbrechen versunken waren, wieder zu den Gesinnungen der Menschlichkeit und Religion zurückgeführt wurden. Ihr Name gewann wieder an Achtung in der öffentlichen Meinung, indem sie ihre Schandthaten bereuten und dann im Oriente Ruhm oder einen ehrenvollen Tod fanden. Hätten die Kreuzzüge auch nichts Anderes als diese beiden Dinge zuwege gebracht, müßte unser Jahrhundert sie dennoch bewundern. Ich sage: unser Jahrhundert, das die Verbrecher nicht anders zu bestrafen weiß, als daß es sie zum Kerker oder Bagno verdammt, woraus sie schlimmer herauskommen, als sie eingetreten waren, indem sie für immer aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen nothwendig unverbesserlich werden.

Was der Heilige in Betreff der Juden schreibt, betrifft den unerleuchteten Eifer eines Mönches Namens Rudolph, der um die nämliche Zeit den Kreuzzug zu Köln, Mainz, Worms und in andern Städten am Rheine predigte. Er führte eine sehr strenge Lebensweise, war aber wenig unterrichtet. In seinen Predigten sagte er, daß man die Juden als Feinde der christlichen Religion tödten müsse, und seine aufrührerischen Reden hatten einen solchen Einfluß, daß mehrere Städte Galliens und Deutschlands eine große Anzahl Juden niedermetzelten. Der Erzbischof Heinrich von Mainz schrieb deswegen an den hl. Bernard, der also antwortete:

„Der Mann, von dem in eurem Briefe Rede ist, hat keinerlei Mission, weder von einem Menschen, noch durch einen Menschen, oder von Gott. Er täuscht sich gewaltig, wenn er behauptet, ein Recht zum Predigen zu haben, weil er Mönch oder Eremit ist. Er soll wissen, das Geschäft eines Mönches ist das Weinen und nicht das Unterrichten. Für einen wahren Mönch ist der Aufenthalt in den Städten ein Gefängniß und die Einsamkeit ein Paradies, wohingegen jener die Einsamkeit flieht wie ein Gefängniß und die Stadt einem Paradiese gleich achtet. O Mann ohne Herz und Ehre, dessen Narrheit auf dem Leuchter steht, damit sie alle Welt zum Zeugen habe. Drei Dinge sind es vor allem, die bei diesem Manne Tadel verdienen: die Anmaßung des Predigtamtes, die Verachtung der Bischöfe und die Billigung des Mordes [2])."

Peter der Ehrwürdige, Abt von Clugny, dachte in Bezug auf die Juden wie der hl. Bernard; man ersieht dies aus einem Briefe, den er um die nämliche Zeit an den König Ludwig schrieb, um ihm einen glücklichen Erfolg seines Unternehmens zu wünschen. Er gibt zu, daß die Juden die größten Feinde der Christen und viel schlechter als die Muhamedaner seien, in keinem Falle aber dürfe man sie tödten, sondern zu der viel härteren Bedrängniß aufbewahren, daß sie Sklaven, furchtsam und unstät seien. Er verlangt vom Könige, sie in dem zu bestrafen, was ihnen das Kostbarste ist, nämlich am

---

1) St. Bern. Epist. 360. — 2) Ibid. Epist. 624.

Gelde, ihnen den unerlaubten Gewinn einzuschränken, den sie von den Christen ziehen, nicht bloß durch Wucher, sondern auch durch die Diebereien, bei denen sie Mitschuldige und Hehler sind, besonders bei Kirchengeräthen; denn wenn die Diebe keinen Christen finden, der ihnen die geweihten Gefäße abkauft, so gehen sie zu den Juden, die diese Gefäße einschmelzen und zu profanen Dingen mißbrauchen. Der Abt von Clugny ermahnt den König, diese Sacrilegien zu bestrafen und den Juden das zu nehmen, wovon er den Krieg gegen die Sarazenen bestreiten könne[1]).

73. Der hl. Bernard ging selbst nach Deutschland, den Kreuzzug zu predigen, und kam nach Mainz, woselbst er den Mönch Rudolph traf, der in großem Ansehen bei dem Volke stand. Er ließ ihn zu sich kommen, stellte ihm vor, daß er den Pflichten seines Ordensgelübdes zuwider handle, und brachte ihn dahin, ihm Gehorsam zu versprechen und in sein Kloster zurückzukehren. Das Volk war sehr entrüstet und würde einen Aufruhr erregt haben, wenn es durch die Heiligkeit Bernards nicht zurückgehalten worden wäre. Der heilige Abt ging alsdann nach Frankfurt, um dort zwischen dem Könige Konrad und einigen Fürsten Frieden zu stiften; er nahm den König bei Seite und redete ihm zu, für das Heil seiner eigenen Seele das Kreuz zu nehmen; aber der König erklärte, daß er durchaus keine Neigung dazu habe, daß Bernard ihn also auch nicht dazu drängen möge[2]).

Hermann, Bischof von Constanz, der sich bei dem Könige in Frankfurt befand, bat den hl. Bernard dringend, zu ihm zu kommen. Dieser aber fühlte heftiges Widerstreben, da es ihn drängte nach Clairvaux zurückzukehren, von wo er seit fast einem Jahre abwesend war, aber er ließ sich durch die Beharrlichkeit des Bischofs von Constanz besiegen, der ihn durch mehrere andere Bischöfe und den König wiederholt bitten ließ, und Bernard glaubte, darin den Willen Gottes zu erkennen. Auf dieser Reise wirkte er eine große Anzahl Wunder, die auf Bitten Samsons, des Erzbischofs von Rheims, von dem Archidiakon Philipp von Lüttich, der den Heiligen auf dieser Reise begleitete, genau aufgezeichnet wurden. Dieser Philipp wurde nach seiner Rückkehr Mönch in Clairvaux. Die Aufzeichnungen der Wunder bilden ein Tagebuch, welches mit dem ersten Sonntage im Advent am 1. Dezember 1146 beginnt und bis zum Donnerstage am 2. Januar 1147 reicht. Philipp läßt alle Jene reden, die gleich ihm Zeugen dieser Wunder waren, nämlich Hermann, Bischof von Constanz und Everard, seinen Kaplan, zwei Aebte, Balduin und Frovin, zwei Mönche, Gottfried und Gerhard, drei Kleriker, Philipp, den Autor selbst, Otto und Franco; endlich Alexander von Köln, der sich ihnen auf der Reise anschloß. Dies sind zehn Zeugen der Wunder. Das Tagebuch beginnt also:

„Der Bischof Hermann sagt: „Der Pfarrer des Dorfes Herenheim, der eigens deshalb berufen wurde, erklärt, daß ein seit zehn Jahren erblindeter Mann das Augenlicht wieder erhielt am ersten Adventsonntage, nachdem er im Vorübergehen das Kreuzzeichen empfangen hatte. Ich habe ihn dies schon zu einem Andern sagen hören, und die Sache ist in der ganzen Gegend bekannt".

Der Kaplan Everhard sagt: „Ich habe zwei Männer von Ehre, von denen der eine ein Priester, der andere ein Mönch ist, sagen hören, daß in dem Dorfe Lapenheim zwei Blinde an demselben Tage ihr Augenlicht wieder erhielten, nachdem sie das Kreuzzeichen empfangen."

---

1) Petr. Cluniac. l. 4, epist. 36. — 2) Otto Freising. de Gest. Frid., l. 1, c. 39.

Philipp: „Am Montag wurde in meiner Gegenwart ein Greis in die Kirche geführt, und nach der bloßen Handauflegung rief das ganze Volk, wie ihr alle gehört habt, der Blinde habe sein Augenlicht wieder erhalten."

Franco: „Am Dienstag brachte in Freiburg eine Mutter ihr blindes Kind in die Wohnung, und als sie es nach der Handauflegung zurücktrug, ließ der Abt dasselbe fragen, ob es sehe. Auch ich folgte ihm und fragte, ob es sehe; und es antwortete mir, daß es deutlich sehe, was auch in verschiedener Weise festgestellt wurde."

Gottfried: „Als wir in die Kirche eintraten, wurde ein junger, lahmer Mensch durch das Kreuzzeichen geheilt."

Der Bischof Hermann: „Wir sahen ihn alle vor dem Altare und alles Volk lobte Gott mit lauter Stimme".

Nach sieben oder acht andern Wundern, welche von Augenzeugen versichert wurden, fährt der Bischof fort: „Warum habt ihr nicht gesagt, daß der Abt am ersten Tage in Freiburg Gebete für die Reichen verordnete, damit Gott den Schleier von ihren Herzen nehme, weil, während die Armen sich meldeten, das Kreuz anzunehmen, die Reichen sich davon zurückzögen. Und das Gebet blieb nicht fruchtlos; denn die Reichsten des Ortes, wie ihr wisset, und selbst die Böseſten nahmen das Kreuz."

Nach einem Dutzend andrer Wunder erzählt der Bischof, was sich zu Basel, Freitags am 6. Dezember zugetragen hat: „Nach der Predigt und Vertheilung der Kreuze brachte man vor den Mann Gottes ein stummes Weib. Sobald er ihre Zunge berührte, wurde diese gelöst, und das Weib konnte deutlich sprechen. Ich habe es selbst gesehen und gehört."

Everhard: „An demselben Freitage hatten wir gesehen, daß eine Mutter ihr blindes Kind in die Wohnung des Mannes Gottes trug und dasselbe sehend wiederbrachte."

Gerhard: „Es ereigneten sich besonders an diesem Tage mehrere Wunder, die wir wegen zu lauten Tumultes nicht erfahren konnten."

Everhard am 9. Dezember. „Ich habe mit den Dienern meines Herrn gesprochen, und wir haben von den Wundern, die wir bloß an diesem Tage gesehen, sechsunddreißig zusammengezählt."

Philipp: „Am Dienstage entgingen uns in Schaffhausen mehrere Wunder, weil der Lärm zu unerträglich war; der Abt war genöthigt, den Kranken den Segen zu geben und zu entfliehen; so sehr drängte ihn das Volk."

Everhard: „Ich selbst bat ihn inständig vor dem Altare, Niemanden die Hände aufzulegen, weil man nicht wußte, wie man ihn dann von dort fortbringen könnte."

Philipp: „Grade beim Eintritte in die Kirche wurde ein Lahmer geheilt, und ihr alle hörtet die Lobpreisungen des Volkes."

Sie kamen Mittwochs am 11. Dezember in Constanz an und blieben Donnerstag und Freitag dort. „Wenige Menschen, sagt der Abt Frovin, sahen wegen des großen Gedränges, was sich zutrug; ich sah den Blinden, der das Gesicht wiedererhalten, am Donnerstage vor dem Altare. Der Abt von Reichenau, der ihm Almosen gegeben hatte, hatte ihn dahin geführt. Ein kleiner lahmer Knabe aus unserer Wohnung, der ihn geführt hatte, wurde am nämlichen Tage durch das Kreuzzeichen geheilt. Man sang und läutete die Glocken wegen drei anderer Wunder, die wir aber des Tumultes wegen nicht sahen".

Gottfried: „Von Constanz wissen wir die wenigsten Wunder zu berichten; denn keiner von uns wagte sich unter die Menge, und wir hatten uns vorgenommen, nur die zu berichten, die wir selbst gesehen haben. Von denen, die sich Freitags zugetragen, werdet ihr wohl keine am selben Tage gesehen haben, denn wir sahen einen jungen Mann Sonnabends früh wäh-

rend der hl. Messe dem hl. Vater lebhaft danken, daß er ihm am Tage vorher durch sein Gebet den Gebrauch seiner Beine wiedergegeben. Als der hl. Mann seine Frömmigkeit sah, wandte er sich zu mir und sagte: „Keiner ist zurückgekehrt, um Gott Dank zu sagen, als dieser Knabe.“ Vorher während der Oblation selbst rief ein Jüngling, der seit zwölf Jahren taub war, vor Freude laut auf, daß er wieder höre, da ihm der Heilige das Kreuzzeichen machte. Wir alle haben ihn gesehen, und einige von uns haben ihn auch gesprochen. Ebenso sahen wir eine lahme Frau und ein Mädchen ihre Heilung erlangen und noch ein taubes Mädchen.

Der Schreiber fährt fort, die Wunder zu berichten, die zu Winterthur, Zürich, Rheinfeld, Straßburg und an andern Orten bis Speier sich zutrugen, wo sie Dienstags, am Tage vor Weihnachten, am 24. Dezember 1146 ankamen [1]).

Andere wunderbare Thatsachen wurden von andern Zeugen erzählt.

Das deutsche Volk, so erzählt der gleichzeitige Biograph Gottfried, hörte den hl. Mann mit einer um so lebhafteren Begeisterung an, obgleich die Leute seine Worte nicht verstanden, sondern mehr von ihrer Kraft ergriffen und durchdrungen waren, als von der Auslegung derselben durch einen Dollmetscher, was sie durch die Zerknirschung an den Tag legten, mit welcher sie an die Brust schlugen und Thränenströme vergossen. In diesem Ergusse der göttlichen Gnade wurde die Predigt des Kreuzzugs Nebensache. Die Hauptsache war die Zunahme des Glaubens und der Frömmigkeit unter den unzähligen Volksschaaren. Mehr als einmal war der Heilige in Gefahr, von dem Gedränge des Volkes erstickt zu werden. Man zerriß seine Kleidung in Stücke, um Kreuze daraus zu machen, was ihn sehr belästigte und häufig nöthigte, neue Kleider anzulegen.

Bei dieser Gelegenheit war es, wo der hl. Bernard einen jungen Ritter bekehrte, der reich an irdischen Gütern, aber arm an himmlischen und voll von Lastern und Ungerechtigkeiten war. Er hieß Heinrich, hatte eine gute Erziehung genossen, und da er französisch und deutsch sprach, schloß er sich an den Heiligen an, um ihm als Dollmetscher zu dienen. Diese merkwürdige Bekehrung veranlaßte ein nicht minder merkwürdiges Wunder. Der edle Heinrich befand sich zu Pferde in der Begleitung des hl. Bernard, als dieser von Freiburg im Breisgau abreiste, und sah plötzlich, daß ihm einer seiner früheren Knappen folgte, der ihn verhöhnte und verspottete. Er stieß auch Lästerungen gegen den Diener Gottes aus und schrie aus allen Kräften: „Gehe, folge diesem Teufel, und der Teufel selbst wird dich holen!“ Indeß setzten die Reisenden ihren Weg ruhig fort, als man den Heiligen um seinen Segen für eine lahme Frau bat, die man zu seinen Füßen niederlegte. Dieser Vorfall steigerte die Wuth des Rasenden. Beim Anblicke der auf der Stelle geheilten Frau stieß er die ärgsten Verwünschungen gegen den Heiligen aus. Aber plötzlich fiel er, von Gott getroffen, rücklings nieder, brach den Hals und gab den Geist auf. Trostlos über diesen schrecklichen Tod warf sich sein früherer Herr dem heiligen Bernard zu Füßen und beschwor ihn, Mitleid mit dieser Seele zu haben, der vom Satan diese Verwünschungen eingegeben waren. Deinetwegen, weil er Lästerungen gegen dich ausgestoßen, ist ihm dieses Unglück zugestoßen!“ „Gott wolle verhüten, daß ich für Jemanden die Ursache des Todes sei!“ antwortete der Heilige, und seine Schritte einhaltend, betete er über die Leiche ungefähr ein Vaterunser lang. Alsdann gebot er den Umstehenden, den Leichnam aufzurichten und den Kopf zu halten, der herabhing. Er rieb die rechte Seite des gebrochenen Halses mit seinem Speichel und rief:

---

1) De mirac. Bern. l. 1. c. 1. 2.

„Im Namen des Herrn erhebe dich!" Und nochmals: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes wolle dir Gott deine Seele wiedergeben!" Kaum waren die Worte ausgesprochen, als der Todte zum Leben erwachte. Voll Bewunderung und Freude über die Auferweckung des Todten vor ihren eigenen Augen ließen die Anwesenden laute Dank= und Lobgesänge zum Himmel erschallen. Der Heilige fragte nun den Neubelebten: „Was ist jetzt dein Entschluß? Was gedenkst du zu thun?" — „Ich werde Alles thun, was du befiehlst, mein Vater", erwiederte der völlig umgewandelte Knappe. Er nahm das Kreuz und trat in das Heer von Jerusalem ein. Einer der Anwesenden fragte ihn, ob er wirklich todt gewesen sei. „Ja," sagte er, „ich war wirklich todt und hörte die Verkündigung meines Verdammungsurtheiles; wenn der Heilige sich nicht beeilt hätte, dazwischen zu treten, wäre ich jetzt in der Hölle." Heinrich, noch mehr ergriffen als die Uebrigen, zog sich nach Clairvaux zurück und legte dort seine Gelübde ab. Mehr als einmal erzählte er seinen Mitbrüdern von der Gnade, die ihm widerfahren war, und dem erstaunlichen Wunder, dessen Zeuge er gewesen war [1]).

Der König Konrad hatte eine Versammlung von Fürsten und Bischöfen nach Speier berufen. Der hl. Bernard kam dahin, um Frieden zwischen einigen Fürsten zu stiften, deren Feindseligkeiten mehrere Personen abhielten, das Kreuz zu nehmen. In Versammlungen dieser Art, sagt der Archidiakon Philipp, sind die Wunder nicht sehr häufig, denn Gott liebt es nicht, seine Herrlichkeit bei dem Zusammenlaufe einer neugierigen Menge zu offenbaren. Indeß war die Ankunft des Heiligen auch in dieser Beziehung nicht umsonst; denn es ereignete sich nach seinem eigenen Urtheile das Wunder aller Wunder: König Konrad nahm gegen alles Erwarten das Kreuz.

Außer dem, was der hl. Abt ihm bereits in Frankfurt gesagt hatte, ermahnte er ihn auch in Speier noch namentlich in einer öffentlichen Rede, und Freitags am Tage des hl. Evangelisten Johannes bat er ihn im Besondern, die Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, so leichte, kurze und ehrenvolle Buße zu thun. Der König antwortete endlich, daß er sich mit seinen Räthen besprechen und ihm des andern Tages Antwort ertheilen wolle; aber während der hl. Messe fühlte sich der Heilige lebhaft gedrängt, an diesem Tage ganz gegen seine Gewohnheit, ohne darum gebeten worden zu sein, zu predigen. Am Ende der Rede richtete er das Wort an den König selbst. Er stellte ihm das letzte Gericht vor, als ob er sich bereits davor befände, und ließ Jesus Christus sprechen und ihm alle Wohlthaten vorhalten, mit denen er ihn überhäuft hatte: die Krone, die Reichthümer, die Kräfte des Leibes und der Seele. Dies rührte den König endlich derart, daß er die Rede unterbrechend laut ausrief: „Ich erkenne die Wohlthaten Gottes, und mit Hülfe seiner Gnade will ich in Zukunft nicht undankbar sein. Ich bin bereit, ihm zu dienen, da ich von ihm belehnt worden bin".

Das Volk brach in Lobpreisungen Gottes aus, und die Erde dröhnte von ihren Ausrufungen. Der König nahm alsbald das Kreuz und erhielt aus den Händen des Abtes eine Standarte, die er von dem Altare nahm, um sie während des Krieges in seiner Hand zu tragen. Mit ihm nahm sein Neffe Friedrich das Kreuz und noch eine Unzahl andrer Fürsten und Herren.

Sonntags am 29. Dezember versammelte der König alle Fürsten und Ritter, welche das Kreuz genommen hatten, und der hl. Bernard hielt ihnen eine mehr göttliche als menschliche Ermahnungsrede. Philipp fügt hierzu bei: „Als wir uns entfernten und der König selbst sammt den Fürsten den Heiligen begleiteten, damit ihn die Menge nicht bestürmte, brachte man ihm ein

---

1) Exord. magn. c. 19, p. 1207, t. 2. Opera S. Bern. edit. Mabill.

hinkendes Kind. Er machte über dasselbe das Kreuzzeichen, richtete es auf und gebot ihm, vor Allen zu gehen. Es läßt sich nicht beschreiben, mit welchem Ausdrucke der Freude das Kind begleitet wurde. Aber der hl. Abt wendete sich zum Könige und sprach: „Das ist deinetwegen geschehen, damit du erkennest, daß Gott mit dir ist und dein Unternehmen ihm wahrhaft angenehm ist."

Zur selben Stunde, bevor wir noch das Haus verließen, wurde noch ein Mädchen geheilt, und eine blinde Frau erhielt das Gesicht.

Nach verschiedenen andern in Speier vorgekommenen Wundern fährt Philipp fort zu erzählen, was sich Dienstags am letzten Tage des Jahres zugetragen hat.

„An demselben Orte ereignete sich etwas, das uns viel Vergnügen machte, weil es in Gegenwart eines griechischen Fürsten geschah, den der Kaiser von Constantinopel gesandt hatte. Er sprach mit unserm Vater in der Kapelle des Königs, als diesem eine blinde Frau vorgestellt wurde. Sobald der Heilige das Kreuzzeichen über sie gemacht hatte, sah sie, und der Grieche wurde außerordentlich gerührt. Am selben Abende stellte man ihm in Gegenwart des Königs, des Griechen und Mehrerer ein lahmes Kind vor. Alsobald sagte der heilige Mann mit Vertrauen: „Im Namen Jesu Christi befehle ich dir, stehe auf und gehe!" Der Erfolg zeigte sich auf der Stelle; das Kind erhob sich und ging frei, ohne Stütze, erst zitterten die Beine etwas, aber nach und nach erstarkten sie vor aller Welt. Anselm, Bischof von Havelberg, hatte ein schlimmes Halsleiden, so daß er mit Mühe schlucken und sprechen konnte. Er sagte zum hl. Bernard: „Du solltest auch mich heilen!" Dieser erwiederte freundlich: „Wenn du soviel Glauben hättest wie die einfältigen Weiber, könnte ich dir vielleicht dienen". Der Bischof entgegnete: „Wenn mein Glaube nicht groß genug ist, so möge der deinige mich heilen". Da berührte der Heilige den Hals des Bischofs indem er das Kreuzzeichen machte, und augenblicklich war aller Schmerz und die Entzündung verschwunden.

Mittwochs am 1. Januar 1147 wirkte der hl. Bernard noch mehrere Wunder, von denen der Kaiser, der Hof und Speier Augenzeuge waren; der Autor aber beklagt, daß das Heft, in dem sie aufgezeichnet waren, verloren gegangen ist, woraus ersichtlich ist, daß man täglich Aufzeichnungen machte.

Der Hof trennte sich Freitags am 3. Januar, und der hl. Bernard reiste nach Worms ab 1).

Hiermit endet der erste Theil des Tagebuches seiner Wunderthaten, und es beginnt der zweite, der die Reise von Speier nach Köln umfaßt; er ist der Kölner Geistlichkeit gewidmet. In Worms angekommen, wollte der Heilige sich daselbst nicht aufhalten, obgleich man mit inständigen Bitten in ihn drang, da er vor ungefähr zwei Monaten dort einer unzählbaren Menge das Kreuz ausgetheilt hatte. Er reiste am Dreikönigstage weiter nach Kreuznach und kam am 9. Januar, einem Donnerstage, in Köln an. Die Volksmenge war an diesem Tage nicht so arg, da man den Heiligen noch nicht erwartete, denn er vermied es so viel wie möglich, seine Ankunft in den Städten bekannt werden zu lassen, um allen Feierlichkeiten zu entgehen, was ihm freilich nur selten gelang. Am Sonnabende hielt er der Geistlichkeit von Köln eine Rede, in der er ihr scharfe Vorhaltungen bezüglich ihres wenig geregelten Lebens, ihrer Weichlichkeit, Trägheit und ihres Stolzes machte und sie an mehrfache Drohungen der Propheten erinnerte.

Sonntags, nachdem er die Messe gefeiert hatte, predigte er auf öffentlichem Platze, weil die Kirche die Menge nicht fassen konnte. Hier, sagt der Autor,

---

1) Vita S. Bern. l. 6. Acta SS. 20. Aug. Opera S. Bern. l. 2.

wurde einem Blinden das Gesicht wiedergegeben und ein Einarmiger, dessen Hand vertrocknet war, wurde geheilt. Nachdem er noch mehrere Wunder angeführt, fügt er hinzu: „Nach dem Mittagessen fehlten die Wunder nicht, und sie sind uns genau bekannt, da wir uns umständlich darnach erkundigt haben. Der heilige Mann stand an einem Fenster, und man brachte die Kranken auf einer Leiter vor ihn, denn Niemand war im Stande, durch die Thüre ins Haus zu gelangen, derartig war der Lärm und das Gedränge. Montag darauf erhielt am frühen Morgen ein Tauber das Gehör, ein blindes Mädchen das Gesicht, und ein wenig später noch eine blinde Frau ihr Gesicht wieder. Von da an wurde das Gedränge so entsetzlich, daß man den Heiligen nur mit Mühe in seine Wohnung führen konnte. Gegen die dritte Stunde verlangte ihn eine Menge Kranker mit um so dringenderem Ungestüm, als man wußte, daß er bald abreisen würde. Er begab sich auf den Platz, bezeichnete jeden der Reihe nach mit dem Kreuzzeichen, und im Augenblick sah die versammelte Menge vierzehn Geheilte, sieben Lahme, fünf Taube, einen am Arme Gelähmten und eine blinde Frau. Bei jedem Wunder rief das Volk auf deutsch mit einer Stimme, die bis zum Himmel drang: „Christ, uns genade! Kyrie eleison! Die Heiligen alle helfen uns". Die Verfasser der Erzählung fügen hinzu: „Wir alle sind Zeugen dieser Wunder so wie die ganze Stadt Köln; sie sind nicht in einem Winkel geschehen, sondern öffentlich. Wenn Jemand ungläubig oder neugierig ist, so kann er leicht einen großen Theil derselben untersuchen, besonders diejenigen, welche an Personen geschehen sind, die nicht geringen Ranges und nicht unbekannt sind."

Montags am 13. Januar 1147 reiste der hl. Bernard von Köln ab und kam in den darauf folgenden Tagen nach Jülich, Aachen und Mastricht, überall Wunder wirkend. Am Sonntage und dem darauf folgenden Montage blieb er in Lüttich, von dort aus ging er nach Gemblours, Mons und Valenciennes, und Sonntag, den 26. Januar kam er nach Cambrai, woselbst er den Montag blieb. Am darauf folgenden Freitage kam er nach Laon und Samstag den 1. Februar nach Rheims. Den ganzen Weg entlang lief das Volk überall hinzu, um den Heiligen zu sehen, seinen Segen zu erhalten und ihm die Kranken zuzuführen und alle wurden geheilt in den Städten und Dörfern und auf freiem Felde. In Lüttich brachte man ihm, nachdem er die hl. Messe gefeiert, vor aller Welt einen jungen Mann, der von Geburt an lahm war; der Mann Gottes berührte ihm die Hüften und Beine, reichte ihm die Hand und hieß ihn aufstehen und gehen. Da stimmte die Geistlichkeit das Te Deum an. Als sie sich dem Flecken Fontaine näherten, um bei den Eltern des Archidiakons Philipp einzukehren, brachte man ihm einen von Geburt an an blinden Knaben, der selbst nicht einmal die Augenlieder öffnen konnte. Jedermann zweifelte an der Möglichkeit der Heilung dieses Knaben, selbst Jene, welche Augenzeugen der bedeutendsten Wunder gewesen waren. Ohne einen Augenblick zu zögern, legte ihm der Heilige die Hand auf und nach einem kurzen Gebete öffnete er ihm mit den Fingern die Augenlieder und fragte, ob er sehe. „Ich sehe", rief das Kind, „ich sehe dich, mein Herr! Ich sehe viele Leute." Alsdann aufhüpfend vor Freude rief es: „Mein Gott, mein Gott! nun werde ich mich nicht mehr an den Steinen stoßen!"

In Cambrai feierte der Heilige auf einem sehr erhöhten Altare die hl. Messe, damit alles Volk ihn sehen könnte. Ein von Geburt an Taubstummer sollte ihm nach der hl. Messe vorgestellt werden; er ging mit zur Opferung, und nach der allgemeinen Gewohnheit küßte er dem Heiligen die Hand. Einer der Vasallen des Bischofs fragte ihn: „Hörst du?" Das Kind antwortete: „Hörst du?" denn da es niemals reden gehört hatte, sprach es nach, was es eben gehört hatte. Der gute Ritter ließ es sofort den Namen Gottes, der

hl. Jungfrau ꝛc. aussprechen, und als das Kind Alles deutlich nachsprach, erkannten die Umstehenden, daß ein Wunder geschehen war, und sie priesen laut Gott, der den Menschen eine solche Macht verliehen. Man hob das Kind in die Höhe und ließ es das Volk grüßen, und die ganze Stadt Cambrai freute sich, ein Kind reden zu hören, das vorher weder geredet, noch reden gehört hatte [1]).

Die Wunder, welche der hl. Bernard während seiner Kreuzzugspredigten wirkte, sind so gut beglaubigt, daß weder die Gottlosen noch die Protestanten im Stande sind, sie in Zweifel zu ziehen. Der protestantische Geschichtschreiber Luden sagt über diesen Gegenstand: Es ist durchaus unmöglich die Authenticität der Wunder des hl. Bernard in Zweifel zu ziehen, denn es läßt sich nach keiner Seite ein Betrug annehmen, weder seitens derer, die sie erzählen, noch seitens dessen, der sie wirkte [2]). Nun aber erklärt der hl. Bernard selbst, daß er sie gewirkt habe, um dem Könige und dem Volke zu beweisen, daß der Kreuzzug, den er predigte, das Werk Gottes sei, und daß König und Volk ein Gott wohlgefälliges Werk verrichteten, wenn sie ihm Gut und Blut opferten.

74. Am Tage Mariä Reinigung, am 2. Februar 1147, begab sich der hl. Bernard nach Châlons, woselbst König Ludwig bereits vor ihm eingetroffen war. Es waren daselbst auch mehrere Fürsten Frankreichs und Deutschlands so wie Abgesandte des Königs von Rom, um über den Zug nach Jerusalem zu berathen. Der hl. Bernard war durch diese Berathung am Sonntage und Montage derart in Anspruch genommen, daß er nicht ausgehen konnte, um den dringenden Bitten des nach ihm verlangenden Volkes zu genügen; indeß ging das allgemeine Wohl den Wünschen der Einzelnen vor. Am 6. Februar gelangte er in Clairvaux mit dreißig Mönchen an, die er auf der Reise gewonnen hatte und eine ähnliche Anzahl sollte ihm bald nachfolgen, die bereits Gelübde abgelegt und Anstalten trafen, in das Kloster einzutreten. Er blieb nur wenige Tage in Clairvaux, und während dieses kurzen Aufenthaltes verbot er, um die Ruhe des Klosters nicht zu stören, die herbeiströmenden Kranken einzulassen, die nach Heilung verlangten.

Am Sonntage Septuagesima, am 16. Februar, begab sich der heilige Bernard nach Etampes, woselbst der König nochmals eine Versammlung wegen des Kreuzzugs abhielt. Man berieth sich über den einzuschlagenden Weg und kam überein, über Griechenland zu ziehen, gegen die Meinung Vieler, besonders der Gesandten Rogers, des Königs von Sicilien, die die Gefahr vorstellten, sich den Griechen anzuvertrauen. Alsdann berieth man darüber, wem die Hut des Landes während der Abwesenheit des Königs anvertraut werden sollte. Dieser überließ die Wahl den Prälaten und Fürsten, und als sie unter sich einig waren, trat der hl. Bernard vor, zeigte auf den Abt Suger und Wilhelm, Grafen von Nevers, und sagte: „Seht da, zwei Schwerter, das genügt“. Jedermann war mit der Wahl zufrieden außer dem Grafen von Nevers. Er erklärte, daß er das Gelübde gemacht habe, in die Karthause einzutreten, und kurze Zeit darauf führte er auch sein Vorhaben aus, ohne sich von den Bitten des Königs und der Uebrigen stören zu lassen. So blieb dem Abte Suger allein die Last der Regierung, die er indeß auch nicht eher auf sich nehmen wollte, als der Papst es ihm ausdrücklich befahl. Man setzte den Pfingsttag zur Abreise fest und versammelte sich dazu in Metz.

---

1) Vita S. Bern. l. 6. — 2) Geschichte der Teutschen, 10. Band, 21. B., K. 10.

Seitdem Roger, König von Sicilien, Frieden mit der Kirche geschlossen hatte, bekriegte er die Ungläubigen mit Erfolg. Als er sich zum Herrn der Insel Malta gemacht hatte, warf er sein Augenmerk auf Afrika, von wo die Corsaren zur Verheerung der christlichen Länder kamen. Afrika war in zwei Dynastien getheilt, die Almohaden in Marokko und die Zeiriten in Tripolis und Tunis. Diese beiden Dynastien bekriegten sich; Roger benutzte die Uneinigkeit; er griff Tripolis, einen gut befestigten Platz an der Küste des Meeres, an und nahm es ein. Die Hauptstadt der Zeiriten trug den Namen Afrika, zuweilen nannte man sie Mahadia nach dem Namen des Arabers, der sie gegründet hatte. Der König von Sicilien bemächtigte sich ihrer sowie der Städte Tunis, Safax, Cabes, Bona und einer weit ausgedehnten Küstenstrecke; er legte Besatzungen in die Festungen, unterwarf die Bevölkerung einer Tributzahlung und konnte so mit einem Anschein von Recht sagen, daß er Afrika unter dem Joche halte.

Andererseits nahm er, um die Schmach zu rächen, die die Griechen von Constantinopel seinen Gesandten angethan hatten, die Insel Corfu weg, drang in Griechenland ein und nahm die Städte Athen, Theben, Korinth; nebst einer ungeheuren Beute führte er eine Menge Seidenarbeiter und Arbeiterinnen hinweg, die ein Schatz für Sicilien wurden. Die Geschicklichkeit und den Fleiß dieser Künstler mit der Trägheit und Feigheit der Soldaten vergleichend, versicherte er, daß die Spindel und der Webstuhl die einzigen Waffen seien, mit denen die Griechen umzugehen wüßten. Der König von Sicilien war darum besser als irgend einer im Stande, guten Rath bezüglich des Kreuzzuges zu geben, und man hatte alle Ursache, zu bereuen, daß man ihm kein Gehör gegeben.

75. Während desselben Monats Februar 1147, als der König von Frankreich die Versammlung in Etampes hielt, versammelte der König Konrad einen Reichstag in Regensburg in Bayern; an Stelle des hl. Bernard hatte er Adam, Abt von Ebrach, bei sich. Nachdem dieser die hl. Messe gefeiert und den hl. Geist angerufen hatte, bestieg er die Kanzel; er verlas erst die Briefe des Papstes und des hl. Abtes von Clairvaux und hielt alsdann eine kurze und einfache Ermahnungsrede, die fast alle Anwesenden bestimmte, das Kreuz zu nehmen, da sie zumeist schon in dieser Absicht kamen. Drei Bischöfe nahmen das Kreuz: Heinrich von Regensburg, Otto von Freisingen und Reinbert von Passau. Auch Heinrich, Herzog von Baiern, Bruder des Königs Konrad, nahm das Kreuz und noch eine Menge Anderer. Wladislaw, Herzog von Böhmen, Ottokar, Markgraf von Steiermark, und Bernard, Graf von Kärnthen, nahmen etwas später das Kreuz. „Aber das Allerbeste war", sagt Otto von Freisingen, „daß eine so große Menge von Räubern und Wegelagerern herzuliefen, daß es keinen vernünftigen Menschen gab, der nicht diese außerordentliche Veränderung für ein Werk des Himmels hielt" [1]).

Otto von Freisingen war der Sohn des Markgrafen Leopold IV. von Oesterreich, der am 15. November 1136 gestorben war und von der Kirche als Heiliger verehrt wird. Seine Mutter war Agnes, Tochter des Kaisers Heinrich IV. Sie hatte in erster Ehe Friedrich, Herzog von Schwaben, geheirathet, aus welcher Friedrich stammte, der ihm im Herzogthume nachfolgte, und Konrad, König der Römer; so war Otto der Halbbruder dieses Fürsten. Agnes schenkte dem hl. Leopold, ihrem zweiten Gemahl, achtzehn Kinder. Sieben starben im zarten Alter, die andern machten ihren Namen berühmt

---

1) Otto Frising. de gest. Frid., l. 1, c. 40.

durch Tugenden oder ausgezeichnete Werke. Inmitten einer so zahlreichen Familie, inmitten der Bürgerkriege, die Deutschland zerrissen, erhielt der fromme Markgraf sein Land während der vierzig Jahre seiner Regierung in Frieden d gab seinen Unterthanen das Beispiel der schönsten Tugenden, der Frömmigkeit gegen Gott, der Liebe zu seinem Volke, der Barmherzigkeit gegen die rmen. Seine Gemahlin wetteiferte mit ihm in Ausübung guter Werke. Mit allen christlichen Tugenden verband er eine glänzende Tapferkeit. Die Ungarn machten zweimal Einfälle in sein Reich, und beide Male schlug er sie siegreich.

Nach dem Tode Heinrich V. wollten mehrere Fürsten den hl. Leopold zur Kaiserwürde erheben. Als Lothar gewählt wurde, blieb ihm Leopold unausgesetzt treu und nahm durchaus keinen Antheil an den Streitigkeiten, die der Ehrgeiz seines Stiefsohnes Konrad gegen ihn erregte. Otto war sein fünfter Sohn. Nachdem dieser studirt hatte, bestimmte Leopold ihn zum Propste des Chorherrenstiftes Klosterneuburg in Oesterreich. Otto aber wollte noch gründlicher studiren und ging deshalb nach Paris, woselbst er mehrere Jahre blieb. Bei der Rückkehr in sein Vaterland wurde er von der Regularität der Observanz in Citeaux und den Tugenden des hl. Bernard so gerührt, daß er mit fünfzehn seiner Reisegenossen das klösterliche Leben ergriff. In Morimund wurde er später Abt. Als sein Vater seinen Eintritt ins Kloster erfuhr, machte er ihm nicht nur nicht Vorwürfe, sondern freute sich vielmehr und baute ihm zu Gefallen das Kloster vom hl. Kreuze in Oesterreich. Im Jahre 1137 wurde Otto von der Freisinger Kirche zu Bischofe gewählt, welche er zwanzig Jahre regierte, ohne das Mönchsgewand abzulegen. Er brachte dieser Kirche die ihr entwendeten und verschleuderten Güter wieder zurück und stellte die Ordnung unter dem Klerus und in den Klöstern wieder her. Die Freisinger Schule gewann durch ihn großes Ansehen, in ihr wurde das Studium der aristotelischen Philosophie mit vorzüglichem Eifer betrieben.

76. † Der König hielt am 19. März 1147 einen sehr zahlreich besuchten Reichstag zu Frankfurt, bei dem auch der hl. Bernard anwesend war. Viele Sachsen, welche das Kreuz genommen hatten, hielten es für besser, einen Feldzug gegen die benachbarten heidnischen Wenden zu unternehmen, als nach dem Morgenlande zu ziehen, und der hl. Bernard gab seine Zustimmung zu dem Unternehmen. Das Heer für diesen Kreuzzug sollte sich um Peter und Paul bei Magdeburg sammeln. Für den Kreuzzug nach dem Oriente wurde die Richtung durch Ungarn bestimmt; die Kreuzfahrer sollten sich im Mai bei Regensburg sammeln und in Constantinopel die Ankunft der Franzosen abwarten. Für die Dauer des Kreuzzugs wurde ein allgemeiner vollständiger Friede für das ganze Reich vereinbart und verkündigt. Der König ließ zu seiner Stellvertretung für die Zeit seiner Abwesenheit seinen zehnjährigen Sohn Heinrich zum Könige wählen, und die Besorgung der Reichsangelegenheiten wurde dem Abte Wibald von Corvey und dem Notar Heinrich übertragen. Neben diesen hatte der Primas Heinrich von Mainz die Reichsverwaltung zu leiten, da der Primas nach altem Vorrechte und der Würde seiner Kirche bei der Abwesenheit des Herrschers als Hüter und Verwalter des Reiches galt. Der junge König wurde am 23. März zu Aachen feierlich gekrönt; und am 24. April hielt der König Konrad einen Hoftag zu Nürnberg, wo er die letzten Anordnungen für die Zeit seiner Abwesenheit traf. Von Nürnberg begab er sich nach Regensburg, wo die Scharen der Kreuzfahrer sich sammelten.

77. † Der Papst Eugen begab sich wegen der Empörung der Römer nach Frankreich. Er kam über Clugny nach Dijon, wo er vom Könige von Frankreich sehr feierlich empfangen wurde. Dort kam zu ihm eine Ge=

sandtschaft des Königs Konrad, die aus den Bischöfen Bucco von Worms und Anselm von Havelberg und Wibald von Corvey bestand. Diese überbrachten ein Schreiben Konrads, in welchem der König die Wahl seines Sohnes zum Könige mittheilte und sich entschuldigte, daß er, ohne Rücksprache mit dem Papste zu nehmen, das Kreuz genommen habe. Er bat ferner den Papst um eine Zusammenkunft am 18. April in Straßburg. Der Papst hatte aber schon die Einladung des französischen Königs nach Paris angenommen und reisete dorthin über Troyes, wo er ein Rundschreiben erließ, in welchem er für den Kreuzzug gegen die Wenden dieselbe Indulgenz ertheilt, die für den Kreuzzug nach dem Oriente bewilligt war; der Bischof Anselm von Havelberg wurde zum päpstlichen Legaten für den nordischen Kreuzzug ernannt.

Wahrscheinlich schon vorher bestimmte Eugen in gleicher Weise den Cardinalpriester Guido aus Florenz für das französische und den Cardinal Dietwin von Porto für das deutsche Kreuzheer. Ueber Provins und Meaux erreichte Eugen die Abtei St. Denys, um dort die ernste Feier der Charwoche zu begehen. Am Ostersonntage wurde die Procession möglichst so veranstaltet, wie es zu Rom zu geschehen pflegte, wenn der Papst dort das Auferstehungsfest feierte, und am St. Markustage machten er und der König den üblichen Bittgang mit zur Kirche der hl. Genovefa. Außer vielen andern Prälaten kamen während des Aufenthaltes zu Paris und St. Denys, der durch sieben Wochen dauerte, ihre Ehrfurcht dem hl. Vater zu bezeigen die Bischöfe Heinrich von Toul und Heinrich von Lüttich und die Erzbischöfe Humbert von Bisanz und Adalbero von Trier. Letzterer erbat sich die Gnade, das päpstliche Hoflager so lange bewirthen zu dürfen, bis die Rückkehr nach Italien angetreten würde, und erhielt freundliche Zusage. Eugen begab sich am 12. Juni nach Meaux, verweilte hier bis Ende des Monats und dann zu Auxerre acht Wochen lang. Inzwischen mußte der hl. Bernard noch eine schwere Mission vollführen zum Schlusse seiner Wunderreisen [1]).

* 78. * Im Anfange des zwölften Jahrhunderts stiftete Peter von Bruys, ein Priester im südlichen Frankreich, eine häretische Secte, deren Anhänger Petrobusianer genannt wurden. Nachdem er in fünfundzwanzig Jahren die Gegenden an der Garonne und Rhone mit seinen Irrthümern angesteckt hatte, erdreistete er sich in St. Gilles in Languedoc auf öffentlichem Platze einen Scheiterhaufen aufzurichten und alle Kreuze, die er abgebrochen und zusammengetragen hatte, zu verbrennen. Die Kathotiken ergrimmten bei diesem Schauspiele aufs Höchste, sie warfen sich über ihn her, errichteten einen zweiten Scheiterhaufen und verbrannten ihn im Jahre 1124. Einige Bischöfe und Fürsten der Provence und Dauphiné gingen regelrechter gegen seine Schüler vor, und wenn es ihren vereinten Kräften auch nicht gelang, sie ganz auszurotten, so wurden sie doch wenigstens zerstreut.

Die Erinnerung an sie war noch ganz frisch unter dem Volke, als Peter der Ehrwürdige auf einer Reise Zeuge ihrer verübten Excesse wurde und Dinge hören mußte, die sein Herz aufs Tiefste betrübten. Um die unglücklichen Häretiker zurückzuführen und die Katholiken vor ihren Verführungskünsten zu sichern, unternahm er es, die hauptsächlichsten und bekanntesten Irrthümer in einer Schrift zu widerlegen, die er an die Erzbischöfe von Arles und Embrun und die Bischöfe von Die und Gap richtete, welche sich besonders gegen diese Häretiker hervorgethan und sie aus ihren Diöcesen vertrieben hatten. In wenig Worten legt er die von den Sectirern verübten

---

1) Damberger, VIII, 437.

Excesse dar. „Das Volk wurde wieder getauft, die Kirchen geschändet, die Altäre umgestürzt, die Kreuze verbrannt, die Priester gepeitscht, Mönche eingesperrt und durch Drohungen und Folter gezwungen, Frauen zu nehmen". Er führt die Irrlehren, die am meisten unter dem Volke verbreitet waren, auf fünf zurück: Die Kindertaufe bis zum Eintritte des Vernunftgebrauches zu verweigern; Kirchen und Altäre nicht zu gestatten; die Verehrung der Kreuze zu verbieten und dieselben zu zerstören und mit Füßen zu treten; die Realität des Leibes und Blutes Jesu Christi in dem täglichen Opfer unserer Altäre nicht bloß zu leugnen, sondern dieses Opfer auch zu verbieten; die Gebete, Opfer und andere guten Werke der Lebenden für die Verstorbenen zu verwerfen.

Peter der Ehrwürdige widerlegte diese Irrthümer umständlich und sehr gut. Bezüglich des ersten macht er folgende Bemerkung: Wenn es wahr ist, daß Niemand getauft werden darf, der nicht in dem Alter ist, sein Glaubensbekenntniß für sich selbst abzulegen, so folgt daraus, daß alle, welche den Namen Christen führen, Bischöfe, Priester, Diakonen, Mönche diesen fälschlich führen, denn Keiner ist erst nach erlangtem Vernunftgebrauche getauft, mithin ist ihre Taufe ungültig und Alles, was darauf folgte, ebenso, denn Niemand kann die Bischofsweihe gültig empfangen, der nicht zuvor getauft ist. „Seit ungefähr fünfhundert Jahren hat Gallien, Spanien, Deutschland, Italien, ja ganz Europa fast nur Kinder getauft!"

Bevor Peter die neuen Sectirer durch die Schrift widerlegt, beweiset er die Geltung derselben. Diese Häretiker nahmen nur die vier Evangelien an. Peter zeigt ihnen durch diese Evangelien und besonders durch das des Lukas, daß sie auch noch die Apostelgeschichte annehmen müßten. Es ist derselbe Verfasser, derselbe Stil; dieselben Thatsachen kommen einerseits als vorher verkündigt und andererseits als erfüllt vor, Thatsachen, die in der ganzen christlichen Welt durch Feste und andere öffentliche Einrichtungen überliefert werden. Durch das Evangelium und die Apostelgeschichte beweist er ebenso die göttliche Autorität der Apostelbriefe, welche übrigens auch nicht von den ersten Irrlehrern in Zweifel gezogen worden sind. Der hauptsächlichste Beweis, dessen Peter sich bedient, um die kanonische Geltung dieser Briefe festzustellen, ist die lebendige Autorität der Kirche. Der Herr sagt im Evangelium: „Sehet, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt". Und weiter: „Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster senden, der immer bei euch bleiben wird". „Ich bitte nicht bloß für diese — die Apostel — sondern für Alle, die an mich glauben werden, damit Alle eins sein, wie du, mein Vater, in mir bist und ich in dir ꝛc."

Warum denn also einer Kirche nicht glauben wollen, bei der Jesus Christus bis ans Ende der Welt unzertrennlich ist? Warum dem Zeugniß einer Kirche nicht glauben, bei welcher der hl. Geist ununterbrochen nicht bloß für die Zeit sondern für die Ewigkeit bleibt? Warum einer Kirche nicht glauben, die eins ist mit dem Vater und dem Sohne, wie der Vater im Sohne und der Sohn im Vater ist?

Durch das bewiesene Neue Testament beweist Peter der Ehrwürdige das alte Testament, welches im erstern ununterbrochen citirt, kurz wiederholt und bestätigt wird.

Nachdem er die Autorität der gesammten hl. Schrift festgestellt hat, bedient sich Peter der Ehrwürdige derselben, um die fünf Hauptirrthümer der Petrobrusianer siegreich zu widerlegen. Er zeigt durch Beispiele aus dem Evangelium, daß der Glaube der Väter oder Herren ihren Kindern und Dienstboten nützlich werden kann. Bei Johannes sieht man, daß der Sohn eines königlichen Beamten durch den Glauben seines Vaters geheilt wird. Bei Matthäus, daß der Hauptmann durch die Größe seines Glaubens die Heilung seines

Knechtes erlangt. Bei Markus, daß Jesus Christus die Heilung des mondsüchtigen Kindes um des Glaubens seines Vaters willen gewährt.

Er schließt von der Heilung der körperlichen Krankheiten auf die der geistigen und sagt: „Wenn der Glaube der Eltern ihren Kindern durch die Vermittelung Jesu Christi die Gesundheit des Leibes wieder erlangen konnte, kann er ihnen auch die der Seele wiedergeben durch die in Jesu Christi Namen gespendete Taufe. Er beweist dies direct durch das Beispiel des Gichtbrüchigen. Mitleidige Männer, die wegen zu großen Andranges den Kranken nicht auf gewöhnlichem Wege in die Wohnung zu bringen vermochten, ließen ihn durch das Dach hinab. Jesus, der ihren Glauben sah, wie das Evangelium sagt, sprach zum Kranken: „Deine Sünden sind dir vergeben". Und als Einige sich an diesen Worten ärgerten, fügte er bei: „Damit ihr wisset, daß des Menschensohn Macht hat auf Erden, die Sünden zu vergeben, so sage ich dir: Steh auf, nimm dein Bett und geh in dein Haus".

Wegen des Glaubens also, den jene hatten, welche den Kranken trugen, gewährte er diesem die Nachlassung der Sünden und die Heilung von seiner Krankheit. Was die Kinder anlangt, so stützt Peter v. Clugny sich auf die Worte des Herrn: „Ihnen und denen, die ihnen gleichen, gehört das Himmelreich". Am Schlusse sagt er: „Mein Herr und guter Meister, lehre durch dein Wort, oder vielmehr zeige uns durch dein Beispiel, ob die kleinen Kinder, die nicht vermöge ihres eignen Glaubens zu dir kommmen, sondern dir durch den Glauben Anderer dargestellt werden, von dir angenommen werden, wie die Kirche es lehrt, oder ob sie zurückgestoßen werden sollen, wie die Frechheit der Neuerer gebietet. In Wahrheit, deine Jünger haben, wie das Evangelium sagt, Jene gescholten, die dir die Kinder brachten. Aber was hast du zu diesem Verhalten gesagt? Es heißt: Als Jesus dies sah, that es ihm leid. Es war dir also leid, daß deine Jünger Jene schalten, die dir die Kinder brachten, und du sagtest ihnen: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn solchen, wie die sind, gehört das Himmelreich". So hast du gesagt; aber mehr noch, was hast du gethan? Das Evangelium sagt: „Er umarmte sie, legte ihnen die Hand auf und segnete sie". Was sagst du dazu, der du mit soviel Grausamkeit die Kinder zurückstoßest? Jesus ist betrübt, weil die Kinder von ihm zurückgestoßen werden; Jesus befiehlt, daß man die Kleinen zu ihm lasse und sie nicht hindere; Jesus sagt, daß solchen, die ihnen gleichen, das Himmelreich gehört; Jesus umarmt sie, legt ihnen die Hände auf, segnet sie. Wirst du noch die unschuldige Kindheit zurückstoßen dürfen? Wirst du dem Herrn die Kinder entreißen, die er umarmt, denen er die Hände auflegt, die er segnet? Möge die Kirche zeigen und das Weltall urtheilen, wem das Himmelreich eher verschlossen werden soll, euch, die ihr dem Worte des Königs des Himmels widersprechet, oder den kleinen Kindern, von denen derselbe König sagt: Das Himmelreich gehört ihnen und denen, die ihnen gleichen.

Den zweiten Irrthum der Petrobusianer bekämpft Peter der Ehrwürdige mit der allgemeinen Praxis aller Jahrhunderte sowohl bei den Patriarchen und den Juden als bei den Christen. Noe errichtete einen Altar, auf dem er Gott nach der Sündfluth Opfer darbrachte. Abraham errichtete einen auf Befehl Gottes, um seinen Sohn zu opfern. Jakob goß Oel aus auf den Stein, der ihm als Altar gedient hatte, und sicher, daß der Herr ihn erhört, rief er: „Wahrlich, der Herr ist an diesem Orte, und es ist nichts anderes als das Haus Gottes und die Pforte des Himmels". Da die Israeliten in der Wüste keinen festen Wohnsitz hatten, hatten sie einen tragbaren Tabernakel, den Gott selbst sichtbar weihte. Nach ihrem Eintritte in das gelobte Land, war der Ort des Gebetes und der Opfer erst in Silo und später in Jerusalem. Salomon baute in letzter Stadt auf Befehl Gottes einen

prachtvollen Tempel. Dorthin kamen die Juden, die Könige, die Propheten, um dem Allerhöchsten zu opfern. Im neuen Bunde seit den Zeiten der Apostel hatten die Gläubigen bestimmte Orte, wo sie zum Gebete und zur Feier der göttlichen Geheimnisse zusammenkamen, und im Laufe der Zeit erbauten die Christen Kirchen und Altäre in allen Provinzen der Erde. Jede Art von Religion, wahre oder falsche, hat ihre bestimmten Orte zu ihren Uebungen, woher es kommt, daß auch die Heiden ihre Tempel haben.

Bevor Peter den dritten Irrthum der Häretiker widerlegt, der die Verehrung des Kreuzes betraf, hält er ihnen vor, daß sie sich desselben Feuers, womit sie einen großen Scheiterhaufen von Kreuzen angezündet hatten, bedient hätten, um am Charfreitage Fleisch zu kochen, zu dessen Genusse sie das Volk öffentlich aufforderten. „Damit habt ihr dem Teufel einen doppelten Dienst geleistet, einmal dadurch, daß ihr, soviel an euch ist, das Andenken an das Leiden Jesu Christi ausgelöscht habt; denn das Kreuz und den Namen des Kreuzes vertilgen heißt so viel, als die Erinnerung an das Leiden und den Tod des Gekreuzigten vertilgen. Wenn ferner das Kreuzzeichen nicht mehr im Gebrauche ist, so gibt es ein Mittel weniger, die abtrünnigen Engel in die Flucht zu schlagen". Die Petrobrusianer entgegneten, daß man ein Holz zertrümmern und verbrennen müßte, das zur Marter der Glieder Christi gedient hätte. „Wenn dem so ist, antwortete Petrus, so müßte man auch die Orte vernichten, an denen er gelitten, Jerusalem zertrümmern und das Grab zerstören. Ist denn das Kreuz vernunftfähig, so daß man ihm ein Verbrechen zur Last legen könnte? Und wenn es keines begangen hat, warum da den Tod des Erlösers ihm zuschreiben? Ob es wohl jemals bei gerichtlichen Bestrafungen erhört worden sei, daß die Galgen und Schwerter in Stücke geschlagen worden seien, die dazu gedient hatten, das Blut der Strafbaren zu vergießen. Nicht gegen die Werkzeuge der Bestrafung, sondern gegen die Gottlosen, welche dieselben mißbrauchen, müßte man sich ereifern." Er zeigt, daß das Zeichen des Kreuzes nicht bloß den Katholiken, sondern auch den Häretikern ehrwürdig sein müsse, weil das Blut des Lammes in Kreuzesform über den Thüren der Israeliten angebracht diese vor dem Würgengel bewahrt habe; daß dasselbe Zeichen auf den Stirnen Jener, die über die Gräuel Jerusalems seufzten, diese vor dem Tode rettete. Das Kreuz war seit den Zeiten der Apostel in so großem Ansehen, daß der hl. Paulus Thränen über Jene vergießt, die sich als Feinde des Kreuzes erwiesen, und daß er sich in nichts Anderm rühmen wollte, als in dem Kreuze unseres Herrn. Endlich wird Jesus Christus mit dem Kreuze kommen, um die Welt zu richten. Petrus erklärt die Verehrung des Kreuzes so, daß man den an dasselbe gehefteten Jesus damit verehre.

Bezüglich des vierten Irrthums, der die Beseitigung des Meßopfers beabsichtigte, sagt Peter der Ehrwürdige, daß die Petrobrusianer schlimmer als die Berengarianer seien, die wohl die wirkliche Gegenwart Jesu Christi in der Eucharistie leugnen, aber doch zugeben, daß er figürlich da sei. Er fügt hinzu, daß es ihm ein Leichtes sei, diesen Irrthum nicht bloß durch ältere Schriften, wie die des hl. Augustin, Ambrosius, Gregor zu widerlegen, sondern selbst auch durch neuere Schriftsteller, ja solche, die fast noch Zeitgenossen genannt werden können, wie Lanfrank, Guitmond, Alger, deren Schriften schon Mehrere zurückgeführt haben.

Er beweist den Petrobrusianern nun, daß die Kirche nicht ohne Opfer sei, wie sie behaupten, und daß sie in diesem Opfer Gott nichts Anderes als den Leib und das Blut Jesu Christi darbringe. Wie sollte die Kirche ohne Opfer sein? Hat man nicht von Abel an bis zur Ankunft Jesu Christi ununterbrochen Opfer dargebracht, theilweise auf den von den Patriarchen erbauten Altären, theils im Tempel Salomons? Ist Jesus Christus nicht

selbst geopfert worden und unser Opfermahl? Er ist das einzige Opfer der Christen. Kann es in der That auch mehr als eins geben, da es nur ein christliches Volk gibt, das opfert, wie es nur einen Gott gibt, dem geopfert wird, und nur einen Glauben, durch welchen es opfert? Peter führt von den Opfern an, was bei Malachias gesagt ist: Vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange wird mein Name groß sein unter den Völkern; überall wird meinem Namen ein reines Speiseopfer dargebracht werden. Er schließt, daß wie die wahre Religion von den Juden auf die Heiden übergegangen sei, so auch die Opfer und der Gottesdienst, woher es komme, daß von Anbeginn der Welt bis jetzt eine ununterbrochene Darbringung der Opfer stattfinde. „Die Kirche opfert jetzt das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt, welches einmal geschlachtet nicht mehr stirbt, getheilt nicht verringert wird, welches wenn auch genossen, doch nicht verzehrt wird. Sie opfert für sich selbst den, der sich für sie dahingegeben hat, und sie wiederholt fortwährend, was er sterbend nur einmal gethan hat. Es wäre sehr befremdend, wenn dieser Cultus, der Gott ganz vorzüglich gebührt, ihm jetzt vorenthalten würde, nachdem man so viel Eifer und Mühe in allen vorhergegangenen Zeiten darauf verwendet hat.

Alsdann erklärt der Abt Petrus die Transsubstantiation sehr deutlich. Er sagt: „Wer nicht glaubt, oder daran zweifelt, daß in dem Sakramente der Kirche das Brod in den wahren Leib unseres Herrn und der Wein in sein Blut verwandelt wird, glaubt entweder nicht, daß Jesus Christus diese Umwandlung gewollt hat, oder zweifelt daran, daß er es könne. Man braucht aber nur im Evangelium zu lesen, was dort geschrieben steht, um sich zu überzeugen, daß Christus die Wandlung gewollt hat. Was die Macht dazu anlangt, so können wir nicht daran zweifeln, nachdem der Prophet uns versichert, daß Gott Alles gemacht hat, was er wollte, weil er allmächtig ist".

Petrus führt Beispiele von der Wandlung einer Substanz in eine andere an. Die Ruthe des Moses wurde in eine Schlange verwandelt, die Wasser des Nil in Blut. Die Natur selbst wandelt täglich die Nahrungsstoffe in den menschlichen Körper um: Brod in Fleisch, Wein in Blut. Warum sollte man nicht glauben oder daran zweifeln, daß Gott in seiner Allmacht dasselbe vermag, was die Natur durch die Verdauung bewirkt? So möge denn der Unglaube aufhören und jeder Zweifel schweigen, weil das allmächtige Wort des Vaters, durch welches alle Dinge gemacht sind, jeden Tag bewirkt, daß durch den Genuß und die Verdauung das Brod in Fleisch und der Wein in Blut vieler Menschenkinder verwandelt wird. Gleicherweise bewirkt er durch dieselbe Allmacht, daß die Umwandlung der Substanzen, die dem Menschen das sterbliche Leben geben, den Christen das ewige Leben verleiht.

Nun kommt Peter der Ehrwürdige auf die Widerlegung des fünften Irrthums, der die Gebete und Opfer der Lebendigen für die Todten für unnütz erklärt, indem er vorgibt, daß das andere Leben kein Ort des Verdienstes, sondern der Vergeltung sei. An erster Stelle beruft er sich auf das Evangelium, wo es heißt: „Die Sünden gegen den hl. Geist werden weder in diesem noch in jenem Leben vergeben." Es gibt also Sünden, die Gott in dieser Welt vergibt, die aber in jener noch abgebüßt werden müssen. Er zeigt an zweiter Stelle, daß das Gebet für die Verstorbenen durch die Schrift, die Tradition und die allgemeine Uebung in der Kirche gutgeheißen wird. (Bei dieser Gelegenheit, sagt er, daß man das zweite Buch der Machabäer für göttlich halte.)

Die Behauptungen der Petrobrusianer, daß es Gott verspotten heiße, wenn man ihn mit lauter Stimme anrufe und Hymnen zu seiner Ehre singe, widerlegt Peter von Clugny durch den in unzähligen Stellen der Schrift gutgeheißenen Gebrauch.

* 79. * Um die Erfolge, die Peter der Ehrwürdige durch seine Schrift bereits erreicht hatte, zu sichern und zu vermehren und um den Eifer der Bischöfe, an welche die Schrift gerichtet war, lebendig zu erhalten, sandte der Papst Eugen III. den Bischof Alberich von Ostia als Legaten nach Toulouse. Die Einwohner dieses Theiles von Frankreich hatten sich bei ihrem leichten Naturel von dem Betrüger Heinrich, dem Schüler des Peter von Bruys, bethören lassen.

Der Legat Alberich nahm noch Gottfried, Bischof von Chartres, mit sich und beredete auch den hl. Bernard, ihn trotz seiner Kränklichkeit auf der Reise zu begleiten. Die Kirche von Toulouse hatte schon oft um seinen Besuch gebeten. Der hl. Bernard sandte an Ildefons oder Alfons, Grafen von Toulouse, folgenden Brief als Vorläufer.

„Ich höre, daß der Häretiker Heinrich der Kirche Gottes täglich eine Menge Uebel zufügt. Dieser reißende Wolf hat sich in dein Land begeben; er bedeckt sich mit einem Schaffelle, aber man erkennt ihn an seinen Werken. Die Kirchen sind verödet, das Volk ist ohne Priester, die Priester sind ohne Ansehen und die Christen ohne Christus. Man behandelt die Kirchen wie Synagogen, das Heiligthum und die Sakramente sind nicht mehr heilig. Es gibt keine Feste und keine Feierlichkeiten mehr. Die Menschen sterben in ihren Sünden. Die Seelen der Sterbenden werden vor das furchtbare Gericht Gottes geschleppt, ohne durch die Buße versöhnt und durch die Communion gestärkt zu sein. Die Kinder sind des Lebens in Jesus Christus beraubt; man versagt ihnen die Gnade der Taufe, verwehrt ihnen den Zutritt zum Erlöser, obgleich dieser ausdrücklich gesagt hat: „Lasset die Kleinen zu mir kommen". Wie denn, die Unschuldigen sollten vom Heile allein ausgeschlossen werden durch einen Gott, dessen Güte alle Kreaturen umfaßt, dessen Erbarmungen ohne Ende sind? Warum den Kindern einen Erlöser entziehen, der für sie Kind geworden? Dieser Neid ist teuflisch, durch ihn ist der Tod in die Welt gekommen. Denkt er, die Kinder bedürfen weniger eines Erlösers? Unser großer Gott hätte sich somit vergeblich bis zur Niedrigkeit der Kindheit erniedrigt, abgesehen von seinen andern Demüthigungen, seinem Kreuze und seinem Tode.

Dieser Mann ist nicht von Gott, da er eine Sprache führt und ein Betragen an den Tag legt, das ganz gegen Gott ist. Dennoch hört man leider auf ihn, und ist er von einer großen Anzahl Schüler umgeben. Unglückliches Volk! Wegen der Stimme eines einzigen Häretikers schließest du deine Ohren vor den Stimmen der Propheten und Apostel, die alle vom heiligen Geiste erleuchtet wahrgesagt haben, daß die Kirche aus der Versammlung aller Völker in Einigkeit des Glaubens bestehen werde. Die göttlichen Aussprüche sind also falsch, die Vernunft leitet uns irre, unsere Augen täuschen uns, indem sie uns die Erfüllung dessen zeigen, was wir in der Schrift lesen. Wie schließt dieser eine Mann mit unbegreiflicher Verblendung wie die Juden die Augen vor einer so klaren Wahrheit, oder kann er deren Erfüllung nur mit einer Art Neid ansehen? Durch welche teuflischen Künste hat er das unsinnige Volk zum Glauben bringen können, daß seine eigenen Augen es getäuscht, daß seine Vorfahren Betrüger gewesen und ihre Nachkommen von ihnen getäuscht seien, daß die ganze Welt, obgleich Jesus Christus sein Blut vergossen, um sie zu erlösen, dennoch auf dem Wege des Verderbens wandle; daß alle Schätze der Barmherzigkeit, die Reichthümer der Gnade nur einzig für die aufbewahrt seien, welche er verführt?

Dieser Umstand drängt mich, trotz meiner Kränklichkeit, mich in ein Land zu begeben, das den Verheerungen dieses grausamen Ungeheuers ausgesetzt ist, welches Niemand anzugreifen wagt. Nachdem er wegen seiner ausgestreuten Irrthümer aus ganz Frankreich verjagt worden, fand er kein an-

deres Land, das bereit gewesen wäre, ihn aufzunehmen als das deinige, wo er unter deiner Herrschaft Freiheit hat, seine Wuth gegen die Heerde Christi auszuüben. Erwäge, erhabener Fürst, ob dir das zum Ruhme gereicht. Es ist nicht überraschend, daß dich diese listige Schlange getäuscht hat; obgleich er keinen Funken wahrer Frömmigkeit besitzt, beobachtet er doch alle ihre äußern Formen.

Es ist ein abtrünniger Mönch, der, nachdem er das klösterliche Kleid abgelegt und sich in die schmutzigen Freuden des Fleisches und der Welt gestürzt hat, wie ein unreines Thier zu seinem ausgespienem Fraße zurückkehrt. Genöthigt, wegen seiner schmachvollen Ausschweifungen sich seinen Verwandten und Freunden zu entziehen, oder vielmehr seiner Verbrechen wegen gezwungen, sie zu verlassen, wußte er nicht, wohin er gehen sollte, und irrte bald hier bald dort umher, von allen Seiten wie ein Vagabund zurückgestoßen. Darauf angewiesen, sein Brod zu betteln, trieb er Handel mit dem Evangelium, und indem er das Wort Gottes verkaufte, trieb er das Predigtamt als Gewerbe, um sein Leben zu fristen. Alles Geld, das er auf diese Weise von einfältigen Leuten oder vornehmen Frauen erwarb, vergeudete er im Spiele oder zu andern Ausschweifungen, so daß, wenn er am Tage den Beifall des Volkes errungen, dieser ausgezeichnete Prediger Abends oft bei schlechten Frauenspersonen überrascht wurde. Eure Hoheit wolle sich darnach erkundigen, wie er von Lausanne, Mans, Poitiers und Bordeaux fortkam. Er hinterließ in diesen Städten ein so schmachvolles Andenken seiner Ausschweifungen, daß er nicht wagen durfte, wieder dahin zurückzukehren. Hoffet ihr, daß dieser schlechte Baum gute Früchte hervorbringe? Er kann leider nur vergiftete hervorbringen. Schon läßt sich die Ansteckung, die er in euren Staaten verbreitet, in der ganzen Welt spüren. Erkennet hieraus die Beweggründe meiner Reise.

Ich komme nicht aus eigenem Antriebe; die Kirche ruft, die Liebe führt mich. Vielleicht gelingt es mir, mit einigem Erfolge an der Ausrottung dieser Giftpflanze und aller ihrer Schößlinge auf dem Ackerfelde der Kirche zu arbeiten, so lange sie noch klein sind. Ist auch meine Hand zu schwach zu so großer Arbeit, so rechne ich doch auf die Mithülfe der heiligen Bischöfe, die mich begleiten, und deinen mächtigen Schutz. An die Spitze der heiligen Bischöfe stelle ich den berühmten Bischof von Ostia, der eigens zu dieser Arbeit von dem apostolischen Stuhle bestimmt ist. Er ist groß in Israel wegen der Siege, die ihm der allmächtige Gott über seine Feinde verliehen hat. Es ist eure Pflicht, erhabener Fürst, diesem Prälaten und seinem Gefolge eine ehrenvolle Aufnahme angedeihen zu lassen und nach den dir von Gott verliehenen Kräften ein Unternehmen zu unterstützen, das nur dein und deiner Unterthanen Heil bezweckt"[1]).

Nach diesem Briefe begab sich der hl. Bernard nach Languedoc. Er wurde überall wie ein Engel vom Himmel aufgenommen und wirkte noch eine Menge Wunder, weshalb er auch beständig von dichten Volksscharen begleitet war, die Tag und Nacht seinen Segen verlangten. Gottfried, damals Mönch und später Abt in Clairvaux, sagt es in der Lebensgeschichte des Heiligen ausdrücklich, und in einem Briefe, den er während der Reise schrieb, auf welcher er den hl. Bernard begleitete, führt er mehrere Wunder an, die in Bergerac, Cahors, Toulouse, Verfeuil und an andern Orten geschehen sind. Das bedeutendste war dasjenige, welches sich in Sarlat in Perigord ereignete. Nach der Predigt brachte man ihm wie gewöhnlich mehrere Brode zum Weihen. Er erhob die Hand, machte das Kreuzzeichen über sie und sagte: „Ihr

1) S. Bern. Epist. 241.

werdet erkennen ob das, was wir euch predigen, wahr und das, was die Häretiker predigen, falsch ist', wenn eure Kranken durch den Genuß dieses Brodes gesund werden". Gottfried, der Bischof von Chartres, welcher neben dem heiligen Abte stand, fürchtete, dieser wage zu viel, und setzte hinzu: „Wenn sie das Brod mit Glauben genießen, werden sie gesunden". Aber der hl. Bernard erwiderte: „So habe ich nicht gesagt; aber seid versichert, Alle, die es genießen, werden gesund, damit Alle wissen, daß wir wirklich und wahrhaftig von Gott gesandt sind". So viele Kranke wurden von diesem Brode gesund, daß der Ruf davon sich in der ganzen Provinz verbreitete, und bei seiner Rückreise mußte der Heilige Sarlat vermeiden, um dem unerträglichen Andrange des Volkes auszuweichen [1]).

Unter allen Städten war Albi am meisten von der Irrlehre angesteckt, woher auch die ganze Secte den Namen Albigenser erhielt. Der Legat kam gegen Ende Juni dahin, und das Volk zog ihm zum Spotte mit Eseln und Trommlern voran. Als zur Messe geläutet worden war, sah man bei derselben kaum dreißig Menschen. Bernard kam zwei Tage darauf ebenfalls hin und wurde vom Volke mit lautem Jubel begrüßt. Am darauf folgenden Tage, dem Feste des hl. Petrus, erschien zur Predigt so viel Volk, daß die große Kirche die Menge nicht fassen konnte. Der Heilige ging alle Artikel ihrer Irrlehre durch, mit dem hl. Altarsakramente beginnend, und erklärte bei jedem Punkte, was die Irrlehrer predigten, und welches der Glaube der wahren Kirche sei. Zuletzt fragte er, was sie vorzögen? Alles Volk erklärte, daß es die Irrlehre verwerfe und mit Freuden zum katholischen Glauben zurückkehre. „So kehret denn zur Kirche zurück!" rief der hl. Bernard, „und damit wir wissen, wer unter euch bereut, so mögen alle jene die Hand zum Himmel emporheben!" Alle erhoben die rechte Hand, und so endigte die Predigt. Gottfried berichtet über diese Thatsache als das größte Wunder dieser Reise. Denn es gab nichts Schwereres, als diese Bekehrung.

In Toulouse wurde der hl. Bernard mit großer Verehrung aufgenommen; diese steigerte sich aber in wenigen Tagen noch bedeutend. Es gab in der Stadt nur Wenige, welche die Person Heinrichs begünstigten; es waren bloß einige Weber, und man nannte sie Arianer, weil sie in der That die Dreifaltigkeit nur dem Namen nach gelten ließen; aber eine große Anzahl, und zwar von den Vornehmsten begünstigten die Irrlehre. Man berief Heinrich und auch die Arianer und forderte, daß sie sich öffentlich vertheidigten, wenn sie noch fernerhin bei ihnen Ansehen genießen wollten. Aber Heinrich floh und die Arianer verbargen sich, und die Stadt Toulouse schien gänzlich gereinigt von der Irrlehre. Mehrere Edelleute schwuren, die Anhänger der Irrlehre zu vertreiben und in keiner Weise zu beschützen, und der Legat verkündete das Urtheil über sie, daß sie nirgends zugelassen würden, weder als Zeugen noch beim Gerichte, und daß Niemand mit ihnen verkehren dürfe. In diesem Urtheile deckte man auch dem gesammten Volke das lasterhafte Leben Heinrichs auf, daß er auf dem Concile zu Pisa dieselben Irrlehren abgeschworen, die er dennoch wieder predige, und daß der hl. Bernard, um ihn zu befreien, versprochen hatte, ihn als Mönch in Clairvaux aufzunehmen.

Der hl. Bernard folgte dem Heinrich auf seiner Flucht und predigte an den Orten, die dieser verführt hatte. Er traf einige widerspänstige Edelleute, die weniger irregeleitet als bösen Willens waren; denn sie haßten die Geistlichkeit und freuten sich über die Spöttereien Heinrichs. Dieser Betrüger wurde allenthalben so verfolgt, daß er kaum einen sichern Aufenthaltsort traf; endlich wurde er ergriffen, gefesselt und vor den Bischof geführt. Der heilige

---

1) Vita S. Bern. l. 6.

Bernard war aber bereits außer Landes. Es wäre ein längerer Aufenthalt seinerseits nothwendig gewesen, um alle Irrthümer auszumerzen. Indeß war der heilige Abt für so harte Arbeit zu krank und konnte nicht auf so lange Zeit seine geliebten Brüder in Clairvaux verlassen, die ihn durch häufige Briefe zur Rückkehr drängten.

In Toulouse wohnte er in dem Kloster der regulirten Chorherren zu St. Saturnin. Einer von ihnen, ein geschickter Arzt, war seit sieben Monaten gelähmt und in so kläglichem Zustande, daß man täglich seinem Tode entgegensah. Er bat den hl. Abt um die Erlaubniß, in ein Zimmer neben seiner Wohnung gebracht werden zu dürfen, und sechs Männer waren nothwendig, um ihn hinzutragen. Der hl. Abt kam zu ihm, und der Kranke beichtete und bat inständig, ihn gesund zu machen. Bernard segnete ihn, und beim Hinausgehen aus dem Zimmer sagte er zu sich selbst: „Du siehst Herr, daß die Leute Wunder verlangen, und anders werden wir nichts erreichen". Zu gleicher Zeit stand der Gelähmte auf, lief dem Heiligen nach und küßte ihm mit unglaublicher Verehrung die Füße. Einer seiner Mitbrüder, der ihm begegnete, schrie laut auf, denn er meinte ein Gespenst zu sehen. Die Nachricht hiervon drang wie ein Lauffeuer durch die Stadt, überall lief man herbei, um sich zu überzeugen. Der Legat und der Bischof waren unter den ersten. Man ging in die Kirche, der Gelähmte voran, und sang ein Te Deum. Der nun Geheilte folgte dem hl. Bernard nach Clairvaux, wurde dort Mönch, kehrte aber später, vom hl. Bernard gesandt, wieder in sein Land zurück und wurde dort Abt.

Nach seiner Rückkehr schrieb der hl. Bernard einen Brief an die Bewohner von Toulouse, worin er sie zu Beharrlichkeit ermahnt und daß sie in der Verfolgung der Häretiker nicht nachlassen möchten, bis diese gänzlich aus dem Lande verjagt wären. Er empfiehlt ihnen, wie er bereits mündlich gethan hatte, ja keine fremden und unbekannten Prediger mehr aufzunehmen, sondern nur solche, die eine Sendung vom Papste oder die Erlaubniß vom Bischofe erhalten hätten[1]).

* 80. * Um dieselbe Zeit entdeckte man mehrere derartige Häretiker in Köln und Bonn. Man führte einige derselben vor den Erzbischof Reginald von Köln, der sie vor der gesammten Geistlichkeit und den vornehmsten Laien öffentlich zur Rede stellte. Einige sahen ihren Irrthum ein und kehrten zur wahren Kirche zurück. Zwei aber, ihr Bischof und sein Gefährte, beharrten in ihrem Unglauben und beriefen sich dabei auf die Aussprüche Jesu Christi und der Apostel. Als sie merkten, daß sie damit gegen die Versammelten nicht durchkamen, baten sie um Aufschub, um die Gewandtesten aus ihrer Secte kommen zu lassen, und versprachen, wenn auch diese nicht genügend zu antworten wüßten, so wollten sie zur katholischen Religion zurückkehren. Sonst aber würden sie lieber sterben, als ihre Gesinnung ändern. Während dreier Tage belehrte man sie vergeblich. Da ließ sich das Volk durch die Geistlichkeit nicht mehr zurückhalten; von Eifer entbrannt, überfielen sie dieselben und verbrannten sie. Die beiden Häretiker ergaben sich nicht nur geduldig, sondern selbst freudig darin.

Also berichtete dem hl. Bernard der Prämonstratenser Evervin, Propst von Steinfeld in Westfalen, der dem Concil zu Köln beigewohnt hatte.

Der Priester Ekbert, ein Bruder der hl. Elisabeth von Schönau, früher Kanoniker zu Bonn, sodann Mönch und Abt von Schönau in der Diöcese

---

1) S. Bern. Epist. 242.

Trier, hatte früher in Bonn öfter Gelegenheit, mit den Häretikern zu disputiren, von denen mehrere sich bekehrten und die Geheimnisse der Secte aufdeckten. In Deutschland hießen sie allgemein Catharer, woher der Name Ketzer für Häretiker. Ekbert richtete an den Bischof von Köln in dreizehn Abhandlungen oder Kapiteln eine Darstellung und Widerlegung ihrer Irrthümer. Diesem läßt er im Auszuge folgen, was der hl. Augustin über die Lehre der Manichäer sagt, um die Identität beider Secten zu beweisen. Die neuen Manichäer gaben dies selbst zu; denn sie klagten den hl. Augustin an, ihre Geheimnisse verrathen zu haben.

Wie der hl. Bernard, Peter der Ehrwürdige und Evervin, so erkannte auch Ekbert in den Häretikern die vom hl. Paulus vorhergesagten Verführer. Er führt die in Deutschland am meisten verbreiteten Irrthümer auf zehn zurück. Sie verbieten die Ehe. Die Vorangeschrittenen aßen keinerlei Fleisch und zwar nicht aus solchen Motiven, wie die Mönche und Religiosen, sondern weil sie es als Erzeugtes für unrein hielten; d. h. so sagten sie öffentlich, im Geheimen lehrten sie noch, das Fleisch sei das Werk des Teufels. Sie behaupteten, die Taufe nütze Kindern gar nichts; ja die Wassertaufe nütze überhaupt Niemandem etwas; sie ersetzten sie durch eine vorgebliche Feuertaufe. Sie verwarfen das Fegefeuer, die Gebete für die Verstorbenen, das hl. Meßopfer; wenn sie demselben beiwohnten, so sei es nur Verstellung und um nicht entdeckt zu werden. Sie verwerfen das Priesterthum der römischen Kirche und behaupten, wahre Priester gebe es nur in ihrer Secte. Sie leugnen die Consecration des Leibes unseres Herrn. Ja, sie gehen noch weiter, wie einer von den aus der Secte Ausgetretenen Ekbert mitgetheilt hat. Sie sagen, unser Herr sei nicht Mensch geworden, nur zum Scheine gestorben und auferstanden. Sie thun auch ihr Möglichstes, um das Osterfest nicht mit den Christen zu feiern, wohl aber den Tag, an dem Manes starb. Diejenigen, welche in Köln verhört wurden, bekannten noch einen anderen, bisher unerhörten Unsinn, daß nämlich die menschlichen Seelen keine andern als die abtrünnigen aus dem Himmel gestürzten Geister seien; im menschlichen Körper vermöchten sie durch gute Werke ihr Heil zu verdienen, aber nur in ihrer Secte. Ekbert versichert, daß ihre Irrthümer zahllos seien und er nur einige herausgezogen, die ihm am gefährlichsten vorkämen. Diese widerlegt er mit großer Klarheit und Schärfe.

Die Katharer sagten, daß die christliche Lehre bei ihnen verborgen sei, und daß sie allein dieselbe kennen. Ekbert zeigt ihnen durch die Worte Jesu Christi und der Apostel, daß die christliche Lehre durchaus nicht verborgen sein dürfe, sondern im Gegentheile von den Dächern herab verkündigt werden solle, vor jeder Kreatur, vor Königen und Fürsten; sie ist eine Stadt, auf dem Berge erbaut, die in keiner Weise verborgen werden darf. Man muß sie vor aller Welt bekennen, wenn man von Jesus Christus vor seinem Vater erkannt sein will. Ekbert schließt daraus, daß die Lehre, welche die Katharer so sorgfältig verheimlichten, nicht die christliche Lehre war.

„Wenn einer unter euch wegen Irrthums eingezogen und vor das kirchliche Gericht gestellt airb, so leugnet ihr euern Glauben entweder ganz oder bekennt die Irrthümer dann, wenn euch keine Aussicht bleibt, vom Tode errettet zu werden. Ein solches Bekenntniß ist nicht ruhmvoll für euch; es ist wie das Bekenntniß eines Spitzbuben, der, wenn er keine Hoffnung mehr hat, dem Stricke zu entgehen, seine Diebstähle eingesteht. Wenn einige von euch in der Aufregung vom Volke getödtet wurden, so sind dies nicht Apostel, die ein Martyrium leiden, sondern Diebe und Räuber, die von der Gerechtigkeit verfolgt werden.

Nachdem Ekbert den Ursprung und die heimliche Verbreitung der Irrlehre der Katharer besprochen hat, weist er den Ursprung und die öffentliche Verbreitung der christlichen Lehre nach. Petrus, der Stellvertreter Christi, verkündigte sie von Jerusalem, Antiochien, besonders aber von Rom aus, allen Völkern der Erde, den Franken und Germanen besonders durch Remigius, Bonifacius und ihre Nachfolger."

„So ist es denn offenbar, schließt er, daß der Grund unsers Glaubens die Lehre Petri ist, welche von Christus stammt, von Gott selbst. Aber der Grund eures Glaubens ist die Lehre des Manes, der nicht aus Gott war, sondern vom Teufel, nicht aus Christus, sondern vom Antichrist. Das allein genügt für jeden vernünftigen Menschen, um zu erkennen, ob er sich unserm katholischen Glauben anschließen soll, oder eurem geheimen Unglauben, der verdient, in alle Ewigkeit von Grund aus verdammt zu werden.

Die Manichäer, welche sich im Geheimen den schändlichsten Handlungen ergaben, die den Grundsätzen ihrer Lehre gemäß die Sünden des Menschen nicht auf den Menschen, sondern auf Gott selbst zurückführen, machen sich ein grausames Vergnügen daraus, den Katholiken, besonders den Priestern, die geringsten Fehler vorzuwerfen und daraus zu schließen, daß ihr Glaube nicht nur todt, sondern nichtig sei."

Ekbert unterscheidet zwischen leichten und schweren Sünden; bei erstern bleibt der Glaube lebendig, bei den andern ist er todt, aber nicht vernichtet. Die Häretiker behaupten, daß ein Priester, dessen Glaube todt ist, durch sein Amt weder sich selbst noch Andern nützen könne. Ekbert zeigt durch einen Vergleich, daß solch ein Priester durch sein Amt Andern wohl nützen könne. Er sagt: „Ein geschickter Arzt wird gefährlich krank; er weiß, was ihn heilen kann, hat auch das Mittel, aber er ist so heikel, daß er das Mittel nicht anwenden mag, er gibt es einem Andern, der dieselbe Krankheit hat, und dieser wird gesund, er selbst bleibt elend bis zum Tode. Von diesem Arzte kann man in Wahrheit sagen, daß seine Wissenschaft für ihn todt, aber für Andern belebend sei.

Die Häupter der Katharer sagten, daß man in der Ehe nicht selig werden könne, und daß die Gatten sich trennen müssen. Ekbert beweist durch die Schrift, daß diese Lehre nicht von Gott, sondern vom Teufel stamme. Von den Pharisäern gefragt, ob der Mann um irgend welche Ursache willen sein Weib entlassen dürfe, antwortete Jesus Christus: „Was Gott vereint hat, darf der Mensch nicht trennen".

Die Katharer aßen kein Fleisch und zwar aus dem Grunde, weil es Gezeugtes ist. Ekbert beweist ihnen, wie sie sich selbst widersprechen, da sie Fische äßen, die doch nicht minder erzeugt sind, als wie Vögel und Vierfüßler.

Die Katharer verwarfen nicht nur die Kindertaufe, sondern sie verlangten auch, daß die Erwachsenen nicht mit Wasser, sondern mit Feuer getauft würden. Zu diesem Zwecke zündeten sie eine Menge Lichter rings um einen geheimen Saal an, stellten den Neophyten in die Mitte desselben, und der Erzkatharer legte ihm die Hand auf das Haupt und segnete ihn. Ekbert bemerkt, dies heiße nicht **mit** Feuer, sondern beim Feuer taufen. Er fügt hinzu: Weil man zu Thörichten gemäß ihrer Thorheit sprechen muß, so will ich euch sagen, wie ihr es machen müßt. Zündet ein großes Feuer mitten in euern Synagogen an und stellt euern Täufling hinein; wenn der Erzkatharer bei der Handauflegung sich die Nägel nicht verbrennt, und der Täufling heil und gesund daraus hervorgeht, will ich von Stund an bekennen, daß er gut getauft sei. Unverständige, die ihr seid! Wollt ihr besser wissen, womit man getauft werden müsse, als der Herr selbst, der sich im

Wasser des Jordan taufen ließ und sagte: „Wer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem hl. Geiste, der kann nicht ins Himmelreich eingehen. Als der hl. Petrus den Hauptmann Cornelius, der Diakon Philippus den Kämmerer der Königin Candace taufen wollte, verlangten sie da Wasser oder Feuer?

Mit solcher Schärfe widerlegt der gelehrte Ekbert die Irrthümer der Katharer. Von allen Schriftstellern jener Zeit scheint er uns am meisten in die finstern Geheimnisse dieser Secte eingedrungen zu sein [1]).

Als der Propst Evervin den hl. Bernard ersuchte, diese Irrthümer zu widerlegen, kannte er sie noch nicht so genau. Der Heilige aber hatte auf seiner Reise nach Languedoc Gelegenheit gehabt, sie besser kennen zu lernen, und widerlegte sie in zwei Reden über das hohe Lied. Er vergleicht sie darin mit den kleinen Füchsen, die den Weinberg des Bräutigams verwüsten, und sehr schwer zu erhaschen sind wegen ihrer Gleißnerei und Verborgenheit. Sie verbieten das Schwören, verschwören sich aber selbst, ihre Geheimnisse zu bewahren.

Der hl. Bernard spricht zu ihnen in folgender Weise: „Antwortet mir ihr, die ihr klüger seid, als nöthig ist, und thörichter, als man sagen kann. Ist das Geheimniß, das ihr verbergt, von Gott, oder nicht? Ist es von Gott, warum verkündiget ihr es nicht zu seiner Ehre? Und ist es nicht von ihm, warum anders glaubt ihr es, als weil ihr Häretiker seid? Ihr behauptet, nur dem Evangelium zu folgen; handelt denn also nach dem Evangelium, wo der Herr sagt: „Was ich euch bei Nacht gesagt habe, das offenbart am hellen Tage, und was ich euch im Geheimen anvertraut habe, das predigt von den Dächern".

* 81. * In den ersten Tagen des November 1147 verließ der Papst Eugen Frankreich und kam über Verdun nach Trier; er war begleitet von achtzehn Cardinälen, mehreren Bischöfen und Aebten; sie waren vom Erzbischofe Albero dahin eingeladen, der die gesammte Gesellschaft auch während dreier Monate bewirthete. Der Papst hielt daselbst ein Concil ab, und Heinrich, der Erzbischof von Mainz, benutzte diese Gelegenheit, um mit den Hervorragendsten aus seinem Klerus dem Papste die Offenbarungen der hl. Hildegard, einer Nonne von bedeutendem Ansehen, vorzulegen.

Sie war in der Grafschaft Spanheim 1098 von edlen und tugendhaften Eltern geboren, die sie von Kindheit auf dem Dienste Gottes weihten, da sie vom ersten Gebrauche der Sprache an durch Worte und Zeichen verrieth, daß sie außergewöhnliche Dinge schaute. Im Alter von acht Jahren wurde sie in das Kloster Desibodenberg gebracht und der Leitung der seligen Judith oder Jutta, einer Schwester des Grafen von Spanheim, übergeben, die das Leben einer Inclusa führte und sie in der Demuth und in aller Tugendhaftigkeit so wie im Lesen der Psalmen unterrichtete. Von acht bis zu fünfzehn Jahren fuhr Hildegard fort, übernatürliche Dinge zu schauen, von denen sie in aller Einfalt zu ihren Gefährtinnen sprach, die darüber sehr erstaunt waren.

Man wunderte sich, woher das käme. Hildegard selbst nahm mit Erstaunen wahr, daß sie, während sie innerlich in ihrer Seele schaute, auch äußerlich mit ihren Augen in gewöhnlicher Weise sah, was sie nie von Jemanden gehört hatte. Von Furcht ergriffen schwieg sie von nun an über ihr

---

1) Bibl. PP. t. 23, p. 601, 602.

innerliches Licht. Indeß entschlüpften ihr im Gespräche wiederholt Vorhersagungen, worüber die Zuhörer staunten. Sie sah und hörte diese Dinge nicht im Traume oder im Schlafe, nicht in aufgeregtem Zustande und auch nicht mit ihren leiblichen Augen und Ohren, sondern sie hatte dieses Schauen in wachendem Zustande, indem sie bloß in der Seele durch die Augen und Ohren des innern Menschen sah. Sie selbst gibt es in dieser Weise an.

Dieser Zustand übernatürlichen Schauens währte ihr ganzes Leben lang. Sie schrieb in ihrem Alter: „Von Kindheit an bis jetzt, wo ich über siebenzig Jahre alt bin, sehe ich immer dieses Licht in meiner Seele; ich nehme es nicht mit den leiblichen Augen wahr, auch nicht durch die Gedanken meines Herzens, noch irgend wie durch die äußern Sinne; die leiblichen Augen bleiben geöffnet und die übrigen Sinne behalten ihre Kraft; denn das Licht, was ich sehe, ist nicht örtlich, aber leuchtender als das Sonnenlicht, und ich kann seine Ausdehnung nicht ermessen. Man nennt es mir den Schatten des lebendigen Lichtes, und wie die Sonne, der Mond und die Sterne sich im Wasser abspiegeln, so sehe ich die Schriften, die Gespräche, die Tugenden und Werke der Menschen in diesem Lichte. Alles, was ich in diesen Gesichten sehe oder höre, behalte ich lange im Gedächtnisse. Ich sehe, höre und verstehe gleichzeitig, und ich verstehe, wie in einem Augenblicke, was ich weiß. Aber Alles, was ich nicht sehe, weiß ich nicht, da ich nicht gelehrt bin, und für die Sachen, die ich schreibe, brauche ich keine andere Worte als solche, die ich höre, einfache lateinische. Die Weise, wie ich die Worte vernehme, ist nicht so, wie bei denen, die vom Munde eines Menschen ertönen, sondern wie eine glänzende Flamme, wie eine Wolke, die sich in einer reinen Luft bewegt. Die Gestalt des Lichtes kann ich nicht erkennen, wie ich die Sonnenkugel nicht anschauen kann. Indeß sehe ich in diesem Lichte zuweilen ein anderes Licht, das man mir das lebendige Licht nennt; dieses aber sehe ich nicht oft und kann noch weniger dessen Gestalt bestimmen. Wenn ich dieses Licht betrachte, so verschwindet aller Schmerz und alle Traurigkeit aus meinem Herzen, ich habe den Sinn eines kleinen, einfältigen Kindes und nicht den einer alten Frau. Der Anschauung des ersten Lichtes, das der Schatten des lebendigen Lichtes genannt wird, bin ich nie beraubt, und ich sehe es, als wenn ich in einer leuchtenden Wolke das sternenlose Firmament sehe, und in ihm sehe ich, was ich von dem Glanze des lebendigen Lichtes sage. Von Kindheit an bis zum vierzigsten Jahre habe ich diese Dinge unausgesetzt gesehen; zuweilen sprach ich davon, aber geschrieben habe ich nie etwas.

Im Alter von vierzig Jahren hörte sie eine Stimme vom Himmel, die ihr gebot, Alles niederzuschreiben, was sie sah. Sie widerstand lange, nicht aus Eigensinn, sondern aus Demuth und Mißtrauen. Mit 42 Jahren und sieben Monaten sah sie den Himmel sich öffnen und ein leuchtendes Feuer durchdrang ihr Haupt, ihr Herz und ihre ganze Brust, ohne sie zu brennen, mit sanfter Gluth; zugleich erhielt sie das Verständniß der Psalmen, der Evangelien und andrer Bücher des alten und neuen Testamentes, so zwar, daß sie den Sinn erklärte, ohne die Bedeutung der Worte grammatisch erklären zu können, denn sie verstand weder Latein noch Grammatik. Da sie fortwährend zögerte zu schreiben, weniger aus Ungehorsam als aus Furcht, wurde sie krank. Endlich entdeckte sie ihre Noth einem Religiosen, der ihr Beichtvater war, und durch diesen seinem Abte. Nachdem der Abt mit den Erleuchtetsten seiner Genossenschaft sich berathen und Hildegard geprüft hatte, befahl er ihr, zu schreiben, was sie denn auch that, und sogleich wurde sie gesund und konnte sich von ihrem Lager erheben. Diese Genesung kam dem Abte so wunderbar vor, daß er das Urtheil Anderer darüber vernehmen wollte; er reiste nach Mainz,

um dem Erzbischofe und den hervorragendsten Geistlichen davon Meldung zu machen, und legte ihnen die Schriften Hildegards vor. Der Erzbischof sah sich hierdurch veranlaßt, den Papst selbst um Rath zu fragen. Eugen III. wollte sich näher von dem Wunder überzeugen und sandte Albero, Bischof von Verdun, und Albert, seinen Primicerius, so wie andere befähigte Personen zu Hildegard, um aus ihrem eigenen Munde die Sache zu erfahren, ohne Aufsehen und Lärmen zu verursachen. Hildegard antwortete ihnen mit aller Einfalt. Nachdem der Bischof dem Papste Bericht erstattet hatte, ließ dieser sich die Schriften Hildegards kommen und las sie selbst in Gegenwart des Erzbischofs, der Cardinäle und des gesammten Klerus vor. Er erzählte ihnen auch, was er von denen gehört hatte, die an Hildegard abgesandt waren, und alle, die anwesend waren, dankten Gott.

Auch der hl. Bernard, der damals zugegen war, legte Zeugniß ab von dem, was er über die hl. Jungfrau wußte, denn er hatte sie besucht, als er nach Frankfurt reiste, und hatte ihr darauf einen Brief geschrieben, in dem er seine Freude über die Gnade aussprach, deren sie theilhaftig geworden war, und in dem er sie ermahnte, mit ihr treu mitzuwirken. Er bat den Papst mit allen Anwesenden, öffentlich kund zu thun, welche Gnade Gott seiner Kirche erwiesen habe, und das Wunder durch seine Autorität zu bestätigen. Der Papst gab den Bitten nach und schrieb an Hildegard, sie ermahnend, daß sie in Demuth die erhaltene Gnade bewahren und mit Vorsicht Alles offenbare, was sie im Geiste erkennen würde. Er gestattete ihr auch, sich mit Erlaubniß ihres Bischofes mit ihren Schwestern an den Ort zurückzuziehen, der ihr offenbart worden war, und dort klösterlich nach der Regel des hl. Benedikt zu leben. Dieser Ort war der St. Rupertsberg bei Bingen am Rhein, vier Stunden unterhalb Mainz, so benannt nach einem Herrn, der im neunten Jahrhunderte gelebt und von der Kirche am 15. Mai verehrt wird. Hildegard ging mit achtzehn edlen Jungfrauen, die sie durch ihren Ruf angezogen, dahin, und wurde ihre erste Abtissin.

Sie schrieb in einem ziemlich langen Briefe an den Papst Eugen, was sie durch die himmlische Stimme in Bezug auf ihn gehört hatte. Weil die Sprache sehr bilderreich ist, ist der Sinn nicht immer klar. Sie sagt eine schwere Zeit voraus, deren erste Anzeichen bereits erschienen seien. „Die Thäler klagen über die Berge, und die Berge fallen auf die Thäler. Wie? Die Unterthanen haben keine Gottesfurcht mehr. Sie sind von fast rasender Wuth ergriffen, die Gipfel der Berge zu ersteigen, die Prälaten anzuklagen, anstatt ihrer eigenen Sünden zu gedenken. Sie sagen: „Ich bin geeigneter zu herrschen, als sie. Sie setzen Alles herab, was die Großen thun, und zwar aus Neid und Haß gegen die Oberherrschaft gleich einem Unsinnigen, der, anstatt sein eigenes schmutziges Kleid zu säubern, nur die Farbe des Kleides Anderer betrachtet. Die Berge selbst, d. h. die Prälaten, anstatt sich unaufhörlich im vertrauten Verkehre mit Gott zu erheben, um mehr und mehr das Licht der Welt zu werden, vernachlässigen und verfinstern sich. Und von daher kommt die Verfinsterung und die Verwirrung der Untergebenen. Deshalb, großer Hirt und Statthalter Christi! verschaffe Licht den Bergen und Bekehrung den Thälern! Gib Vorschriften den Herren und Zucht den Unterthanen. Der höchste Richter befiehlt dir, die bösen und gottlosen Tyrannen auszurotten und von dir zu vertreiben, damit sie sich nicht zu deiner Beschämung in deiner Gesellschaft befinden. Aber sei mitleidig mit dem allgemeinen und besondern Unglücke, denn Gott verschmäht nicht die Wunden und Schmerzen Jener, die ihn fürchten".

Der König Konrad schrieb an die hl. Hildegard, um sich und seinen Sohn in ihr Gebet zu empfehlen. Sie antwortete ihm: „Er, der das Leben

Allem gibt, spricht: Glückselig die, welche dem Leuchter des höchsten Königs unterworfen sind, und diejenigen, welche er derart auf einen erhabenen Platz stellt, daß er sie nicht von seinem Schooße entfernt. Verbleibe daselbst, o König, und entferne aus deiner Seele Alles, was sie befleckt, denn Gott bewahrt Jeden, der ihn mit demüthigem und reinem Herzen sucht. Hüte dein Reich und übe Gerechtigkeit, damit du dem obern Reiche nicht fremd werdest. Vernimm, es gibt Dinge, durch die du dich von Gott entfernst; die Zeiten sind leichtfertig wie ein Weib, und sie neigen zur Ungerechtigkeit, die darnach strebt, die Gerechtigkeit im Weinberge des Herrn zu zerstören. Alsdann werden aber noch schlimmere Zeiten kommen, in denen die wahren Israeliten gegeißelt werden und der katholische Thron in den Schrecknissen erzittern wird; das Ende davon werden Gotteslästerungen sein wie der Leichnam nach dem Tode". St. Hildegard endet mit den Worten: „Der, welcher alles weiß, sagt dir noch einmal: Mensch, der du dies hörst, begib dich deines Willens und bekehre dich, damit du in der Zeit, von der ich spreche, gerechtfertigt erscheinst und über deine Handlungen nicht zu erröthen brauchest."

Die hl. Abtissin ertheilte verschiedenen Bischöfen und Fürsten, die an sie schrieben, Vorhersagungen und gab ihnen ähnliche Andeutungen und Rathschläge. Sie war unter den Frauen das, was der heilige Bernard unter den Männern war [1]).

* 82. * Von Trier reiste Papst Eugen über Metz und Verdun nach Rheims, wo Sonntags am 21. März 1148 ein Generalconcil eröffnet wurde, dessen Schluß am 30. März erfolgte. Auf dem um Ostern 1147 zu Paris gehaltenen Concil war Gilbert de la Porrée, Bischof von Poitiers, verschiedener Irrthümer angeklagt worden. Der Papst Eugen setzte aber die Entscheidung bis zu dem damals beabsichtigten Generalconcile aus. Zu Rheims wurde Gilbert mehrerer Irrthümer in Betreff der Natur Gottes, seiner Eigenschaften und der Geheimnisse der hl. Dreifaltigkeit überführt. Er sagte, die Gottheit oder göttliche Wesenheit ist real von Gott verschieden; die Behauptung: Gott ist die Güte, sei falsch, wenn man sie nicht dahin zurückführt: Gott ist gut. Er fügt hinzu, daß die göttliche Natur oder Wesenheit real verschieden sei von den drei göttlichen Personen, daß nicht die göttliche Natur, sondern allein die zweite Person Mensch geworden sei. Bei allen seinen Behauptungen bestehen die Irrthümer in dem Worte real.

Nach einigen Hin= und Herreden stellte der hl. Bernard im Vereine mit den Bischöfen und Prälaten Frankreichs auf dem Concil zu Rheims folgendes Glaubensbekenntniß den Irrthümern Gilberts entgegen: „1. Wir glauben, daß die Natur der Gottheit Gott ist und daß Gott die Gottheit ist; daß er weise ist durch die Weisheit, die er selbst ist, groß durch die Größe, die er selbst ist u. s. w. 2. Wenn wir von den drei göttlichen Personen sprechen, sagen wir, daß sie ein Gott und eine göttliche Wesenheit sind, und im Gegentheil, wenn wir von der göttlichen Wesenheit sprechen, sagen wir, daß sie in drei Personen ist. 3. Wir sagen, daß Gott allein ewig ist und daß nichts Anderes, mag es Verhältniß oder Eigenschaft genannt werden oder wie immer, ewig sei, ohne Gott zu sein. 4. Wir glauben, daß die Gottheit selbst und die göttliche Natur im Sohne Mensch geworden ist".

Der Papst bestätigte dieses Glaubensbekenntniß und verdammte die Behauptungen Gilberts, der sich diesem Urtheile demüthig unterwarf und im

---

1) Vgl. Migne Patrologiae t. CXCVII. S. Hildegardis abbatissa.

Frieden in seine Diöcese zurückgeschickt wurde. Einige seiner Schüler aber waren nicht so folgsam. Der hl. Bernard bekämpfte deren Irrthümer theils durch zwei Reden, theils durch das fünfte Buch de consideratione.

Auf dem Concil zu Rheims beschäftigte man sich auch mit einem niederbretannischen Edelmann Namens Eon de l'Etoile, der sich einbildete, daß man bei den Worten des Exorcismus: per eum qui venturus est, und bei denen der Kirchengebete: per eundem Dominum nostrum, ihn nenne; das Wort eum sollte sein Name Eon sein. Dieser Irrthum würde nun lächerlich erscheinen, wenn er nicht in Narrheit und Gottlosigkeit ausgeartet wäre und dieser Edelmann sich es nicht in den Kopf gesetzt hätte, daß er der Sohn Gottes sei, der Richter der Lebendigen und Todten und der Herr aller Dinge. Wie er selbst davon überzeugt war, so suchte er Andere davon zu überzeugen, so daß er auf seinen Besitzungen und in der Umgegend einen nicht unbedeutenden Anhang hatte, der ihm blind ergeben war. Seine Familie suchte ihn einzusperren, und die öffentliche Sicherheit machte es auch bald nothwendig. Denn so einfältig und närrisch er auch war, zog er doch bald Consequenzen aus seinem Principe. Begleitet von seinen Anhängern, suchte er seine Eigenschaft als Sohn Gottes und Herr des Weltalls geltend zu machen. Er beraubte die Kirchen, plünderte die Klöster und bereicherte sich und sie mit Allem, dessen er habhaft werden konnte. Ohne zu arbeiten, verlebten sie mit einander gute Tage. Man erzählte sich selbst, daß er Geistern gebiete, die auf seinen Wink mitten im Walde reichbesetzte Tafeln aufstellten, aber mit Scheingerichten, die gut schmeckten, indeß nicht nährten. Nachdem Eon de l'Etoile eine Zeitlang sein Wesen getrieben und wiederholt sich den Nachforschungen entzogen, die man seinetwegen angestellt hatte, wurde er endlich in der Diöcese Rheims sammt einigen seiner Anhänger eingefangen. Vor das Concil geführt, fragte ihn der Papst, wer er sei. „Ich bin", antwortete er stolz, „derjenige, der die Lebendigen und die Todten und die ganze Welt durch Feuer richten soll". Als man zu wissen verlangte, was die Form des Stockes bedeute, auf den er sich stützte, und der oben gabelförmig endete, antwortete er: „Das ist ein Geheimniß. So lange ich ihn so halte, daß die beiden Endspitzen zum Himmel gerichtet sind, wie ihr dies jetzt sehet, besitzt Gott zwei Theile des Weltalls und überläßt den dritten mir; wende ich aber die zwei Arme gegen die Erde und den Stiel gegen Himmel, behalte ich für mich zwei Theile und überlasse Gott nur den dritten". Bei diesen Worten konnte sich die Versammlung des Lächelns nicht enthalten; man bemitleidete diesen derartig verrückten Mann, ging sogar so weit, ihn nicht einmal mit Strenge für die Diebereien und Sakrilegien verantwortlich zu machen, deren er sich schuldig gemacht hatte. Eine lebenslängliche Gefangenschaft war die ganze Strafe, die nach dem Willen des Papstes über ihn verhängt wurde. Bald nach seiner Einkerkerung starb er. Einige seiner Anhänger wurden dem weltlichen Gerichte übergeben, sie ließen sich eher verbrennen, als auf ihre verbrecherische Narrheit zu verzichten.

Auf dem Concil zu Rheims wurden noch verschiedene andere Angelegenheiten erledigt. Man verfaßte oder erneuerte mehrere Canones gegen die Irrlehrer, die Ordinationen der Häretiker, die Brandstifter, die Verächter der Asyle und Störer der allgemeinen Sicherheit, gegen die Kämpfer in Turniergefechten, gegen die Bedrückung und die ungerechten Frohndienstforderungen der Schloßbesitzer, gegen die Räuber und Schuldner der Kirchengüter, gegen Jene, die das Gesetz über Excommunication und Interdict nicht beobachteten, endlich gegen den Luxus und andere Mißbräuche unter dem Klerus.

* 83. * Während seines Aufenthaltes in Frankreich setzte Papst Eugen den Erzbischof Wilhelm von York ab. Nach dem Tode des Erzbischofs

Thurstan im Monate Februar 1140 blieb diese Kirche länger als ein Jahr verwaist. Heinrich, Bischof von Winchester und Bruder des Königs Stephan' ließ Heinrich von Coili, einen Neffen desselben, zum Bischofe wählen; da er aber Abt von St. Stephan in Caen war, wollte der Papst Innocenz dies nicht zugeben, bevor er auf die Abtei Verzicht leistete. Im Monat Januar 1141 schritt man zu einer neuen Wahl und die Mehrzahl einigte sich, Wilhelm, den Schatzmeister der Kirche zu York, zu wählen. Er war ebenfalls ein Neffe des Königs Stephan, ein Sohn seiner Schwester Emma und des Grafen Hebert von Winchester. Er war sittenrein und von liebenswürdiger Gemüthsart, auch freigebig gegen die Armen; aber der Erzdiakon Walther und einige Andere widersetzten sich der Wahl, indem sie behaupteten, sie sei nicht frei gewesen, sondern von dem Grafen von York im Auftrage des Königs befohlen. In der That hatte der Graf der Wahl beigewohnt und den Erzdiakon Walther, der sich auf den Weg begeben hatte, um zum Könige zu reisen, ergriffen und auf einem Schlosse festgehalten. Diese Gewaltthätigkeit rechtfertigte die Anschuldigung und machte die Wahl ungültig. Die Opponenten appellirten an den Papst; sie hatten auf ihrer Seite mehrere hervorragende Religiosen, unter Anderen Wilhelm, Abt von Ridal, und Richard, Abt von Fontaines, zwei Cisterzienser-Abteien in der Diöcese York. Robert, Prior von Hagulstadt, verließ selbst das Land, um wieder einfacher Mönch in Clairvaux zu werden.

Der hl. Bernard nahm sich dieser Sache lebhaft an und schrieb sehr dringlich an den Papst gegen Wilhelm. Im Jahre 1142 wurde die Angelegenheit in Rom in Gegenwart beider Parteien untersucht, und Papst Innocenz II. erklärte, daß Wilhelm geweiht werden dürfe, wenn der Dechant von York eidlich beschwöre, daß der Graf dem Kapitel keinen Befehl des Königs vorgelegt habe, Wilhelm zu wählen, und wenn Wilhelm selbst beschwöre, daß er kein Geld gegeben, um zu dieser Würde zu gelangen. Die Bedingungen wurden erfüllt, aber in zweifelhafter Weise, und Wilhelm wurde von seinem Oheim Heinrich, dem Bischofe von Winchester und Legaten des Papstes, am 27. September 1142 zum Erzbischofe von York geweiht.

Die Beschwerden erneuerten sich unter Cölestin II. und Lucius II. Wilhelm sandte an Ersteren Abgeordnete und ließ um das Pallium bitten; der Papst verweigerte dieses den Gesandten und verlangte, daß Wilhelm selber komme. Lucius II., der bald darauf Papst wurde, war ihm nicht so entgegen, und auf die Bitten des Bischofs von Winchester sandte er einen Cardinal, dem Erzbischofe das Pallium zu überbringen. Aber Wilhelm versäumte es, den Cardinal aufzusuchen, denn als großer Herr hatte er neben manchen Tugenden auch den Fehler, weichlich zu sein und ein Feind aller Arbeit und Mühe. Es fehlte also an Gelegenheit, das Pallium zu empfangen. Später ging er nach Rom, um sich dasselbe von Eugen III. zu erbitten, als dieser den apostolischen Stuhl bestieg. Die Mehrzahl der Cardinäle war für ihn; aber der hl. Bernard erneuerte seine Vorstellungen und schrieb in dieser Angelegenheit zwei sehr kräftige Briefe an den Papst. Eugen befahl Wilhelm, sich aller bischöflichen Functionen zu enthalten, bis der Bischof Dunelm, früherer Dechant von York, die Angelegenheit zu Ende gebracht habe, indem er den Eid leiste, den Papst Innocenz verlangt hatte. Der Bischof weigerte sich dessen und erklärte sich gegen den Erzbischof. Als dieser sah, daß er in Rom nicht voran kam, reiste er nach Sicilien zu seinem Verwandten, dem Könige Roger. Mittlerweile hatten einige ihm verwandte Edelleute in England aus Aerger über sein Mißgeschick eine Besitzung der Abtei Fontaines in Asche gelegt, was seine Sache bedeutend verschlimmerte und den Papst gegen ihn einnahm.

Endlich erneuerten die Geistlichen von York ihre Beschwerden. An ihrer Spitze stand Heinrich von Murdac, der neue Abt von Fontaines, der unter dem Erzbischofe Thurstan in der Kirche von York sowohl als auch in der ganzen Provinz durch seinen Adel, seine Würde und seine Reichthümer hervorragte. Das Alles hatte er verlassen, um unter der Leitung des hl. Bernard einfacher Mönch in Clairvaux zu werden, wo er sich in jeder klösterlichen Tugend auszeichnete.

Der Erzbischof Wilhelm wurde angeklagt, nicht kanonisch gewählt, ungültig geweiht und nur durch das Ansehen des Königs eingesetzt worden zu sein.

Er unterlag, und Alberich, Bischof von Ostia, verkündigte im Namen des Papstes das Urtheil der Absetzung, wobei er hervorhob, daß er vor seiner Wahl bereits vom Könige Stephan ernannt worden sei.

Uebrigens wurde dieses Urtheil gegen die Ansicht der Mehrzahl der Cardinäle ausgesprochen. Darauf schrieb der Papst an den Bischof von Dunelm oder Durham und an das Kapitel von York, daß sie zu einer neuen Wahl schreiten möchten und zwar binnen 40 Tagen. Am 24. Juli versammelten sie sich; ein Theil des Klerus wählte Hilarius, Bischof von Chichester, die andern den Abt Heinrich von Murdac. Der Papst bestätigte die Wahl des Letzteren zu Auxerre und am 5. December weihte er ihn in Trier.

Als der Erzbischof Wilhelm von Sicilien zurückkehrte, hielt ihn sein Oheim, der Bischof von Winchester bei sich zurück und bot ihm alle seine Häuser und Dienstleute an; Wilhelm wählte eine der Besitzungen des Prälaten und zog sich dort in die Einsamkeit zurück, an nichts Anderes denkend, als Buße zu thun. Er ertrug seine Entsetzung mit außerordentlicher Geduld, ohne zu murren oder über seine Widersacher zu klagen, noch auch Jenen Gehör zu geben, die gegen sie redeten. Er beschäftigte sich unausgesetzt mit Gebet und Lectüre und wurde ein ganz anderer Mensch, der es wohl verdiente, unter die Zahl der Heiligen versetzt zu werden [1]).

Auf dem Concil zu Rheims brachte der Papst den Streit zwischen dem Erzbischofe Theobald von Canterbury und dem Bischofe Bernard von Meneve oder Saint-David im Lande Galles vorläufig zu Ende. Bis dahin galt Saint-David als Metropole; als aber Galles mit England vereinigt wurde, erklärte der Erzbischof von Canterbury den Bischofssitz Saint-David für aufgehoben und ließ Bernard das eidliche Versprechen ablegen, nimmermehr die Rechte eines Metropoliten anzusprechen. Später forderte der Bischof sein Recht von dem Papst Eugen zurück; nachdem dieser aber beide Theile gehört, gab er dem Erzbischofe vorläufig Recht und bestellte sie auf St. Lukas des folgenden Jahres zu einem endgültigen Bescheide. Sein Brief ist vom 29. Juni [2]).

* 84. * Als Raimund, Erzbischof von Toledo zum Concil nach Rheims kam, beklagte er sich von Seiten des Königs von Castilien, seines Herrn, daß Papst Eugen dem Alphons Heinrich den Titel eines Königs von Portugal für eine jährliche Abgabe von vier Pfund Gold verliehen und zwar zum Nachtheile der Krone von Castilien. Ebenso beklagte sich der Erzbischof von Toledo, daß der Erzbischof von Braga und dessen Suffragane seinen Vorrang nicht anerkennen wollten, was augenscheinlich eine Folge der Erhebung des neuen Königreiches Portugal war.

---

1) Acta SS. 8. Jul. — 2) Eugenius Epist. 2.

Um diese Klagen zu beschwichtigen, schrieb Papst Eugen an Alphons III. König von Castilien einen Brief, worin er ihm erklärt, er habe niemals die Absicht gehabt, seine Würde oder die Rechte seiner Krone irgendwie zu schmälern, und er versprach ihm, wie bisher in seinem Reiche die Expedition gegen die Ungläubigen zu begünstigen. „Wir wollen, so schloß er, daß der Erzbischof von Braga und seine Suffragane dem Erzbischofe von Toledo als ihrem Vorgesetzten gehorchen, so wie es von unsern Vorgängern bestimmt worden ist. Bezüglich dieser Angelegenheit ist der Erzbischof von Braga auch von uns bestraft worden.

Zum Zeichen unserer Gewogenheit übersenden wir dir durch den Bichof von Segovia die goldene Rose, die der Papst gewöhnlich am vierten Fastensonntage trägt. Und weil du gewollt hast, daß alle Bischöfe und Aebte deines Reiches dem Concile von Rheims beiwohnten, erlassen wir auf deine Fürbitte jenen die ihnen angedrohte Strafe, die nicht erschienen sind.“ In einem andern Briefe theilt er dem Könige mit, daß er auf seine Bitte dem Erzbischofe von Toledo das Vorrecht gewähre, das Kreuz vor sich hertragen zu lassen. Der Erzbischof von Braga unterwarf sich endlich dem Primate des Erzbischofs von Toledo; dieser verfuhr aber so strenge gegen ihn, daß er vom Papste ernstlich zurechtgewiesen wurde.

Bernard, Erzbischof von Tarragona, weigerte sich ebenfalls, den Primat des Erzbischofs von Toledo anzuerkennen und zwar aus demselben Beweggrunde wie der von Braga, da er einem andern Reiche angehörte und unter Raimond Berengar stand, welcher vordem Graf von Barcelona war und 1138 zum Könige von Arragonien erhoben wurde. Bernard wohnte dem Concile von Rheims bei und wurde von dem Papste genöthigt, den Erzbischof von Toledo als seinen Vorgesetzten anzuerkennen; er entschuldigte sich mit Unkenntniß seiner Rechte, da er noch nicht lange Erzbischof sei, versprach aber nach seiner Rückkehr über diese Angelegenheit Rücksprache zu nehmen. Bezüglich dieser spanischen Angelegenheiten existiren mehrere Briefe des Papstes Eugen. Alle Welt nahm mit kindlichem Eifer Zuflucht zu ihm; die Schwierigkeiten rührten nur immer von den politischen Uneinigkeiten der Reiche her.

* 85. * Bevor der König Konrad von Deutschland nach dem Morgenlande auszog, ließ er seinen Sohn Heinrich zum Könige wählen. Nach dem Reichsgesetze regierte der Erzbischof von Mainz während der Abwesenheit des Königs. Der Papst hatte ihn wie die Andern zum Concile von Rheims berufen; durch Regierungsgeschäfte verhindert konnte er nicht gleich anfangs erscheinen. Aufs Neue berufen erschien er mit einem Briefe des jungen Königs, der das Ausbleiben mit der Nothwendigkeit seiner Anwesenheit in Deutschland entschuldigte. Die Gesandten des jungen Königs überreichten dem Papste zur selben Zeit eine goldene Bulle, in welcher er seine Erhebung zur Königswürde anzeigt und sich über drei Brüder beklagt, die sich in das Herzogthum Polen getheilt, nachdem sie den ältern Bruder verjagt hatten, und auch über die Bischöfe jenes Landes beklagte er sich, die den Eid nicht hielten, den sie seinem Vater geleistet hatten. Der Papst sandte einen Cardinaldiakon nach Polen, der in der Eigenschaft eines päpstlichen Legaten den Frieden zwischen dem Herzoge und seinen Brüdern wiederherstellen und die kirchlichen Angelegenheiten schlichten sollte und den Auftrag hatte, den Fürsten zu excommunizieren, der sich dem Frieden widersetzen würde, und seine Besitzungen mit dem Interdict zu belegen. Der Legat führte seinen Auftrag aus, aber die Bischöfe kümmerten sich nicht um das Interdict unter dem Vorwande, es sei dies keine Anordnung des Papstes. Davon in Kenntniß gesetzt, gab ihnen

der Papst Eugen einen schriftlichen Verweis und bestätigte Alles, was sein Legat angeordnet hatte, mit Androhung des Zornes des hl. Petrus, wenn sie sich nicht unterwürfen. Also stellte das Oberhaupt der Kirche auf die Klagen des Königs von Deutschland den Frieden in Polen wieder her.

Auf dem Concile zu Rheims befand sich unter Andern auch Wibald, Abt von Stablo und Corvey. In Corvey war er zum Abte gewählt worden, um dort eingerissene Unordnungen zu beseitigen. Der Papst bestätigte die Absetzung seines Vorgängers und die Wahl Wibalds.

86. Auf seiner Rückreise kam Papst Eugen auch nach Clairvaux, wo er die gesammte Genossenschaft durch seine Demuth und Befolgung der Ordensregeln erbaute. Er trug ein wollenes Unterkleid ohne Hemd auf bloßem Leibe und legte das Habit Tag und Nacht nicht ab. Zur Wahrung des Anstandes führte man gestickte Kissen für ihn mit sich, und sein Bett war mit Purpur und reichen Stoffen bedeckt, aber unter diesen war Stroh und eine wollene Decke. Als er mit der Genossenschaft sprach, in welcher er früher gelebt hatte, konnte er sich der Thränen und Seufzer nicht enthalten; er ermahnte und tröstete sie und lebte mehr wie ein Bruder als wie ein Herr unter ihnen. Sein zahlreiches Gefolge aber gestattete ihm keinen längern Aufenthalt. In demselben Jahre (1148) wohnte er dem General-Kapitel in Cisterz bei, nicht in der Eigenschaft eines Vorsitzenden oder Papstes, sondern als einer aus ihnen. Endlich kehrte er wieder nach Rom zurück.

87. Der Abt Wibald von Corvey begleitete den Kreuzzug gegen die noch heidnischen Sklaven, welche öftere Einfälle in das christliche Sachsen und Dänemark machten. An einem Festtage hatten sie die Einwohner Lübecks ganz plötzlich überfallen und niedergemetzelt. Eugen III. forderte alle Christen auf, sich gegen diese Barbaren zu vertheidigen. Alle Bischöfe und Fürsten des Sachsenlandes, an ihrer Spitze Friedrich, Erzbischof von Magdeburg, zogen dann mit einem Heere von sechzigtausend Mann gegen die nordischen Heiden. Andrerseits rüsteten sich auch Albero, Erzbischof von Bremen, Thietmar, Bischof von Verden, Heinrich, Herzog von Sachsen und andere Fürsten mit vierzigtausend Mann.

Der König von Dänemark und die Bischöfe seines Reiches vereinten auch ihre Kräfte zu Lande und zu Wasser und stellten ein Heer von hunderttausend Mann. Sämmtliche Truppen griffen die Slaven an, um die Gräuel zu rächen, die sie an den Christen, besonders an den Dänen verübt hatten. Sie wurden von mehreren Seiten überfallen, überallhin wurde Schrecken verbreitet, Städte verwüstet und niedergebrannt, unter andern Malchow sammt dem naheliegenden Götzentempel. Nachdem der Krieg drei Monate gewährt, stellte man den benachbarten deutschen Fürsten vor, daß sie durch die Verwüstung des Landes den Tribut verlören, den sie von den Slaven alljährlich erhielten. So hielten sie denn etwas inne und schlossen endlich Frieden unter der Bedingung, daß die heidnischen Slaven die christliche Religion annähmen und die gefangenen Dänen auslieferten. Die Bedingungen wurden angenommen aber schlecht erfüllt, und es bedurfte noch einiger Angriffe, um diese barbarischen Horden zu bändigen.

88. Hartwich, Erzbischof von Bremen, war dem im Jahre 1148 verstorbenen Adalbero gefolgt und hatte den Stuhl zwanzig Jahre inne. Im darauf folgenden Jahre, als die Sachsen in Folge des Kriegszuges gegen die Slaven Frieden hatten, nahm Hartwich sich vor, die durch die Barbaren verwüsteten Bisthümer wieder herzustellen, nämlich Oldenburg, später nach Lübeck verlegt, Ratzeburg und Mecklenburg, später nach Schwerin verlegt.

Diese Bischofssitze waren seit etwa achtzig Jahren unbesetzt, und Hartwich sah sich ohne Suffragane und besaß zudem die Jurisdiction nicht mehr, die seine Vorgänger über die Bischöfe von Dänemark, Schweden und Norwegen gehabt hatten. Er ließ es sich angelegen sein, dieselbe durch Vorstellungen und Geschenke beim Papste und Kaiser wiederzuerlangen; da ihm dies aber nicht gelang, beschloß er, die bei den Slaven in seiner Nachbarschaft belegenen Bisthümer wieder zu errichten, und benutzte den Frieden, den der Kreuzzug zuwege gebracht hatte. Er weihte zum Bischofe von Oldenburg den hl. Vicelin, einen ehrwürdigen Priester, der seit dreißig Jahren an der Ausbreitung des Glaubens in Holstein arbeitete, und machte Emmehard zum Bischofe von Mecklenburg[1]).

89. Schweden besaß damals einen heiligen Bischof und einen heiligen König, Heinrich, Bischof von Upsala, der Hauptstadt des Reiches, und König Erich oder Heinrich. Bischof Heinrich, ein geborner Engländer, wurde im Jahre 1148 von dem apostolischen Legaten Nicolaus, Bischof von Albano, dem späteren Papste Hadrian IV., einem Engländer, geweiht. Er war besonders beliebt bei dem Könige Erich, der nach dem Tode des letzten Königs von den Schweden gewählt worden war, deren angesehenster Familie er angehörte.

Die Hauptsorge des neuen Königs war, über sein Seelenheil aufs Sorgfältigste zu wachen. Er unterwarf das Fleisch dem Geiste durch das Fasten und andere strenge Bußübungen. Er lag unausgesetzt dem Gebete und der Betrachtung ob, die seine liebste Beschäftigung ausmachten. Sein Volk fand an ihm einen Vater, oder er war vielmehr der Diener seiner Unterthanen. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete er daran, ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Die Unglücklichen waren seines Schutzes sicher; zu jeder Zeit durften sie ihm ihre Klagen vortragen und auf Abhülfe rechnen. Oft besuchte er in Person die armen Kranken und unterstützte sie mit reichlichen Almosen. Zufrieden mit seinen persönlichen Einkünften, erhob er keinerlei Steuer von seinen Unterthanen und wies sogar den dritten Theil der rechtmäßigen Confiscationen, den ihm der Staat anbot, zurück. Er erließ so weise Gesetze, um Mißbräuche abzustellen und die öffentliche Ruhe zu erhalten, daß sie berühmt und oft in den nachfolgenden Jahrhunderten angerufen wurden.

Obgleich von Natur friedliebend, konnte er sich der Kriegführung nicht entziehen. Er zog gegen die heidnischen Finländer, die in das Land öftere Einfälle machten. Unter der Bedingung, daß sie Christen würden, bot er ihnen den Frieden an. Nachdem er einen großen Sieg errungen hatte, warf er sich auf dem Schlachtfelde nieder, um Gott Dank zu sagen, den Verlust der Seelen beklagend, die durch die Taufe hätten gerettet werden können.

Nach dem Friedensschlusse ließ er dem übriggebliebenen Volke das Evangelium verkünden. Eine große Anzahl ließ sich taufen. Es wurden Kirchen gebaut und Priester angestellt. Der Bischof Heinrich, der den König begleitet hatte, blieb bei den neuen Christen, um sie im Glauben zu befestigen, während der König nach Schweden zurückkehrte. Einer aus ihnen hatte sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht; der hl. Bischof wollte ihn den kirchlichen Strafen unterwerfen, um die Uebrigen von Aehnlichem abzuschrecken; dadurch wüthender gemacht, tödtete der Verbrecher den Bischof, den Apostel Finlands, dessen Heiligkeit durch viele Wunder bestätigt wurde. Dies geschah um das Jahr 1151 und die Kirche verehrt den heiligen Martyrer am 19. Januar.

---

1) Helmold, Chron. Slav.

Als der hl. König Erich nach Schweden zurückgekehrt war, überfiel ihn unversehens ein dänischer Fürst, der nach der Krone strebte. Am Himmelfahrtstage, während er der hl. Messe in seiner Hauptstadt Upsala beiwohnte, kam ihm die Meldung zu: der Feind stehe vor den Thoren der Stadt, man müsse ihm auf der Stelle entgegengehen. „Lasset mich die Messe noch aushören, sagte er, ich hoffe, den übrigen Gottesdienst werden wir anderswo beenden". Mit geringer Begleitung trat er alsdann dem Feinde entgegen. Da es nur auf seine Person abgesehen war, wurde er alsbald umringt; man durchbohrte ihn mit mehreren Stichen und schlug ihm das Haupt ab. Dies geschah am 18. Mai 1151, am Morgen des Himmelfahrtstages. Auf seinem Leibe fand man ein Cilicium. Um sein Fleisch zu bändigen, hatte er während seiner Lebenszeit viele Strengheiten geübt durch Fasten, Wachen, Baden in kaltem Wasser rc. Nach seinem Tode ereigneten sich durch seine Anrufung eine Menge Wunder, und die Kirche ehrt ihn als Martyrer an seinem Todestage.

Der Legat Nicolaus, Bischof von Albano, wurde vom Papste Eugen nach Dänemark gesandt; er errichtete eine Metropole in Norwegen, das bis dahin unter dem Erzbisthume Lunden gestanden hatte. Um für Schweden das Nämliche thun zu können, hielt er in Linköping im Jahre 1148 ein großes Provincial-Concil; da aber die Gothen und Schweden über den Ort der Metropole und die Person des Metropoliten nicht einig wurden, mußte sich der Legat unverrichteter Sache zurückziehen. Die Gothen zogen es vor, sich lieber dem Erzbischofe von Bremen als dem von Upsala zu unterwerfen. Als der Legat Nicolaus nach Dänemark zurückkehrte, ließ er dem Erzbischofe Eskil von Lunden, das Pallium zurück, das er dem Erzbischofe von Schweden zugedacht hatte, damit dieser es ihm aushändige, sobald die Schweden und Gothen sich über die Wahl geeint haben würden, was aber nicht geschah. Sodann erhob er den Erzbischof von Lunden zum Primas von Norwegen und Schweden, um ihn über das Erzbisthum zu trösten, das er in Norwegen gründete. Als nachmaliger Papst bestätigte er diesen Primat.

90. In demselben Jahre, in welchem der Kreuzzug gegen die Slaven stattfand, machten die Christen in Spanien, denen die Kreuzfahrer zu Hülfe kamen, bedeutendere Eroberungen. Die Genueser und Pisaner kamen mit einer zahlreichen Flotte. Das südliche Frankreich sandte ansehnliche Truppen. Ein Theil der deutschen Kreuzfahrer wurde auch für Spanien bestimmt. Die Umgegend des Rheins und der Weser war der Sammelplatz, und am Octavtage des Osterfestes, am 27. April 1147, fuhr die bedeutende Kriegsflotte ab. Sie kamen nach England, wo sie eine Flotte von ungefähr zweihundert Schiffen fanden, theils Engländer theils Flamänder, mit denen sie nach Spanien segelten. Unter diesen Kreuzfahrern war nicht ein einziger bedeutender Fürst, aber sie setzten ihr Vertrauen demüthig auf Gott, und Gott segnete sie auch. Sie kamen in Galicien an und feierten zu St. Jacob das Pfingstfest; alsdann segelten sie nach der Mündung des Duero und gelangten nach der Stadt Porto, woselbst sie den Bischof trafen, der sie von Seiten des Königs Alphons Henriquez erwartete. Alsdann liefen sie in den Tajo ein und kamen am 28. Juni, am Vorabende von St. Peter, nach Lissabon, das von den Mahomedanern besetzt war. Sie belagerten dasselbe zu Wasser und der König zu Lande fast drei Monate und nahmen es endlich mit Gewalt am Tage der hl. Ursula am 21. October. Die Bedingungen wurden so gestellt, daß die Stadt dem Könige Alphons blieb, sämmtliche Beute aber den Kreuzfahrern anheimfiel. Dieser Sieg war um so wunderbarer, als in der großen Festung mehr als zweihunderttausend Mohamedaner waren, wogegen die Zahl der Kreuzfahrer nur dreizehntausend betrug. Als sie in die Stadt eingedrungen waren, weihten sie die Kirche unter Freudengesängen und setzten einen

Bischof mit einer Geistlichkeit ein. Außer Lissabon wurden noch andere Plätze genommen und dienten zur Befestigung des neuen Königreichs Portugal[1]).

In einem andern Theile Spaniens machten sich Alphons VII. König von Castilien, und Garcias Ramiro, König von Navarra, mit Hülfe der französischen und italienischen Kreuzfahrer zu Herren einer großen Anzahl von Städten und Ländereien, besonders der bedeutenden Stadt Almeria, die der Aufenthalt von zwanzigtausend Piraten war. Diese Erfolge der Christen gegen die Muhamedaner in Spanien wurden noch besonders dadurch erleichtert, daß zur selben Zeit der König von Sicilien die Mahomedaner in Africa bekämpfte.

91. Hätte die Hauptexpedition im Oriente einen eben solchen Erfolg gehabt, wie die kleineren Kreuzzüge in Deutschland, Spanien, Portugal und Afrika, so würde die Christenheit von da an über den Mahomedanismus triumphirt haben, und die Wohlthaten der christlichen Civilisation hätten sich ungehindert bis an die Grenzen der Erde erstrecken können; dem war aber nicht so. Diese zahlreiche, von den beiden ersten Königen Europas geführte Armee leistete nichts Namhaftes und ging ohne Ruhm unter. Die Schuld lag an drei verschiedenen Ursachen: an diesen beiden Königen, an den Griechen von Constantinopel und an den lateinischen Fürsten im Morgenlande.

Die beiden Könige Konrad von Deutschland und Ludwig von Frankreich waren persönlich tapfer und gut; beide aber waren nicht fähig, ein derartiges Unternehmen zu einem guten Ende zu führen. Als Soldaten muthig, waren sie nur sehr mittelmäßige Heerführer. Nicht nur vermieden sie nicht die Fehler des ersten Kreuzzuges; sie begingen noch neue dazu und viel größere. Das Heer glich seinen Führern; auch nicht ein großer Charakter trat hervor.

Was die Griechen von Constantinopel betrifft, so bewiesen sie sich als Griechen der letzten Zeit des römischen Reiches. Wir haben gesehen, wie der Kaiser Alexius Komnenus mit den ersten Kreuzfahrern verfuhr. Sein Sohn, Johann Komnenus, der ihm 1117 folgte, befolgte des Vaters Politik; mehr als einmal bekriegte er die Christen in Antiochien und suchte sich durch List und Gewalt dieser Stadt zu bemächtigen wie auch Jerusalems.

Manuel Komnenus, Sohn und Nachfolger des Johannes, übertraf vielleicht seinen Vater und Großvater. Der König Konrad von Deutschland war sein Schwager.

Wie war nun aber nach dem griechischen Geschichtschreiber Nicetas das Verhalten Manuels gegen Konrad, seinen Schwager, und den König von Frankreich trotz seiner Versicherungen von Freundschaft, Verehrung und Ergebenheit? Beiden Fürsten hatte er freien Durchzug durch das Land bewilligt; zur selben Zeit aber ließ er ihrem Heere Abtheilungen griechischer Truppen folgen.

In Adrianopel mußte Konrad einen seiner Verwandten krank zurücklassen; einige griechische Soldaten suchten sich Eingang bei ihm zu verschaffen und verbrannten ihn in seinem Zimmer. Um eine solche Bosheit zu rächen, kehrte der Herzog Friedrich, ein Neffe Konrads, augenblicklich zurück, brannte das Kloster nieder, in dem sein Verwandter verbrannt worden war, und ließ die Schuldigen tödten. In den Engpässen gab es oft einen Hinterhalt, in welchem unzählige Deutsche und Franzosen von den Griechen getödtet wurden. Wenn die Deutschen den Versprechungen und Vereinbarungen des griechischen Kaisers zufolge in den Städten ihre Lebensmittel einkaufen wollten, fanden

1) Helmold. Dodechin.

sie die Thore geschlossen. Die Griechen stiegen auf Strickleitern von der Mauer zu ihnen herunter, nahmen ihnen erst alles Geld ab und verabreichten ihnen alsdann an Brod und andern Lebensmitteln, wie es ihnen einfiel. Zuweilen verschwanden sie alsdann, ohne ihnen irgend etwas zu geben. Oft auch mengten sie Kalk unter das Mehl, das sie ihnen verkauften, und bereiteten ihnen auf diese Weise den Tod. Ob dies auf Befehl des Kaisers geschah, weiß ich nicht, sagt Nicetas, aber ganz sicher ist es, daß der Kaiser falsches Geld anfertigen ließ, um es den Abendländern zu geben, die etwas zu verkaufen hatten. Mit einem Worte, schließt er, es gibt nicht ein Uebel, das er ihnen nicht angethan oder ihnen hätte anthun lassen, um die Nachfolger abzuschrecken, je wieder das griechische Reich zu betreten. Die Türken, von Manuel aufgehetzt, verfuhren ebenso mit den Deutschen [1]).

Ein andrer Grieche, weniger Historiker als Lobredner Manuels, sagt im Grunde dasselbe; er rechtfertigt aber den Kaiser damit, daß die Kreuzfahrer sich im griechischen Reiche aufgehalten hätten, anstatt den Christen im Oriente zu Hülfe zu eilen, was aber Verläumdung ist.

Nach diesen beiden Griechen kann man die lateinischen Schriftsteller nicht mehr der Uebertreibung anklagen. Odo von Deuil, Mönch von St. Denys, hat eine interessante Schrift über den Zug Ludwigs verfaßt, den er als Kaplan begleitete. Der König befand sich in Regensburg, als er die Botschafter Manuels empfing. Der Geschichtschreiber berichtet davon also: „Das Heer hatte seine Zelte aufgeschlagen und der König hatte sich zurückgezogen, als die Botschafter eingeführt wurden. Nachdem sie den Monarchen begrüßt hatten, blieben sie aufrecht stehen und erwarteten den Befehl sich zu setzen. Nachdem sie dazu aufgefordert worden waren, nahmen sie Platz auf Sesseln, die sie selbst mitgebracht. Wir lernten da schon die Sitte der Griechen kennen, die sie vor ihren Herren beobachten; aufrecht stehend, unbeweglich mit geneigtem Haupte erwarten sie ihre Befehle. Sie haben keine Ueberwürfe, sondern kurze, geschlossene seidene Jacken mit engen Aermeln. Immer sind sie gekleidet wie Männer, die im Faustkampfe ringen wollen. Arme wie Reiche sind gleich gekleidet. Ich kann und darf die Schrift nicht verdollmetschen, die sie überbrachten; denn der erste Theil war zu demüthig und überschwänglich, um aufrichtig zu sein. Die Sprache war eines Kaisers ganz unwürdig.

Ich müßte mich schämen, fährt Odo fort, die kriechenden und niederträchtigen Ausdrücke zu wiederholen, deren sich die Botschafter bedienten, und selbst wenn ich es wollte, könnte ich es nicht, denn der Franzose hat keine Worte für diese griechische Kriecherei. Der König ertrug sie übrigens mit Geduld und erröthete nur über die Lobsprüche, mit denen man ihn überhäufte. Je weiter er aber auf griechischem Boden voranschritt und die Botschafter und ihre Lobeserhebungen sich mehrten, um so ungeduldiger wurde er. Gottfried, Bischof von Langres, der auch zugegen war, rief, ermüdet von diesen Schmeicheleien und den langen Reden endlich aus: „Brüder, sprecht nicht soviel von dem Ruhme, der Majestät, Weisheit und Religion des Königs, er kennt sich, und wir kennen ihn. Sagt einfach und ohne Umschweif was ihr wollt. Fortan gedachten Laien wie Geistliche des Sprichwortes: Timeo Danaos et dona ferentes.

Als der König von Frankreich unter den Mauern Constantinopels angekommen war, sandte ihm Manuel täglich Abgeordnete; er fürchtete für sein Reich. Die Griechen, sagt der nämliche Geschichtschreiber, waren wie Weiber sie hatten alle Energie und Scham verloren; was wir von ihnen verlangten

---

1) Nicet., Manuel, l. 1. Coll. Byzant., t. 11, p. 34, 35 edit. Venet. — 2) Joann. Cinnam., Hist. l. 2; Collect. Byz. t. 11.

versprachen sie in der Absicht, ihr Wort nicht zu halten. Es herrscht durchgehends die Meinung unter ihnen, daß sie zum Besten des Reiches meineidig werden dürften. Man wird mich gewiß nicht beschuldigen, das menschliche Geschlecht zu hassen, oder demselben eingebildete Fehler zuzuschreiben; wer aber die Griechen kennt, wird bezeugen, daß sie sich bis zur Verächtlichkeit erniedrigen, wenn sie in Furcht sind, und daß ihr Stolz sich in der Unterdrückung Derjenigen zeigt, die sie unterworfen haben.

Von der Hauptstadt des Reiches macht Odo de Deuil folgende Beschreibung: „Constantinopel, der Ruhm der Griechen, reich dem Rufe nach, noch reicher durch das, was es in sich schließt, hat die Form eines Dreiecks. Im innern Winkel befindet sich St. Sophia so wie der Palast Constantins, in dem eine Kapelle sehr heilige Reliquien umschließt. Von zwei Seiten ist die Stadt vom Meere umgeben. Kommt man hinein, so hat man zur Rechten den Arm von St. Georg und links eine Art von Kanal, der sich fast vier Meilen weit erstreckt. Dort ist der Palast, den man Blacherne nennt, auf niedrigem Terrain erbaut, aber ausgezeichnet durch Pracht, Bauart und Höhe. Nach drei Seiten hin gewährt er die Aussicht auf das Meer, das Land und die Stadt. Die äußere Schönheit ist fast unvergleichlich, die innere übersteigt Alles, was ich ausdrücken könnte. Das Gold mischt sich in verschwendrischer Pracht mit tausenderlei Farben. Alles ist mit kostbarem Marmor gepflastert. Ich weiß nicht, was es Kostbareres und Schöneres gibt, sowohl was die Bauart als den Reichthum des Materials anlangt. Auf der dritten Seite des Dreiecks der Stadt befindet sich das Land. Diese Seite aber ist durch eine doppelte Mauer mit Thürmen befestigt, welche sich ungefähr zwei Meilen weit hinzieht. Indeß besteht die Stärke dieser Stadt weder in den Mauern noch in den Thürmen, sondern in der Anzahl der Einwohner und dem langen Frieden, dessen sie sich erfreut.

Am Fuße der Mauern ziehen sich Gärten hin, die den Einwohnern alle Sorten von Gemüse liefern. Unterirdische Kanäle führen süßes Wasser zu, denn das Wasser in der Stadt ist salzig und übel riechend. An mehreren Orten ist die Stadt der frischen Luft beraubt. Die Reichen versperren die Straßen mit ihren Gebäuden und lassen den Armen und Fremden den Koth und die Finsterniß. Dort ist der Aufenthalt der Diebe, Mörder und anderer Verbrecher, welche die Nacht begünstigt. Da man ohne Justiz in dieser Stadt lebt, die fast so viele Herren zählt als Reiche und so viele Diebe als Arme, kennt die Lasterhaftigkeit weder Furcht noch Scham. Das Verbrechen wird nicht bestraft und gelangt zu keines Menschen Kenntniß. Diese Stadt geht in Allem über Alle. Wie sie alle an Reichthum überragt, so auch an Lasterhaftigkeit.

Stolz auf seine Reichthümer, betrügerisch, verderbt und glaubenslos, hat Constantinopel ebenso für seine Schätze zu fürchten, wie es wegen seiner Treulosigkeit und seines Unglaubens zu fürchten ist. Wäre es nicht also verderbt, so könnte es allen übrigen Orten vorgezogen werden wegen seiner Temperatur, Fruchtbarkeit und der günstigen Lage zur Verbreitung des Glaubens.

Als wir uns dieser Stadt näherten, erzählt der Kaplan des Königs von Frankreich, sahen wir die Fürsten und Edlen unter dem Klerus und den Laien zu uns kommen. Sie empfingen den König mit allen ihm gebührenden Ehren; sie baten ihn sehr demüthig, sich zu ihrem Kaiser zu begeben und dessen Verlangen zu willfahren, den König zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten. Der König von Frankreich fühlte Mitleid mit dem Kaiser wegen seiner Befürchtungen und begab sich in den Palast, nur von einem sehr kleinen Gefolge begleitet. Er wurde von dem Kaiser persönlich empfangen, der ihn umarmte. Beide Fürsten waren fast von gleichem Alter und Aussehen; sie unterschieden sich nur durch ihre Sitten und ihre Kleidung. Sie traten

in den Palast ein und nahmen auf gleichen Sitzen Platz. Durch Dollmetscher unterhielten sie sich daselbst in Gegenwart ihres Hofstaates. Manuel fragte den König um seine Absichten und fügte bei, daß er seinerseits nur wolle, was Gott will, und daß er bereit sei, dem Könige Alles zu gewähren, was ihm zur Vollendung der Pilgerfahrt nöthig sei. Wollte Gott, er hätte wahr gesprochen! Bei seiner Haltung, der Freude, die sich in seinen Worten kundgab und die die innersten Gedanken seiner Seele auszudrücken schienen, hätte man meinen mögen, daß er dem Könige wirklich mit zärtlicher Zuneigung ergeben sei. Es ist nicht nöthig, fügt Odo mit Ironie hinzu, wie viel Wahrheit solch ein Urtheil enthielt. Nach dieser Unterhaltung trennten sich die Monarchen wie Brüder, und der Reichsadel begleitete den König von Frankreich in den für ihn bestimmten Palast."

Die Falschheit und Kriecherei der Griechen hatten den Zweck, die Franken von der Einnahme Constantinopels abzuhalten, waren es aber grade, welche die Idee dazu aufkommen ließen. Als der griechische Kaiser verlangte, daß die französischen Barone ihm den Eid der Treue leisten und daß sie ihm alle die griechischen Städte zurückgeben sollten, die sie durch ihre Waffen sich unterwerfen würden, sprach der Bischof von Langres im Rathe des Königs also:

„Ihr habt die Griechen gehört, die euch zumuthen, ihr Reich anzuerkennen und euch seinen Gesetzen zu unterwerfen. Soll also die Schwäche über die Kraft gebieten, die Trägheit über die Tapferkeit? Was hat denn diese Nation geleistet, oder ihre Voreltern, daß sie es wagen, sich also stolz zu zeigen? Ich rede nicht zu euch von den Nachstellungen, die sie auf euren Wegen gehäuft haben. Wir sahen Priester von Byzanz, die mit Schimpf und Spott durch Feuer die Altäre reinigten, auf denen unsere Priester geopfert hatten. Heute verlangen sie Schwüre von uns, welche die Ehre verbietet. Ist es nicht an der Zeit für uns, den Verrath zu rächen und die Beleidigungen wieder zu vergelten?

Bis jetzt hatten die Kreuzfahrer mehr von ihren falschen Freunden als von ihren erklärten Feinden zu leiden. Viel zu lange schon ist Constantinopel das lästige Hinderniß zwischen uns und unsern Brüdern in Paläſtina. Es ist Zeit, uns endlich freien Weg nach Asien zu bahnen.

Ihr wißt es, die Griechen waren es, welche das Grab unseres Herrn und alle christlichen Städte im Oriente in die Hände der Ungläubigen fallen ließen. Auch Constantinopel wird, zweifelt nicht daran, bald die Beute der Türken und Barbaren sein, und in seiner weichlichen Schwäche wird es eines Tages freien Weg ins Abendland gewähren.

Die Kaiser von Byzanz wissen weder selbst ihre Provinzen zu vertheidigen, noch auch geben sie zu, daß sie vertheidigt werden. Sie waren immer ein Hinderniß für die großmüthigen Anstrengungen der Krieger des Kreuzes. Erst kürzlich hat dieser Kaiser, der sich für eure Stütze erklärt, den Lateinern ihre Eroberungen streitig machen und das Fürstenthum Antiochien entreißen wollen; heute möchte er das christliche Heer den Sarazenen überliefern. Beeilen wir uns denn, unserm Verderben zuvorzukommen durch das der Verräther. Lassen wir nicht in unserm Rücken eine unverschämte und eifersüchtige Stadt, die nur noch die Gelegenheit abwartet, uns zu vernichten, und fügen wir ihr das Uebel zu, das sie uns anthun will. Wenn die Griechen ihre verrätherischen Absichten erreichen, wird das Abendland einst von euch sein Heer zurückfordern. Da der unternommene Krieg ein heiliger ist, sollte es nicht gerechtfertigt erscheinen, alle Mittel zu gebrauchen, um zu siegen? Die Nothwendigkeit, das Vaterland, die Religion gebieten, zu thun, was ich euch rathe. Die Wasserleitungen, welche die Stadt mit Wasser versehen, sind in unserer Gewalt und bieten uns ein leichtes Mittel, die Einwohner zu bezwin-

gen. Die Soldaten Manuels können den Anblick unserer Scharen nicht ertragen. Ein Theil der Mauern und Thürme von Byzanz stürzten wie durch ein Wunder vor uns ein. Es scheint, als ob Gott selbst uns nach Constantinopel rief und uns die Pforten öffnete, wie einst unsern Vätern die von Edessa, Antiochien und Jerusalem".

Indem dieser Vorschlag von Einigen unterstützt, von Andern bekämpft wurde und noch zu keinem Endergebnisse geführt hatte, verbreiteten die Griechen geschickter Weise viel Lärm über einen großen Sieg, den der König Konrad errungen haben sollte, und von dem Zuge des deutschen Heeres nach Ikonium. Diese Nachricht steigerte die Ungeduld der Franzosen aufs Höchste. Sie murrten über den langen Aufenthalt des Königs in Constantinopel und zwangen ihn gewissermaßen, den Befehl zum Abmarsch zu geben.

Was war aber der wunderbare Sieg Konrads und der Deutschen? Dieser Fürst hatte den Hellespont überschritten und war geleitet von den Griechen, die sein Schwager Manuel ihm mitgab, in Anatolien angekommen. Als sie in feindliches Land kamen, riethen die Führer den christlichen Anführern, die Soldaten mit Lebensmitteln zu versehen, da sie einige Tage durch unwirthbare Strecken wandern müßten, um auf dem kürzesten Wege nach Ikonium zu kommen, das ein ganz vorzügliches Land sei. Indeß führten sie die Kriegsscharen auf ganz unwegsamem Wege und in Hinterhalte, wo sie unausgesetzt auf Feinde stießen. Am Ende der Zeit, welche die Führer für ihre Ankunft in Ikonium festgesetzt hatten, machte ihnen Konrad Vorwürfe, daß sie noch immer nicht ans Ziel gelangten; sie versicherten, daß dies in drei Tagen gewiß geschehen würde, entflohen aber in der darauf folgenden Nacht und ließen die deutsche Kriegsschar in einer ganz unwegsamen Gegend zurück, ohne daß auch nur ein Einziger gewußt hätte, wie sie heraus kommen sollten.

Der Sultan von Ikonium hatte, durch den Kaiser Manuel benachrichtigt, eine ansehnliche Truppe aufgestellt, um sich den Kreuzfahrern zu widersetzen. Diese einheimische, leicht bewaffnete Truppe drang von allen Seiten auf die Deutschen ein, die schwer bewaffnet und durch Hunger entkräftet auf diese Weise zur Umkehr gezwungen wurden. Indeß geschah dieser Rückzug in guter Ordnung.

In den ersten Tagen beschränkten sich die Türken darauf, Diejenigen anzugreifen, die sich von dem Heere entfernt hatten oder die ihm nicht zu folgen vermochten. Einige Anführer, an ihrer Spitze Bernard, Herzog von Kärnthen, setzten sich den größten Gefahren aus, um den Marsch der Schwachen zu schützen; endlich wurden sie aber selbst überfallen, und sie kamen sammt denen um, die sie retten wollten. Dadurch wurden die Türken um so kühner. Zu jeder Stunde des Tages und selbst der Nacht wurden Tausende von Menschen und Pferden durch ihre Pfeile verwundet und getödtet; Konrad selbst wurde von zwei Wurfspießen mitten unter seinen Rittern verwundet. Todte, Verwundete und Kranke blieben verlassen auf dem Wege liegen. Wer nicht mehr weiter konnte, warf seine Waffen hin und erwartete ergeben den Tod der Martyrer. Von diesem Heere von sechszigtausend Reitern und einer unzählbaren Menge Fußvolk rettete sich kaum der zehnte Theil. Dieses Unglück geschah im Monate November 1147. König Konrad hatte sich geflüchtet und traf in Nicäa mit König Ludwig zusammen; sie umarmten einander mit Zärtlichkeit und vergossen viele Thränen. Konrad erzählte sein Unglück ohne jegliche Beschönigung, nur sich und die Seinigen anklagend. „Gott ist gerecht!" rief er, „nur wir sind schuldig!" Sein Bruder, Bischof Otto von Freisingen, der auch bei dem Zuge war, sagt, daß die Deutschen im Allge-

meinen ihr Unglück mit Geduld ertragen und so doch ihre Seele gerettet haben [1]).

Die Franzosen rückten gegen Kleinasien durch Ephesus vor und schlugen die Türken am Mäander. Am andern Tage nach ihrer Abreise von Laodicäa kamen sie ungefähr um die Mittagszeit an den Fuß eines Berges. Der Weg, den sie zu nehmen hatten, war zwischen Abgründen und schroffen, auf einander gethürmten Felsen. Das Gesammtheer war in drei Abtheilungen getheilt, Vortrab, Nachtrab und Centrum, wo das Gepäck und die Pilger waren. Gottfried von Rancon, ein Baron aus Aquitanien, befehligte den Vortrab, bei dem sich die Königin Eleonore befand. Er hatte den Befehl, an dem Berge Halt zu machen und dort den Rest des Heeres zu erwarten. Unglücklicher Weise gehorchte er diesem Befehle nicht. Nachdem er die schwierigsten Stellen überschritten, gewahrte er jenseits des Berges einen schönen Platz und ließ dort die Zelte aufschlagen. Der Rest des Heeres zog langsam nach. Das Centrum mit dem Gepäcke und der unbewaffneten Pilgermenge auf enge Fußsteige an Abgründen hingedrängt gerieth plötzlich in entsetzliche Unordnung. Die Türken, welche diesen Moment erspäht hatten, warfen sich auf die bestürzte Pilgermenge, die ohne Gegenwehr nach allen Seiten hin den Schwertern erlag. Das Echo der Berge trug die Hülferufe zu dem Ohre des Königs, der sich im Nachtrabe befand. Ludwig eilte mit seinen Rittern, welche die Gefahr um ihn geschart hatte, auf den Kampfplatz. Nach einem furchtbaren Kampfe sah sich das Centrum des Heeres von den Barbaren befreit und setzte seinen Marsch fort; nur der König und seine Ritter rangen weiter mit den Türken. Rings um den König fielen die Getreuen, er ergriff den Ast eines Baumes und schwang sich auf einen Felsen, von wo aus seine gepanzerte Brust die auf ihn geschleuderten Pfeile auffing. Mit seinem Schwert schlug er die Köpfe und Arme derer ab, die sich zu ihm aufschwingen wollten. Sein Muth und die einbrechende Nacht retteten ihn und er erreichte das Lager, wo man ihn schon als todt beweinte. Mehrere Andere retteten sich in der Finsterniß, geleitet durch die angezündeten Feuer; aber ihre Anzahl war sehr klein im Vergleiche zu der Menge derer, die getödtet oder gefangen genommen worden waren. Und all dieses Unglück des französischen Heeres wurde durch einen einzigen Disciplinfehler verursacht!

Um sich nicht noch einmal einem ähnlichen Unglücke auszusetzen, beschlossen die Barone, die bis jetzt abwechselnd befehligt hatten, einen erfahrenen Krieger Namens Gilbert aus ihrer Mitte zu wählen, dem sie Alle, der König eingeschlossen, gehorchen wollten. Und dabei befand man sich gut. Stark durch eine strenge Disciplin setzte das Heer seinen Marsch nach Attalia fort. Viermal wurden sie durch die Türken angegriffen und eben so oft schlugen sie dieselben siegreich zurück. Die Wege waren schwierig, es fehlte an Lebensmittel, aber Niemand beklagte sich. „Die Siege über die Ungläubigen, sagt Odo de Deuil, waren für die Franzosen eine Zerstreuung, welche sie die Unbequemlichkeiten der Reise vergessen ließ. Da die Feinde Alles auf dem Wege der Pilger verwüstet hatten, tödteten diese ihre Pferde, die nicht mehr weiter konnten, um sich von ihrem Fleische zu nähren. Alle, selbst die Reichen, waren mit dieser Nahrung zufrieden, und besonders wenn man ihr unter der Asche geröstetes Mehl beifügen konnte. Nach zwölf Marschtagen gelangte die Armee endlich nach Attalia.

Dieses war eine Seestadt; sie wurde von Griechen bewohnt und im Namen des Kaisers von Constantinopel regiert. Die Türken besetzten die

---

1) Otto Freising. de gestis Frid. l. 1, c. 60. Odo de Deuil l. 5. Guil. Tyr. l. 16, c. 20—23.

festen Plätze in der Nachbarschaft und verwüsteten die ganze Umgegend. Die Bewohner von Attalia, eingeschlossen innerhalb ihrer Wälle, verweigerten die Aufnahme des christlichen Heeres, das sich in der äußersten Noth, ohne Pferde, ohne Waffen und ohne Lebensmittel befand. Lautes Murren über die Falschheit und Unmenschlichkeit der Griechen wurde laut; man bedauerte, dem Rathe des Bischofes von Langres nicht gefolgt zu sein und Constantinopel nicht genommen zu haben. Als man im Begriff stand, sich von Attalia zu entfernen, kam der Vorsteher der Stadt zu Ludwig und bot ihm Schiffe zur Ueberfahrt der Kreuzfahrer an. Der Vorschlag wurde angenommen, aber nachdem man länger als fünf Wochen vergeblich gewartet hatte, erwiesen sich die endlich angekommenen Fahrzeuge als unzureichend, um alle Kreuzfahrer hinüber zu schaffen. Dies machte das Unglück voll. Indeß war die Resignation des christlichen Heeres so groß, daß man sich nicht durch Grausamkeit gegen die Griechen rächte, noch auch eine einzige Stadt verheerte, die sich der Unterstützung weigerte.

Ein Theil des Heeres schiffte sich mit dem Könige nach Antiochien ein, der dem Statthalter von Attalia eine große Summe zurückließ, um die Kranken zu pflegen und den einstweilen zurückbleibenden Theil des Heeres bis jenseits Cilicien begleiten zu lassen. Den Tag nach der Abreise ihres Königs erwarteten die Pilger die ihnen von den Griechen versprochene Begleitung, als sie die Türken ankommen sahen, die von allen Seiten herbeiströmten. Es wurden mehrere Schlachten geliefert, in welchen die Christen heldenmäßig kämpften, indeß erneuerten die Ungläubigen täglich ihre Angriffe. Endlich, kraftlos durch die Anstrengungen und den Hunger, unaufhörlich von den Feinden angegriffen, baten sie um ein Asyl in Attalia, doch umsonst! Die Griechen zeigten sich unerbittlich. Das christliche Heer war in wahrhaft verzweiflungsvollem Zustande. Um das Unglück auf den Gipfel zu bringen, verließen sie der Graf von Flandern und Archambaud von Bourbon, die ihnen der König zu Anführern gegeben hatte, und flohen auf einem Schiffe. Gott allein, sagen die alten Chroniken, kennt die Zahl der Martyrer, deren Blut unter den Schwertern der Türken und selbst der Griechen floß. Wenige entkamen durch Cilicien. Die in Attalia zurückgelassenen Kranken kamen um, ohne daß Jemand von ihrem Ende wußte. Die Griechen dieser Stadt erfreuten sich indeß nicht lange der Früchte ihres Verrathes. Sie wurden von den Türken geplündert und von den Agenten des kaiserlichen Fiscus.

Die von den Leichnamen der Opfer verpestete Luft verbreitete Tod und Trauer in ihren Mauern. Dieses Volk, das sich ohne Erbarmen gezeigt hatte, wurde selbst eine Beute jeglichen Unglücks. Kurze Zeit nach der Abreise des Königs Ludwig und dem Unglücke der Kreuzfahrer war die Stadt menschenleer, und die verlassenen Ruinen gaben den vorüberziehenden Reisenden lautes Zeugniß für die strafende Gerechtigkeit Gottes.

In Antiochien angelangt, vergaßen die Edlen Frankreichs, welche das Volk der Pilger in sehr unedler Weise in den Mauern von Attalia zurückgelassen hatten, sehr bald inmitten der Feste und Vergnügungen den Tod ihrer Landsleute. Der Hauptgegenstand der Feste war die Königin Eleonore, welche die Nichte des Fürsten von Antiochien, Raimunds von Poitiers, war. Nach Aussage eines gewichtigen Schriftstellers jener Zeit, des Erzbischofs Wilhelm von Tyrus, war aber die Königin Eleonore eine unvorsichtige, leichtfertige Frau, welche nicht nur der königlichen Würde viel vergab, sondern auch ihrer Pflicht als Gattin bis zur ehelichen Untreue vergaß. Ihr Oheim Raimund wollte sich ihrer bedienen, um den König zurückzuhalten, mit dessen Hülfe er Aleppo und einige andere Städte zu nehmen gedachte. Nach den Schriftstellern jener Zeit wäre es dem Könige ein Leichtes gewesen,

diese Plätze zu bezwingen, indeß wollte er sich nach dem Rathe seiner Getreuen zu nichts entschließen, bevor er zu Jerusalem sein Gelübde erfüllt hätte. Von da an änderte der Fürst von Antiochien den Ton. An Stelle der Bitten und Versprechungen traten Drohungen, offen und versteckt legte er dem Könige Fallen und suchte ihm zu schaden. Er ging noch weiter; im Einverständnisse mit seiner Nichte, der Königin Eleonore, gedachte er, ihm die Gattin mit Gewalt oder List zu entführen. Der König erfuhr dies, und nachdem er mit seinen Baronen Rath gepflogen, suchte er sein Leben und seine Freiheit in Sicherheit zu bringen und zog ganz eilig und still ab, nachdem er so pomphaft empfangen worden war.

Diese Berichte Wilhelms von Tyrus sind mehrfach beglaubigt, auch durch Vincenz von Beauvais.

Der König von Jerusalem und seine Barone hatten dem Könige Ludwig, dessen längeren Verzug in Antiochien sie fürchteten, Gesandte entgegen geschickt und ihn beschworen, seinen Marsch nach Palästina zu beschleunigen. So kam er diesen Wünschen und Bitten nach und durchzog Syrien und Phönicien, ohne bei dem Grafen von Tripolis einzukehren, der die nämlichen Absichten wie der Fürst von Antiochien hatte, nämlich mit Hülfe des Königs seine Staaten zu vergrößern. Die Ankunft der Kreuzfahrer rief eine lebhafte Begeisterung hervor und belebte die Hoffnungen der Christen wieder aufs Neue. Das Volk, die Fürsten und Prälaten Jerusalems gingen dem Könige entgegen, Oelzweige in ihren Händen tragend, indem sie die Worte sangen, mit denen der Erlöser der Welt begrüßt wurde. „Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn!“

Um die nämliche Zeit kam auch der König Konrad an, nicht mit königlicher Pracht, sondern als demüthiger Pilger. In Ephesus hatte er sich von den Franzosen getrennt, um den Winter über bei seinem Schwager Manuel in Constantinopel zu verweilen, der ihn mit um so mehr Zärtlichkeiten überhäufte, als er zufrieden war, ihm sein Heer vernichtet zu haben.

Nachdem die beiden Könige von Frankreich und Deutschland ihre Andacht an den hl. Orten verrichtet hatten, beschloß man eine allgemeine Versammlung zu Ptolemais oder Acre, um die Unternehmungen gegen die Ungläubigen zu berathen. Es waren dabei zugegen der König Konrad und in seinem Gefolge sein Bruder Otto, Bischof von Freisingen, Stephan, Bischof von Metz, Heinrich, Bischof von Toul und Bruder des Grafen von Flandern, und Dietwin, Legat des Papstes. Von deutschen Fürsten waren da Heinrich, Herzog von Oesterreich und Bruder des Königs, Friedrich, Herzog von Schwaben, sein Neffe und mehrere andere. Von Franzosen waren zugegen König Ludwig, Gottfried, Bischof von Langres, Arnolf, Bischof von Lisieux, Guido von Florenz, Cardinal-Legat des Papstes, und die Laienfürsten Robert, Graf von Dreux, Bruder des Königs, Heinrich, sein Schwiegersohn und Sohn des Grafen von Champagne, Thierri, Graf von Flandern und Schwager des Königs von Jerusalem, u. m. a. Der junge König von Jerusalem, Balduin III., der zu großen Hoffnungen berechtigte, erschien auch bei dieser Versammlung mit seiner Mutter, der Königin Melisende, dem Patriarchen Fulcher, dem Erzbischofe Balduin von Cäsaräa, dem Erzbischofe Robert von Nazareth, dem Bischofe Rorgon von Acre, dem Bischofe Bernard von Sidon, Wilhelm von Berytus, Adam von Paneas und Gerold von Bethlehem, Robert, Großmeister der Tempelritter, Raimund, Großmeister der Johanniter, Manasses, Connetable des Königs, Philipp, Grafen von Nablus, Helinand von Tiberias, Gerard von Sidon, Gauthier von Cäsaräa, Payen, einem Fürsten von jenseits des Jordans und einer großen Anzahl Anderer. Man kam zuerst überein, Damaskus zu belagern, und bestimmte Tiberias zum Sammelplatze am 25. Mai 1148.

Damaskus wurde lebhaft angegriffen. Man schlug sich zuvörderst in den außerhalb der Stadt liegenden Gärten. Der König von Jerusalem focht an der Spitze des Heeres und der Templer und Johanniterritter. Nach den Christen des Morgenlandes marschirten die französischen Kreuzfahrer unter Anführung des Königs Ludwig. Der König von Deutschland, welcher die traurigen Reste seines Heeres um sich gesammelt hatte, bildete das Reservecorps und sollte die Belagerer vor feindlichen Ueberfällen sichern. Bis an die Ufer des Flusses, der die Gärten durchschneidet, leisteten die Türken hartnäckigen Widerstand. König Konrad, der davon Kunde erhielt, drang mit einigen der Seinigen bis zur Vorhut durch und fiel in die Muselmänner mit einer Wucht ein, der nichts widerstehen konnte. Ein Türke von riesenhafter Gestalt und Kraft drang auf ihn ein, aber Konrad hieb ihn mit so gewaltigem Schwertstreiche zwischen Kopf und linker Schulter, daß er die Brust in zwei Theile spaltete, und Kopf und rechte Schulter zur Erde fielen. Als die Türken dies sahen, flohen sie erschreckt in die Stadt und ließen die Christen im Besitze des Flußufers zurück. Der Schrecken der Einwohner von Damaskus war so groß, daß sie die Stadt zu verlassen gedachten. In Folge dessen häuften sie in den Straßen gegen die Gärten hin große Balken, Steinhaufen und Ketten 2c., um die Belagerer aufzuhalten und Zeit zur Flucht zu gewinnen, die sie mit ihren Reichthümern und ihren Familien durch die nördlichen und mittäglichen Thore zu bewerkstelligen gedachten.

Die Christen waren der Einnahme von Damaskus so sicher, daß die Anführer sich nur mehr damit beschäftigten, wer die Herrschaft erhalten sollte. Der Graf von Flandern trug in diesem Streite den Sieg über seine Mitbewerber davon; es war der nämliche, der das christliche Heer damals vor den Thoren von Attalia so schmählich verlassen hatte. Die syrischen Barone wurden eifersüchtig über diesen Vorzug und brachten es durch Verrath dahin, daß das Heer die Gärten der Stadt verließ und auf der entgegengesetzten Seite lagerte, wodurch zwanzigtausend Ungläubigen die Gelegenheit geboten wurde, in die Stadt zu kommen, die entschlossen war, sich aufs Neue zu vertheidigen. Bald darauf erschien der Sultan von Aleppo und Mosul mit einem zahlreichen Heere.

So hoben denn die Christen, und unter ihnen die beiden ersten Könige Europas, die Belagerung schmählich auf und kehrten nach Palästina zurück. Dort beschloß man Askalon zu belagern, aber auch daraus wurde nichts. König Konrad schiffte sich nach Europa ein und landete bei Thessalonich, wo er den Kaiser Manuel traf, und begab sich mit ihm nach Constantinopel, wo er den Winter zubrachte. Am 1. Mai 1149 landete er in Aquileja. Von hier eilte er nach Deutschland, wo er am 25. Juli einen Fürstentag zu Würzburg hielt.

König Ludwig blieb noch bis nach Ostern in Palästina und schiffte sich alsdann ebenfalls ein, um nach Frankreich zurückzukehren, ohne daß er in der ganzen Zeit auch nur eine nennenswerthe That ausgeführt hätte.

92. Alles wohl erwogen, lag die Schuld daran, daß durch diesen zweiten Kreuzzug nach dem Morgenlande kein zeitlicher Vortheil errungen wurde, hauptsächlich an den Kreuzfahrern und an Denen, zu deren Unterstützung der Kreuzzug unternommen wurde. Sie hatten zu wenig Umsicht, zu wenig Ordnung, zu wenig Einigkeit und zu wenig Beharrlichkeit, um die vorkommenden Hindernisse zu vermeiden oder zu überwinden oder einfach die Vortheile eines erlangten Sieges zu benutzen. Ganz sicher hatte Gott das Unternehmen sowohl durch die Kirche als durch die Wunder des hl. Bernard gebilligt; aber wenn Gott sich unser zu irgend einem seiner Werke bedient,

so sind wir verpflichtet, all unsern Verstand und unsere Kräfte für das Gelingen desselben einzusetzen. Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen! Man darf nicht auf außerordentliche Hülfe rechnen, wenn alle gewöhnlichen Hülfsmittel zu Gebote stehen. Wie handelte Josua im Kampfe um das gelobte Land und David im Kampfe um Syrien? Beide gingen nur auf Befehl Gottes, der ihnen durch einen Hohenpriester oder durch einen Propheten kund gethan wurde; aber sie fügten zu dem Gebote und dem Vertrauen auf Gott Disciplin, Tapferkeit und militärische Tactik. Dies versäumten aber die Krieger des zweiten Kreuzzuges gar zu sehr. Was den geistigen Nutzen in Beziehung auf Buße und Abtödtung betrifft, so kann man allerdings sagen, daß gerade dieser zweite Kreuzzug Großes geleistet hat. Mit welcher Ergebung und mit welcher christlichen Demuth ertrug Konrad sein Unglück. Ludwig übertraf ihn noch an Frömmigkeit. Seine Gemahlin Eleonore selbst klagte, daß sie mehr einen Mönch als einen König geheirathet habe. Der größte Theil des Volkes schien dieselben Empfindungen zu haben, wie ihre Könige. Otto von Freisingen und mehrere andere Augenzeugen geben Zeugniß davon.

Der hl. Bernard, welcher diesen zweiten Kreuzzug gepredigt, war über den geringen Erfolg desselben sehr niedergeschlagen und dies um so mehr, als man ihm Vorwürfe machte. In dieser Lage schrieb ihm der Abt Johann von Casa-Mario bei Verula in Italien, der im Jahre 1148 sein Kloster mit der Congregation in Cisterz vereinigt hatte, folgendermaßen: „Es scheint mir, als habe Gott viele Frucht aus diesem Zuge gezogen, wenn auch in anderer Weise, als die Pilger dachten. Hätten sie ihr Unternehmen in Ausführung gebracht, wie es Christen geziemt, in Gerechtigkeit und Frömmigkeit, so wäre Gott mit ihnen gewesen und hätte durch sie Großes gethan; da sie aber in große Unordnungen verfielen, benutzte Gott ihre Bosheit, um seine Barmherzigkeit zu zeigen, und schickte ihnen Trübsale, um sie zu reinigen und fürs ewige Leben zu retten. Die Zurückkehrenden haben uns versichert, daß sie eine große Anzahl Kreuzfahrer gesehen, welche mit Freuden starben und nicht hätten zurückkehren mögen, weil sie wieder in die alten Sünden zu fallen fürchteten. Damit du aber nicht an dem zweifelst, was ich dir schreibe, so bekenne ich dir als meinem geistlichen Vater im Vertrauen, daß die beiden Patrone unseres Klosters, die seligen Johannes und Paulus, uns wiederholt heimgesucht haben. Ich habe sie bezüglich dieses Ereignisses gefragt, und sie haben mir gesagt, daß eine Unzahl der abgefallenen Engel durch die Seelen derer ersetzt wurden, die in diesem Kreuzzuge starben. Sie sprachen auch von dir und verkündigten dein nahes Ende. Da nun das Unternehmen seinen Zweck erreicht hat, wenn auch nicht nach menschlicher Berechnung, so geziemt es deiner Weisheit, sich in dem zu trösten, in dem du allein deinen Ruhm suchest, denn in Voraussicht der zu erlangenden Heilsfrüchte hat er dir die Gnade und Kraft verliehen, das Unternehmen ins Werk zu setzen. Möge er sich würdigen, deine Laufbahn nun zu krönen und mich mit dir in der Glorie zu vereinigen!“

Otto von Freisingen, der dem hl. Bernard nicht immer günstig gesinnt war, spricht sich ähnlich über diesen Kreuzzug und den Antheil des heiligen Bernard daran aus. Er sagt: „Wenn wir sagen, daß der hl. Abt vom Geiste Gottes erleuchtet war, als er uns zu diesem Kriege beredet hat, daß aber unser Stolz und unser Leichtsinn seine heilsame Rathschläge vergessen ließen, und wir also mit Recht für unsere Unordnungen den Verlust der Güter und Menschen durch so vieles Elend verdient haben; so sagen wir nichts, was nicht vernünftig und durch die Beispiele der Alten bestätigt wäre“.

Der heilige Bernard zeigt dies selbst im Anfange seines zweiten Buches de consideratione, das er um die nämliche Zeit an den Papst Eugen richtete.

„Als Moyses das Volk aus dem Lande Aegypten führen wollte, versprach er ihm ein besseres Land, denn wie würde das Volk, das nur an die Erde dachte, ihm sonst gefolgt sein? Er führte die Israeliten hinaus, brachte aber die Hinausgeführten nicht in das Land, das er versprochen hatte. Der traurige und unerwartete Ausgang kann aber nicht einer Vermessenheit des Führers zur Last gelegt werden, denn er that nur, was Gott befahl, unterstützte und durch Wunder bestätigte. Aber jenes Volk, sagst du, war hartnäckig und immer widerspenstig gegen den Herrn und seinen Knecht Moyses. Allerdings waren jene ungläubig und ungehorsam, aber wie waren denn diese (die Kreuzfahrer)? Frage sie selbst, denn was brauche ich zu sagen, was alle bekennen. Nur eins will ich anführen; was konnten diejenigen ausrichten, die bei ihrem Zuge immer zurückkehrten? Wann sind diese auf dem ganzen Wege nicht in ihrem Herzen nach Aegypten zurückgekehrt? Wenn jene wegen ihrer Verkehrtheit umkamen, kann man sich nicht wundern, wenn diese bei gleichem Verhalten dasselbe erlitten. Wenn der Unfall von jenen nicht gegen die göttlichen Verheißungen war, ist es auch nicht bei diesen der Fall, denn die göttlichen Verheißungen schließen seine Gerechtigkeit nicht aus. Vernimm noch ein anderes Beispiel. Benjamin hatte ein Verbrechen begangen; die übrigen Stämme rüsten sich zur Rache und zwar mit Zustimmung Gottes, der ihnen sogar den Führer für den Kampf ernennt. Sie kämpfen nun vertrauensvoll für eine gerechte Sache, haben ein größeres Heer und erfreuen sich des göttlichen Beifalls, und werden doch geschlagen. Sie wenden sich wieder an den Herrn und erhalten die Antwort: Ziehet hin. Sie ziehen zum zweiten Male hin und werden zum zweiten Male geschlagen. Sie unterliegen in einem gerechten Kampfe, obgleich Gott das erste Mal den Kampf billigt und das zweite Mal ihn befiehlt. Aber je mehr sie im Kampfe unterliegen, desto bewährter zeigen sie sich im Glauben. Wie würde man mich wohl behandeln, wenn ich sie zum zweiten Male zum Kriege aufgefordert hätte, und sie in demselben besiegt wären? oder wenn ich sie zum dritten Male zu dem Unternehmen aufforderte, in welchem sie zweimal scheiterten? Und doch beachteten die Israeliten die beiden ersten Mißerfolge nicht, gehorchten zum dritten Male und siegten. Aber man wendet vielleicht ein: Woher wissen wir, daß die Sache von Gott ausging? welche Zeichen thust du, daß wir dir glauben? Ich brauche darauf keine Antwort zu geben; meine Bescheidenheit gestattet sie mir nicht."

Der hl. Abt Bernard erinnerte nicht nur an die Wunder, die seine Predigt des Kreuzzuges bekräftigt hatten, sondern er wirkte auch neue zu seiner Rechtfertigung. Als die erste Nachricht von der Niederlage des christlichen Heeres nach Frankreich kam, brachte ihm ein Vater seinen blinden Sohn, damit er ihm das Augenlicht wiedergebe. Als Bernard sich dessen weigerte, besiegten die Bitten des Vaters den Widerstand des Heiligen. Er legte dem Kinde die Hände auf und bat Gott, er möge durch Heilung des Blinden zeigen, ob er der Urheber der Predigt des Kreuzzugs gewesen sei und ob sein Geist ihm beigestanden habe. Da rief das Kind plötzlich aus: „Ich sehe!" Und es erhob sich ein lauter Aufschrei der anwesenden Menge.

In Betreff des allgemeinen Ergebnisses dieses zweiten Kreuzzuges für die Christenheit kann man hier beifügen, was M. de Maistre über die Kreuzzüge überhaupt sagt. Keiner glückte, aber alle glückten. Allen glückte die Vertheidigung der Christenheit gegen die Zerstörungen des Mohamedanismus und gegen Alles, was diesem gleicht. Keinem für sich allein glückte es, das Ziel vollkommen zu erreichen. Nur die unüberwindliche Beharrlichkeit der römischen Kirche und der Päpste in der allgemeinen Vertheidigung der Christenheit haben uns die Sicherheit verschafft, deren wir uns seit fast zwei Jahrhunderten erfreuen. Was den zweiten Kreuzzug im Besondern betrifft, oder

vielmehr die zweiten Kreuzzüge, denn es gab ihrer ja vier auf einmal, so hat außer dem allgemeinen Frieden in Europa der Kreuzzug gegen die Slawen die Herstellung mehrerer Bisthümer in ihrem Lande befördert. Der in Spanien hat dazu gedient, das neue Königreich Portugal zu befestigen und die spanischen Reiche zu vergrößern. Der gegen die Muselmänner in Afrika eroberte mehrere Städte und Provinzen. Um den Mißerfolg des Kreuzzugs im Oriente wieder gut zu machen, hätte es nur ein wenig jenes altrömischen Starkmuthes bedurft, der anstatt durch Schläge niedergebeugt zu werden, dadurch nur stolzer und unbezwinglicher wurde. Ein neues nach Palästina eingeschifftes Heer hätte den Waffenruhm der Christen wieder herstellen und die Muhamedaner besiegen können; denn einige Christen können wohl besiegt werden, nicht aber die Christen, d. h. die Christenheit".

Der Abt Suger beabsichtigte eine Erneuerung des Kreuzzuges. Man sagt, daß er den zweiten Kreuzzug ursprünglich nicht gebilligt habe; als er aber den schlechten Erfolg desselben sah, hatte er den Muth, zur Ehre Frankreichs und der Christenheit einen neuen Kreuzzug zu unternehmen. Im Alter von siebenzig Jahren und bei einer schwächlichen, zarten Gesundheit beschloß er, ein neues Heer nach Palästina selbst zu geleiten. Zu drei verschiedenen Malen forderte er die Prälaten Frankreichs auf, sich mit ihm zu diesem großen Unternehmen zu vereinen; da es aber vergeblich war, sandte er den Tempelrittern nach Palästina den größten Theil seiner zusammengehäuften Schätze und reiste zum Grabe des hl. Martin nach Tours, um sich allein auf die Pilgerfahrt vorzubereiten. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach St. Denys überfiel ihn aber ein leichtes Fieber, dem er binnen wenigen Tagen erlag. Er starb am 13. Januar 1152.

93. Daß der Gedanke des Abtes Suger nicht bloß edel, sondern auch nützlich und klug war, ist aus Verschiedenem ersichtlich. Der junge König von Jerusalem Balduin III. verrichtete nur allein mit den schwachen Kräften seines kleinen Reiches und der Mithülfe gewöhnlicher Pilger denkwürdige Thaten. Die Stadt Askalon widerstand seit fünfzig Jahren den christlichen Waffen und war eine unaufhörliche Gefahr für das Reich, da sie dem Sultan von Aegypten freien Einzug sowohl zu Wasser als zu Land offen hielt. Drei oder viermal im Jahre sandte der Sultan ihr Truppen und Hülfsmittel aller Art, ja er gewährte jedem Einwohner eine Pension, um sie sich anhänglich zu machen, denn als Herr von Askalon konnte er von Aegypten jederzeit nach Palästina kommen, wie man umgekehrt von Palästina nach Aegypten kommen konnte. Dieser Platz gefährdete also das Reich von Jerusalem außerordentlich, und dem wollte Balduin ein Ende machen. Nachdem er all sein Volk versammelt hatte, stellte er die Festung Gaza wieder her, die zerstört und verwüstet war, und übergab sie der Hut der Tempelritter. Gaza lag auf dem Wege von Askalon nach Aegypten, und dort wurde die Zufuhr abgeschnitten, die der Sultan von Kairo den Bewohnern Askalons jährlich mehrmals sandte. Die Ungläubigen setzten die Angriffe auf die neue Festung fort, aber vergeblich, und von da an hörten die Einfälle in's Land auf. Askalon konnte nur noch von der Seeseite Hülfe erlangen.

Im Monate December 1152 kamen mehrere Emire, deren Familien früher Jerusalem besessen haben wollten, mit einem beträchtlichen türkischen Heere, um die Stadt zu überfallen. Schon lagerten sie auf dem Oelberge, als die Christen, den Namen des Herrn anrufend, ihnen bewaffnet entgegentraten, sie zurückwarfen, mit dem Schwerte in der Hand bis zum Jordan verfolgten, wo die zu Hülfe eilenden Christen von Nablus sie vollends zerstreuten. Das christliche Heer kam mit reicher Beute beladen nach Jerusalem zurück und brachte Gott feierliche Danksagungen dar. Ermuthigt durch diese

Erfolge beschloß man, die Gärten von Askalon, die den Bewohnern so bedeutenden Nutzen gewährten, zu zerstören. Sobald sich die christliche Schaar zeigte, flohen die Askaloniten in die Stadt; nun schritt man zur Belagerung; auf die Einladung des Königs kamen alsbald die Barone und Ritter, die Prälaten und Bischöfe Judäas und Phöniciens herbei, an deren Spitze der Patriarch von Jerusalem das wahre hl. Kreuz trug.

Zu Wasser und zu Lande wurde die Stadt belagert. Die aus fünfzehn Fahrzeugen bestehende Flotte wurde vom Grafen Gerhard von Sidon befehligt. Die Belagerung währte bereits zwei Monate, als man um die Zeit des Osterfestes in dem Hafen von Ptolemais und Joppe eine große Anzahl Pilger aus dem Abendlande landen sah. Die Anführer des Heeres versammelten sich und es wurde beschlossen, die neu angekommenen Fahrzeuge auf Befehl des Königs zurückzuhalten und die Pilger zur Hülfeleistung für die Askalon belagernden Brüder aufzufordern. Eine Menge der Angekommenen entsprach den auf sie gesetzten Hoffnungen und eilte auf den Kampfplatz, andere stellten sich unter den Befehl Gerards von Sidon. Bei ihrer Ankunft war große Freude und man zweifelte nicht am Siege. Es wurden Maschinen erbaut und die Belagerung kräftig betrieben. Die Kräfte der Askaloniten waren schon erschöpft, als sie zur See neue Verstärkung aus Aegypten erhielten.

Die Angriffe der Belagerer waren aber nicht weniger häufig und mörderisch. Namentlich hatten sie einen bedeutenden Thurm, der durch seine Höhe die Wälle beherrschte. Da er den Belagerten sehr schädlich war, so beschlossen diese, ihn zu zerstören. Sie füllten den ganzen Zwischenraum zwischen dem Thurm und den Wällen mit brennbaren Stoffen an und legten in der Nacht Feuer daran. Es erhob sich aber ein Wind, der den Brand zur Stadt hintrieb, die Steine der Mauern wurden mürbe und diese stürzten mit furchtbarem Getöse ein. Die christlichen Krieger eilten herbei, um durch die Bresche zu dringen; aber die Templer, welche bereits in der Stadt waren, stellten aus schmählicher Habsucht Schildwachen auf, um alle am Nachfolgen zu verhindern und allein die Beute zu erhaschen. Als die Besatzung und die Bewohner Askalons diese in so geringer Anzahl und ganz mit Plündern beschäftigt sahen, warfen sie sich auf sie, tödteten oder verjagten sie und verstopften die Bresche mit ungeheuern Balken. Traurig und verwirrt zogen sich die Christen in ihr Lager zurück. Der König von Jerusalem bot die Prälaten und Barone auf, um zu überlegen, was nun zu thun sei. Er selbst, so wie die vornehmsten der Krieger verzweifelten an der Einnahme Askalons und wollten die Belagerung aufheben; der Patriarch und die Bischöfe aber widersetzten sich im Vertrauen auf die göttliche Hülfe dem Rückzuge. Ihre Meinung siegte, und am andern Tage begann die Belagerung aufs Neue. Mit gleichem Eifer schlug man sich auf beiden Seiten, indeß waren die Verluste der Ungläubigen bedeutender. Nach einem Waffenstillstande zur Beerdigung der Todten begehrten sie zu capituliren. Ihre Abgesandten boten dem Könige an, die Thore der Stadt unter der einzigen Bedingung zu öffnen, daß ihnen innerhalb dreier Tage gestattet sei, ganz ungehindert mit ihren Schätzen und ihrem Gepäcke auszuziehen. Die Bedingung wurde angenommen und getreulich gehalten. Die Einwohner zogen am zweiten Tage aus, und der König ließ sie bis an die Grenzen Aegyptens begleiten. Am 12. August 1154 endlich zogen der König von Jerusalem, der Patriarch, die Fürsten und Prälaten des Reiches, der gesammte Klerus und das Volk mit dem hl. Kreuzholze in Askalon ein, und unter Lob- und Dankgesängen wurde die Hauptmoschee zu Ehren des hl. Paulus geweiht und das hl. Kreuz dort niedergelegt.

Aus diesen verschiedenen Thatsachen ist ersichtlich, daß die Könige Konrad von Deutschland und Ludwig von Frankreich, wenn sie dem Rathe des

Königs von Sicilien gefolgt und direct nach Palästina gezogen wären, statt sich der zweideutigen und treulosen Politik des Kaisers von Constantinopel auszusetzen, in Verbindung mit den Kräften des Königs von Jerusalem unbezwinglich gewesen wären. Wenn das Königreich Jerusalem durch die Eroberung von Damaskus und anderer festen Plätze gestärkt worden wäre, so hätte es sich durch sich selbst halten und die christlichen Fürstenthümer Edessa und Antiochia vertheidigen können. Andererseits war es mit Hülfe von Askalon und Gaza leicht, Aegypten zu erobern, da der König von Sicilien Herr mehrerer afrikanischen Städte und Provinzen war, und die spanischen Muselmänner sehr abgenommen hatten. Wenn man so die europäischen Krieger mit ehrenvollen Kämpfen beschäftigt hätte, wären Europa die innern Kriege erspart und ein allgemeiner Friede erhalten worden.

Raimund von Poitiers, Fürst von Antiochien, welcher den König von Frankreich im Jahre 1148 so wenig ritterlich behandelt hatte, verlor in demselben Jahre sein Leben in einer Schlacht, die er tollkühner Weise Naureddin, dem Sohne Zenkis und Vater Saladins, lieferte. Raimund war tapfer aber verwegen, und folgte nur seinen eignen Eingebungen. Die Schlacht, in welcher er umkam, hatte er mit nur wenigen Rittern unternommen, ohne den Rest seiner Truppen abzuwarten. Er hinterließ eine Wittwe und vier noch unerwachsene Kinder, zwei Mädchen und zwei Knaben. In dieser traurigen Lage zeigte sich der Patriarch Aimerich von Antiochien als Beschützer des Landes; er besoldete die Truppen mit einer ihm sonst nicht eigenen Großmuth. Der König von Jerusalem kam dem Fürstenthume in der Noth zu Hülfe und that dem weitern Vordringen Naureddins und des Sultans von Ikonium Einhalt, welche die Gelegenheit benutzen und das Land angreifen wollten [1]).

Joscelin, der letzte Graf von Edessa, freute sich über den Tod des Fürsten von Antiochien, den er haßte. Er wurde aber selbst von den Ungläubigen gefangen genommen und in Aleppo festgehalten, wo er im Elende starb. Er war der unwürdige Sohn eines würdigen Vaters. Als dieser ein Schloß bei Aleppo belagerte, wurde er von den Trümmern eines einstürzenden Thurmes bedeckt und todtkrank nach Edessa gebracht. Als er in seinem Bette lag und den Tod erwartete, hörte er, daß der Sultan von Ikonium einen seiner festen Plätze belagerte. Sofort ließ er seinen Sohn rufen und befahl ihm, den Feind anzugreifen. Der junge Joscelin zögert; da läßt sich der alte Krieger, der niemals ein Hinderniß kannte, in einer Sänfte an der Spitze seiner Soldaten tragen. Als er sich der belagerten Stadt nähert, hört er, daß die Türken sich zurückgezogen hatten; da erhebt er seine Augen zum Himmel, dankt Gott und stirbt.

Sein unwürdiger Sohn hatte sich von Kindheit an der Trunkenheit und Liederlichkeit ergeben. Sobald er Herr geworden war, verließ er die Stadt Edessa und zog sich nach Turbessel, einem reizenden Aufenthalt an den Ufern des Euphrat, zurück. Ganz seinen Neigungen fröhnend, die Besoldung der Truppen und Befestigung der Plätze vernachläßigend, vergaß er die Sorgen der Regierung und die Bedrohungen der Muselmänner. Während seiner strafbaren Abwesenheit wurde die Stadt Edessa im Jahre 1144 von Zenki genommen. Raimund von Antiochien freute sich über das Unglück von Edessa, statt ihm zu Hülfe zu eilen, weil er Joscelin haßte. Dieser letztere hinterließ bei seinem Tode eine Wittwe mit einem Sohne und zwei Töchtern in unmündigem Alter. Die Wittwe war eine tugendhafte Frau und von einem für ihr Geschlecht nicht gewöhnlichen Muthe. Mit dem Rathe ihrer Heere

---

1) Guil. Tyr. l. 17, c. 9. 10.

wußte sie die ihr noch gebliebenen Plätze zu erhalten. Der Kaiser von Constantinopel, welcher von der traurigen Lage des Landes Kunde erhielt, bot der Gräfin beträchtliche Einkünfte an, wenn sie ihm den Besitz der Städte, sechs an der Zahl, abtreten würde. Mit Zustimmung des Königs von Jerusalem nahm sie das Anerbieten an. Der Kaiser schmeichelte sich, diese Orte nicht bloß zu erhalten, sondern sie zu vermehren; nach Ablauf eines Jahres aber hatten die Türken sie genommen[1]).

94. Der griechische Kaiser war mehr geneigt, die Christenheit unter einander zu entzweien, als sie gegen die Muselmänner zu vertheidigen. Der König von Sicilien Roger hatte dem Kaiser Johannes Komnenus eine Gesandtschaft geschickt, nicht bloß um Friedensverhandlungen zu pflegen, sondern auch bezüglich einer Familienverbindung. Nach dem Tode des Johannes wurde die Gesandschaft und Bitte erneuert, sein Sohn Manuel sandte eine erlauchte Person nach Sicilien, um die Unterhandlung abzuschließen. Nachdem dies geschehen war, brach Manuel sie ab und nahm die sicilianischen Gesandten in Constantinopel gefangen. Um diesen Bruch des Völkerrechtes zu rächen, rüstete Roger eine Flotte und bemächtigte sich der Insel Corfu und anderer Plätze auf dem Festlande und namentlich Korinths. Von da ab beschäftigte sich Manuel nur mit zwei Angelegenheiten, mit der Vernichtung der christlichen Heere der Franzosen und Deutschen, die den Christen im Morgenlande zu Hülfe eilten, und der Wiedereroberung Corfus und der Einnahme Siciliens und Italiens. Er war deshalb in Griechenland, als der König Konrad von Palästina nach Deutschland zurückkehrte. Die beiden Fürsten verbündeten sich, um Roger von Sicilien anzugreifen, der eben damit beschäftigt war, in Afrika mehrere muselmännische Städte zu erobern und dann dem Papste Eugen eine Unterstützungsmannschaft zur Bekämpfung der römischen Rebellen zu senden. Für den Augenblick hinderten eingetretene Krankheiten, namentlich die des Königs Konrad, an der Ausführung dieses Unternehmens gegen Roger; die Verbindung blieb indeß bestehen. Eine griechische Flotte belagerte Corfu, als der König Ludwig auf seiner Rückreise mit ihr zusammentraf; er wurde gefangen genommen und sollte dem Kaiser Manuel vorgeführt werden; aber eine sicilianische Flotte, die ihrerseits die Vorstädte Constantinopels verheert und ihre Pfeile in den kaiserlichen Palast geschleudert hatte, , begegnete ihr und befreite den König von Frankreich, der nachher in Potenza mit Roger zusammentraf und von dort nach Rom ging. Diese Gefangennahme des Königs von Frankreich durch die Griechen und seine Befreiung durch die Sicilianer sind durch mehrere griechische wie lateinische Schriftsteller bestätigt[2]).

95. In Rom gab es immer eine revolutionäre Partei. Gelehrte ohne Erfahrung hatten sich mit Arnold von Brescia eingebildet, die römische Republik mit Worten und durch Empörung wieder herzustellen. Seit zwölf Jahrhunderten hatte das Christenthum die Welt umgestaltet. Rom übte eine Herrschaft aus, die ausgedehnter, glorreicher und dauerhafter war als die der Republik und der Kaiser, eine geistige und göttliche.

Die römischen Republikaner verstanden diese wahrhaft unsterbliche Herrschaft ihrer Stadt nicht, der sich alle christlichen Nationen freiwillig unterworfen hatten; sie setzten sich in den Kopf, die Welt umzuändern. Ihr Plan war folgender: Der Papst, der Klerus, das ganze Weltall sollte dem Kaiser Konrad von Deutschland unterworfen werden. Dieser sollte wieder dem rö-

---

1) Guil. Tyr. l. 16. 17. — 2) J. Cinnam. l. 2, c. 19.

mischen Senate und Volke unterworfen sein, die wieder Herren der Welt sein sollten. Dazu mußte ein Senat und ein Volk da sein, und das wurde decretirt. Die unruhigen Köpfe unternahmen Empörungen gegen den Papst und Plünderung und Zerstörung der Paläste einiger Cardinäle. Stolz auf ihre Heldenthaten forderten sie den deutschen König Konrad durch Briefe und Gesandtschaften wiederholt auf, nach Rom zu kommen und aus ihrer Hand das Reich der Welt zu empfangen. Nach seiner Rückkehr aus Palästina und Griechenland erhielt er neuerdiegs Briefe und Gesandtschaften [von den Römern, die von ihm Hülfe gegen den Papst zu bekommen hofften. Der Papst schickte darauf ebenfalls einen Boten mit einem Briefe vom 23. Juni 1149 an den König. Dieser wollte nun den Abt Wibald mit andern Gesandten nach Rom schicken, um den Streit zwischen dem Papste und den Römern auszugleichen. Diese Gesandtschaft unterblieb aber wegen einer gefährlichen Krankheit des Königs.

Es gelang dem Papste durch Waffengewalt und Verhandlungen einen Vertrag mit dem römischen Senate abzuschließen, und er kam im November 1149 nach Rom, aber wegen der hier fortdauernden republikanischen Unruhen verließ er im Juni 1150 die Stadt wieder; er begab sich nach Albano und hielt sich nachher bis zum Ende des Jahres 1152 abwechselnd in Segni und Ferentino auf. Zu den Schwierigkeiten, welche die Römer dem Papste bereiteten, kamen noch die Verwicklungen hinzu, welche mit dem Kampfe zwischen Roger und Manuel zusammenhingen. In Frankreich wollte man wegen der im zweiten Kreuzzuge erlittenen Schmach einen neuen Kreuzzug unternehmen. Statt nun diese Aufgabe in besonnener Weise ins Auge zu fassen, ließen die Franzosen sich von Roger zu einem Bündnisse gegen die Griechen gewinnen, von dem bloß Roger den Vortheil gehabt haben würde, wenn die Sache zur Ausführung gekommen wäre. König Konrad hatte sich dagegen von seinem Schwager Manuel zu einem Bündnisse gegen Roger gewinnen lassen, durch das im Falle der Niederlage Rogers Konrad in Verwicklung mit dem Papste gerathen wäre, während Manuel die gewonnenen Eroberungen bekommen hätte. Nach dem Tode des Abtes Suger dachte man in Frankreich nicht mehr an den Kreuzzug, und König Konrad wurde durch so viele ungelösete Schwierigkeiten und Hindernisse in Deutschland festgehalten, daß ein Feldzug in Italien unausführbar war. Am päpstlichen Hofe fürchtete man während einiger Zeit das Bündniß Manuels mit Konrad, und dieser scheint von den griechischen Schismatikern in eine dem Papste abgeneigte Stimmung hineingezogen zu sein. Dem Abte Wibald gelang es, ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Konrad und dem Papste wieder herzustellen, und dieser hoffte, durch eine Romfahrt des deutschen Königs wieder in Besitz von Rom zu gelangen.]

96. Im Jahre 1151 rüstete König Konrad sich ganz ernstlich zum Kriege gegen Sicilien und Italien. Er schrieb darüber an den Kaiser Manuel, die Bürger von Pisa und Rom und an den Papst Eugen. Der Kaiser von Constantinopel sagte ihm bedeutende Hülfe zu. Der Papst empfahl allen Bischöfen und Fürsten Deutschlands, treu zu ihm zu halten. Im Begriffe den Feldzug anzutreten, starb Konrad zu Bamberg am 15. Februar 1152. Er wurde dort neben dem Grabe des hl. Kaisers Heinrich begraben, der vom Papste Eugen heilig gesprochen wurde.

Konrad hatte im Jahre 1150 seinen ältesten Sohn Heinrich, der bereits zum Könige erwählt war, verloren. Da sein zweiter Sohn Friedrich noch zu jung war, bestimmte er seinen Neffen Friedrich, den Herzog von Schwaben, der ihn auf dem Kreuzzuge begleitet hatte, zum Nachfolger. Auf

dem Reichstage zu Frankfurt am 4. März 1152 wurde Friedrich auch wirklich gewählt und am darauf folgenden Sonntage zu Aachen vom Erzbischofe Arnold von Köln gekrönt. Er ist unter dem Namen Friedrich Barbarossa bekannt.

Bald nach der Krönung hielt er mit den vornehmsten Fürsten Rath und sandte alsdann Hillin, den erwählten Erzbischof von Trier, Eberhard, Bischof von Bamberg, und Adam, Abt von Eberach, nach Rom, um dem Papste Eugen, den Römern und ganz Italien seine Erwählung anzuzeigen. In seinem Briefe an den Papst gelobt er ihm als seinem geistlichen Vater die kindlichste Liebe und Hingebung und verspricht, Alles mit Eifer zu erfüllen, was sein Vorgänger zur Befreiung und Ehre des apostolischen Stuhles und namentlich zur Erfüllung der Wünsche des hl. Vaters beabsichtigt hatte.

97. Bald darauf schlossen der Papst Eugen und der König Friedrich durch ihre Bevollmächtigten ein Vertrag ab. Die Bevollmächtigten waren von Seiten des Papstes sieben Cardinäle und Bruno, Abt von Caravalla bei Mailand aus dem Cisterzienserorden, und von Seiten des Königs Anselm, Bischof von Havelberg, Hermann, Bischof von Constanz, und drei Grafen. Der König verspricht, weder Frieden noch Waffenstillstand mit den Römern oder Roger, dem Könige von Sicilien, ohne die Zustimmung der römischen Kirche und des Papstes zu schließen, mit aller Kraft daran zu arbeiten, die Römer dem Papste und der römischen Kirche ebenso zu unterwerfen, wie sie es seit hundert Jahren gewesen waren. Er wird immer und überall die päpstliche Würde und die Rechte des hl. Petrus vertheidigen als besonderer Sachwalter der römischen Kirche und wird ihr dazu verhelfen, das Verlorene wieder zu erlangen. Er wird dem Könige der Griechen kein Stück Landes diesseit des Meeres überlassen, und sollte er eins an sich reißen, ihn nach Kräften vertreiben.

Der Papst dagegen verspricht dem Könige die kaiserliche Krone, wenn er sich dieselbe selbst holen würde, und seinen Beistand zur Aufrechthaltung und Vergrößerung seiner Würde, indem er zu diesem Zwecke die kirchlichen Censuren anwenden will, und endlich, daß er den König der Griechen verhindern würde, diesseits des Meeres Eroberungen zu machen. Dieser Vertrag ist vom 23. März 1152 datirt [1]).

* 97. * Als Anselm, Bischof von Havelberg in Niedersachsen, beim Papste Eugen in Tusculum im März 1149 anwesend war, sagte dieser unter Anderm zu ihm: „Unlängst kam ein Bischof in der Eigenschaft eines Gesandten des Kaisers von Constantinopel, von dem er einen griechisch geschriebenen Brief brachte, zu mir. Der Bischof war sehr unterrichtet in den Büchern der Griechen, sprach gut und beredt. Er brachte mehrere Einwände bezüglich der Lehre und des Ritus der Griechen vor und wollte alles, worin sie von der römischen Kirche abweichen, vertheidigen, unter Anderm das Ausgehen des hl. Geistes und das ungesäuerte Brod. Da ich weiß, daß du früher als Gesandter des Kaisers Lothar in Constantinopel warst und bei deiner Anwesenheit dort darüber mehrere Besprechungen hattest, sowohl öffentlich als privatim, so bitte ich dich, eine Abhandlung in Form eines Dialoges zu verfassen, in der Alles enthalten ist, was von der einen und der andern Partei gesagt wurde".

In Folge dieses Auftrages sandte Anselm dem Papste drei Bücher Dialoge, von denen das erste als Einleitung zu den beiden andern gilt; es

---

1) Watter. II, 318 f.

handelt von der Einheit und der Mannigfaltigkeit der Kirche. Da die Kirche nur eine ist, wunderten oder ärgerten sich Viele, so viele Verschiedenheiten zu sehen, unter andern bei den religiösen Orden. Eine einzige, aber sehr gründliche Erwägung genügt dem Bischofe Anselm, Alles zu erklären. Die Kirche ist in sich eine, aber vielgestaltig in Bezug auf ihre Kinder, die sie in verschiedener Weise und zu verschiedenen Zeiten erzeugt und nach verschiedenen Gesetzen und Einrichtungen erzieht, von Abel, dem ersten Gerechten, bis zu dem letzten der Auserwählten. Sie ist eine im Glauben und in der Liebe. Der Leib der Kirche ist einer; er wird durch den heiligen Geist belebt, regiert und geleitet, der zu gleicher Zeit einer ist und doch vielfältig, einer in seinem Wesen, vielfältig in seinen Gaben. Man sieht dies aus dem alten und neuen Testamente. Dieser vom hl. Geist belebte Leib der Kirche, so verschieden gestaltet in seinen Gliedern und Altersstufen, hat in Abel dem ersten Gerechten seinen Anfang genommen und wird sich in dem letzten der Auserwählten vollenden, einer in demselben Glauben, aber verschieden gestaltet durch eine große Mannigfaltigkeit im Leben.

Abel, Noe, Abraham hatten sicher denselben Glauben und gehörten derselben Kirche an, nichtsdestoweniger dienten sie Gott und opferten sie ihm auf verschiedene Weise. Moses bildete in derselben Kirche durch ein geschriebenes Gesetz und einen neuen Ritus ein ganzes Volk. David fügte noch verschiedene neue Einrichtungen und Ceremonien hinzu. Ebenso schienen die Propheten und Nasiräer verschieden in ihrer Lebensweise, aber eins im Glauben. Und obgleich sie nicht vollkommen die Geheimnisse Christi und der Kirche kannten, gehörten sie unstreitig zur Einheit der katholischen Kirche, der hl. Stadt, dem neuen Jerusalem, das vom Himmel gekommen ist und für Gott zubereitet wurde, wie eine Braut für den Bräutigam geschmückt wird.

Die Religion selbst hat zwei beträchtliche Veränderungen erfahren, welche die beiden Testamente sind. Das mosaische Gesetz tritt auf dem Berge Sinai unter Donner und Blitz an die Stelle eines andern Zustandes. Bei dem Tode Christi erbebt die Erde, verfinstert sich die Sonne, öffnen sich die Gräber, die Riegel der Hölle werden gesprengt, und an die Stelle des Gesetzes tritt das Evangelium. Noch eine große Umänderuug steht am Ende bevor, die der Zeit in die Ewigkeit, der Erde in den Himmel.

Das alte Testament nennt Gott den Vater klar und deutlich, minder klar Gott den Sohn. Das neue Testament offenbart Gott den Sohn, verheißt und deutet aber nur die Gottheit des hl. Geistes an. Darauf wird der hl. Geist verkündigt, indem er uns eine deutlichere Offenbarung seiner Gottheit gewährt. Und so ist es auch in der Ordnung; es würde sich nicht schicken, die Gottheit des Sohnes zu verkünden, so lange der Glaube an Gott den Vater nicht vorhanden wäre, und die Gottheit des hl. Geistes, so lange nicht an die des Sohnes geglaubt würde. Der göttliche Arzt heilt die Menschheit durch sanfte und stufenmäßige Mittel. So ist der Glaube an die Dreifaltigkeit der Kraft der Gläubigen gemäß vorangeschritten, bis er endlich vollkommen wurde. Deßhalb ist von der Ankunft des Erlösers bis zum letzten Gerichte, der Zustand der Kirche, obgleich sie immer eine und dieselbe ist und fortwährend durch die Gegenwart des Sohnes Gottes erneuert wird, doch nicht einförmig, sondern vielgestaltig.

Anselm erklärt die sieben Siegel der Apokalypse durch sieben verschiedene Zustände der Kirche. Sie glänzt im ersten durch die Wunder, die Gott wegen ihrer Gründung und wegen des Wachsthums der Zahl der Gläubigen gewirkt hat.

Im zweiten werden ihre Prediger, die in der ganzen Welt verbreitet sind, verfolgt; aber endlich nehmen die Könige und Fürsten ihre Lehre an,

und es werden überall zu Ehren des wahren Gottes prachtvolle Tempel erbaut.

Beunruhigt im dritten durch die Irrlehrer und Ketzer, verdammt sie dieselben auf den Concilien, und nachdem sie den wahren Glauben wieder befestigt hat, gibt sie Gesetze und Vorschriften für die Ordnung, Zucht und Sitte.

Zur Sicherstellung gegen die Verfolgung von Seiten der Ungläubigen und die Bosheit der falschen Brüder schreibt sie im vierten Alles vor, was zum äußern Anstande des Gottesdienstes, der Verherrlichung der Tempel und Altäre nothwendig ist, und gestattet die Errichtung geistlicher Orden. Die drei anderen beziehen sich auf das Ende der Welt und das Jenseits. Was immer Gutes in verschiedenen Zeiten und durch verschiedene Anstalten geschieht, kommt durch den nämlichen Geist, der es wirkt und jedem Einzelnen nach Gefallen zutheilt; denn der hl. Geist ist es, der von Anbeginn, jetzt und allzeit den Leib der Kirche regiert und ihn durch irgend etwas Neues in der Religion immer wieder erneuert, damit er nicht durch die Gewohnheit erschlaffe. Die Jugend der Kirche erneuert sich wie die des Adlers. Nicht als ob Gott oder die Kirche sich änderte, sondern nur, weil die so veränderliche, schwache Natur des Menschengeschlechtes verschiedener Heilmittel bedarf.

Eine viel schlimmere Verschiedenheit ist diejenige, welche zwischen der Lehre der Griechen und der Lehre der Lateiner stattfindet. Von dieser handelt Anselms zweites Buch. Er sagt: „Als ich in Constantinopel war, richteten die Griechen oft Fragen an mich, und ich richtete deren wieder an sie; es wurde deshalb auf Veranlassung des Kaisers Kalojohannes und des Patriarchen eine öffentliche Conferenz in dem Viertel der Pisaner nahe bei der Kirche der hl. Irene gehalten. Aufseher waren aufgestellt, um Ruhe zu halten, Schiedsrichter und Stenographen, um getreulich Alles aufzuschreiben, was von der einen und der andern Seite gesagt wurde. Außer einer Menge Griechen waren auch viele Lateiner anwesend, unter Andern Moses von Bergamo, der einstimmig zum Dollmetscher gewählt wurde. Zur Disputation mit Anselm war der Erzbischof Nechites von Nikomedien gewählt, der berühmteste unter den zwölf Doctoren, welche die Studien leiteten, und die man bezüglich aller schwierigen Fragen zu Rathe zog, und deren Aussprüche für unumstößlich galten.

Diese Conferenz handelte von dem Ausgehen des hl. Geistes. Man untersuchte, ob der hl. Geist gemäß der Lehre der Griechen vom Vater allein ausgehe, oder ob er nach den Lateinern vom Vater und vom Sohne ausgehe. Der hauptsächlichste Einwand der Griechen war folgender: „Man kann nicht sagen, der hl. Geist gehe vom Vater und vom Sohne aus, ohne von Gott eine Mehrheit von Principen anzunehmen. Wenn im Evangelium gesagt sei, der hl. Geist sei vom Sohne, er sei gesandt von ihm, empfange das von ihm, was er sage; so folge daraus nicht, daß er vom Sohne ausgehe; das Evangelium behauptet dies nicht ausdrücklich". Anselm antwortete: „In Gott ist nur ein Princip. Wenn der hl. Geist vom Vater und vom Sohne ausgeht, so geht er nur von einem Principe aus, denn der Vater und der Sohn sind eins, so daß, wenn man leugnen wollte, daß der hl. Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe, man zugleich seine Existenz leugnen und das Geheimniß der Dreieinigkeit aufheben würde. Da der Sohn von Gott dem Vater hat, daß er selbst Gott ist, weil er Gott von Gott ist; so hat er von ihm auch, daß der hl. Geist von ihm (dem Sohne) ausgeht; er ist mit dem Vater zusammen dasselbe Princip des hl. Geistes wegen der Einheit der Substanz".

Anselm beruft sich auf die Stellen der hl. Schrift, welche das Ausgehen des hl. Geistes beweisen, und sagt, wenn das Evangelium auch nicht ausdrücklich sage, der hl. Geist gehe vom Vater und vom Sohne aus, so sage

es auch nicht das Gegentheil, auch nicht, daß der hl. Geist vom Vater allein ausgehe, wie die Griechen behaupten. Er zeigt, wie man ohne Furcht dem Glaubensbekenntnisse Ausdrücke beifügen darf, welche nicht im Evangelium stehen, wie dies auf den Concilien mehrfach geschehen sei. Es wurde daselbst entschieden, daß der Sohn dem Vater wesensgleich sei, daß Maria die Mutter Gottes sei, daß man den hl. Geist anbeten müsse, Ausdrücke, die bei Griechen anerkannt sind, obgleich sie der Form nach nicht in der Schrift enthalten seien, sondern nur dem Wesen nach.

Anselm gibt davon einen wunderbar tiefen Grund an. „Wenn diese orthodoxen Concilien, denen der hl. Geist vorstand und welche den katholischen Glauben befestigt haben, nicht Statt gefunden hätten, so wäre der Glaube an die Dreifaltigkeit heutzutage Angesichts so vieler Häresien entweder nichtig oder unklar. Darum hatte der Herr, wohl wissend, wie viel noch fehlte, bis der katholische Glaube vollkommen sei, nachdem er den Jüngern Alles gesagt, was für den Augenblick nothwendig war, noch hinzugesetzt: „Ich habe euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht fassen; wenn aber der Geist der Wahrheit gekommen sein wird, so wird er euch alle Wahrheit lehren". Sehet also, wie der hl. Geist, der Geist der Wahrheit, welche der Sohn ist, noch viele Dinge lehren sollte, die der Sohn noch zu sagen hatte, die aber die Apostel damals nicht faßten. Er ist es in der That, der die Evangelien schrieb; in der Folge erklärt er in den Concilien in größerer Kürze, was in den Evangelien steht, so daß, was die Apostel allein nicht tragen konnten, nun die ganze Kirche trägt, die in der ganzen Welt verbreitet ist.

Wie der hl. Geist versprochen war, so ist er gekommen, um damals, jetzt und allezeit alle Wahrheit zu lehren; so war er auch bei den Concilien der hl. Väter gegenwärtig und hat den Vorsitz geführt als Lehrer Aller. Indem er den Glauben an die heiligste Dreifaltigkeit lehrte, wie wir ihn haben, theilte er nach und nach die ganze Wahrheit mit, entgegen der Gottlosigkeit des Arius, welcher die göttliche Wesenheit scheidet, und der des Sabellius, welcher die Personen verwechselt. Er setzte die Sakramente der Kirche ein; er regelte in entsprechender Weise die Form der durch den Herrn Jesus Christus eingesetzten Taufe, den von der Kirche beobachteten Ritus bei der Consecration des Leibes und Blutes des Herrn. Er setzte die Patriarchen, Metropolitane, Erzbischöfe, Bischöfe, Priester, Diakone und andere Diener Gottes niederen Ranges ein; er unterscheidet in guter Ordnung die Salbung mit dem hl. Oele, das Sakrament der Buße und die Auflegung der Hände. Er fügt hinzu die Feierlichkeiten der hl. Messe und die andern göttlichen Officien zum Lobe Gottes. Durch die katholischen Lehrer eröffnet er uns die hl. Schriften des alten und neuen Testamentes; gleichzeitig offenbart er uns die Geheimnisse dieser Schriften. Da er die Kraft des Höchsten ist, zerstreut er die Häresien, welche sich einschleichen. Durch apostolische Männer gibt er die kirchlichen Gesetze, um die christliche Religion zu bewahren. Mit einem Worte, er hat erleuchtet, erleuchtet noch und wird immer erleuchten die ganze Kirche durch das Licht der wahren Wissenschaft, indem er sie unterrichtet in der heiligen Zucht und ihr nach und nach die ganze Wahrheit lehrt. Das ist es, was derjenige versprochen hat, welcher nicht lügt, Gott. „Ich werde euch den Geist geben, damit er immer bei euch bleibe"; und: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt", nämlich durch die Gnade des hl. Geistes, welcher in euch wohnt. So ist es denn im Evangelium und den von rechtgläubigen Vätern abgehaltenen Concilien der hl. Geist selbst, welcher nach und nach die ganze Wahrheit lehrt, ohne daß er je etwas sagte, was ihr entgegen wäre. Ihr könnt also mit voller Sicherheit sagen, daß der hl. Geist vom Sohne ausgeht, weil der hl. Geist es selbst im Evangelium verhüllt gesagt und in verschiedenen Concilien enthüllt hat.

Darnach führt Anselm mehrere Stellen aus griechischen Vätern an, aus Didymus, dem hl. Cyrillus, Chrysostomus, aus dem Symbolum des hl. Athanasius, wo diese Väter sagen, daß der hl. Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe. Er bringt auch Zeugnisse lateinischer Väter vor, vom hl. Hieronymus, Augustinus, Hilarius, aus deren Schriften man ersieht, daß obgleich der hl. Geist vom Vater und vom Sohne ausgeht, er doch allein und hauptsächlich vom Vater als der ersten Ursache ausgeht. Nur in diesem Sinne und in keinem andern billigt er den Ausdruck der Griechen, der sich auch beim hl. Hilarius findet: daß der hl. Geist vom Vater durch den Sohn ausgehe, weil der Vater durch sich selbst und der Sohn durch den Vater den hl. Geist hervorbringt, der von einem wie vom andern ausgeht.

Der Erzbischof von Nicomedien war von den Antworten Anselms außerordentlich befriedigt und sagte ihm: „Möge euer Liebden wissen, daß ich und alle Gelehrten unter den Griechen nach so vielen Gründen und der Beweisführung eurerseits derselben Meinung über das Ausgehen des hl. Geistes sind. Glaubet indeß nicht, uns in dieser Disputation besiegt zu haben; denn die unterrichteten Griechen waren immer derselben Ansicht, und wenn die Gelehrten unter den Lateinern diesen Punkt in Liebe und Bescheidenheit behandelt hätten, so hätten beide Theile sich geeinigt. Da aber die griechische Bevölkerung nicht gewöhnt war, öffentlich in den Kirchen zu hören, der hl. Geist gehe vom Sohne aus, machte der Erzbischof den Vorschlag, ein allgemeines Concil für den Occident und den Orient durch die Autorität des Papstes mit Zustimmung der Kaiser zusammen zu berufen, auf welchem diese und einige andere Fragen entschieden werden sollten. Der Bischof Anselm stimmte diesem Vorschlage bei, ebenso die gesammten Anwesenden.

In der darauf folgenden Woche fand eine andere Conferenz statt, und zwar namentlich bezüglich des Primates des Papstes. Anselm sagte zu den Griechen: „Wenn ihr das gesäuerte Brod beim hl. Opfer beibehaltet bloß wegen eurer alten Bischöfe, warum nehmet ihr da nicht die Decrete der hl. römischen Kirche an, welche durch Gott, von Gott und unmittelbar nach Gott den Vorrang in der auf der ganzen Erde verbreiteten allgemeinen Kirche erhalten hat? denn also liest man in dem ersten Concil von Nicäa: „Jeder Katholik soll wissen, und keinem soll es unbekannt bleiben, daß die hl. römische Kirche diesen Vorrang nicht durch ein Concilsdecret, sondern durch das Wort des Herrn an den Apostelfürsten erhalten hat: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir übergebe ich die Schlüssel des Himmels, was du auf Erden binden wirst, wird im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, wird im Himmel gelöset sein". Der erste Stuhl ist, und zwar durch Gottes Gnade, der der römischen Kirche, den der heilige Petrus und der hl. Paulus durch ihr Martyrium geweiht haben. Der zweite ist Alexandrien, im Namen des hl. Petrus von dessen Schüler, dem heiligen Marcus, geweiht; der dritte Antiochien, geehrt durch die Anwesenheit des hl. Petrus, bevor er nach Rom ging.

Als erste nach göttlichem Rechte hat der Herr die römische Kirche auch noch mit einem besondern Privilegium versehen. Während alle andern mit Häresien heimgesucht sind oder im Glauben wankten, ist sie, die auf einem Felsen gegründet ist, unerschütterlich geblieben, gemäß den Worten des Herrn: „Petrus, ich habe für dich gebetet, damit dein Glaube nicht wanke, und wenn du bekehrt sein wirst, stärke deine Brüder".

Die Kirche von Constantinopel aber im Gegentheil, — erlaubt, daß ich die volle Wahrheit rede, — hat, bedrängt von unzähligen Häresien, in der Inbrunst ihres Glaubens nachgelassen, aufgebläht von finstern Eingebungen hat sie sich gegen Gott und die katholische Kirche aufgelehnt, und so viel

sie konnte, sich hartnäckig gegen den Glauben und die reine Lehre Petri gestemmt. Von hier aus war es, daß die Gottlosigkeit des Arius mit ihrem Pesthauche fast den ganzen Orient und einige Bischöfe im Occidente ansteckte. Das Haupt dieser Häresie war Eusebius, der von Berytus nach Nicomedien ging und die Kirche von Constantinopel verheerte und verpestete. Hier war es, wo der Häretiker Nestorius, der Lästerer Jesu Christi und seiner heiligen Mutter, seinen Sitz hatte. Hier auch war Macedonius, der Lästerer des hl. Geistes, der aus ihm nur eine Creatur machte. Hier war es, von wo der Priester Eutyches seine Häresie ausbreitete, die in Christus zwei Naturen annimmt. Hier war es, wo der Arianer Eudoxius mit seinem Satelliten in in der Gottlosigkeit, Eunomius, als Bischof residirte. Wer endlich könnte alle Häretiker aufzählen, die in dieser Stadt gewesen und die unbefleckte Kirche Gottes verpestet und daran gearbeitet haben, das Kleid des Erlösers durch das Schisma zu zerreißen.

Während die Kirchen von Constantinopel, Alexandrien und Antiochien, wie fast alle andern im Oriente im Glauben Gefahr liefen, blieb einzig das Schifflein Petri unberührt von allen Stürmen und hat nie aufgehört, daran zu arbeiten, sei es durch Legaten, oder wie immer, den Sauerteig aus der Kirche Christi auszutilgen. Ist es nach alldem nicht sicherer für die Kirche von Constantinopel, ihre Vorschriften von Rom aus zu empfangen?

Der Erzbischof Nechites erwiderte: „Was den Vorrang der römischen Kirche anlangt, so leugne ich ihn nicht, und bestreite ihn nicht, denn man liest in unsern alten Schriften, daß die drei Patriarchenstühle Schwestern waren, nämlich Rom, Alexandrien und Antiochien, unter denen Rom, weil es die Hauptstadt war, den Vorrang erhielt, derart, daß es als erster Stuhl genannt wurde und daß die übrigen Kirchen in allen zweifelhaften Fällen an ihn appellirten und daß alle sich seinem Urtheile unterwarfen, wenn etwas nicht durch bestimmte Regeln festgestellt war."

Diese Worte des griechischen Controversisten sind bemerkenswerth; er erkennt Rom als den ersten Stuhl an und sagt, daß man von allen Kirchen der Welt an ihn appelliren kann. Nach den Griechen also ist die Appellation eine natürliche Consequenz des Primates.

Etwas anderes Bemerkenswerthes bei dem Vertheidiger der Griechen ist, daß er Rom nur deshalb den Vorrang einräumt, weil es die Hauptstadt des Reiches ist. Die Worte des Herrn an Petrus gelten ihm also nichts. Alles liegt vielmehr daran, die Hauptstadt des Reiches zeitlicher Macht zu sein. Und warum anders, als um daraus folgern zu können: „Nun ist Constantinopel die Hauptstadt des Reiches geworden, mithin ist sie wenn nicht der erste, doch mindestens der zweite Stuhl in der Kirche Christi."

Das ist im Grunde die ganze Theologie der Griechen über die göttliche Constitution der Kirche Gottes.

Der Erzbischof Nechites sagt, daß die Kirche von Constantinopel sich unter dem Kaiser Phocas für die erste gehalten habe, daß aber dieser Kaiser auf das Ansuchen des Papstes Bonifaz III. den Stuhl Petri für den ersten erklärt habe. Er fügt bei, daß Constantinopel unter dem Kaiser Theodosius als zweiter Stuhl erklärt wurde, weil es die zweite Hauptstadt des Reiches war, während Rom die erste war. Man sieht aus Allem, daß den Griechen das Evangelium für nichts galt, hingegen die Politik für Alles.

Der Erzbischof Nechites schließt: „Wir sprechen der römischen Kirche durchaus nicht den Vorrang ab unter ihren Schwestern, d. h. unter den Patriarchal-Kirchen, und wir geben zu, daß Rom den General-Concilien präsidirt; aber es hat sich durch seinen Vorrang von uns getrennt; denn indem es seine Macht überschritt, hat es zur selben Zeit das Reich und die Kirchen

des Abend- und Morgenlandes gespalten". Diesen Worten folgt noch eine lange Auslassung über den Despotismus der römischen Kirche.

Der Bischof Anselm unterbrach ihn, indem er nicht zugeben konnte, daß der Erzbischof Nechites sich derartig benahm. Er sagte: „Wenn ihr wie ich die Religion der römischen Kirche kennen würdet, ihre Aufrichtigkeit, Billigkeit, Milde, Demuth, Frömmigkeit, Heiligkeit, Weisheit, Besonnenheit, ihr Wohlwollen, Mitleid, ihre Beständigkeit, Gerechtigkeit, ihre Kraft, Vorsicht, Mäßigkeit, Reinheit, ihre Liebe gegen Alle, besonders aber die Gewissenhaftigkeit in der Prüfung kirchlicher Sachen, ihre Freiheit im Urtheil; so würdet ihr nicht so gesprochen haben, sondern euch von selbst in ihre Gemeinschaft und unter ihren Gehorsam begeben haben. Alsdann zeigt Anselm, daß wenn man unter den Kaisern Theodosius und Marcian versucht habe, der Kirche von Constantinopel den zweiten Rang zu verschaffen, dies nur aus Ehrgeiz der damaligen Bischöfe geschehen sei, und daß ihr vermessenes Unterfangen durch den Papst Leo zunichte gemacht wurde, weil die Vorschrift der Kirche Alles außer Kraft setzt, was unabhängig vom Ausspruche des römischen Papstes geschieht.

Diese letzte Proposition findet sich Wort für Wort in den beiden griechischen Historikern Sokrates und Sozomenus; Nechites bestritt sie nicht. Er begnügt sich mit dem Einwande eines Sophisten: „Der hl. Geist ist ebenso gut über die andern Apostel wie über Petrus herabgekommen; sie haben ebenso gut wie er die Macht empfangen, Sünden zu vergeben, es steht also keiner über den andern".

Bischof Anselm bekennt, daß der hl. Geist über alle herabgekommen und daß alle die Macht der Sündenvergebung empfingen; aber, sagt er, zu Petrus allein sagte er, als er ihn zum Thürhüter einsetzte: „Dir gebe ich die Schlüssel des Himmelreiches" und „Weide meine Schafe!" und als Petrus zuerst bezeugte: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes", antwortete der Herr: „Selig bist du, Simon Petrus, denn nicht Fleisch und Blut haben dir dies geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist". Durch diese Worte bezeugt er uns, daß Petrus zuerst durch göttliche Inspiration die Wahrheit des Glaubens erfahren und daß die andern Apostel diese erst durch sein klares Bekenntniß vernommen haben. Nicht das Schifflein des Andreas, des Johannes oder Jacobus oder eines andern, sondern einzig in das des Petrus stieg der Herr, und von dort aus lehrte er, um uns zu zeigen, daß von der hl. römischen Kirche aus, der Petrus vorgesetzt wurde als Fürst der Apostel, die evangelische und apostolische Lehre sich in alle Welt und unter alle Völker verbreiten würde. Die Apostel selbst haben den Vorrang Petri auf dem Concil zu Jerusalem anerkannt, wo er nach dem ihm vom Herrn übertragenen Rechte das entschied, was zweifelhaft war. Immer ist er der erste im Antworten, der mächtigste in Heilung der Kranken durch den bloßen Schatten seines Körpers. Nach der Auffahrt des Herrn ist er es, der an seiner Stelle sich der jungen Kirche annimmt. Er ist es, der Annanias und Saphira aus ihrer hl. Genossenschaft ausscheidet, sie tödtet durch den Hauch seines Mundes, weil sie den hl. Geist belogen. Er ist es, der Simon den Zauberer mit seinem Gelde verdammt. Kein Gläubiger kann in Frage stellen, daß Petrus vom Herrn zum Fürsten der Apostel ernannt worden ist. Nun, da einzig und allein der römische Bischof Nachfolger des hl. Petrus ist und damit Statthalter Christi, so stehen die übrigen Bischöfe unter Petrus und dem römischen Bischofe, dem Stellvertreter Petri.

Ohne daß der Erzbischof Nechites einen Einwand dagegen erhob, gab er sich nur Mühe, die Ehre Constantinopels zu wahren, indem er anführte, daß wenn auch mehrere Häresien von da ausgegangen wären, sie doch auch

dort den Todesstreich empfangen hätten. Andrerseits hob er hervor, daß wenn in Rom keine Häresien entstanden seien, dort wahrscheinlich auch nicht so viel Geist und Wissenschaft vorhanden sei.

In seiner Antwort, oder vielmehr in der Fortsetzung derselben schien sich Anselm, der vordem schon so bewunderungswürdig war, fast selbst zu übertreffen. „Der Apostel hat gesagt: „Das Haupt der Kirche ist Christus, das Haupt Christi aber Gott". Als Christus in den Himmel auffuhr, übertrug er seinen Platz und sein Werk Petrus, dem Fürsten der Apostel. Als Petrus Christus im Martyrium folgte, setzte er Clemens als seinen Stellvertreter ein, und also sind die römischen Bischöfe ununterbrochen an Stelle Christi substituirt das Haupt der Kirche auf Erden, und Jesus Christus ist es im Himmel. Wollet doch also nicht in einem und demselben Leibe der Kirche zwei Häupter oder noch mehr machen, und dies thut ihr doch, wenn ihr Constanttnopel Rom gleichstellt.

Wenn ihr vorgebt, dies hätte sich so durch die Uebertragung des Reiches von selbst gemacht, so beweiset ihr damit, daß ihr euch viel mehr auf menschliches als auf göttliches Recht stützet. Und wenn ihr behauptet, daß eine Stadt, bloß weil sie Hauptstadt eines Reiches ist, auch das Haupt der Kirche sei, so ist auch Antiochien das dritte Haupt, denn es ist ebenso gut Hauptstadt wie Constantinopel. Ein viertes wird Babylon, die Hauptstadt von Aegypten sein; ein fünftes Bagdad u. s. w.

Ganz sicher ist es, daß die Kirche, wenn sie nur eine ist, auch nur ein Haupt haben kann und das ist der römische Papst, der nicht bloß wegen des irdischen Reiches, sondern vielmehr durch göttliche Bestimmung an der Spitze des Ganzen steht. Nach ihm müssen sich Alle richten, welche gerettet sein wollen. Denn also spricht der heilige Ambrosius, Erzbischof von Mailand: „Was nicht mit der römischen Kirche übereinstimmt, ist sicherlich Irrlehre."

Was ihr in Bezug auf die Irrlehren sagt, die hier wohl entstanden seien, aber auch daselbst durch die Väter des Morgenlandes auf dem Concil zu Nicäa und auf andern den Todesstreich empfangen haben sollen; so muß mich sehr wundern. Wie könnt ihr bei eurer Gelehrsamkeit den Gliedern zuschreiben, was dem Haupte zukommt, den Theilnehnern was dem Präsidenten gebührt? Wenn die hl. Väter noch lebten, würde keiner unter ihnen sich nur ein Theilchen der Autorität anmaßen, sondern dieselbe auf den römischen Papst zurückführen, der dem Concil entweder selbst präsidirte, oder doch die Beschlüsse desselben durch seinen Legaten bestätigte; denn die kirchliche Regel, die sie wohl kannten, heißt: Man darf kein Concil halten ohne den Willen des römischen Papstes. Es ist also wohl zu berücksichtigen, daß die Häresien, welche von den Griechen aufgebracht wurden, nicht durch Autorität der Griechen, sondern durch die des römischen Papstes den Todesstreich erhielten. Anselm schließt mit den Worten: „Es ist also evident, daß die römische Kirche vom Himmel zwei Privilegien erhalten hat: eine unverletzliche Reinheit im Glauben und die Jurisdiction über alle Kirchen.

Diese Auseinandersetzung des Bischofes Anselmus ist außerordentlich bemerkenswerth. Nicht minder ist es die Antwort des Erzbischofes Nechites. Er sagte: „Wir haben in dem St. Sophien-Archive die Concilsacten, in denen dasselbe gesagt ist, was ihr über die Autorität der römischen Kirche sagt; es wäre demnach eine unerhörte Schande für uns, wenn wir das leugnen wollten, was wir besitzen und was von unsern Vätern geschrieben ist".

Nach dem Primate des Papstes kam man auf das ungesäuerte Brod, und man kam darin überein, daß diese Verschiedenheit in der Praxis an und für sich gleichgültig sei und nur durch ein allgemeines Concil aufgehoben werden dürfte.

Anselm fragte noch, warum die Griechen reinen Wein consecrirten und erst nach der Wandlung Wasser dazu mischten, worauf Nechites antwortete, dies geschehe aus Schicklichkeitsgründen. Er wies aber als reine Verläumdung den Vorwurf zurück, daß die Griechen die Lateiner nochmals tauften unter dem Vorwande, sie begössen sie mit geweihtem Oele, weil sie zweifelten, ob sie auch das Sakrament der Oelung empfangen hätten. Den Beschluß dieser zweiten Conferenz bildete wie bei der ersten der Wunsch, ein Generalconcil zu haben, um die vollkommene Vereinigung der morgen- und abendländischen Kirche herbeizuführen.

* 98. * Die Juden scheinen sich im zwölften Jahrhunderte bedeutend gerührt zu haben. Peter der Ehrwürdige, Abt von Clugny, schrieb gegen sie ein aus fünf Büchern bestehendes Werk. In dem ersten beweist er, daß Christus der Sohn Gottes ist, vorzüglich aus den Worten des zweiten Psalmes: „Der Ewige hat zu mir gesprochen: Du bist mein Sohn; heute habe ich dich gezeugt". Im zweiten Buche beweist er durch viele Stellen des Pentateuchs, der Psalmen und der Propheten, daß Christus wirklich und wahrhaft Gott ist; im dritten, daß Christus kein zeitlicher König ist, wie die Juden sich ihn denken, sondern ein ewiger und himmlischer König; im vierten, daß Christus nicht erst kommen wird, wie die Juden träumen, sondern daß er bereits zu der vorhergesagten Zeit für das Heil der Welt gekommen ist. In dem fünften beschämt er die Juden durch die lächerlichen und albernen Fabeln des Talmud. In ihrer Verblendung ziehen sie den Talmud ihrer Rabbiner den fünf Büchern Moses, den Propheten und andern heiligen Schriftstellern vor. Auf die Frage, was Gott im Himmel thue, steht dort die Antwort: Nichts anderes, als daß er unausgesetzt im Talmud liest und sich mit den weisen Juden, die ihn verfaßt haben, darüber unterhält. „Aber hat Gott denn nöthig, den Talmud zu lesen, um sich darüber zu unterrichten?" Nachfolgendes Geschichtchen aus dem Talmud beantwortet diese Frage. Eines Tages kam während der Conferenz die Rede auf die verschiedenen Arten von Aussatz. Man fragte, ob eine gewisse Krankheit eine Art von Aussatz sei oder nicht. Gott war dieser, die Rabbiner jener Meinung. Nach langem und heißem Streite kam man überein, die Entscheidung dem Rabbiner Nehemias zu überlassen, der noch auf Erden lebte. Gott schickte den Todesengel, um die Seele des Nehemias in den Himmel zu holen. Der Engel aber fand ihn im Talmud lesend. Nun ist der Talmud etwas so Heiliges, daß Jeder, so lange er darin liest, vor dem Tode sicher ist. Der Engel konnte also nicht Hand an ihn legen und suchte ihn zu überreden, daß der Himmel für ihn besser sei, als die Erde; der Rabbiner aber widersprach mit dem Talmud und las ruhig weiter, damit der Tod ihm nichts anhaben könne. Nachdem der Engel Bericht über seine Sendung abgestattet hatte, wurde er neuerdings auf die Erde gesandt mit der Weisung, einen solchen Lärm über dem Hause zu machen, daß der Rabbiner die Augen vom Talmud wegwenden müsse, und alsdann vom Tode getroffen werden könne. Die List gelang. Die Seele des Rabbiners Nehemias kam in den Himmel und fand Gott auf dem Throne sitzend und im Streite mit den gelehrten Juden, ob diese Krankheit ein Aussatz sei oder nicht. Sie ist es nicht, sie ist es nicht!" rief der neue Ankömmling. Gott erröthete über seine Niederlage, konnte aber gegen die Entscheidung eines so gelehrten Lehrers nichts einwenden und endete den Streit mit den Worten: „Meine Kinder haben mich besiegt!"

Das ist eine der rabbinischen Fabeln, die Peter der Ehrwürdige citirt, von denen es im Talmud wimmelt. Man erkennt daraus den teuflischen

Hochmuth des Pharisäers, der sein Wort über das Wort Gottes stellt, seine Wissenschaft über die Weisheit Gottes, sich selbst über Gott. Und seit achtzehn Jahrhunderten nähren die Rabbiner den Geist ihrer Religionsgenossen mit solchen verächtlichen Begriffen von Gott! Von ihnen gelten die Worte des hl. Paulus: „Sie werden ihre Ohren von der Wahrheit abwenden und Fabeln zukehren!"

Es gibt darin übrigens noch albernere Geschichten, z. B. folgende: Als Gott das Firmament schuf, ließ er gegen Mitternacht ein großes Loch, und zwar deshalb, damit wenn Jemand sich ihm vorstellte und für einen Gott ausgäbe, er sich dadurch ausweise, daß er dieses Loch ausfülle.

Jeden Tag erzürnt Gott heftig und zwar um die erste Stunde des Tages, wenn die Könige der Ungerechtigkeit sich erheben, die Krone auf ihr Haupt setzen und die Sonne anbeten. Den genauen Augenblick, in welchem sich dieser Akt ereignet, wissen nur zwei: Balaam, der Sohn des Beor, unter den Menschen, und der Hahn unter den Vögeln.

Einmal weint Gott täglich wegen der Gefangenschaft der Juden; zwei Thränen fielen aus seinen Augen in das große Meer; das sind die Lichtstreifen, die scheinbar von den Sternen zur Erde niedergehen.

Endlich brüllt Gott dreimal des Tages wie ein Löwe, stampft den Himmel mit seinen Füßen und seufzt alsdann wie eine Taube, indem er das Haupt hin- und herbewegt, und zwar geschieht dies aus Schmerz und Bedauern darüber, daß er seinen Tempel verbrannt und seine Kinder unter alle Nationen zerstreut hat. Mehrere Rabbiner haben diese Schreie an einem zerfallenen Orte gehört.

Og, der König von Basan, nahm, als er die unzähligen Scharen der Israeliten sah, einen großen Stein auf den Kopf, um die Menge damit zu erschlagen. Als er seine Absicht ausführen wollte, setzte sich ein ganz klein Vögelchen, ein Wiedehopf, auf den Stein und hackte mit dem Schnäbelchen ein Loch in den Stein, so daß der Kopf des Königs durchkam und der Stein auf seinen Schultern sitzen blieb. Er wollte sich zwar davon losmachen, konnte es aber nicht. Zudem verlängerten sich seine Zähne derartig, daß er sich aus dem Steine nicht zurückziehen konnte. Das sah Moses, der zehn Ellen groß war; mit einer Ruthe von zehn Ellen Länge sprang er zehn Ellen in die Höhe, um Og an einer Stelle seines Körpers zu schlagen; die Spitze seiner Ruthe berührte aber nur die Fußknöchel des Og, der aber trotzdem von dem Schlage niederfiel und starb [1]).

* 99. * Nicht zufrieden die Juden und Manichäer zu bekämpfen, machte sich Peter der Ehrwürdige noch an die Muhamedaner. Folgendes gab dazu die Veranlassung.

Auf einer Reise nach Spanien im Jahre 1141 wurde er schmerzlich von dem geringen Eifer der Christen berührt, die Ungläubigen zu bekehren. Er glaubte den Grund darin zu finden, daß ihr Glaube und ihre Irrthümer nicht bekannt genug seien. Um diesen Uebelstand zu heben, gab er sich daran, den Koran mit allem Fleiße ins Lateinische übersetzen zu lassen. Er beauftragte drei gelehrte Christen damit: Robert von Retina, Arman von Dalmatien und Peter von Toledo, denen er einen Sarazenen Namens Muhamed beigab. Nachdem diese vier Männer die Bibliotheken der Araber durchgestöbert hatten, übersetzten sie nicht nur den Koran, sondern auch Alles, was sie von dem Ursprunge, dem Leben und der Lehre Muhameds fanden. (Diese Uebersetzung des Koran wurde im sechszehnten Jahrhundert in Zürich 1543

---

1) Vgl. Rohling, Der Talmudjude.

herausgegeben.) Auf ſeiner Rückreiſe nach Frankreich ſandte Peter der Ehrwürdige die Ueberſetzung dem hl. Bernard mit einem Briefe, worin er ihn bat, die Talente, die Gott ihm verliehen, zur Widerlegung dieſes Buches anzuwenden. Wir beſitzen die Antwort des hl. Bernard nicht mehr, wir wiſſen auch nicht, daß er je etwas gegen die Muhamedaner geſchrieben habe. Peter ſelbſt unterzog ſich dieſer Aufgabe. Er verfaßte zuerſt einen kurzen Auszug der geſammten Irrlehre der Sarazenen oder Ismaeliten zum Nutzen derer, welche ſie im Einzelnen widerlegen wollten.

Der erſte und hauptſächlichſte Irrthum der Muhamedaner beſteht darin, daß ſie mit Sabellius die Dreiheit der Perſonen in Gott leugnen, und der zweite iſt, daß ſie mit den Arianern ebenſo die Gottheit Jeſu Chriſti leugnen. Sie erkennen ihn nur für das Wort Gottes an, für den Geiſt Gottes, den Meſſias, aus der Jungfrau Maria geboren, für den größten Propheten, und fügen hinzu, daß er nicht geſtorben ſei, ſondern daß er, als die Juden ihn tödten wollten, ihren Händen entflohen und gen Himmel gefahren ſei, von woher er wiederkommen werde, um den Antichriſt zu tödten, den Reſt der Juden zu bekehren und alle Chriſten zu retten.

Die Haupttendenz dieſer Irrlehre, ſagt Peter der Ehrwürdige ſehr richtig, beſteht darin, daß Jeſus Chriſtus nicht als Gott, noch als der Sohn Gottes anerkannt wird; ſo groß, ſo weiſe, ſo geliebt von Gott, ein ſo großer Prophet er auch ſein mag, immerhin wird er nur für einen bloßen Menſchen gehalten. Dieſe Irrlehre, welche von der Bosheit des Teufels vordem erdacht worden war, wurde alsdann von Arius geſäet, von Muhamed fortgepflanzt und wird vom Antichriſt im Sinne des Teufels vollendet werden. Arius beginnt damit, zu ſagen, Chriſtus ſei nicht wahrer Sohn Gottes, der Antichriſt wird mit der Behauptung enden, daß Chriſtus in keiner Weiſe Gott oder Gottes Sohn, überhaupt nicht einmal ein vollkommner Menſch ſei. Muhamed hält die Mitte zwiſchen Beiden, um den einen zu vervollſtändigen, auf den andern vorzubereiten; denn nichts iſt dem Feinde des menſchlichen Geſchlechtes ſo entgegen, wie der Glaube an einen menſchgewordenen Gott.

Was Peter den Ehrwürdigen dazu beſtimmte, gegen die Muhamedaner zu ſchreiben, war das Beiſpiel der Väter. Sie hatten gegen alle Irrlehrer geſchrieben, ſowohl gegen Häretiker als gegen Juden und Heiden. Der Muhamedanismus iſt ein Gemiſch von allen; der dritte Theil der Welt war von ihm angeſteckt, um ſo mehr mußte nach dem Beiſpiele der Väter ſchriftlich gegen ihn gewirkt werden, damit, wenn es noch möglich war, Einige zurückkehrten, Andere aber davor bewahrt blieben.

In ſeinem Werke, das in vier Bücher eingetheilt iſt, wendet er ſich gemäß der Ueberſchrift direct an die Muhamedaner ſelbſt. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geiſtes, des einzigen, allmächtigen und wahrhaftigen Gottes, Petrus, Gallier von Nation, Chriſt durch den Glauben und Abt Jener, die ſich Mönche nennen, an die Araber, die Kinder Ismaels, die das Geſetz deſſen beobachten, den man Muhamed nennt.

Es wird ſeltſam erſcheinen und iſt es auch, daß ich, der ich euch fremd bin durch Ort, Sprache und Beſchäftigung, durch Sitten und Lebensweiſe, aus dem Schooße des Abendlandes an euch im Morgenlande ſchreibe und euch angreiſe, die ich niemals geſehen habe und wohl auch niemals ſehen werde. Ich greife euch nicht durch Waffen an, ſondern durch das Wort, nicht mit Gewalt, ſondern mit Vernunft, nicht aus Haß, ſondern aus Liebe, aus jener Liebe, die jeder Chriſt für Jene empfinden muß, die fern von Chriſtus ſind, die Gott ſelbſt für die Götzendiener hatte, die er vom Götzendienſte zurückrief. Ich thue es ferner aus jener natürlichen Liebe, die jeder Menſch für Seinesgleichen hegt, und fordere euch auf, euer Heil zu wirken, nicht das Heil des Menſchen, welches David eitel nennt, ſondern das Heil des Gerechten,

das vom Ewigen stammt. Ich erinnere euch an diese Psalmenstelle, weil Muhamed selbst anerkennt, daß Gott dem Moses das Gesetz, dem David die Psalmen und Christus das Evangelium gegeben hat. Ich lade euch nicht zu einem vergänglichen Glücke ein, sondern zum ewigen Leben. Es ist den Menschen bestimmt, sich dessen einstens zu erfreuen, aber nur Jenen, die an Gott glauben, wie er ist, und nicht, wie er nicht ist; nur Jenen, die ihn anbeten, wie er selbst angebetet und verehrt sein will.

Aber man sagt, daß ihr Niemandem ein Bekenntniß eures Glaubens ablegen möget und auch Niemanden anhören möget, der euch Rechenschaft über den seinigen geben will, ja, daß ihr sogar beim ersten Worte Steine aufhebt, oder die Schwerter ergreifet, um Jene zu tödten, die mit euch darüber sprechen wollen. Ihr, die ihr euch mit Scharfsinn der weltlichen Wissenschaft befleiſtiget, saget, ob dies ein vernünftiges Gebahren ist? In den zeitlichen Dingen will kein vernunftbegabter Mensch getäuscht werden, Falsches für Wahres, Zweifelhaftes für Gewisses annehmen. Da gilt weder Verwandtschaft noch Freundschaft, wie man dies bei den griechischen, lateinischen, persischen und indischen Philosophen sieht. Um wie viel mehr muß man in göttlichen Dingen nach der Wahrheit forschen. Ist das vernünftig, wenn ein Gesetz, wie es bei den Muhamedanern geschieht, mir erlaubt, mich von den Geschöpfen belehren zu lassen, aber mir, wenn ich diese Belehrung beim Schöpfer suche, den Kopf abschlägt, sobald ich nur den Mund öffne? Sicher findet sich nirgend anderswo ein ähnliches Gesetz, wenigstens nicht bei den Christen, denn das Oberhaupt der Apostel Christi gebietet uns: „Seid bereit, Jedem der euch frägt, Rechenschaft über den Glauben und die Hoffnung zu geben, die in euch wohnen". In der That, die Wahrheit sucht das Licht, die Falschheit hingegen die Finsterniß. Wie unser Herr selbst in seinem Evangelium sagt, von dem Muhamed bekennt, daß er es von Gott erhalten habe: „Wer Uebles thut, haßt das Licht und kommt nicht an's Licht, aus Furcht, daß seine Werke offenbar werden. Wer aber in der Wahrheit wandelt, kommt an's Licht, damit seine Werke offenbar werden, weil sie in Gott gethan sind". Dieses sind die Worte der ewigen Wahrheit, Worte desjenigen, den euer Muhamed mit außerordentlichen Lobpreisungen erhebt, den er in vielen Stellen seines Korans bezeichnet als den Gesandten Gottes, das Wort Gottes, den Geist Gottes, von dem er bezeugt, daß er ohne Sünde gelebt, größer als alle Menschen sei, größer als er selbst.

Erwäget im Gegensatze dazu die Worte desjenigen, den ihr für euren Propheten ansehet; wie verwegen sind sie, wie wenig würdig und vernünftig! „Wenn Jemand mit euch über das Gesetz disputiren will, so fluchet ihm und begnüget euch, ihm mit dem Zorne Gottes zu drohen. Streitet nicht mit Juden oder Christen; denn besser ist es zu tödten, als zu streiten". Also nicht durch Ueberzeugung, sondern durch das Schwert wollte er vorwärts kommen. Es fehlen die Worte, um eine so grausame Abgeschmacktheit zu widerlegen. Ahmet vielmehr den Christen nach! Sie hören geduldig die Juden, die doch ihre Gegner sind, selbst solchen aus euch, die bei ihnen gefangen sitzen, lassen sie volle Redefreiheit. Durch Belehrung und Geduld haben die Christen die verschiedenen Nationen überzeugt.

Was mich in Erstaunen setzt, ist dieses, daß euer Muhamed verschiedene Dinge sowohl aus dem jüdischen als auch aus dem christlichen Gesetze entlehnt, da beide von Gott kommen; wenn aber beide göttlichen Ursprungs sind, so darf man sie nicht stückweise aufnehmen, sondern ganz; sind sie nicht von Gott, so darf man sie weder stückweise noch ganz aufnehmen und muß alles verwerfen, was im Koran davon steht.

Glaubet ihr, daß die Bücher der Juden und Christen verfälscht seien? Welche Beweise habt ihr dafür? Der Koran selbst sagt nichts davon. Ohne

Beweise anschuldigen, heißt so viel als gegen sich zeugen. Ihr saget: „Als die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrten, legten sie das Gesetz Moses einem Esel auf den Rücken, der unterwegs entwich und zwischen Wüsteneien und Bergen verschwand. Also verloren die Juden ihr Gesetz.“ Auf die zarteste Weise läßt Peter der Ehrwürdige die Muhamedaner fühlen, daß diese Geschichte vom Esel eine Eselsgeschichte sei. Ueberdies wäre ja dies Exemplar nicht das einzige gewesen; es gab deren Tausende unter den Juden, die nicht aus der Gefangenschaft zurückkehrten, wie es Tausende von Exemplaren des Koran unter den Anhängern Muhameds gibt. Wenn das Gesetz durch Einen verfälscht worden wäre, so hätten alle Uebrigen es gerügt. Eben so verhält es sich mit dem neuen Testamente.

Das zweite Buch beginnt er damit, den Muhamedanern zu zeigen, wie wenig Halt das hat, was sie von ihrem Propheten und seinem Koran glauben und sagen. Allerdings muß man an einen wahren Propheten Gottes glauben, zuvor aber muß man wissen, ob das ein wahrer Prophet sei oder nicht. Die Prophezeiung ist die Bekanntmachung unbekannter Dinge, sowohl vergangenener, als auch gegenwärtiger oder zukünftiger aus Eingebung Gottes und nicht aus menschlicher Erfindung; daraus folgt, daß ein Prophet Derjenige ist, welcher erleuchtet von Gott, und nicht von Menschen belehrt, ihnen unbekannte Dinge sagt, sowohl bezüglich der Vergangenheit, als auch der Gegenwart und der Zukunft, die sie selbst nicht wissen konnten. Solche Männer waren Moses, Isaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel. Ihre Schriften sind voll von Vorhersagungen, die sie nur von Gott haben konnten. Was aber Muhamed anlangt, was für Beweise habet ihr davon, daß er den Menschen Vergangenes offenbart, wovon sie sonst keine Kenntniß haben konnten, oder Gegenwärtiges und Zukünftiges? Man durchblättere den Koran von der ersten bis zur letzten Seite, und man wird umsonst nach einer Prophezeiung suchen. Wenn er ein Prophet wäre, würde er da nicht seine unausgesetzten Niederlagen in den Kämpfen vorausgesehen und sie vermieden haben?

Es heißt im Koran, daß Gott, als er Muhamed sah, also zu ihm sprach: „Durch augenscheinliche Wunder wirst du nicht bei ihnen durchdringen, weil sie dieselben verwerfen und sich schon von vornherein gegen die Wahrheit, die ihnen angekündigt war, widersetzten. Nichtsdestoweniger würde ich dir Wunder und Zeichen geben, wenn ich nicht wüßte, daß sie dir nicht glauben“. Peter der Ehrwürdige tadelt mit Recht diese absonderlichen Reden; denn wie kann man Gott sagen lassen, daß die Menschen Muhamed nicht glauben würden, wenn er auch Wunder wirkte, da sie ihm doch auch glaubten, ohne daß er ein einziges gewirkt hat? Wie kann man Gott sagen lassen, daß das Volk Denen nicht geglaubt, die vor der Ankunft Muhameds Wunder gewirkt haben, da es nach dem Koran selbst nur zwei von Gott gesandte Gesetzgeber gab, Moses und Jesus Christus. Der eine wie der andere hat unzählige Wunder gewirkt; aber Diejenigen, welche Zeugen davon gewesen sind, haben an Christus geglaubt. Die Völker des gesammten Erdkreises haben auch den von Jesus Christus gesandten Aposteln geglaubt, als sie Wunder wirkten. Was Muhamed Gott sagen läßt, ist also eine Lüge, ja eine Blasphemie. Wie kann Muhamed sich einen Propheten nennen und zugleich sagen, er sei nicht gesandt, um Wunder zu wirken, da das größte aller Wunder die Prophezeiung ist? Nach seinem eigenen Geständnisse ist Muhamed also kein Prophet.“

Das dritte und vierte Buch hat man noch nicht wieder aufgefunden.

100. Der hl. Malachias, Erzbischof von Irland, wünschte seit längerer Zeit das Pallium zu bekommen, um seinen bischöflichen Sitz zu ehren und um es an keiner kirchlichen Ceremonie fehlen zu lassen. Der Papst In-

nocenz hatte es ihm versprochen, und Malachias bedauerte um so mehr, daß er nicht bei dessen Lebzeiten das Pallium hatte holen lassen. Da er wußte, daß der Papst Eugen bis nach Frankreich gekommen war, so wollte er die Gelegenheit benutzen, indem er nicht zweifelte, daß der Papst ihm als Angehörigem des Hauses Clairvaux gewogen sein werde. Er versammelte deshalb ein Concil, und nachdem er an drei Tagen die vorkommenden Angelegenheiten verhandelt hatte, theilte er seine Absicht in Betreff des Palliums mit; die Bischöfe stimmten unter der Bedingung zu, daß er dasselbe durch einen Andern abholen lasse. Da sie aber sahen, daß er selbst hinreisen wollte und daß die Reise nicht lang war, wagten sie nicht, dagegen zu sein.

Malachias begab sich somit auf die Reise; als er aber nach England kam, hinderte man ihn einige Zeit an der Fortsetzung der Reise nach Frankreich, weil der König Stephan mit dem Papste Eugen unzufrieden war. Als der Erzbischof in Clairvaux ankam, nahm der hl. Bernard ihn mit großer Freude auf, aber der Papst war schon in Rom oder nahe bei Rom. Als Malachias vier oder fünf Tage nach seiner Ankunft die Conventualmesse am Tage des hl. Lukas gelesen hatte, wurde er von einem Fieber befallen und legte sich zu Bette. Die ganze Genossenschaft beeiferte sich, ihm zu dienen und ihm alle mögliche Hülfe zu erweisen; aber er sprach: „Eure Sorgen sind vergeblich; ich thue übrigens aus Liebe zu euch, was ihr wünschet". Denn er wußte, daß sein Ende nahe war, und er versicherte, daß er noch in diesem Jahre und zwar am Allerseelentage sterben werde, wie er immer gewünscht hatte, da er ein großes Vertrauen auf die Hülfe der Lebenden für die Verstorbenen an diesem Tage hatte. Er hatte auch lange vorher schon gesagt, wenn er unterwegs stürbe, möchte er in Clairvaux sterben. Er begehrte die hl. Oelung; da sich aber die Genossenschaft bereitete, ihm dieselbe feierlich zu ertheilen, wollte er dies durchaus nicht zugeben, stieg aus seinem hochgelegenen Zimmer herab und kehrte allein wieder dahin zurück, nachdem er die heilige Oelung und Wegzehrung empfangen hatte. Sein Antlitz war durchaus unverändert, und man wollte nicht glauben, daß er seinem Ende so nahe war; indeß änderte sich diese Ansicht sehr bald, denn am Abende vor Allerheiligen war er seinem Ende nahe, und die Genossenschaft versammelte sich um ihn. Er richtete seinen Blick auf sie und sagte: „Mit großem Verlangen habe ich verlangt, das Ostermahl mit euch zu halten; ich danke Gott, daß er mich in meiner Hoffnung nicht getäuscht hat". Alsdann tröstete er sie mit Zärtlichkeit und sagte: „Vergesset mich nicht; ich werde euch auch nicht vergessen, wenn es mir erlaubt ist. Und ich zweifle nicht daran, denn dem, der an Gott glaubt, ist Alles möglich. Ich habe Gott geliebt und habe euch geliebt, und die Liebe wird nie enden." Die Augen zum Himmel gerichtet sagte er noch: „Mein Gott! bewahre sie in deinem Namen, nicht bloß sie, sondern Alle, die ich durch mein Wort und mein Amt zu deinem Dienste bewogen habe".

Nachdem er noch jedem einzeln die Hand auf's Haupt gelegt und sie gesegnet hatte, schickte er sie zur Ruhe, da seine Stunde noch nicht gekommen sei. Gegen Mitternacht kehrten sie wieder. Mit Psalmengesang und geistlichen Liedern gab die ganze Gemeinde der scheidenden Seele das Geleite. Obgleich Alle ihre Augen auf den Sterbenden geheftet hatten, sah ihn doch Niemand sterben, er schlief im Frieden hinüber in der Nacht von Allerheiligen auf Allerseelen.

Am selben Tage hielt der hl. Bernard das Todtenamt für ihn, und kurze Zeit darauf schrieb er auf Bitten des Abtes Congan und aller Cistercienser, die dieser in Irland leitete, seine Lebensgeschichte, um der Nachwelt das Andenken an die großen Tugenden dieses Mannes in einer Zeit zu be-

wahren, die so wenig Heilige und namentlich unter den Bischöfen aufzuweisen hatte[1]).

101. Drei Jahre später, im Jahre 1151, sandte der Papst Eugen den Cardinal Johannes Papero als Legat nach Irland. Als dieser zum Könige von England kam, wollte dieser ihm kein sicheres Geleite geben, wenn er ihm nicht einen Eid leistete, daß er auf dieser Reise nichts unternehme, was zum Schaden des englischen Reiches wäre. Empört über diese Zumuthung reiste er zum Papste zurück, der das Verhalten des Königs von England sehr übel aufnahm. Im darauf folgenden Jahre, 1152, kam derselbe Cardinal abermals und erbat sich vom Könige David von Schottland sicheres Geleit nach Irland. David nahm ihn sehr ehrenvoll auf; ungefähr gegen Michaelis gelangte der Legat begleitet von Christian, dem Bischofe von Lismor, in Irland an. Er hielt in dem neuen Cistercienserkloster zu Mellifont ein Concil, auf dem sich alle Bischöfe, Aebte, Könige, Herzoge und Aeltesten Irlands einfanden, und mit allseitiger Zustimmung setzte man vier Erzbischöfe ein: zu Armagh, Dublin, Cassel und Tuam. Der Cardinal-Legat übergab ihnen auch vier Pallien, die er von Rom mitgebracht hatte; er unterwarf die Irländer dem Ehegesetze, an das sie bisher nicht gewöhnt waren, und schaffte verschiedene Mißbräuche ab.

102. Der Papst Eugen III. starb am 8. Juli 1153 zu Tibur, nachdem er den päpstlichen Stuhl acht Jahre und fast fünf Monate inne gehabt hatte. Er wurde mit großer Feierlichkeit nach Rom übertragen und dort in St. Peter beerdigt. Er wird für heilig gehalten; es ereigneten sich mehrere Wunder an seinem Grabe. Am Tage nach seinem Tode wurde Konrad, Bischof von Sabina, ein geborener Römer, unter dem Namen Anastasius IV. zu seinem Nachfolger gewählt. Es war ein Greis von großer Tugend und Erfahrung in den Gebräuchen des hl. Stuhles; er regierte indeß nur ein Jahr und vier Monate.

103. Vor dem Tode des Papstes Eugen erlebte sein Freund und Meister, der hl. Bernard, einen großen Verdruß. Einer seiner Mönche, der ihm als Sekretär gedient hatte, verrieth ihn, er mißbrauchte sein Vertrauen und sein Siegel und schrieb in seinem Namen, aber ohne sein Wissen mehrere Briefe an verschiedene Personen.

Ein anderer Mönch verschaffte ihm dafür Trost, es war dies Heinrich, ein Bruder des Königs Ludwig von Frankreich. Er war von seinem Vater, Ludwig dem Dicken, für den geistlichen Stand bestimmt und besaß große Beneficien. Als er eines Tages nach Clairvaux kam, um den hl. Bernard in einer zeitlichen Angelegenheit um Rath zu fragen, verlangte er die Genossenschaft zu sehen und sich in ihr Gebet zu empfehlen. Der hl. Abt hatte ihm einige geistliche Rathschläge ertheilt und fügte hinzu: „Ich vertraue auf Gott, daß ihr nicht in dem Stande sterben werdet, in dem ihr euch gegenwärtig befindet, und daß ihr bald aus Erfahrung den Nutzen spüren werdet, den das erbetene Gebet euch bringen wird. Am selben Tage noch sah man die Wahrheit dieser Worte ein. Der junge Prinz bekehrte sich und bat um einen Platz unter den Mönchen. Das gereichte der Gemeinde zur großen Freude; aber die Freunde und Diener des jungen Prinzen trauerten, als wäre er gestorben.

---

1) S. Bern. Vita S. Malach.

Am unzufriedensten war ein Pariser, Namens Andreas, der behauptete, Heinrich sei betrunken oder närrisch; er sparte weder Beschimpfungen noch Gotteslästerungen. Heinrich bat dafür den hl. Bernard, er möge sich die Bekehrung dieses Menschen angelegen sein lassen. Der hl. Abt antwortete ihm in Gegenwart Mehrerer: „Laßt ihn, jetzt ist er außer sich vor Schmerz, doch seid unbesorgt, er gehört euch. Als Heinrich den hl. Abt nochmals drängte, mit Andreas zu reden, sagte er mit ernstem Blicke: „Was soll das? Habe ich euch nicht gesagt, er gehört euch? Andreas war selbst gegenwärtig und dachte, wie er nachher bekannte: „Nun sehe ich, daß du ein falscher Prophet bist; denn ich bin ganz sicher, daß das, was du eben sagtest, niemals in Erfüllung geht. Ich werde nicht verfehlen, davon vor dem Könige und den Fürsten in den vornehmsten Kreisen Mittheilung zu machen, damit deine Falschheit vor aller Welt bekannt werde". Am andern Morgen reiste Andreas ab, indem er alle Arten von Verwünschungen gegen das Kloster ausstieß, in welchem er seinen Herrn zurückließ; ja er wünschte, daß das Thal mit allen seinen Bewohnern verschüttet würde. Den Tag über verharrte er in dieser Stimmung. Aber in der folgenden Nacht fühlte er sich besiegt, und getrieben vom hl. Geiste kehrte er in das Kloster zurück.

Als Heinrich in Clairvaux Profeß ablegte, überließ er seine Beneficien seinem jüngern Bruder Philipp, und nachdem er einige Jahre das klösterliche Leben in diesem hl. Hause geübt hatte, wurde er gegen Ende des Jahres 1149 zum Bischofe von Beauvais gewählt. Der hl. Bernard fragte wegen dieser Angelegenheit Peter, Abt von Clugny, um Rath, und dieser antwortete: „Wenn die Wahl einstimmig durch Klerus und Volk mit Zustimmung des Metropoliten und seiner Suffragane geschehen ist; wenn du, wie ich hörte, öfter um deine Einwilligung gebeten wurdest; wenn der Papst seinen Willen kund gethan hat, indem er dem Erzbischofe von Rheims geschrieben; was bleibt dir zu thun übrig, als dich dem Willen Gottes, der sich in so vielen Zeichen offenbart, zu unterwerfen und nicht ferner zuzugeben, daß diese Kirche so viel durch Reisen und Ausgaben leide. Wenn du der Wissenschaft Heinrichs nicht trauest, so bedenke, daß Gott, der ihm schon so viel Gnade erwies, ihm deren noch mehr verleihen kann. Deshalb darfst du den Abschluß dieser Angelegenheit nicht länger aufschieben". Heinrich beklagte sich lebhaft, aber ganz freundschaftlich gegen Peter, daß er dazu beigetragen, ihn wieder in die Welt hinauszuschleudern.

104. Wie groß die allgemeine Verehrung und Liebe für den heiligen Bernard gegen das Ende seines Lebens war, kann man aus folgender Begebenheit schließen. Im Jahre 1152 unternahm Eskil, der Erzbischof von Lund, Primas der Kirche in Dänemark und Legat des hl. Stuhles in diesem Reiche, eigens eine Reise oder vielmehr eine Pilgerfahrt nach Clairvaux, um den hl. Abt zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten. Seine Freude war so groß, daß er häufige Thränen vergoß. Er wollte den Rest seines Lebens als einfacher Mönch bei ihm zubringen; aber der hl. Bernard widerrieth ihm dies, er glaubte, daß Eskil in Dänemark nützlicher und nothwendiger sei. Eskil wollte wenigstens ein Andenken von Clairvaux mitnehmen, nämlich ein geweihtes Brod; damit dieses sich besser hielte, ließ er es zweimal backen, aber der hl. Bernard mochte dies nicht weihen und bemerkte Eskil, daß diese Vorsicht einen schwachen Glauben verriethe. Er ließ sich dann ein gewöhnliches Brod bringen, weihte es und versicherte, daß es nicht verderben werde, was auch in der That sich bewahrheitete.

105. Der hl. Abt fühlte seine Schwäche von Tag zu Tag zunehmen; die Brüder meinten, er könne kaum noch den Winter oder den Anfang des

Jahres 1153 erleben; er aber versicherte, es würde noch bis zum nächsten Sommer dauern. Obgleich an das Bett gefesselt und in großen Schmerzen, unterließ er doch nicht, heiligen Betrachtungen obzuliegen, zu dictiren, zu beten und seine Brüder zu ermahnen. Er unterließ fast nie bis in die letzten Lebenstage, die hl. Messe zu lesen. In diesem Zustande schrieb er an seinen Oheim Andreas, der in Jerusalem Tempelritter und eine der hauptsächlichsten Stützen des Reiches war; dieser hatte ihm den Wunsch ausgesprochen, zu ihm zu kommen und ihn sehen zu dürfen.

„Deine Briefe, die ich kürzlich erhalten habe, trafen mich krank und zu Bette. Ich griff mit beiden Händen darnach und habe sie wieder und wieder gelesen. Wie sehr hätte ich mich erst gefreut, dich in Person zu sehen und zu sprechen! Du schreibst, daß du mich gerne sehen möchtest, und auch, wie sehr du für das Land fürchtest, das der Herr durch seine Gegenwart geehrt, und für die Stadt, welche er durch sein Blut geheiligt hat. Unsere unglücklichen Fürsten haben im Lande des Herrn nichts Gutes gethan, in dem ihrigen, in welches sie so eilig zurückkehrten, üben sie eine fast unglaubliche Bosheit aus, unempfindlich gegen die Unterdrückung Josephs. Mächtig um Uebles zu thun, wissen sie nichts Gutes auszuführen. Aber ich hoffe, Gott wird sein Volk nicht verwerfen und sein Erbtheil nicht verachten. Die Rechte des Herrn wird seine Macht verkünden und sein Arm ihn unterstützen, damit alle Welt erkenne, daß es besser ist, auf den Herrn zu hoffen, als sich auf Fürsten zu verlassen.

Du hast Recht, dich mit einer Ameise zu vergleichen. Sind wir am Ende alle etwas anderes als Ameisen, wir Kinder der Erde, Menschenkinder, für Unnützes und Eitles arbeitend? Welchen Nutzen hat der Mensch von seiner Arbeit unter der Sonne? Erheben wir uns denn über die Sonne selbst! Unsere Unterhaltung sei im Himmel! Gehen wir mit dem Geiste dahin voraus, wohin uns der Körper einst folgen wird. Dort, mein lieber Oheim, erwarten wir die Früchte und den Lohn für unsere Arbeit! Du dienest unter der Sonne, aber einem, der über der Sonne thront. Hier ist der Kampfplatz; dort oben werden wir gekrönt werden. Unser Kampfpreis ist nicht von der Erde, nicht hier unten, er ist weiter, an den Grenzen der Erde. Unter der Sonne ist äußerste Armuth, über ihr Ueberfluß, dort ist's, wo man in unsern Schooß ein volles, gerütteltes, überfließendes Maaß schütten wird!

Du möchtest mich sehen und bittest, ich möge dir dazu die Erlaubniß geben. Was soll ich sagen? Ich wünsche, daß du kommst, und fürchte es zugleich. So stehe ich von zwei Seiten bedrängt, und weiß nicht, wie ich mich entscheiden soll. Auf der einen Seite möchte ich deinem und meinem Wunsche willfahren, auf der andern fürchte ich deine Abwesenheit für das Land, dem sie, wenn ich dem Gerüchte glauben soll, große Gefahr bringen könnte. So groß also auch mein Verlangen ist, dich vor meinem Tode zu zu sehen, so wage ich dennoch nicht, dich darum zu bitten. Du weißt es selbst besser, ob du es ohne Nachtheil und Aergerniß thun kannst. Vielleicht wäre deine Reise hierher nicht unnütz, und Gott würde Manchem eingeben, dir bei der Rückreise zu folgen, um der Kirche Gottes zu Hülfe zu kommen; denn alle Welt kennt und liebt dich. Bei Gott ist es möglich, daß du mit dem Patriarchen Jakob sprechen könnest: „Allein habe ich den Jordan überschritten, und mit drei großen Heerden kehre ich zurück." Wenn du übrigens kommen kannst, so zögre nicht, damit du mich noch antreffest, denn ich bin wie ein Opfer bereit geschlachtet zu werden. Ich glaube nicht, daß ich noch lange auf Erden zu arbeiten habe. Ich wäre glücklich, wenn Gott mir vor meinem Scheiden noch den Trost gewährte, dich zu umarmen.

An die Königin habe ich in der Weise geschrieben, wie du wünschtest; ich freue mich über das Lob, das du ihr spendest. Grüße, ich bitte dich, deinen

Großmeister und die Templer, deine Brüder, auch die Hospitaliterritter; empfiehl mich in das Gebete der Mönche und der andern Religiosen, bei denen du Zutritt hast. Auch meinen alten Freund Gerard, der nun Bischof sein soll, grüße ich aus ganzem Herzen".

Dieser Gerard, ein früherer Ordensgenosse des hl. Bernard, war Bischof von Bethlehem oder Sidon, beide trugen denselben Namen. Die Königin, von der Rede ist, war die Königin Melisende, die Wittwe des Königs Fulco und Mutter des Königs Balduin III. Der hl. Bernard hatte ihr früher schon in hl. Freundschaft geschrieben, wie einer geistlichen Tochter; diesmal legte er ihr die Pflichten einer christlichen Wittwe und Königin an's Herz. Bis an's Ende seines Lebens umfing der hl. Bernard Alles mit seiner Liebe, das Abend- wie das Morgenland, Rom und Jerusalem, den Himmel und die Erde. Seine letzte Reise und seine letzten Wunder aber waren für Lothringen.

106. Das Volk der Stadt Metz, müde der unausgesetzten Belästigungen seitens der benachbarten Herren, zog in Menge gegen dieselben aus, wurde aber geschlagen, und etwa zwei tausend Mann wurden getödtet oder ertranken in der Mosel. Da gedachte die große Stadt, sich zu rächen; auch die Feinde, bereichert durch die Beute und ermuthigt durch den Sieg, wollten den Krieg fortführen, der bereits die ganze Provinz verheert hatte.

Hillin, Erzbischof von Trier und Metropolitan von Metz, glaubte, der hl. Bernard sei der Einzige, der diesem Uebel zu steuern vermöchte. Er ging nach Clairvaux, warf sich dem hl. Abte und allen Mönchen zu Füßen und bat inständig, dem bedrängten Volke zu Hülfe zu eilen. Durch besondere Zulassung der göttlichen Vorsehung befand sich der hl. Bernard, der bereits dem Tode nahe gewesen war, seit einigen Tagen ein wenig besser; er folgte dem Erzbischofe, und die streitenden Parteien hielten an den Ufern der Mosel eine Versammlung. Als der hl. Abt dort beide Theile zum Frieden mahnte, verweigerten ihn die Herren hartnäckig, erhoben sich wüthend und verließen den Platz, ohne sich zu verabschieden. Doch geschah dies nicht aus Verachtung, sondern vielmehr aus Ehrfurcht, da sie in seiner Gegenwart nicht widersprechen wollten.

Man dachte von beiden Seiten an nichts Anderes, als wieder zu den Waffen zu greifen, als der hl. Abt zu den ihn begleitenden Brüdern sagte: „Beunruhigt euch nicht, es wird Frieden werden, wenn auch nicht so leicht!" In der That, kaum war die Hälfte der Nacht vorüber, als Abgeordnete der Herren ankamen, die ihren Rückzug bereuten. Man versammelte sich auf's Neue und verhandelte während mehrerer Tage über die Friedensvorschläge. Die Schwierigkeiten waren bedeutend, man verzweifelte wiederholt an einer Einigung, indeß war dieser Verzug mehreren Kranken günstig, denen der Heilige die Gesundheit wiedergab, und diese Wunder wiederum trugen nicht wenig zu dem endlichen Friedensschluß bei, wenn sie ihn auch wegen der großen Zudringlichkeit der Menge hinausschoben. Um sich ihr etwas zu erwehren, flüchtete man sich auf eine kleine Insel mitten im Flusse, wo die Hervorragendsten beider Parteien ihre Berathungen zu Ende führten. Unter den vielen bei dieser Gelegenheit geheilten Kranken war eine Frau, die seit acht Jahren an heftigem Gliederzittern litt. Sie stellte sich dem Heiligen in dem Zeitpunkte vor, als Alles am Friedensschlusse verzweifelte. Bei dem Anblicke dieses Elendes waren die Anwesenden vom tiefsten Mitleide bewegt; sie sahen, wie das Zittern während des Gebetes mehr und mehr nachließ und endlich ganz aufhörte. Da wurden auch die Verhärtetsten so gerührt, daß sie an die Brust schlugen und in lautes Schreien ausbrachen, das wohl eine halbe Stunde währte. Die andringende Menschenmenge, die dem Heiligen wenigstens die Füße küssen wollte, nöthigte ihn, sich auf ein Schiff zu

flüchten und vom Lande abzustoßen, und als er alsdann die Herren zum Frieden ermahnte, sagten diese seufzend: „Es geziemt sich wohl, den zu hören, den Gott so liebt und so sichtbar erhört, so daß er vor unsern Augen so große Wunder wirkt". „Nicht für mich sondern für euch wirkt er sie", antwortete der hl. Bernard. Als er am nämlichen Tage nach Metz zurückkehrte, um dort den Bischof und das Volk zum Friedensschlusse zu bestimmen, heilte er eine gelähmte Frau, die man im Bette zu ihm brachte, so daß sie auf eigenen Füßen zurückkehren konnte. Endlich kam der Friede zu Stande, beide Parteien einigten sich.

107. Von Metz zurückkehrend heilte der Heilige in Gondreville bei Toul Angesichts einer ungeheuern zusammengeströmten Menge eine blinde Frau. Das ist das letzte Wunder, das in seiner Lebensbeschreibung angegeben wird. Zu Clairvaux angelangt fühlte der Heilige seine Kräfte nun mehr nnd mehr abnehmen, aber mit solchem Troste, wie ein Reisender, der im Hafen anlangt. Als er die außerordentliche Betrübniß seiner Brüder sah, tröstete er sie mit großer Zärtlichkeit und beschwor sie, die Regel treu zu halten und mit Eifer der Vollkommenheit nachzustreben, was er durch seine Gespräche und Beispiele immer hatte bewirken wollen.

Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er an Arnold, Abt von Bonneval, der in großer Sorge um seine Gesundheit ihm einige Erfrischungen gesandt hatte: „Ich habe die Zeichen deiner Liebe mit Liebe aber ohne Vergnügen empfangen. Denn was könnte wohl Vergnügen verursachen, wenn Alles Bitterkeit ist? Mein einziges Vergnügen besteht darin, gar keine Nahrung zu mir zu nehmen. Der Schlaf flieht mich, so daß es keine Unterbrechung für meine Schmerzen gibt. Mein Hauptübel besteht in großer Schwäche des Magens; ich muß ihn öfters bei Tag und bei Nacht durch etwas Flüssiges stärken, denn Festes verträgt er nicht, und das Wenige, das er annimmt, verursacht ihm noch viel Schmerz. Meine Füße und Beine sind wie die eines Wassersüchtigen geschwollen. Indeß, um Alles einem Freunde wie dir zu gestehen, und um nach dem innern Menschen zu reden, der Geist ist willig im schwachen Fleische. Bitte Gott, der nicht den Tod des Sünders will, daß er mich beim Ausgange aus dieser Welt bewahre, ohne daß er ihn verzögere; und in diesem letzten Momente, wo ich mich aller Verdienste baar finden werde, unterstütze mich mit deinen Gebeten, damit der Versucher keine Gewalt über mich habe. Ich schreibe dir selbst trotz meines Zustandes, damit du aus meiner Hand zugleich mein Herz erkennest. Indeß hätte ich dir lieber mündlich geantwortet" [1]).

Das war sein letzter Brief. Als die Annäherung seines Todes bekannt wurde, versammelten sich die Bischöfe der Umgegend und eine große Anzahl Aebte und Mönche in Clairvaux. Endlich schlug seine letzte Stunde um 9 Uhr Morgens den 20. August 1153. Sein Leib, mit den priesterlichen Gewändern bekleidet, wurde in die Kapelle der hl. Jungfrau getragen. Ein großer Zusammenlauf des Adels und Volkes fand statt, und das ganze Thal widerhallte von ihren Klagen. Aber die Frauen, die an der Klosterpforte zurückgehalten wurden, weinten am bitterlichsten, denn sie durften nicht einmal die Kirche betreten. Der hl. Leib blieb zwei Tage dort ausgesetzt, das Volk drängte sich in Menge herzu, um die Füße zu berühren, die Hände zu küssen, Brod, Gürtel, Geldstückchen und Anderes an ihn anzurühren. Am zweiten Tage wurde das Gedränge so arg, daß man weder vor den Mönchen noch auch vor den anwesenden Bischöfen mehr Ehrfurcht hatte, deshalb wurde am folgenden Tage das hl. Opfer vor der gewöhnlichen Stunde dargebracht und

---

1) S. Bern. Epist. 310.

der hl. Leib in einen steinernen Sarg gelegt. Auf die Brust legte man ihm, wie er es verlangt hatte, eine Schachtel mit Reliquien vom hl. Thaddäus, die man ihm im selben Jahre aus Jerusalem gebracht hatte. So wurde er vor dem Altare in der Kapelle der hl. Jungfrau begraben, zu der er immer eine zärtliche Andacht gehabt hatte. Der hl. Bernard starb in seinem drei und sechszigsten Jahre; vierzig waren seit seiner Profeß in Cisterz verflossen und acht und dreißig, seitdem er Abt in Clairvaux geworden. Er hatte zwei und siebendzig Klöster gegründet oder seinem Orden einverleibt, fünf und dreißig in Frankreich, elf in Spanien, sechs in den Niederlanden, fünf in England, ebenso viele in Irland und in Savoyen, vier in Italien, zwei in Deutschland, zwei in Schweden, eins in Ungarn, eins in Dänemark. Wenn man indeß die Gründungen der von Clairvaux abhängigen Abteien mitzählt, so gibt es deren mehr als hundert und sechszig. Die Trappisten sind Brüder oder Söhne des hl. Bernard. Die Kirche, welche er so geliebt und der er mit soviel Eifer gedient hat, ehrt ihn an seinem Todestage. Leo XII. hat ihn unter die Zahl der Kirchenlehrer erhoben.

Als der Erzbischof Eskil, Primas von Dänemark, den Tod des Heiligen hörte, den er so zärtlich geliebt hatte, verließ er sein Vaterland und seine Ehrenstellen und wurde Mönch in Clairvaux, um den Rest seines Lebens am Grabe des hl. Bernard zuzubringen. Ein König von Sardinien verzichtete zu Gunsten seines Sohnes auf den Thron und kam zu gleichem Zwecke nach Clairvaux. Der Süden und Norden, Osten und Westen vereinigten sich, um den zu lieben und zu verehren, der Gott und die Menschen so sehr geliebt und geehrt hatte.

Erklärung
der
Apokalypse des Johannes
von
Dr. Aug. Bisping,
ordentlichem Professor der Exegese an der Akademie zu Münster.
Mit Genehmigung des Bischöflichen General-Vikariats zu Münster.
(Des exegetischen Handbuches zum Neuen Testamente IX. [Schluß]-Band.
364 S. gr. 8°. 1876. Preis 4 ℳ. 50 ₰.

Das Buch Tobias.
Uebersetzt und erklärt
von
Dr. C. Gutberlet.
Mit oberhirtlicher Approbation.
363 S. 8°. 1877. Preis 5 ℳ.

Das einerseits schwierige, anderseits in dogmatischer und moralischer Hinsicht sehr wichtige Buch Tobias hat hiermit eine äußerst interessante Erklärung gefunden, die alle Freunde der Bibelwissenschaft mit Freuden begrüßen werden. Die Uebersetzung ist sehr gelungen, und nicht nur ist der Vulgatatext erklärt, sondern auch alle Abweichungen desselben von andern Texten zumal von dem des neu aufgefundenen Codex Sinaiticus sind vollständig ausgeglichen. Der speculative Geist des Verfassers hat sich besonders glänzend an der Erörterung der subtilen Fragen erwiesen, die sich an das Verhältniß der guten und abgefallenen Engel zu den Menschen knüpfen. Auch für praktische, homiletische und ascetische Verwendung bietet das Gutberlet'sche Buch viel Material.

Das hohe Lied
Neu untersucht übersetzt und erklärt
von
Dr. B. Schäfer,
außerordentlicher Professor der Exegese an der Akademie zu Münster.
Mit empfehlender Gutheißung des Bischöflichen General-Vikariats zu Münster.
276 S. gr. 8°. 1876. Preis 4 ℳ.

In der Approbation des bischöflichen Generalvikariats v. 31. Januar 1876 heißt es: „Wir empfehlen zugleich angelegentlich und zwar ganz besonders dem hochwürdigen Clerus das Studium dieses trefflichen Buches, welches unverkennbar das Ergebniß langandauernden Fleißes und hingebendster Forschung und zugleich von echt kirchlichem Geiste durchweht ist."

Der „Katholik" März 1876 gibt ein Referat über Schäfers' Buch in vollen 16 Seiten. Wir entnehmen daraus folgende Stellen: „Neu ist am vorliegenden Commentar die planmäßige Vertheilung der Acte der göttlichen Liebe auf die einzelnen Theile des Liedes, wonach der 1. Theil die Sehnsucht des jüdischen Volkes nach der Ankunft des Erlösers, der 2. das Erlösungswerk Christi, der 3. die subjective Erlösung des Menschen durch die Kirche darstellen soll, während der Schlußact uns das Weltgericht vorführt. Wir sind der Ansicht, daß ihm der Nachweis in überraschender Weise gelungen ist und glauben, daß dieser neueste Commentar außer einer gediegenen Erklärung des Einzelnen auch recht bedeutungsvolle Fingerzeige für eine einheitliche Erklärung des hohen Liedes bietet, und nehmen keinen Anstand, das Buch als einen sehr verdienstlichen Beitrag zur katholischen Schrifterklärung zu bezeichnen, da er den heutigen kritischen Anforderungen entspricht, anderseits das tiefere auf kirchlicher Ueberlieferung beruhende Verständniß nicht aus dem Auge läßt und ernstlich bemüht ist, dasselbe noch weiter zu fördern."

Im Verlage der Theissing'schen Buchhandlung zu Münster sind ferner erschienen:

Der heilige Liudger, erster Bischof von Münster, Apostel der Friesen und Sachsen. Von **Augustin Hüsing**, Vikar. Nebst 2 Tafeln Abbildungen. 1878. 8°. XVI. u. 200 S. Pr. 3 M.

Der Verfasser hat diese Arbeit unternommen, von dem Wunsche beseelt, die Gläubigen der Diöcese Münster möchten zur Kräftigung ihrer Liebe und Verehrung das erhabene und erhebende Leben jenes Mannes recht kennen lernen, dem sie das Licht des wahren Glaubens verdanken. Er hat sich aufrichtig bemüht, auf Grund der historischen Quellen und Forschungen das Lebensbild des Heiligen treu und wahr zu zeichnen. Hinzugefügt wurden eine kurzgefaßte Geschichte der Verehrung desselben, sowie auch die von dem Heiligen selbst verfaßte Lebensbeschreibung seines Lehrers, des hl. Gregor von Utrecht.

Der heilige Cyprian. Sein Leben und seine Lehre dargestellt von Lic. Bernhard Fechtrup, Docent an der Academie zu Münster. I. Cyprians Leben. 1878. 8°. VIII u. 264 S. Preis 5 M.

In einer längeren Recension schreiben die ‚Stimmen aus Maria-Laach' u. A. „Der Verfasser zeigt im vorliegenden Bande unverkennbares kritisches Talent, Belesenheit und ernstes Streben nach historischer Objectivität und erschöpfender Durchdringung seines Gegenstandes; . . . . "

Im Münsterischen ‚Pastoral-Blatt' heißt es: „Eine streng wissenschaftliche mit genauer Kenntniß der Quellen und der einschlägigen Literatur gearbeitete Lebensbeschreibung dieses großen Kirchenvaters. Wir sehen mit Spannung dem zweiten die Lehre Cyprians behandelnden Theile entgegen."

Das Leben unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi nach dem Italienischen des G. Checcacci mit Erlaubniß des Verfassers deutsch bearbeitet von W. von Hilmsen. 104 S. 12°. 1878. geh. 75 Pfg.

Der hochwürdigste Bischof Eugenius von Florenz äußert sich über dieses Büchlein in einer Zuschrift an den Verfasser v. 25. Februar 1877 wie folgt:

„Vielen Christen ist Jesus Christus gar nicht oder doch nur sehr wenig bekannt. Doch Er allein ist der Weg, die Wahrheit, das Leben und außer Ihm ist kein Heil für die Menschheit. Diese mit Jesum Christum bekannt zu machen ist daher ein verdienstliches Werk und eine große Wohlthat. Euer Wohlgeboren haben sich dieser Arbeit unterzogen, indem Sie ein kurzgefaßtes Leben Jesu Christi herausgeben. In leichter angenehmer Darstellung erzählen Sie das bewunderungswürdige Leben des Gottmenschen auf Erden und berichten in schöner Einfachheit seine erhabenen Lehren. Ich wünsche Ihnen Glück zu dieser Arbeit, welche ich für die christlichen Familien im höchsten Grade für nützlich erachte und gern bezeuge ich meine Billigung, sowohl was den Zweck als was die Ausführung betrifft."

Sang und Sage. Gedichte von Dr. **W. Reuter.** 1878. 12°. VIII u. 252 S. — Preis broschirt 3 M., in feinem Einbande mit Goldschnitt 4 M.

Der bekannte Literarhistoriker bietet in dieser hübsch ausgestatteten Gedichtsammlung in mannigfaltigem Wechsel Selbstempfundenes und Selbsterlebtes, und zwar in reiner tadelloser Form. Der 1. Theil bringt „Lieder und Meditationen", der 2. „Legenden und Sagen", der 3. „Uebertragenes". Die Kritik hat sich sofort nach Erscheinen des Buches sehr günstig über dasselbe ausgesprochen. Sein Inhalt ist edel und sittenrein, seine Darstellung formvollendet; es darf ohne Bedenken jedem in die Hände gegeben werden. Ganz besonders aber eignet es sich für den Weihnachtstisch und auch sonst als Geschenk.

Stürmische Tage. Westfälische Geschichten von Hubert Schumacher. 1877. 300 S. 8°. Preis 2 M. 25 Pfg.

Der Verfasser schildert in sechs spannend geschriebenen Erzählungen Personen und Zustände seiner engeren Heimath, und zwar aus den verschiedensten Zeiten: aus dem dreißigjährigen Kriege, aus der Zeit der Franzosenherrschaft, sowie aus der neueren Zeit.

Ueberaus günstig recensirt in der ‚Köln. Vlksztg', ‚Augsb. Postztg', ‚Essener Volkszt g', ‚Düsseldorfer Volksbl.', ‚Dürener Ztg', ‚Münster. Pastoralblatt', ‚Salzburger Kirchenbl.' u. s. w.

Die ‚Köln. Vlkszt g' schreibt: „Das sind wirklich heimatbliche Geschichten. Es weht in ihnen die alte sächsische Kraft, die selbst vor einer Gewaltthat nicht zurückschreckt, die aber auch die Treue hält in Noth und Tod. Und auf demselben Boden sprießt und gedeiht zu schönster Blüthe reine, starke, treue Liebe. In ihrer großartigen Einfachheit und Wahrheit üben diese „westfälischen Geschichten" einen überwältigenden Eindruck, welchem der Leser sich um so lieber hingibt, weil die Darstellung in stiller, klarer Feinheit fast ohne einen Schatten von Unebenheit hinfließt."

‚Essener Volksztg.': „Solche frisch und warm geschriebene Erzählungen sind eine schöne Bereicherung der katholischen Belletristik, sie werden uns stets willkommen sein und, wie sie aus tieffühlendem Herzen kommen, auch veredelnd und sittlichend zum Herzen dringen."

‚Das Echo der Gegenwart': „Die geschmackvolle Anlage zeigt das verständige Urtheil des Verfassers, die schöne Sprache und die wohlgelungene Schilderung lassen eine geübte Feder erkennen . . . Wegen seines durchaus sittenreinen Inhalts kann das Buch auch der Jugend in die Hand gegeben werden. Möge der Verfasser durch diesen glücklichen Erfolg zu weiteren Arbeiten ermuthigt werden!"

Flavia. Scenen des christlichen Lebens aus dem vierten Jahrhundert. Von Abbé A. Hurel. Autorisirte Uebersetzung von **M. Sierp.** 384 S. 8°. 1877. Preis 2 M. 50 Pfg.

Der Verfasser gibt uns in Form eines Romans ein Bild jener so tief bewegten Zeit, die sich vom Conzil von Nicäa bis zum Untergange Roms erstreckt. Indem er Roman und Geschichte mit einander verwebt, schildert er uns in ergreifenden Zügen und nach den geschichtlichen Quellen das christliche Leben im vierten Jahrhundert.

Rohrbacher, René François / Neteler, Bernhard / Hülskamp, Franz

Abbé Rohrbacher's Universalgeschichte der katholischen Kirche

Bd.: 16

Münster 1879